

Concordia Seminary - Saint Louis

Scholarly Resources from Concordia Seminary

Lehre und Wehre

Print Publications

1-1-1896

Lehre und Wehre Volume 42

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, ir_csf@csl.edu

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 42" (1896). *Lehre und Wehre*. 42. <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/42>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact seitzw@csl.edu.

Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigirt vom

Lehrer-Collegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrthum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jegund viele Leute, die wohl weiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wolfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wolfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen.“

Zweiundvierzigster Band.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1896.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

Period. 1040
 v. 42-43
 1896-97

ANDOVER-HARVARD
 THEOLOGICAL LIBRARY
 CAMBRIDGE, MASS.

Inhalt.

Januar.

	Seite
Vorwort	1
Die Bedeutung der Auferstehung Jesu Christi.....	6
Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.....	22
Literatur.....	28
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	29

Februar.

Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.....	38
Zur Lehre vom Gewissen.....	43
Die Bedeutung der Auferstehung Jesu Christi.....	51
Literatur.....	60
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	61

März.

Franks Theologie.....	65
Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.....	76
Die Bedeutung der Auferstehung Jesu Christi.....	82
Bermischtes.....	89
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	93

April.

Franks Theologie.....	97
Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.....	107
Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.....	120
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	126

Mai.

Franks Theologie.....	129
Der Hauptgottesdienst der evang.-lutherischen Kirche.....	139
Nachricht über den Fortgang der Arbeit an unserer St. Louiser Lutherausgabe.....	144
Bermischtes.....	149
Literatur.....	152
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	152

Juni.

Franks Theologie.....	161
Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.....	170
Bermischtes.....	182
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	183

Juli und August.

	Seite
Sind politische Pastoren ein Unding?.....	198
Franks Theologie.....	201
Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.....	212
Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.....	226
Vermischtes.....	239
Literatur.....	242
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	245

September.

Sind politische Pastoren ein Unding?.....	257
Franks Theologie.....	262
Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.....	272
Vermischtes.....	278
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	281

October.

Die falsche Haltung der heutigen evangelischen Christenheit Rom gegenüber	289
Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.....	297
Vermischtes.....	307
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	311

November.

Ein Wort der Warnung vor Ueberschätzung der Alterthumsforschung.....	321
Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.....	329
Vermischtes.....	340
Literatur.....	344
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	345

December.

Lourdes. Ein Beitrag zur Charakteristik der heutigen Pabstkirche.....	353
Ueber Luthers Stellung zur Schrift.....	360
Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.....	365
Dreißig theologische Aphorismen.....	376
Vermischtes.....	377
Literatur.....	378
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	379

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

Januar 1896.

No. 1.

Vorwort.

Der höchste und letzte Zweck der Theologie ist die Ehre Gottes. Mit Rücksicht auf diese ist auch die Seligkeit der Menschen, die ja nach Eph. 1, 5. 6. 11. 12. 14. zu Lob seiner Herrlichkeit, insonderheit der Herrlichkeit seiner Gnade reichen soll, als finis intermedius zu achten. In dem Maße, in welchem die Theologie zu Gottes Ehren dient, erfüllt sie ihren letzten und höchsten Zweck.

Ehre aber ist die Anerkennung dessen, was einer ist. Einen Dichter ehrt man als solchen nicht, indem man ihn zum Doctor juris utriusque macht, und ein Rechtsgelehrter oder Geschichtschreiber, dem nie ein Vers gelungen wäre, könnte es wohl als Hohn auffassen, wenn man ihn zum Poeta Laureatus krönte. Gott in seinem Wesen, seinem Willen, seinen Werken, seinem Wort anerkennen, ihn bei uns und andern als das gelten lassen, was er ist, seinen Willen als von ihm gesetzt, sein Werk als von ihm gewirkt, sein Wort als von ihm geredet anerkennen und gelten lassen, heißt ihn ehren. Nicht heißt Gott ehren, ihn das sein lassen, wozu wir ihn machen. Wer sich Gott selbst zurecht macht, sei es auch in vermeintlich hohen Gedanken und tiefen Speculationen, der ehrt ihn nicht, sondern setzt ihn an seinem Theil ab, stößt ihn, so viel an ihm ist, von seinem Ehrenthron, macht sich so wirklich und wahrhaftig an Gottes Statt einen Götzen, wie der milde Heide, der sich den seinen aus Holz und Stein haut, und setzt das Wort des Herrn aus den Augen: „Ich will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen.“ Ein Theologe, der in seiner Theologie, in seiner Lehre von Gott, den drei Personen im göttlichen Wesen, in seiner Lehre von Gottes Rathschlüssen und deren göttlicher Ausföhrung, von Gottes Wort nach Inhalt und Form, überhaupt von göttlichen Dingen etwas Anderes hält und sagt und setzt, verfehlt, sofern er solches thut, den Zweck der Theologie, ehrt nicht Gott, sondern treibt Abgötterei, — und ob er Tempel baute bis in die Wolken, von seinen Speculationen Bibliotheken vollschriebe, einer solchen Theologie zehnfacher Doctor wäre — so gewiß der Theologie höchster Endzweck die Ehre Gottes ist.

Dieser Endzweck ist ja der Theologie nicht ausschließlich eigen. Wie von Gott, so sind auch zu ihm alle Dinge geschaffen, Col. 1, 16., und alles, was Dasein hat, sei es groß oder gering, hat zu seines Daseins Zweck die Ehre seines Schöpfers. So werden denn auch alle seine Werke aufgefodert, den Herrn zu loben, Ps. 103, 22., Ps. 148, 1—10., wie denn die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündiget seiner Hände Werk und Gottes ewige Macht und Göttlichkeit erkannt wird aus den Werken der Schöpfung, Ps. 19, 2. und Röm. 1, 20. Aber Gott will nicht nur, daß Himmel und Erde sein Lob verkündigen sollen, sondern er hat auch selbst bestimmt, wie er von jeder Creatur geehrt sein will. Ihn loben Sonne, Mond und Sterne, die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, ein jegliches in seiner ihm von Gott bestimmten Art und Weise, indem sie das sind, was sie nach Gottes Willen und Wirken sein sollen, und den näheren Zwecken dienen, die ihnen Gott als Zwischenzwecke geordnet und gesetzt hat, und die unvernünftige Creatur entspricht ihrem Zweck, trotzdem, daß auch sie unterworfen ist der Eitelkeit ohne ihren Willen, mit solcher Zuverlässigkeit, daß Gott selbst die Menschen aller Zeiten und in allen Landen zu den Ameisen in ihrer Emsigkeit, zu den Vögeln unter dem Himmel und zu den Lilien auf dem Felde in die Schule weist und weiß, daß sie den Dienst ihm nicht versagen werden. Zu uns aber spricht derselbe Gott: „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ Und welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen. So viel die vernünftige Creatur höher geartet ist als die unvernünftige, in so viel höherem Grade und Maße ist sie dazu bestimmt, Gottes Ehre zu erhöhen. So ist denn auch das Gloria in Excelsis der himmlischen Heerschaaren ein vieltausendmal herrlicheres Gotteslob, als der Lobgesang des Firmaments und aller Lilienherrlichkeit. Und doch, wenn ein Salomo mit Schmuck und Kleiderpracht, anstatt mit Salomonis Weisheit, seinen höchsten Daseinszweck erfüllen wollte, so thäten es ihm die Blumen auf dem Felde zuvor. Ja, auch wir Menschen entsprechen unserm höchsten Zweck in dem Maße, in welchem wir gerade das sind, was wir nach Gottes Willen sein sollen, und das thun oder lassen, was wir nach Gottes Willen thun oder lassen sollen. Das gilt von Männern und Frauen, von Kindern und Alten, von Herren und Dienern, von Lehrern und Schülern; das gilt auch von den Theologen. Ihrer keiner soll auf selbsterwählten Wegen, mit selbsterfundenen Mitteln die Ehre Gottes erhöhen wollen, wo ihm Gott die Wege gewiesen, die Mittel an die Hand gegeben hat; und wo einer meint, er müsse mit neuen Maßregeln zu Hilfe kommen oder das Beste thun, weil Gottes Mittel und Wege nicht in erwünschter Weise oder gebühlichem Maße zum Ziel führten, der ist so weit entfernt, seinem Zweck in höherem Maße zu entsprechen, daß er vielmehr, demselben untreu geworden, verdient, vom Amte gesetzt zu werden, wie der ungerechte Haushalter im Evangelium, abgesehen davon, daß die Zuflucht zu selbsterwählten Mitteln und Maßregeln gemeinlich schon darin ihren

Grund hat, daß man auch etwas sein will und auf eigene Ehre bedacht ist. Daß es, wo man, auf eigene Ehre bedacht und um sich selber einen Namen zu machen, theologische Thürme in schwindelnde Höhen baut, den Bauleuten auch dem eigenen Interesse nach übel geräth und es bald gar babylonisch hergeht, bis sie in unheimlicher Sprachverwirrung einander anschreien und keiner des Andern und mancher kaum seinen eigenen Jargon mehr versteht, ist ja längst nicht mehr unerhört.

Wie auch im Bau der Kirche nur wo und nur so weit man nach Gottes Plan und Maß und Richtschnur baut, Gottes Ehre nach Gottes Willen erhöht wird, hingegen wo und sofern man nach eigenen Gedanken construirt, man nur destruirt, Gottes Ehre Abbruch und sich selber Schaden thut, dafür haben wir ein Beispiel in der Geschichte der Reformation. „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre!“ sollte der Grundton der Stimme des verheißenen Engels mit dem ewigen Evangelium sein; zu Gottes Ehren sollte das Werk gereichen, das ihm beschieden war. Zu dem Ende mußte es aber so ausgerichtet werden, wie es Gott versehen hatte, nicht durch Heer und Harnisch, wie Hutten und Sickingen meinten und wünschten; nicht durch Schwarmgeisterei und Bilderstürmerei, wie Carlstadt und die himmlischen Propheten wollten; nicht durch humanistische Schöngesterei feiner und grober Art, wie in Erasmus' Lob der Dummheit und den Briefen der Dunkelmänner; nicht durch eine Theologie, in der Frau Hulda, die kluge Bernunft, neben und über dem Schriftwort thronte, wie bei Zwingli und den Seinen: sondern durch das Wort, das „unser Herr und Meister Christus spricht“, durch die einfältige, lautere Lehre des Evangeliums von der „Herrlichkeit und Gnade Gottes“, das Wort, welches Luther predigte in Rede und Schrift und durch das allein er wirken wollte und Gott wirken ließ, was zu wirken war. Und während Erasmus und Carlstadt und Münzer und Zwingli und Hutten und Sickingen und die sengenden und brennenden Bauern, sofern sie als selbstgemachte Reformatoren mit selbstersonnenen Mitteln und Maßregeln und nicht nach Gottes Sinn und Rath zu Felde zogen, nicht nur selbst zu Schande und Schaden kamen, sondern auch der Ehre Gottes Abbruch thaten, ist durch Luther, den Reformator nach dem Herzen Gottes, dem Widerwärtigen, der geflissentlich Gott seine Ehre raubt, die unheilbare Wunde geschlagen und hingegen eine Theologie und Kirche wieder aufgerichtet worden, die auf allen ihren Kriegs- und Siegespanieren das Soli Deo Gloria durch die Lande und Zeiten trägt.

Daß der Theologe als solcher in eminentem Sinne berufen ist, zu Gottes Ehre zu leben und zu wirken, wird kein Verständiger bestreiten. Ebenso gilt aber auch von dem Theologen in eminentem Sinne, daß er als Theologe seinen höchsten Zweck nur in dem Maße erfüllen wird, in welchem er in Wahrheit Theologe ist und eines Theologen Werke treibt, und was ein Theologe und eines Theologen Werk zu Gottes Ehren ist, das hat der Theologe so wenig wie der Sperling auf dem Dache seine Sperlingnatur

aus der Tiefe seines Bewußtseins zu construiren, das hat vielmehr Gott, dessen Ehre er suchen soll, selbst bestimmt und festgesetzt. Wer anders Theologe sein und Theologie treiben will, der verfehlt seinen ihm verordneten Zweck so gewiß und viel gründlicher als der Vogel unter dem Himmel, wenn er säen und ernten, oder die Lilie auf dem Felde, wenn sie spinnen wollte. Seinen Zweck als Theologe verfehlt, wer an die Stelle der Theologie ein wissenschaftliches System, ein aus einem Princip zur Vollständigkeit und Einheitlichkeit seines Inhalts entwickeltes Lehrgebäude, eine sich selbst zum Zweck erhebende Wissenschaft setzt. Die Theologie ist eben nicht ein Product oder Resultat systematischer Entwicklung aus einem Princip, sondern, concreter gefaßt, die von Gott gewirkte Tüchtigkeit, die göttliche Wahrheit zu erkennen, zu lehren und zu vertheidigen, oder, abstract und als Lehrganzes gefaßt, die Gesamtheit der fertig und vollständig im Schriftwort niedergelegten und in allen ihren Theilen aus der Schrift geschöpften und zusammengetragenen göttlichen Wahrheiten, die durchaus keiner Entwicklung und Ausbildung durch Menschen benöthigt oder fähig sind. Nur wer vermöge einer solchen Theologie Theologe ist, gibt Gott die Ehre, die er in Absicht auf die Theologie haben will, daß er, und er allein, der Lehrmeister ist, der in alle Wahrheit leitet. Nur der Theologe, welcher ganz und voll anerkennt, daß niemand weiß, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes, und der von der verborgenen und heimlichen Weisheit Gottes nur so viel weiß und redet, wie Gott geoffenbart hat, und der sich bescheidet, stückweise zu wissen und stückweise zu weisagen, weil Gott ihm nur stückweise Wissen und Weisagen ermöglicht hat, gibt Gott als Theologe die Ehre, die ihm gebührt. Ja, wie der rechte Theologe mit dem, was er sagt und setzt, Gott allein die Ehre gibt und spricht: „Der Herr hat's gesagt“, so zeichnet er auch in die gottgewollten Lücken seiner Theologie ein Soli Deo Gloria ein mit dem Bekenntniß, daß er hier nichts weiß, weil ihm Gott nichts gesagt hat. Eine Theologie hingegen, die sich in Selbstüberhebung neben und über Gott schwingt und aus ihrem Eigenen die Lücken ausfüllt, reiht die Ehre Gottes an sich, die Gott allein gebührt, und thut einen tiefen Fall, wie Eva fiel, da sie sein wollte wie Gott und von dem Baum der Erkenntniß aß, da Gott gesagt hatte: „Ihr sollt nicht davon essen.“

Daß eine so zu Fall gekommene Theologie mit ihren Speculationen den Zweck der gesunden Theologie nicht erfüllt, sondern der Ehre Gottes Abbruch thut, erhellt auch, wenn man auf das Material achtet, mit welchem sie auch in offenbarem Widerspruch gegen das, was Gott geredet hat, die Tiefen der göttlichen Geheimnisse auszufüllen sucht. Da construirt eine subordinatianische Theologie in das Geheimniß von der heiligen Dreieinigkeit einen Logos, der nicht wahrer, weil nicht in höchstem Sinne Gott ist; eine kenotische Theologie in das Geheimniß von der Person Christi eine Gottheit Jesu, die nicht mehr göttlichen Wesens, weil nicht mehr göttlicher Eigenschaften ist; eine calvinistische Theologie in das Geheimniß von der

Erwählung eine Wahl, die nicht mehr Gnadenwahl und nur Gnadenwahl, nicht eine Wahl in Christo ist; eine synergistische Theologie in das Geheimniß von der Bekehrung eine Bekehrung, die nicht mehr ein purlauteres Wunderwerk Gottes, eine Auferweckung von dem geistlichen Tode ist; eine hylozoistische oder pantheistische oder materialistische Theologie in das Welt-räthsel eine Gottheit, die nicht Gott, weil nicht persönlich ist; eine kritische Theologie in das Mysterium der Offenbarung ein Wort Gottes, das nicht Gottes Wort und Wahrheit ist; eine speculative Theodicee in das Geheimniß der Vorsehung eine Gottheit ohne göttliches Walten, unverträglich mit der göttlichen Gerechtigkeit. So schlägt das ultra Scripturam sapere auf seinen selbsterwählten Pfaden auch als contra Scripturam sapere zu Gottes Unehren aus, erfüllt die Theologie, die als Dienerin nach der ihr von Gott erteilten Instruction wirken sollte, was Gott durch sie gewirkt haben will, wo sie sich selber neue, der göttlichen Instruction zuwider laufende Weisungen und Regeln setzt und so sich eigenmächtig zur Herrin macht, nicht nur nicht die herrliche Aufgabe, die ihr gestellt ist, erschallt, wo sie vernehmbar wird, nicht nur nicht als aus einem Gott geweihten Heiligthum ein Gloria in Excelsis Deo, sondern schlägt ihre Rede in das Gegentheil um und richtet sie Tempel auf, da nach einem neuen Evangelium Gott herabgesetzt und die Creatur auf einen usurpirten Thron erhoben wird. Wahrlich, wenn eine solche Theologie, welche redet, wo Gott will, daß sie schweigen soll, die Gottes Wort meistert und Lügen straft, den Sohn Gottes zum Abgott macht, der Welt den Heiland nimmt, Gott sein Gnadenscepter aus der Hand reißt, des Menschen Seligkeit in seine eigene Hand legt, wenn eine Theologie, sofern sie derlei Früchte trägt, dem höchsten Zweck der Theologie entspricht, dann ist der Teufel der größte Theologe, seit er im Paradiese sprach: „Ja, sollte Gott gesagt haben?“ und in der Wüste zum Sohn Gottes: „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Sollte uns, wenn wir bedenken, wozu wir leben und sind, wohl gelüsten nach einer Theologie, die des Teufels in der Hölle würdig ist?

Rein, es bleibt dabei, was der Psalmist sagt Ps. 48, 11.: „Herr, wie dein Name, so ist auch dein Ruhm bis an der Welt Ende.“ Gottes Name aber ist die Kundgebung dessen, was Gott ist, besonders, was er uns Menschen, insonderheit seinen Gläubigen sein will und als was wir ihn kennen und anerkennen sollen. So wie sich Gott uns geoffenbart hat, so will er auch von uns gerühmt sein; wer ihn so ehrt, der ehrt ihn würdig. Wer ihn nicht so ehrt, dessen Ehrerweisung ist eitel, wie der Herr spricht: *Ματθ. αἰβιωταί με, vergeblich verehren sie mich, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind.* Matth. 15, 9. Marc. 7, 7. Alle theologische Gelehrsamkeit, welche in Theorie oder Praxis von der Schrift als dem Buche der göttlichen Offenbarung abführt, ist in eben dem Maße eitel und trägt den Namen der Theologie mit Unrecht, und ihr Mühen und Arbeiten ist umsonst, selbst da und gerade da, wo sie so recht beflissen

scheint, Gottes Ehre zu wahren und zu retten, wie solches dem Subordinatismus und der Kenose, dem Calvinismus und Synergismus und der modernen Kritik und der ganzen *ψευδωρομυς γυνωσις*, die sich als Theologie aufspielt, bekanntermaßen eigen ist. Daß eine solche Theologie auch in anderm Sinne eitel ist, sich in ihrem Prunk und Aufpuß, besonders in dem Pfauenrade der sogenannten Wissenschaftlichkeit gar wohl gefällt und auf eine schlichte einfältige Schrifttheologie mit Nasenrümpfen und herabgezogenen Mundwinkeln vornehm herniedererschaut, ist leicht verständlich. Sie muß doch jemand ehren, und da sie Gott nicht ehrt, wie wird sie seine Magd, die Theologie nach seinem Herzen, ehren wollen? So wird sie denn ja wohl sich selber ehren und die, welche ihr Tempel bauen. Gott gebe nur, daß wir uns von solcher Eitelkeit nie imponiren lassen, sondern schlicht und einfältig, wie durch Gottes Gnade bisher, beharrlich bei seiner Wahrheit bleiben und diese unsere Theologie sein lassen; dann werden wir auch in Zukunft, soweit uns Gott Gnade gibt, dazu beitragen, daß das erreicht werde, wozu Gott die Theologie gegeben hat, das Lob seiner Herrlichkeit, insonderheit seiner herrlichen Gnade, durch welche er uns hat angenehm gemacht in dem Geliebten, durch welche wir auch zum Erbtheil kommen sind, die wir zuvor verordnet sind nach dem Vorfaß deß, der alle Dinge wirket nach dem Rath seines Willens, auf daß wir etwas seien zu Lob seiner Herrlichkeit.

A. G.

 (Eingefandt.)

Die Bedeutung der Auferstehung Jesu Christi.

„Wie zuvor von dem Leiden und Sterben und andern Artikeln von Christo gesagt ist, daß zweierlei Betrachtung derselben ist, also ist auch von der Auferstehung des HErrn zweierlei zu wissen und zu fassen. Erstlich die Historie, so da anzeigt, wie die Geschichte ergangen mit allerlei Umständen, wie er sich durch mancherlei Erzeigung lebendig offenbart; daß man derselben gewisse Urkunde und Zeugniß habe zum Grund und Stärkung unserß Glaubens. . . . Das andere Stück, so das vornehmste und nöthigste ist, und um welches willen die Historie auch geschehen und gepredigt wird, ist von der Kraft und Nuß und Trost der frühlichen Auferstehung des HErrn, und wie man derselben durch den Glauben brauchen soll“, so schreibt einmal Luther in einer Osterpredigt.¹⁾ Von der „Historie“ der Auferstehung, wie „man derselben gewisse Urkunde und Zeugniß habe“, ist im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift die Rede gewesen (S. 33 ff.), es bleibt uns daher jetzt noch übrig, „von der Kraft und Nuß und Trost der frühlichen Auferstehung des HErrn“, oder von der Bedeutung derselben für unsern Glau-

1) Et. L. Bd. XI, Col. 632.

ben und unser Leben zu handeln. Und es ist allerdings der Artikel von der Auferstehung Christi ein sehr wichtiger Artikel. Die Auferstehung Christi hat eine ganz eminente Bedeutung für unser ganzes Christenthum. Das ganze Christenthum steht und fällt mit dieser Thatsache, daß Jesus Christus auferstanden und zwar leiblich auferstanden ist.

Freilich auf Seiten der Gegner leugnet man gern diese große Wichtigkeit der Auferstehung Christi. Gerade auch in neuester Zeit hat die liberale Theologie in dem Streit um das Apostolicum die Bedeutung dieser Thatsache für unsern Glauben verneint. Nicht darauf komme es an, ob Jesus leiblich auferstanden sei oder nicht, sondern nur darauf, daß er lebe, geistig fortlebe und mit seinem Geiste wirke, lebe in seinem Werke, in seiner Gemeinde. „Für die Jünger Jesu, die die Rolle, welche Jesus von Nazareth spielte, nicht in dem Maße erkannten hatten, wie wir sie erkennen, mochte es der äußeren Zeichen bedürfen, um sie von der Ueberwindung des Todes und von der Versöhnung zwischen Gott und Mensch durch Christum zu überzeugen; für uns, die das Fortleben des persönlichen Geistes Christi ohne Weiteres aus seiner menschlichen Vollkommenheit folgern und für gewiß annehmen, haben jene Zeichen jeden Werth und jede Bedeutung verloren, für uns ist es höchst gleichgültig, ob die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi, wie sie die Apostel berichten, auf wirklichen Ereignissen, oder auf Phantasiegebilden der Jünger Jesu oder wohl gar auf absichtlich herbeigeführter Täuschung beruhen. Das alles darf uns heute nicht mehr berühren, denn daß Jesus Christus lebt, ist für uns gewiß, nicht etwa weil die Jünger uns von seiner Auferstehung erzählen, sondern weil es nach der Auffassung, die wir von der Person Jesu Christi und von seiner Mission haben, gar nicht anders sein kann.“¹⁾ — Wenn man eben, wie die Nitschlianer, Jesum für einen bloßen Menschen hält, dem die Gemeinde wohl das Prädicat der Gottheit gibt, weil er für uns das Bild des unsichtbaren Gottes ist, der aber keineswegs wesentlich und von Natur Gott ist, dann ist es allerdings einerlei, ob Christus auferstanden ist oder nicht, dann ist es aber auch ziemlich gleichgültig, ob Jesus überhaupt gelebt hat oder nicht, denn dann fällt das ganze biblische Christenthum dahin. Unser ganzer christlicher Glaube ruht auf Jesu Christo, der da ist „wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren“. Die christliche Religion ist so recht eigentlich die Religion der Thatsachen, der großen Heilsthaten Gottes, in Christo Jesu für die verlorene Sünderwelt geschehen. Die traurige Thatsache der Sünde, das Verlorensein aller Menschen in Tod und Verdammniß, und die selige Thatsache der aus seiner Gnade geschehenen vollkommenen Erlösung der ganzen Welt, das sind die beiden Angelpunkte, um welche sich alles dreht. Und unsere Erlösung steht ganz und gar auf

2) „Die neue Kirche“ I. 1. S. 13.

der Person und dem Werke des Gottmenschen. Seine Person und sein Werk, was er für uns gethan und gelitten hat, steht im Mittelpunkt des ganzen Christenthums. Er ist der von Gott erwählte, köstliche Stein, den einst die Bauleute verworfen haben, der aber durch Gottes Gnadenwalten zum Eckstein geworden ist, auf dem die ganze Kirche steht, auf dem die ganze Gemeinde sich erbaut zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Nimmt man die Person und das Werk dieses Gottmenschen hinweg, dann bleibt vom Christenthum nichts übrig. Und wie Christi Person und Werk im Mittelpunkt des ganzen Christenthums steht, so ist nun wiederum für Christi Person und Werk seine Auferstehung von entscheidender Bedeutung. Gerade bei seiner Auferstehung muß es sich im letzten Grunde entscheiden, ob Christus wirklich Gottes Sohn und unser Heiland und Erlöser ist. So steht und fällt mit Christi Auferstehung unser ganzer Glaube und unsere ganze Hoffnung. Tiefere blickende Gegner haben daher auch die Bedeutung der Auferstehung Christi, die Wichtigkeit des Kampfes um dieselbe gar wohl erkannt und ausgesprochen. So sagt z. B. der bekannte Strauß: „Die Auferstehung Jesu bildet den Mittelpunkt des Mittelpunktes, das eigentliche Herz des bisherigen Christenthums, und deshalb haben von jeher auf sie vor allen die schärfsten Geschosse der Gegner gezielt.“¹⁾ „Hier stehen wir an der entscheidenden Stelle, wo wir entweder alles Bisherige zurücknehmen und unser ganzes Unternehmen aufgeben, oder uns anheischig machen müssen, die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung Jesu ohne ein entsprechendes wunderbares Factum zum Verständniß zu bringen.“²⁾

Auch die heilige Schrift weist uns immer wieder auf die große Bedeutung der Auferstehung Christi für unsern Glauben hin. Denken wir nur an jene bekannte Stelle 1 Cor. 15, 14—19. So steht die Sache. Ist Christus nicht auferstanden, müssen wir die Wirklichkeit seiner leiblichen Auferstehung aufgeben, dann ist unsere Predigt vergeblich und unser Glaube eitel, ohne eigentlichen Inhalt, ohne Kraft, dann sind die Apostel falsche Zeugen, im besten Falle blinde Schwärmer, die sich selbst betrogen haben, auf deren Wort wir nimmermehr unsern Glauben und unsere Seligkeit bauen können, dann gibt es keine Erlösung von unsern Sünden, keine Hoffnung nach dem Tode und es wäre besser für uns, wir ließen Glauben und Christenthum fahren und lebten nach dem Grundsatz: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt“, und mit dem Tode ist doch alles aus. Mit der Auferstehung Christi fällt alles dahin. Immer und immer wieder kommen daher auch die Apostel in ihren Predigten und Briefen darauf zurück, den Christen Jesum Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen vor die Augen zu malen. Und gerade auf seine Auferstehung legen sie das Hauptgewicht, wenn sie die Christen ermahnen und trösten. „Wer will ver-

1) „Die Halben und die Ganzen“ S. 125, citirt Steinmeyer Auferstehungsgesch. S. 1.

2) Leben Jesu S. 288. Citirt ibid. S. 2.

dammen“, sagt der Apostel, Röm. 8, 34., „Christus ist hier, der gestorben ist, ja viel mehr, der auch auferstanden ist.“ Wenn der Apostel seinen geistlichen Sohn Timotheus ermahnt, 2 Tim. 2, 8.: „Halt im Gedächtniß Jesum Christ“, so setzt er hinzu: „der da auferstanden ist von den Todten.“ So tritt überall in der Schrift die Auferstehung Christi in den Vordergrund. Unter den Lehrern der Kirche ist es besonders auch Luther, der diesen Artikel immer und immer wieder treibt. Er kann gleichsam gar nicht Worte genug finden, diesen Artikel herauszustreichen, zu zeigen, wie wichtig es ist, daß die Christen auch gerade diesen Artikel von Christi Auferstehung hören, glauben und beherzigen. Nur zwei kurze Aussprüche Luthers seien hier angeführt: „Dieweil dieser Artikel der Auferstehung der vornehmste ist, darauf endlich unser Heil und Seligkeit stehet, ohne welchen die andern alle vergeblich und ohne alle Frucht wären.“¹⁾ „Die Worte: Christus von den Todten auferstanden, soll man wohl merken und mit großen Buchstaben schreiben, daß ein Buchstabe so groß sei als der Thurm, ja, als Himmel und Erden, daß wir nichts anders sehen, hören, denken noch wissen, denn diesen Artikel.“²⁾

Das steht also fest, daß die Auferstehung Christi von der größten Bedeutung für unsern Glauben ist. Es fragt sich nun weiter, worin diese große Bedeutung derselben besteht, welche Bedeutung die Schrift dieser Heilsthats Gottes zuschreibt?

Wenn wir hier von der Bedeutung der Auferstehung Christi reden, so meinen wir das natürlich in Bezug auf uns Menschen. Nicht sowohl um seiner selbst willen ist der Herr auferstanden. Wohl konnte der Herr, daß ewige Leben selbst, im Tode nicht bleiben, „nachdem es unmöglich war, daß er sollte von ihm (dem Tode) gehalten werden“, so sagt Petrus in seiner Pfingstpredigt. Aber wäre der Herr hauptsächlich um seiner selbst willen auferstanden, dann hätte er auch, ohne daß es jemand ahnte und wußte, sein Leben wiedernehmen und in seine Herrlichkeit zu seinem himmlischen Vater zurückkehren können; nein, für uns, um unsertwillen, uns zu Gute hauptsächlich ist er aus seinem Grabe hervorgegangen und hat sich seinen Jüngern lebendig erzeigt, für uns hat diese Heilsthats Gottes so entscheidende Bedeutung. So sagt der Apostel, daß Christus für sie, für die Menschen gestorben und auferstanden ist, 2 Cor. 5, 15. Das ist die Frage: Welche Bedeutung hat die Auferstehung Christi für uns, für unsern Glauben, für unser Leben, für unsere Hoffnung?

In jener bekannten klassischen Stelle von der Auferstehung Christi, 1 Cor. 15, 17., zeigt der Apostel, wenn man so sagen soll, die Bedeutung der Auferstehung Christi negativ an. Er beschreibt in kurzen Zügen, wie elend wir Christen sein würden, wenn Christus nicht auferstanden wäre. Und darin liegt zugleich auch das Positive, wie glücklich, wie selig wir

1) St. L. Bd. XI. Col. 632. § 2.

2) W. Bd. XIII. Col. 1089.

Christen durch Christi Auferstehung geworden sind. Dreierlei wäre der Fall, so sagt der Apostel, wenn Christus nicht auferstanden wäre, dann wäre unser Glaube eitel, dann wären wir noch in unsern Sünden, dann wären die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Daraus folgt dieses: Da Christus gewiß und wahrhaftig auferstanden ist, so ist unser Glaube nicht eitel, sondern hat den rechten Inhalt, so sind wir nicht mehr in unsern Sünden, sondern von unsern Sünden erlöst, so sind unsere Todten nicht verloren, sondern wir haben Hoffnung über Tod und Grab hinaus. Eine dreifache Bedeutung hat daher Christi Auferstehung für uns. 1. Sie macht uns gewiß in unserm Glauben an Jesum Christum, als den Sohn Gottes und unsern Heiland und Erlöser. 2. Sie macht uns gewiß der Erlösung aus Sündenschuld und gibt uns Kraft, aus der Sünde herauszukommen. 3. Sie macht uns unserer zukünftigen Auferstehung und des ewigen Lebens gewiß und gibt uns also lebendige Hoffnung.

1. Die Auferstehung Christi macht uns gewiß, daß unser Glaube an Jesum Christum nicht eitel ist. „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel“ (*ματαιὰ ἢ πίστις ὑμῶν*), so sagt der Apostel 1 Cor. 15, 17., und ein paar Verse vorher: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube vergeblich“ (*κενὴ ἢ πίστις ὑμῶν*). *Κενὴ* und *ματαιὰ* würde nach der Aussage des Apostels unser Glaube an Christum sein, wenn der Herr nicht auferstanden wäre. *Κενός* heißt: leer, ohne rechten wirklichen Inhalt, *μάταιος* heißt: eitel, ohne innere Wahrheit und somit: vergeblich, ohne Frucht, ohne Kraft und Wirkung. Der Glaube hat zum Gegenstand allein Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen; ist Christus nicht auferstanden, dann wird der Glaube gegenstandslos, er ist ohne rechten Inhalt und damit auch eitel, ohne Wahrheit, ein Selbstbetrug, ein Glaube, der kein Heil und keine Rechtfertigung bringt. Thöricht wäre es, solchen Glauben festzuhalten. Denn wie stünde doch die Sache, wenn Christus nicht auferstanden wäre? Dann glaubten wir eben an einen bloßen Menschen, der gestorben und im Tode geblieben wäre, dann hätte unser Glaube keine Sünde, Welt und Tod überwindende Kraft. Die Auferstehung Christi gibt unserm Glauben an Christum den rechten Inhalt und die rechte Kraft; denn sie gibt uns die Gewißheit, daß dieser Jesus von Nazareth, an den wir glauben, sowohl der wahrhaftige Sohn Gottes, als auch der wahre, ge-
weissagte Messias ist.

Daß Christi Auferstehung uns gewiß macht, daß Jesus Christus Gottes Sohn, der wahrhaftige Gott selbst ist, das sagt der Apostel Paulus Röm. 1, 4. Die ganze Stelle lautet im Zusammenhang also: „Paulus, ein Knecht Jesu Christi, berufener Apostel, ausgesondert zum Evangelium Gottes, welches er zuvor verkündigt hat in den heiligen Schriften, von seinem Sohne, der geboren ist aus dem Samen Davids nach dem Fleisch, erklärt ein Sohn Gottes in Kraft nach dem Geist der Heiligkeit aus der Auferstehung der Todten, von Jesu Christo unserm Herrn“ 2c.

Ὁ ὁρισθεὶς υἱὸς Θεοῦ, so nennt der Apostel den HERRN an dieser Stelle. ὁρίσκειν heißt: begrenzen, bestimmen, dann aber auch: erklären, beweisen. Er ist erklärt, bewiesen, beurkundet von Gott als der Sohn Gottes und zwar ἐν δυνάμει ist das nun geschehen: in Kraft, mit Macht, kräftiglich vor aller Welt. Κατὰ πνεῦμα ἀγιοσύνης, so sagt der Apostel weiter, „nach dem Geist der Heiligkeit“. Manche Ausleger verstehen unter diesem Ausdruck den Heiligen Geist, die dritte Person der Gottheit. Doch schon das vorhergehende κατὰ σάρκα, welches die menschliche Natur Christi bezeichnet, läßt das nicht wohl zu. Πνεῦμα ist hier nomen essentiae. Der ganze Ausdruck bezeichnet die heilige, göttliche Natur Christi. Der Apostel will sagen: Christus ist der Sohn Gottes nach seiner heiligen göttlichen Natur und als solcher ist er kräftig, vor der ganzen Welt, erwiesen und zwar „aus der Auferstehung von den Todten“. Hiermit sagt der Apostel, wodurch Christus als der Sohn Gottes erwiesen und erklärt worden ist, aus und durch seine Auferstehung von den Todten. In diesem ἐξ liegt nicht nur der Zeitpunkt, von welchem an, sondern es liegt darin auch das Mittel, durch welches Christus als der Sohn Gottes erklärt und bewiesen ist. Mit Recht sagt Bengel in seinem Gnomon: „ἐξ non modo tempus, sed nexum rerum denotat.“

Seit seiner Auferstehung und durch dieselbe ist Jesus Christus kräftiglich als der Sohn Gottes erwiesen.

Wir müssen aber besonders darauf achten, daß der Apostel sagt, Christus sei durch seine Auferstehung als der Sohn Gottes erwiesen und erklärt, und zwar kräftiglich. Keineswegs ist das die Meinung des Apostels, als habe man vor seiner Auferstehung noch gar nicht zu der Erkenntniß kommen können, daß Jesus Gottes Sohn sei, oder gar, daß Christus erst durch seine Auferstehung zur Gottessohnschaft, zur vollen Einheit mit Gott gekommen sei. Christus ist Gottes Sohn, wahrer Gott, im vollsten und eigentlichsten Sinn schon bei seiner Empfängniß und Geburt, er hat seine Gottheit nicht abgelegt, da er Mensch wurde, und er ist Gott geblieben im ganzen Stande seiner Erniedrigung, auch im Todeszustande. „Ich und der Vater sind Eins“, sagt der Herr von sich aus gerade in seiner Niedrigkeit. Aber allerdings, so lange der Herr hier im Fleische lebte, hat er seine Gottheit nicht so deutlich gezeigt, er hat seine göttliche Majestät nicht immer und nicht völlig gebraucht. Bei seiner Auferstehung und durch dieselbe ist es nun kräftig, mit Macht vor aller Welt geoffenbart und bewiesen, daß Jesus der Sohn des lebendigen Gottes ist, und noch mehr wird es offenbar werden an jenem großen Gerichtstage, da alle Zungen bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. „Nach dem Fleische hat er angefangen, nach dem Geiste aber ist er gewesen in Ewigkeit, wiewohl es vorher nicht klar erkannt ist (denn es ist nicht von Nöthen gewesen, daß wir ihn zu einem Gott machten, sondern allein erklärten und vernahmen, daß er Gottes Sohn wäre. . .). Im Alten Testament ist Christi

Gottheit heimlich angegeben; desgleichen ist sie zu der Zeit, da er hier auf Erden leiblich war, wenig Menschen bekannt gewesen; sie war heimlich gehalten bis auf seine Auferstehung und Auffahrt, da hat sie sollen offenbart und verkört werden“, so sagt Luther.¹⁾

Das sagt die Schrift, der Herr Jesus ist durch seine Auferstehung als der Sohn Gottes, als wahrer Gott bewiesen. Aber wie bekundet nun gerade die Auferstehung, daß Christus Gottes Sohn ist? Auf zweifache Weise.

Wenn wir die Stellen der heiligen Schrift ansehen, die uns Christi Auferstehung bezeugen und die Wichtigkeit und die Bedeutung derselben für unsern Glauben und unser Leben darlegen, so sehen wir, daß die Schrift auf zweifache Weise von Christi Auferstehung redet. Einmal sagt sie uns, daß Christus auferweckt sei von Gott, und sodann auch wieder, daß er auferstanden ist durch sich selbst. Beide Ausdrucksweisen finden sich: Christus ist auferweckt, und er ist auferstanden. Und wir müssen auch beides festhalten. Christus ist auferweckt „durch die Herrlichkeit des Vaters“, wie der Apostel sagt, und doch auch wieder, Christus ist auferstanden durch seine eigene Kraft, in der Kraft seiner Gottheit. „Ich habe Macht es (mein Leben) zu lassen, und habe es Macht wiederzunehmen“, sagt Christus selber Joh. 10, 18. Und den Juden ruft er zu: „Brecht diesen Tempel und am dritten Tage will ich ihn wieder aufrichten.“ Joh. 2, 19. Und das ist auch keineswegs ein Widerspruch, wenn auf der einen Seite gesagt wird, daß Christus auferweckt ist durch die Herrlichkeit des Vaters, und es auf der andern Seite wieder heißt, daß er selbst aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit auferstanden ist. Der Herr Christus sagt einmal den Juden, Joh. 5, 19.: „Der Sohn kann nichts von ihm selbst thun, denn was er siehet den Vater thun. Denn was derselbige thut, das thut gleich auch der Sohn.“ Und B. 21.: „Denn wie der Vater die Todten auferweckt und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht lebendig, welche er will.“ Indem der Vater seinen Sohn auferweckt, steht der Sohn auf in seiner eigenen göttlichen Kraft. Der Vater und der Sohn haben Ein und dasselbe göttliche Wesen der Zahl nach, sie haben Ein und dieselbe göttliche Kraft, durch welche sie wirken.

Aber es ist nun keineswegs müßig und vergeblich, daß die Heilige Schrift bald auf die eine, bald auf die andere Weise von Christi Auferstehung redet. Beide Aussagen der Schrift wollen wohl erwogen sein, wenn es sich um die Bedeutung der Auferstehung handelt. Eine jede dieser beiden Aussagen hat ihren besondern Zweck, zeigt uns die Wichtigkeit der Auferstehung des Herrn wieder von einer andern Seite.

Gott der Vater hat Jesus von Nazareth vom Tode auferweckt. Er hat den tief Erniedrigten erhöht und damit hat er sich zu diesem Jesu bekannt, damit hat er ihn vor aller Welt gerechtfertigt, damit hat Gott gleichsam sein

1) Citirt Eberle Brief an die Röm., S. 11.

göttliches Siegel gebrückt auf alles, was Christus gesagt und gethan hat. Nun hatte aber Jesus vor seinem Tode von sich ausgesagt, daß er Gottes Sohn und zwar im eigentlichen Sinn des Wortes, daß er dem Vater gleich sei, daß wer ihn sehe, den Vater sehe, daß er dieselben Werke thue, wie der Vater, daß er von Ewigkeit her gewesen sei und dergleichen mehr. Ja, gerade daraufhin, daß er dieses von sich ausgesagt hatte, was die Juden für Gotteslästerung erklärten, war er von dem Hohenrath angeklagt und zum Tode verurtheilt. Als angeblicher Gotteslästerer, der sich fälschlich zu Gottes Sohn gemacht und sich dafür ausgegeben habe, hatte er den Tod eines von Gott Verbannten und Verfluchten erlitten am Stamm des Kreuzes. Wenn Christus nun im Tode und Grabe geblieben wäre, wenn Gott sich nicht zu ihm bekannt und ihn nicht wieder auferweckt hätte, dann müßten wir allerdings an Christi Person irre werden, dann müßten wir annehmen, daß alle jene Aussagen Christi über seine Person falsch seien, daß die Juden Recht gehabt hätten, nach ihrem Gesetz ihn zu tödten. Aber nun hat Gott diesen Jesum auferweckt, er hat sich zu ihm und zu seiner Sache bekannt, so folgt daraus mit unumstößlicher Gewißheit, daß alles wahr ist, was Christus von sich ausgesagt hat, daß er der Sohn Gottes, der wahrhaftige, ewige Gott selbst ist. Oder ist es nicht ganz und gar undenkbar, daß Gott, wenn die Feinde des Herrn Recht gehabt haben, wenn Jesus mit Recht als ein Gotteslästerer, der sich fälschlicher Weise für Gottes Sohn ausgegeben hat, verurtheilt und hingerichtet ist, daß Gott diesen Jesum auferweckt und sich zu seiner Sache bekannt hat? Gerade die Auferweckung Christi durch die Herrlichkeit des Vaters, durch ein herrliches unmittelbares Eingreifen Gottes beweist uns, daß die Anklage der Juden falsch war, daß dieser Jesus von Nazareth die Wahrheit beschworen hat, da er auf die Frage des Hohenpriesters: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes“, antwortete: „Du sagst es, doch ich sage euch: Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.“ Matth. 26, 63. 64. — Immer und immer wieder weisen daher auch die Apostel in ihren ersten Predigten nach Christi Auferstehung darauf hin, wie Gott durch die Auferweckung diesen Jesum gerechtfertigt und sich dadurch öffentlich zu seiner Person und Sache bekannt habe. Immer wieder findet sich in ihren Predigten vor dem hohen Rath und dem Volk der Juden dieser Gegensatz: Ihr habt ihn getödtet und an ein Holz gehängt, aber Gott hat ihn wieder auferweckt. Ihr habt ihn verworfen, aber Gott ihn erhöht, ihr habt ihn als einen Missethäter behandelt, Gott hat ihn zu einem Herrn und Christ gemacht. Vgl. Apost. 2, 23. 24. 3, 15. 4, 10. 5, 30. 31. 10, 39. 40. 13, 29. 30.

Doch die Schrift sagt nicht nur, daß Gott der Vater Jesum auferweckt hat, sondern sie bezeugt es uns eben so klar, daß der Herr auferstanden ist aus eigener Kraft. Ist aber Christus aus eigener Kraft auferstanden, so

hat er sich eben dadurch, durch diese That, als der Sohn Gottes, als der wahre Gott bewiesen. Den Tod besiegen, der durch die Sünde in die Welt gekommen und darum zu allen Menschen hindurch gedrungen ist, dieweil sie alle gesündigt haben, den Tod besiegen, der über alles Fleisch herrscht, diesen Tod besiegen und überwinden, sich freiwillig in seine Gewalt begeben und freiwillig seine Bande wieder von sich werfen, das kann keine Creatur, dazu gehört mehr denn geschaffene Macht. Der, welcher den Tod aus eigener Kraft überwindet, der selbst die Pforten des Grabes öffnet, muß der wahrhaftige Gott und das ewige Leben sein. Dieser Jesus von Nazareth ist der wahre Gott, und so war es denn unmöglich, daß der Tod ihn halten konnte. Apost. 2, 24. „Der, welcher das ewige Leben selbst ist, die Auferstehung und das Leben, die Quelle des Lebens für alle diejenigen, welche an ihn glauben, das Brod des Lebens, das vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt, der lebendiges Wasser gibt, das allen Durst löscht und ins ewige Leben quillt, kann nicht im Tode bleiben. Er muß die Pforten des Grabes sprengen und in jenes Leben hindurch bringen, das hinfort nicht mehr in den Tod sinken kann.“¹⁾ Durch seine Auferstehung ist Christus kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes.

Die Auferstehung Christi macht uns gewiß, daß Jesus Gottes Sohn ist, aber sie macht uns auch gewiß, daß Jesus der von den Propheten geweissagte, von Gott gesandte Messias und Christus ist. Seine herrliche Pfingstpredigt schließt der Apostel Petrus mit diesen Worten: „So wisse nun das ganze Haus Israel gewiß, daß Gott diesen Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat.“ Apost. 2, 26. Das ganze Haus Israel, dahin geht die Aufforderung des Apostels, soll es wissen, soll dessen gewiß sein, daß Gott diesen Jesum von Nazareth zu einem Herrn und Christ gemacht habe. Das ganze Volk Israel soll diesen Jesum als seinen Heiland und Messias anerkennen und annehmen. Und woraufhin stellt der Apostel diese Forderung? Woraufhin verlangt es Petrus von den Juden, daß sie ihr Urtheil umstoßen, daß sie den, welchen sie vor wenigen Wochen als einen Missethäter und Gotteslästerer gekreuzigt hatten, nun als den Herrn, den Christ, als ihren geweissagten und von Gott gesandten Messias anerkennen sollten? Mit dem Wörtlein „nun“ („ὦν“, daher, also) verbindet der Apostel diese Worte mit dem Vorhergehenden. Vorher hatte Petrus von der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu geredet, hatte bewiesen, daß die Auferstehung und Himmelfahrt des Messias schon im Alten Testament geweissagt sei, und dann fährt er fort: „So wisse nun, so wisse daher“ ꝛc. Weil Gott diesen Jesum von Nazareth auferweckt hat, wie es im Alten Testament von dem Messias geweissagt war, darum soll das ganze Haus Israel sein Urtheil ändern, darum soll das ganze Haus Israel diesen Jesum als seinen wahren Messias anerkennen.

1) Greiner Auferstehung Jesu Christi, S. 284.

Seine Auferstehung macht uns also gewiß, daß Jesus der rechte, geweissagte Messias und Christus ist.

Ist Jesus von Nazareth der rechte, von Gott gesandte Messias, so müssen auch an ihm alle Weissagungen des Alten Testaments vom Messias in Erfüllung gegangen sein. Wenn auch nur Eine Weissagung ausgeblieben wäre, so könnte dieser Jesus nicht der geweissagte Messias sein. Hat sich aber an seiner Person alles erfüllt, alle Weissagungen der Propheten vom Messias, so haben wir daran den Beweis, daß Jesus der Christ, der geweissagte Messias ist. Nun aber ist im Alten Testament von dem Messias geweissagt nicht nur, daß er sich erniedrigen und leiden und sterben werde, sondern auch daß er nach seiner Erniedrigung wieder erhöht, nach seinem Tode wieder auferstehen und in ein neues, ewiges Leben eingehen solle. Der Apostel Paulus sagt 1 Cor. 15: „Ich habe es euch zuvörderst gegeben, welches ich auch empfangen habe, . . . daß Christus am dritten Tage auferstanden sei nach der Schrift.“ Nach der Schrift, das heißt, gemäß den Schriften des Alten Testaments, wie es im Alten Testament verheißen war, ist Christus auferstanden. Als der Herr nach seiner Auferstehung als ein unbekannter Wanderer jenen beiden trauernden Jüngern sich zugesellte auf dem Wege nach Emmaus, da legte er ihnen alle Schriften aus von Mose und allen Propheten, die von ihm gesagt waren, und zeigte ihnen aus diesen Schriften, daß der Messias leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen mußte. Sehr treffend bemerkt Rebe¹⁾ zu dieser Stelle: „Die Ereignisse des Alten Testaments, welche in demselben keine directen Weissagungen auf Christum, durchaus keine bestimmten Vorherverkündigungen seines unschuldigen Leidens und Sterbens und dadurch vermittelten Eingangs in die Herrlichkeit anerkennt, hat diesem Vorgehen Christi gegenüber, welcher der rechte Hermeneut ist, alles Recht in der christlichen Kirche verloren.“ Der Apostel Petrus sagt endlich in seinem ersten Briefe (1, 11.), daß „der Geist Christi, der in ihnen (den Propheten) war, zuvor bezeuget hat die Leiden, die in Christo sind, und die Herrlichkeit darnach“.

Welches sind nun die Weissagungen, welche hauptsächlich von der Auferstehung Christi handeln? Die Hauptstelle ist ohne Zweifel Ps. 16. Da heißt es V. 9—11.: „Darum freuet sich mein Herz, und meine Ehre (das heißt, meine Zunge) wird fröhlich sein, auch mein Fleisch wird liegen in Sicherheit. Du wirst meine Seele nicht dem Scheol überlassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe. Du thust mir kund den Weg des Lebens; die Fülle der Freude ist vor deinem Angesicht, Liebliches zu deiner Rechten ewiglich.“ Der, welcher in diesem Psalm redet, sagt, daß er sich freue, daß seine Zunge fröhlich und bereit sei, Gott zu loben, Gottes Ehre auszubreiten, denn, wenn er auch in den Tod gehen müsse, so werde doch Gott seine Seele nicht dem Scheol, dem Todeszustand über-

1) Auferstehungsgegeschichte, S. 165.

von Arimathia begraben, der so wie hier ἄνθρωπος πλούσιος genannt wird.“ Im zehnten Verse hebt die Verkündigung der Herrlichkeit des Knechtes Gottes an. Derselbe lautet nach Hengstenbergs Uebersetzung: „Aber Jehova gefiel es, ihn zu zermalmen, er hat ihn krank gemacht. Wenn er ein Schuldopfer dargebracht hat, wird er Nachkommen schauen, lange leben und Gottes Vornehmen wird durch ihn fortgehen.“ Nach seinem Tode, wenn er sein Leben zum Schuldopfer dargebracht hat, soll der Messias Samen, das heißt, Nachkommen sehen, eine große Menge derer, die im Glauben ihm anhängen, er soll lange leben, nicht im Tode oder Grabe bleiben, sondern soll auferstehen und lange, das heißt, ewig leben. Der Tod hat keine Gewalt mehr über ihn. Des Herrn Vornehmen und Willen und Wirken wird durch seine Hand fortgehen. Er ist, der als König seine Kirche regiert und sie nach Gottes Willen der Vollenbung entgegenführt. Vers 11. und 12. wird dann noch gesagt, daß der Messias die Früchte seiner Arbeit sieht und seine Lust daran hat, daß er durch sein Erkenntniß, das heißt, dadurch, daß sie ihn im Glauben als ihren Heiland erkennen, viele gerecht macht, daß auch Starke und Mächtige ihm zum Raube, zur Beute fallen werden als Lohn seines sühnenden Todes, daß er für die Uebelthäter sich verwenden, für sie bitten werde vor Gottes Thron. Ueberall also der Gedanke, daß der Messias wieder aufsteht und lebt und als König seines Gnadenreiches wirkt.

Daß aber diese ganze Weissagung, dieses ganze 53. Capitel des Propheten Jesaias von dem Messias handelt, eine messianische ist, das erkennen wir nicht nur aus dem ganzen Inhalt, sondern auch aus den zahlreichen Anführungen dieser Stelle im Neuen Testament (Vgl. besonders Apost. 8, 37. ff.); das kann daher dem nicht zweifelhaft sein, der noch die göttliche Eingebung des Neuen Testaments festhält. Luther bemerkt daher zu dieser Stelle: „Und ist freilich in der ganzen Schrift des Alten Testaments kein klarerer Text oder Weissagung beide von dem Leiden und der Auferstehung Jesu Christi als in diesem Capitel. Darum es billig allen Christen wohl bekannt sein sollte, ja auch auswendig können sollten, unsern Glauben zu stärken und zu vertheidigen allermeist wider die halsstarrigen Juden, welche diesen ihren einen verheißenen Messias leugnen, allein um des Aergernisses willen seines Kreuzes.“

Eine andere Weissagung findet sich Ps. 22, 23.: „Ich will deinen Namen predigen meinen Brüdern“, sagt der Messias, nachdem zuvor von seinem Leiden und Sterben die Rede war. Luther bemerkt zu dieser Stelle: „Quid hoc? mortuus vult narrare? Ergo includit ille versus resurrectionem.“¹⁾ Und so könnte man noch viele Weissagungen anführen. Fast überall, wo im Alten Testament das Leiden und Sterben des

1) Enarrationes in Psalmos XXV priores et sequentes aliquot. Opp. lat. Vol. XVII, p. 193.

Messias geweissagt wird, wird auch hingewiesen auf die darauf folgende Erhöhung, auf seine Auferstehung und Herrlichkeit.

Doch der Apostel sagt in der oben erwähnten Stelle seines ersten Corinthbriefes nicht nur, daß Jesus Christus auferstanden sei, sondern auch, daß er am dritten Tage auferstanden sei nach der Schrift. Auch das ist geweissagt im Alten Testament. Der Herr Christus weist uns selbst auf eine solche Weissagung hin. Als einst die Schriftgelehrten und Pharisäer vom Herrn ein Zeichen vom Himmel beehrten dafür, daß er der Messias sei, antwortete der Herr: „Die böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen; und es wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas. Denn gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches Bauch; also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein.“ Matth. 12, 39. 40. Dieser Umstand, daß der Prophet Jonas drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches Bauch war, ist eine Weissagung, daß Christus drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein, daß er bis an den dritten Tag im Grabe ruhen und dann auferstehen werde. Die Erfüllung dieser Weissagung sollte, wie Jesus selbst sagt, das große Zeichen sein, daran die Menschen erkennen sollten, daß er, Jesus von Nazareth, der geweissagte Messias sei.

Wir sehen also, daß es im Alten Testament klar und deutlich geweissagt ist, daß der Messias leiden und sterben, aber wieder auferstehen und in seine Herrlichkeit eingehen werde, und zwar am dritten Tage. Wäre daher Jesus am dritten Tage nicht auferstanden, so könnte er nicht der wahre Messias sein. Aber nun ist der Herr wahrhaftig auferstanden, auch diese Weissagung ist an ihm in Erfüllung gegangen, und so sind wir gewiß, daß Jesus der von Gott gesandte Messias und Heiland ist.

Aber noch mehr. Durch seine Auferstehung hat sich der Herr als der wahre Messias bewiesen. Es ist auch im Alten Testament geweissagt, daß der Messias der rechte Prophet, der einige Hohepriester und der ewige König sein werde, und gerade als solcher hat sich Jesus durch seine Auferstehung bewiesen, als Prophet, Hohepriester und König. — Christus ist geweissagt als unser rechter Prophet. Wir brauchen nur zu erinnern an jene bekannte Weissagung Moses, 5 Mos. 18, 15. Ein Prophet wie Moses sollte der Messias sein, der Stifter und Mittler eines neuen, eines Gnadenbundes mit Gott, ein Prophet, der Gottes Wort und Willen uns verkündigen werde und den jedermann hören solle. Und gerade auch durch seine Auferstehung hat Christus bewiesen, daß er dieser Prophet ist, der da kommen sollte. Der Herr hat ja während seines irdischen Lebens seinen Jüngern sowohl, als auch seinen Feinden, dem Volk der Juden, den Hohenpriestern, Schriftgelehrten und Pharisäern vorausverkündigt mit klaren und deutlichen Worten, daß er leiden und sterben, aber auch am dritten Tage wieder auferstehen werde. Ja, er hatte auf seine zukünftige Auferstehung hingewiesen als auf das Zeichen, dadurch er als der Sohn Gottes und der

Messias sich vor aller Augen offenbaren werde. Die Gegner der Auferstehung Christi haben zwar auch diese Vorausverkündigungen des Herrn nicht unangefochten gelassen. Sie wollen dieselben einfach dadurch beseitigen, daß sie dieselben für vaticinia post eventum erklären, für Weissagungen, welche erst später durch Sage und Ueberlieferung dem Herrn in den Mund gelegt seien. „Also nach dem Erfolg erst, ist so Voraussicht, wie Voraussage der Auferstehung Jesu beigelegt“, so sagt z. B. Strauß in seinem „Leben Jesu“ (Bd. II, S. 361.). Als Grund und Beweis für seine Behauptung gibt er dieses an, daß wenn Jesus mit so klaren Worten seine Auferstehung vorherverkündigt hätte, das Verhalten der Jünger nach seinem Tode, ihre tiefe Niedergeschlagenheit ganz unerklärlich sei. Die Jünger hätten dann doch gewiß sich dieser Worte Jesu erinnern und sich derselben trösten müssen. Doch das folgt keineswegs. Die Jünger hatten eben Jesu Worte von seinem Leiden, Sterben und Auferstehen gar nicht verstanden. Marcus erwähnt ganz ausdrücklich, nachdem Jesus ihnen in Galiläa sein Sterben und seine Auferstehung vorausverkündigt hatte: „Sie vernahmen aber das Wort nicht und fürchteten sich, ihn zu fragen“, 9, 32. Es war das alles so verschieden von den jüdischen Anschauungen, die sie vom Messias hatten, daß sie es gar nicht fassen und begreifen konnten. Und gerade das, was ihnen der Herr von seiner Auferstehung sagte, war ihnen ganz unverständlich. Als der Herr nach seiner Verklärung den drei Jüngern gebot, daß sie nichts von diesem Ereigniß sagen sollten, bis er von den Todten auferstanden sei, da fragten die Jünger ganz verwundert untereinander: „Was ist doch das Aufstehen von den Todten?“ Marc. 9, 10. So können wir uns gar nicht verwundern, daß, als nun wirklich das für unmöglich Gehaltene eintraf, als ihr Heiland litt und am Kreuze starb, die Jünger in ihrem tiefen Schmerz, in ihrer großen Bestürzung gar nicht mehr an Jesu Wort dachten, daß, wenn auch ein flüchtiger Gedanke an dieses unverständene Wort ihnen kam, es ihnen doch keinen Trost, keine Hoffnung in der Angst ihrer Seele geben konnte. Aber wenn auch die Jünger in jenen Tagen die Weissagung ihres Heilandes vergessen hatten, so haben doch die Feinde des Herrn sich dieser seiner Weissagung sehr wohl erinnert. Ihr böses Gewissen mahnte sie daran. Sie kamen, nachdem der Herr gestorben war, zu Pilato und sprachen: „Herr, wir haben gedacht, daß dieser Verführer sprach, da er noch lebte: Ich will nach dreien Tagen auferstehn“, Matth. 27, 63. Sie haben also jene Weissagung Christi sehr wohl gekannt und bedacht.

Der Herr hat seine Auferstehung vorausgesagt. Aber nicht nur das, sondern der Herr hat auch solche Aussprüche gethan über seine Person und sein Werk, daß er unmöglich im Tode und Grabe bleiben konnte, wenn diese Aussprüche auf Wahrheit beruhten. Er sagt, daß er das Leben sei, das Leben in sich selber habe, daß er den Seinen das Leben, das ewige Leben gebe. „Wie der Vater hat das Leben in ihm selber, also hat er

dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ihm selber.“ Joh. 5, 26. „Ich bin die Auferstehung und das Leben“, Joh. 11, 25. „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“, Joh. 14, 19. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, Joh. 14, 6., und viele dergleichen Aussprüche mehr.

Wie stände die Sache nun, wenn Jesus nicht auferstanden, sondern im Tode und Grabe geblieben wäre? Dann wären Jesu Vorausverkündigungen nicht in Erfüllung gegangen, dann hätte der Herr Irrthümer über seine Person ausgesagt. Dann könnte der Herr jener große Prophet nicht sein, von dem Moses redet; er wäre ein falscher Prophet, im besten Fall ein Mensch, der sich selbst getäuscht hätte über seine Person und seine göttliche Sendung. Dann hätten die Hohenpriester Recht gehabt, als sie ihn vor Pilato einen „Verführer“ nannten. Ja, dann fiel Jesu ganze Lehre hin. Denn wüßten wir, daß sich der Herr in diesem einen, noch dazu so wichtigen Stücke getäuscht und geirrt hätte, welcher von seinen Lehren könnten wir dann noch Glauben schenken, wie könnten wir dann noch ihn hören?

Aber nun ist ja der Herr gewiß und wahrhaftig auferstanden. Er hat also die volle Wahrheit gesprochen, wenn er sagte, daß er am dritten Tage auferstehen werde, seine Weissagungen sind eingetroffen. Er hat die Wahrheit gesprochen, wenn er von sich aussagte, daß er das ewige, wesentliche Leben ist. So macht die Auferstehung uns gewiß, daß Jesus der rechte Prophet ist, der Gottes Wort und Willen uns verkündigt, den wir hören sollen.

Es ist ferner geweissagt im Alten Testament, daß der wahre Messias Priester sein sollte. So lesen wir, um nur Eine Stelle anzuführen, Ps. 110, 4.: „Der Herr hat geschworen und wird ihn nicht gereuen: Du bist ein Priester ewiglich nach der Weise Melchisedeks.“ Ein ewiger Priester sollte er sein nicht nach der Weise Arons, nicht nach der Weise des jüdischen Priesterthums, sondern nach der Weise Melchisedeks, der höher war als Abraham, Levi und Aaron. Ein größerer Priester sollte der Messias sein als alle Priester des alten Bundes. Als Priester sollte er das rechte Opfer darbringen für die Sünden der ganzen Welt, Gott und die Menschheit zu versöhnen. Er sollte sein Leben zum Schuldopfer geben, aller Menschen Sünde zu tragen und wegzunehmen.

Und daß Jesus von Nazareth dieser ewige Priester ist, daß er durch sein Leiden und Sterben das rechte Schuldopfer dargebracht hat für die ganze Menschheit, daß nun die ganze Menschheit mit Gott versöhnt ist, das wird gerade offenbar durch des Herrn Auferstehung. Wir werden später ausführlich sehen, daß Christi Auferstehung der herrliche Beweis der Vollgültigkeit seines Opfers ist für die Sünden der Welt. Ohne seine Auferstehung könnte Christus nicht der ewige Hohepriester sein, könnte sein Leiden und Sterben uns nichts helfen.

Und endlich ist es im Alten Testament geweissagt, daß der Messias ein König sein werde. Solcher Weissagungen gibt es eine ganze Menge im

Alten Testament; eine der herrlichsten ist wohl diejenige, die David erhielt, 2 Sam. 7, 12. ff. Da wird der Messias dargestellt als ein großer herrlicher König, dessen Reich und Herrschaft ewig bleiben soll, dessen Reich und Gewalt sich nicht nur über Ein, oder mehrere, sondern über alle Völker und Nationen erstreckt bis an die Enden der Erde.

Und gerade seine Auferstehung gibt uns den Beweis an die Hand, daß Jesus von Nazareth dieser ewige, über die ganze Welt regierende König ist. Wäre der Herr nicht auferstanden, dann hätte sich an seiner Person diese Weissagung nicht erfüllt, denn im Stande seiner Erniedrigung sehen wir noch nichts von seiner Herrschaft über die ganze Welt, dann wäre er auch kein ewiger, sondern ein gestorbener und im Grab gebliebener König, dessen Herrschaft und Macht aufgehört hätte, wie es bei irdischen Königen der Fall ist. Gerade durch seine Auferstehung hat der Herr sein königliches Regiment, seine Herrschaft angetreten über sein Reich, über seine Kirche, die nun unter seiner Leitung und Führung sich ausbreitet immer weiter durch alle Länder und Völker bis an das Ende der Erde. Nun zeigt sich der Herr als der ewige König, dessen Leben und Herrschaft kein Ende hat.

So beweist uns also gerade Christi Auferstehung, daß Jesus von Nazareth der große Prophet, der einige Hohepriester, der ewige König, daß er also der von Gott gesandte, geweissagte Messias ist, sie beweist uns, daß Gott diesen Jesum zu einem Herrn und Christ gemacht hat.

„Nun bedürfen wir nicht mehr,
Daß wir mit den Juden schreien:
Ach, daß Christus kommen wär,
Das Volk Gottes zu erfreuen!
Denn Messias ist schon da
Und das Heil ist allen nah.“

Die Auferstehung Christi beweist uns also dieses beide, daß Jesus der wahrhaftige Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit geboren, und daß er der geweissagte Messias und Heiland aller Menschen ist, und so ist nun auch unser Glaube an ihn nicht vergeblich und eitel, sondern hat den rechten Inhalt und die rechte Kraft. Nun glauben wir an Jesum Christum den Sohn Gottes, den wahren Gott selbst, an Jesum Christum den Heiland, der aller Menschen Sünde getragen und gebüßt hat. Nun ist unser Glaube der Sieg, der die Welt, ja auch Sünde, Hölle, Teufel und Tod überwunden hat und fort und fort überwindet. Das führt uns auf die zweite Bedeutung, welche Christi Auferstehung für uns hat.

G. M . . . r.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.

Die moderne Theologie, welche ausgesprochener Maßen nicht die heilige Schrift, sondern die Vernunft als ihre Mutter anerkennt und von keiner höheren Ehre weiß, auch kein größeres Verlangen hat, als von den Vernunftwissenschaften als ebenbürtig anerkannt zu werden, ist, wie in ihrem Wesen, ihren Eigenschaften und in ihrer ganzen Art und Weise, so gerade auch in der Zweifel- und Hypothesensucht ihren leiblichen Schwestern ähnlich. In ihrem Zerstörungswerke trieft sie förmlich von fetten Annahmen und aus der Luft gegriffenen Behauptungen, welche sie als ebensoviele Axiome von sich gibt und als ausgemachte Wahrheiten auf dem theologischen Markte feilbietet. In denselben kommt denn freilich nur zu oft Geschichte und Logik kaum besser weg, als die Schrift selber; und es trifft auch die neueren „wissenschaftlichen“ Theologen, wenn Melancthon in der Apologie von den Scholastikern nicht bloß schreibt: „Die Scholastici haben unter die christliche Lehre die Philosophie gemenet, lehren der Schrift ungemäß, sind den Philosophis gefolget, sind aristotelisch und nicht christlich“, 80. 85. 88. 89. 151, sondern auch, wenn er, empört über ihre Schriftverdrehung, ausruft: „Da siehet jedermann, daß unsere Widersacher ihr Geld nicht übel angelegt, da sie Dialecticam studirt haben, denn sie mügen die Sprüche der Schrift gereimt, ungereimt, schließlich, unschließlich, wie sie wollen, und wie es ihnen gefällt, einführen“, 222, oder an einer andern Stelle: „Wer hat die groben unverschämten Esel solche Dialectiken gelehret? Es ist aber nicht Dialectica noch Sophistica, sondern es sind Bubenstück, mit Gottes Wort also zu spielen und so verdrüßlichen Muthwillen zu treiben“, 189, und darum wider solche Feinde der Schrift fleht: „O Herr Jesu Christe! wie lang willst du leiden und dulden solche öffentliche Schmach deines heiligen Evangelii, da unser Feinde dein Wort und Wahrheit lästern?“ 273.

Als Beispiele zu dem Gesagten dienen auch die fünf Artikel, welche Dr. Luthardt in den Nummern 28 bis 32 seiner „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ vom vorigen Jahre mit der Ueberschrift: „Zur Frage von der heiligen Schrift“ veröffentlicht hat. In denselben kommt die Schrift, das lutherische Bekenntniß und Luther, wie auch die Logik gleichschlecht weg. Was Luthardt insonderheit im zweiten seiner Artikel von der „freien“ Stellung Luthers in der Inspirationslehre vorbringt, ist bereits in der „Evangelisch-lutherischen Freikirche“, 22. 24, als Unwahrheit und grobe Entstellung der Aussagen Luthers gebührend an den Pranger gestellt worden.*) Bemerken möchten wir dazu nur noch, daß die Stelle, auf welche Luthardt, der nicht wörtlich citirt, auch nicht Band und Seitenzahl in Luther

*) Siehe auch in „Lehre und Wehre“ die Decemhernummer des vorigen Jahres, Seite 358—363.

angibt, sich ohne Zweifel bezieht, wenn er von Luther schreibt: „Ebenso unbefangen und frei urtheilte er über die Schriften des Alten Testaments. Die Propheten haben in Mose studirt und die späteren in den früheren und aus einem Wort etwa ganze Predigten gemacht. Wenn auch sein Wort von ‚Holz, Heu und Stoppeln‘, das zuweilen mit untergelaufen sei, nicht, wie man vielfach meint und auch ich früher irrthümlich meinte, von den Schriften der Propheten selbst, sondern — nur mit etwas ungenauem sprachlichen Ausdruck — von ihren Auslegern zu verstehen ist, so sind sie ihm doch nicht in allen Einzelheiten fehlerlos: Wenn sie von Christo weis sagten, fehlten sie nicht; wenn sie aber von Königen und weltlichen Läuften etwas verkündigten, fehlten sie oft“, sich E. A. 8, 23. und 24. findet und also lautet: „Nerk aber, daß St. Paulus hie die Weissagung nicht groß achtet, so von zukünftigen Dingen sagt, als bei diesen letzten Zeiten gewesen sind des Lichtenbergers, des Abts Joachim und dergleichen. Denn solche Prophezei, wiewohl sie dem Furwitz wohlgefallen, daß sie anzeigen, wie es Königen, Fürsten und andern Ständen der Welt gehen soll, so ist's doch im Neuen Testament ein unnöthige Weissagung, denn sie lehret noch bessert den christlichen Glauben nicht. Darum ist sie fast der geringsten Gaben Gottes eine, und zuweilen auch vom Teufel kommt. Aber die Schrift auszulegen, das ist die edelste, höchste und größte Gabe der Weissagung; denn auch alle Propheten des Alten Testaments damit den Namen haben allermeist, daß sie Propheten heißen, daß sie von Christo geweissagt haben, wie St. Petrus sagt, Act. 3, 18. und 1 Petr. 1, 10. Dazu, daß sie das Volk zu ihrer Zeit durch Auslegung und Verstand göttliches Worts im Glauben recht führten; viel mehr, denn darum, daß sie zuweilen von den Königen und weltlichen Läuften etwas verkündigten; welches sie auch selbst (selten) ubeten und oft auch feileten. Aber jenes ubeten sie täglich und feileten nicht, denn der Glaub feilet nicht, dem ihr Weissagen ähnlich war.“ Hätte Luthardt diese Stelle ihrem Wortlaut nach angesehen und sich nicht von dem blinden Wunsche, für seine traurige Stellung zur heiligen Schrift um jeden Preis ein Zeugniß aus Luther zu gewinnen, leiten lassen, so wäre Luther und der lutherischen Kirche diese abermalige Verleumdung und Luthardt selber wenigstens die abermalige Demüthigung einer öffentlichen Zurücknahme seiner Behauptung erspart geblieben; denn daß Luther in dieser Stelle nicht von den kanonischen Schriften redet, liegt auf der Hand.

Was nun Luthardt über Luthers „freie“ Stellung zur Schrift sagt, leitet er ein mit vier Sätzen, in welchen er die ganze Frage, welche Stellung die lutherischen Symbole zur Inspiration der Schrift einnehmen, abthut. Seine Sprüche lauten wie folgt: „Unser kirchliches Bekenntniß enthält über die Frage der Inspiration nichts. Die Schrift ist ihm das Wort Gottes, lauterste Quelle und einzige Norm und Regel der seligmachenden Wahrheit, wie die Concordienformel sagt — das ist alles. Ueber die

Art und Weise, wie die Inspiration zu denken sei, über die Zahl und den Ursprung und über den verschiedenen Werth der einzelnen Bücher der heiligen Schrift enthält es nichts. Jenes ist das Wesentliche und Nothwendige, dieses ist der theologischen Untersuchung anheimgegeben.“ Das ist ebenso gelassen und apodictisch, als ungereimt und falsch geurtheilt. Der zweite Satz bestreitet den ersten, der dritte deckt sich nicht, wie er doch soll, mit dem ersten, welcher nicht bloß das Wie, sondern auch das Daß einschließt, dagegen andere Stücke des dritten Satzes ausschließt, der vierte bleibt somit unbestimmt und unverständlich und das Ganze ist ein Nest von Unwahrheiten und Widersprüchen.

Was nun aber Luthardt mit obigen Sätzen, insonderheit mit seinem Axiom: „Unser kirchliches Bekenntniß enthält über die Frage der Inspiration nichts“ eigentlich sagen will, läßt sich unschwer aus dem dritten seiner Artikel feststellen. Kurz zusammengefaßt ist es etwa Folgendes: Die Symbole entscheiden die Frage nicht, ob die Schrift wirklich inspirirt, gottgewirkt ist, oder nicht; entscheiden es nicht, ob der eigentliche Autor der Schrift Gott der Heilige Geist ist, oder die heiligen Schreiber; entscheiden die Frage nicht, ob die Schrift in allen Stücken unfehlbar ist, oder bloß in der Darlegung der Heilslehre; entscheiden es endlich nicht, ob die Schrift insonderheit in geschichtlichen, chronologischen, topographischen Dingen und in Namenangaben in Folge von Unwissenheit, Unbedachttheit, Bergeßlichkeit und Gedächtnißirrtum von Seiten der Schreiber Fehler enthalte oder nicht.

Mögen uns denn diese Auslassungen Luthardts, der ja leider im Namen Vieler redet, eine Veranlassung werden, die Stellung unserer Symbole zur heiligen Schrift auf Grund der einschlagenden Aussagen derselben uns zu vergegenwärtigen und insonderheit daraufhin anzusehen, was sich aus derselben für die Lehre von der Inspiration ergibt.

Was nun zunächst die Augsburgerische Confession betrifft, so wurde dieselbe laut ihrer Vorrede Karl V. übergeben, um davon öffentlich Zeugniß abzulegen, „was und welchergestalt sie — die lutherischen Prediger und Lehrer — aus Grunde göttlicher heiliger Schrift, ex scripturis sanctis et puro verbo Dei, in unsern — lutherischen — Landen, Fürstenthümern, Herrschaften, Städten und Gebieten predigen, lehren, halten und Unterrichts thun“. 36. Dem kaiserlichen Ausschreiben gemäß erklärten sich die Bekenner in Augsburg bereit, alles zu thun, um die Zwiespalt beizulegen, aber „omnia ad veritatem Dei, nach göttlicher Wahrheit“. 36. Als unerläßliche Vorbedingung für kirchliche Einigkeit verlangt Art. VII der Confession nicht mehr, aber auch nicht weniger, denn „daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden“. 40. Die lutherischen Zeugen wollen auf ihre Kinder und Nachkommen keine andere Lehre „denn so dem reinen göttlichen Wort und christlicher Wahrheit gemäß, fallen oder erben“. 40. Unsere Kirche weiß, daß

„dies unser Bekenntniß — die Augustana — göttlich und christlich ist“, weil es „in heiliger Schrift klar gegründet“ und in den Hauptartikeln „kein befindlicher Ungrund und Mangel“ — an einschlagenden Schriftausfagen — ist. 47. Eben dies haben die 21 Lehrartikel nachgewiesen, „daß von den Artikeln des Glaubens in unsern Kirchen nicht gelehrt wird zuwider der heiligen Schrift“. 48. Artikel 28 will, daß man den Bischöfen nicht folgen soll, „wo sie irren, oder etwas wider die heilige göttliche Schrift lehren oder ordnen“. 64. 65. Der Zweck der ganzen Augustana ist, „damit man daraus desto baß zu vernehmen habe, daß bei uns nichts weder mit Lehr noch mit Ceremonien angenommen ist, das entweder der heiligen Schrift oder gemeiner christlichen Kirchen zu entgegen wäre“. 69. „Und ob jemand befunden würde — mit diesen Worten schließt das Bekenntniß —, der daran Mangel hätt, dem ist man ferner Bericht mit Grund göttlicher heiliger Schrift zu thun erbötig.“ 70. Die Römischen dagegen, ob sie gleich Sprüche aus der Schrift als Beweise für ihre Lehre anzuführen suchen, setzen thatsächlich die Tradition weit über Gottes Gebot, ja, „nehmen niemand auf, ehe er denn zuvor ein Eid gethan hab, er wolle diese Lehre, so doch ohne Zweifel dem heiligen Evangelio gemäß ist, nicht predigen“. 65. 55. 68. Mit den oft citirten Worten Seite 66 endlich: „Soll denn der Heilige Geist solches alles vergeblich verwarnt haben, num frustra haec praemonuit Spiritus Sanctus“ bekennt sich die Augustana zum zweitenmal zu der Aussage des Nicänums vom Heiligen Geiste: „Der durch die Propheten geredet hat“ und gibt damit deutlich zu verstehen, wofür sie die heilige Schrift und alle einzelnen Sprüche derselben hält, und warum sie dieselbe als einzige, aber auch als zuverlässige Quelle und Norm der Lehre anerkennt.

Zwar beruft sich nun die Augustana für ihre Lehre den Römischen gegenüber auch auf das Zeugniß der Kirche, der alten Symbole, der Väter, der eigenen Erfahrung, ja, der Gegner selber; aber der Beweis, welchen sie in allen ihren Artikeln als letzten und schließlich allein als gewissenbindenden gelten läßt, ist ihr der Schriftbeweis. Wie in allen Bekenntnißschriften unserer Kirche, so hält es darum auch in der Augustana durch alle Artikel hin wieder und immer wieder: Wie Christus spricht, 40; wie St. Paulus sagt, 39; wie dann Christus selbst anzeigt, 40; wie Johannes spricht, 41; das Evangelium lehrt, 42; also redet die Schrift vom Glauben, 46; denn also wird vom Glauben gelehrt zun Hebr. am 11., 46; das ist auch der höchste Gottesdienst nach der Schrift, 47; so dann dieselbe in der Schrift klar gegründet, 47; aus Ursach, daß dies ist ein klarer Befehl und Gebot Christi, 48; was die Schrift klar meldet, 49; gegründet auf das göttliche Wort, 50; das zeigt die Schrift an vielen Orten, 52; so lehret Paulus, 52; denn also stehet geschrieben zun Hebräern, 52; wie man beweisen mag aus St. Paulo, 53; das Evangelium zwinget, 56;

testimonia ex scriptura adsunt, 56; laut dieses Spruches Christi, 64; doch hat man helle Sprüche der göttlichen Schrift, 66; warum verbeut denn die göttliche Schrift, 66; denn die heilige Schrift hat den Sabbath abgethan, 67.

Sprüche der heiligen Schrift, nach ihrem Verstande im Context, sind es also, welche unser erstes Partikularbekenntniß als Belege für ihre Lehre anführt. Und wie mit den Beweisen für die Wahrheit, so hält es die Augustana auch mit der Widerlegung der gegnerischen Irrlehren. Zwar verschmäht auch hier unser Bekenntniß nicht nur nichts, was sie als würdigen Gegenbeweis aus der Geschichte oder der Erfahrung aufführen kann, sondern auch kein Argumentum der Logik, wenn es gilt, den Gegner ad absurdum zu führen (was freilich häufiger in der Apologie der Fall ist), aber den Ausschlag gibt auch hier die Schrift, die Schrift allein. Klostergelübde sind wider das Evangelium. 42. Durch Schrift darf man nicht beweisen, daß man die Heiligen anrufe. 47. Heiligenanrufung geschieht ohne einigen beständigen Grund göttlicher Gebot oder Schrift. 47. Einerlei Gestalt ist der Einsetzung Christi entgegen. 49. Menschengebote sind stracks dem Evangelio entgegen. 57. Warum verbeut denn die göttliche Schrift so oft, die menschlichen Aufträge zu machen? 66.

Davon, was sich nun aus diesen Aussagen der Augustana für die Lehre von der Inspiration ergibt, sehen wir vorläufig ab. Nur darauf sei hier hingewiesen, daß aus den angeführten Aussagen unwidersprechlich hervorgeht, daß die Augsburgerische Confession in der heiligen Schrift den reinen, unfehlbaren Quell erblickt, aus dem allein sie schöpfen könne, wolle und solle, was christliche Glaubenslehre sei; daß ihr auch die Schrift allein der untrügliche Prüfstein ist, nach dem sie alle Lehren und Lehrer zu beurtheilen habe; daß die Confession als letzten, allein zwingenden Beweis für die Wahrheit ihrer Lehre nur das Zeugniß der Schrift anerkennt; daß vor einem Spruch der Schrift aller Widerspruch verstummen muß; und endlich, daß die lutherischen Bekenner ihrer Lehre und ihres Heils göttlich gewiß waren, und zwar im letzten Grunde allein darum, weil sie das klare Schriftwort für sich hatten.

Es ist deshalb auch falsch und heißt im Grunde nichts weniger als unsere Väter zu Schwärmern stempeln, wenn Luthardt im zweiten und dritten seiner Artikel von Luther sagt: „Nie ist jemand der Schrift gewisser, freudiger und getrosteter gewesen, als er. Aber von Jesu Christo aus. Das war ihm das Erste und Borderste. Christus war ihm dominus ac rex scripturae. Und je nachdem sie Christum treibe, das war ihm der Maßstab der Beurtheilung der einzelnen Schriften und ihres verschiedenen Werthes und Bedeutung. Weil ihm Christus gewiß war, war ihm auch die Schrift als das Zeugniß von Christo gewiß. . . Er stand als freier Sohn des Hauses zu ihr (der Schrift), nicht als ein Knecht. . .

Er hatte seinen festen Standort in Christo: von diesem, das heißt, also vom centralen Inhalt der Schrift, war ihm diese selbst gewiß, nicht umgekehrt. . . . Er war kein Knecht des Buchstaben, ängstliche Gebundenheit kannte er (dem bei jedem Spruche der Bibel die ganze Welt zu enge wurde! Reb.) nicht; als ein freier Sohn schaltete er im Hause seines Vaters. . . . Für Luther war zuerst Christus und das Heil in ihm gewiß, die Schrift als Zeugniß von ihm und in dem Maß, als sie das war. Darin besaß er einen Maßstab zur Beurtheilung der Schrift selbst. Gerhard meinte es natürlich ebenso; aber er formulirte es doch ganz anders. . . . Für Luther ist Christus ‚der Herr und König der Schrift‘ in ihrem einzelnen Wortlaut, hier (bei den Theologen des 17. Jahrhunderts) ist dieser der Herr über Christus und den Glauben an ihn.“

Solch Zerreißen und im Interesse seiner falschen Lehre von Luthardt gekünsteltes Entgegensetzen von Schrift und Schriftinhalt, Schrift und Evangelium, Schrift und göttliche Wahrheit, Schrift und Heilslehre, Schrift und Christus mit seinem Heil ist unserm Bekenntniß ebenso fremd als die reformirte Scheidung von Wort und Geist. Die Augustana weiß von keiner göttlichen Wahrheit, von keiner Heilslehre, von keinem Christus und von keiner Gewißheit des Heils in Christo außerhalb der Schrift, das heißt, sie weiß von keiner Heilslehre und von keiner Heilsgewißheit, die nicht auf die Schrift, als ihre letzte Quelle und ihren einzigen Grund zurückzuführen wäre. Heilsgewißheit, Glaubensgewißheit ist der Augustana wesentlich Schriftgewißheit, das heißt, Gewißheit aus der Schrift und auf Grund der Schrift. Auch Luthers Heils- und Glaubensgewißheit wurzelte einzig und allein in der Schrift und den einzelnen Aussagen derselben. Dem entspricht es auch, daß unser Bekenntniß wie auch Luther sich nicht etwa berufen auf das sogenannte Ganze der Schrift, sondern immer nur auf die geschriebene Schrift und die einzelnen Zeugnisse derselben. Die Augustana operirt mit bestimmten Sprüchen, deren Stellen genau angegeben, dem Zusammenhang gemäß ausgelegt und als *dicta probantia* angeführt werden. Jede Stelle der heiligen Schrift ist ihr als solche, als Schriftstelle, ein Gottes Wort, ein Spruch des Heiligen Geistes und darum beweiskräftig. Und das ist ihr nicht etwa bloß deshalb der Fall, weil der als Beweis eingeführte Spruch nachweislich ein Moment des Zeugnisses vom Heil in Christo enthält, sondern vielmehr deshalb, weil er nachweislich ein Theil der Schrift und somit des Wortes Gottes ist. Vom ersten bis zum letzten Buchstaben gibt die Augustana keinem andern Gedanken Raum, als daß ihr die ganze kanonische Schrift Alten und Neuen Testaments als solche gewisse göttliche unfehlbare Wahrheit ist. Und das gilt auch von den übrigen lutherischen Symbolen.

J. B.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Christi Zeugniß über das Alte Testament. Ein schlichter Beitrag zum Kampfe für Gottes Wort von Th. Beyer, Professor am Kön. Fürstin Hedwig Gymnasium in Neustrelitz. Motto: „Es steht geschrieben.“ Braunschweig und Leipzig. Verlag von Hellmuth und Wollermann. 1896. (99 Seiten, Preis nicht angegeben.)

Prof. Beyer schrieb im Jahre 1893 ein Schriftchen über den Ursprung und die Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift, welches den von dem Breßverein in Schlesien dafür ausgesetzten Preis erwarb. Er bietet uns jetzt eine Vertheidigung des Alten Testaments. Anlaß dazu bietet ja das Wüthen der Feinde Gottes und seines Wortes genug! Hat doch ein Schulmann, Heidrich, ein Buch herausgegeben, bestimmt, ein Leitfaden für den Religionsunterricht in Schullehrerseminarien zu sein, worin aller Wunder in den Büchern Moses geschwiegen wird; denn sie sind ja diesen Leuten nur ein Gemenge von Sagen und vielleicht — einiger Wahrheit. Das soll ja schon den künftigen Volkslehrern gelehrt werden! — Der Verfasser hält nun folgenden Gang inne: Zuerst führt er die Zeugnisse Christi für die Schrift an, indem er mit dem ersten Worte Christi, damit er seinen Streit wider des Satans Reich anhebt: „Es steht geschrieben“, Matth. 4, den Anfang macht. 36 Stellen werden in diesem ersten Capitel erörtert. Im zweiten Capitel wird aus den Wundern, Ereignissen und geschichtlichen Vorgängen, welche Christus aus dem Alten Testamente anführt (15 Stellen), die Göttlichkeit des Alten Testaments bestätigt. Denn welche Wunder und Thatfachen der Sohn Gottes, das ist Gott selbst, als geschehen und wahr aus dem Alten Testamente anführet, durch dieselbigen Wunder wird auch die Wahrheit des Alten Testaments anerkannt von ihm. Das dritte Capitel behandelt (in 21 Stellen) Worte des Herrn, welche sich an Worte des Alten Testaments zum Theil in völlig wörtlicher Uebereinstimmung anlehnen. „Der Herr redet dieselbe Sprache wie das Alte Testament; es ist derselbe Gott, der hier und dort redet“ (S. 87). — Christus bestätigt auch einzelne Bücher, ja Theile von Büchern des Alten Testaments. So sieht — mit Recht meinen wir — Prof. B. in dem Worte Satan, Matth. 4, 10., womit Christus den von Matthäus und Lucas Teufel genannten Verjüder benennt, eine Bezeugung Christi des Namens, den Satan im Buche Iob führt, und damit eine der Göttlichkeit jenes Buches selbst. So bezeugt Christus auch, daß nur ein Buch des Propheten Jesaias vorhanden ist, nicht auch ein unechter zweiter Theil. Denn auf diesen von einer menschlichen, irdischen, teuflischen Weisheit unecht genannten zweiten Theil gerade beruft er sich beim Anfang seines Lehramtes wie nahe dem Ausgange desselben, Luc. 4, 17. ff. Cap. 22, 37. Eben so bezeugt er die Wunder des Alten Testaments, so oft er ihrer gedenkt, als wahr nach der Wunderthat und nach dem Berichte des Alten Testaments; denn er ist der allwissende Gott, und es gilt von ihm: „Wir zeugen, was wir gesehen haben.“ Der Allwissende weiß auch von diesen Wundern noch mehr, als im Alten Testament davon geschrieben. Welcher Mensch, fragt Prof. B., könnte wissen, daß kein Aussätziger zu Naemens Zeit in Israel gereinigt, zu keiner Wittve, denn der zu Sarepta der Sidonier Elisa gesandt ward? Aber ob Christo die Wunder des Alten Testaments wahr sind, — ein moderner Theolog glaubt es doch nicht. Prof. B. weist auf Prof. Christlieb hin, welcher von einem Wunder des Jona im Fisch — schweigt. Doch will er auch ein Zeichen des Propheten Jona haben, es soll dessen Busspredigt sein. Allein Christo ist das Zeichen, daß Jona drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauche war. Glaubst nun ein anderer Theolog wieder ein anderes Wunder nicht, so sehen wir nur, daß, wo eine Union den Jaun durchbrochen: Es steht geschrieben, so kriecht allerhand unreines Gethier hindurch. Allein der Prophet ruft uns zu: „So du die Frommen lehrest, sich sondern von den bösen Leuten, so sollst du mein Lehrer sein“, Jer. 15, 19. Nach dieser Seite hin warnt das Schriftchen die Christen nicht direct, aber doch indirect. Denn allerdings meinen wir, daß „Christi Zeugniß“ über das Alte Testament einem frommen Leser zu reichem Troste, großer Stärkung und auch ernster Warnung vor den falschen Propheten gereichen wird.

Indeß muß auch manches an diesem „Zeugniß“ als irreführend beanstandet werden. Wenn der Verfasser von Matth. 4, 4. sagt: „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, und damit Christus bezeuge im Einklang mit Moses, daß die rechte

Spezie für das (ewige) Leben der Menschen (jedes) Gottes Wort ist“, so müssen wir mit Calov sagen: Es ist hier nicht vom ewigen, sondern vom leiblichen Leben die Rede. Die Gründe des Verfassers für seine Behauptung sind nicht aus dem Texte geschöpft, sondern fromme Betrachtungen. Wenn ferner der Herr in V. 4. und 7. einiges ändern soll, — so übersieht der sprachgelehrte Verfasser gänzlich, daß Matthäus die Worte Christi nach den LXX anführt; ja, unser Herr Christus selbst thut das, und zwar zu Nutz der in die Kirche eingehenden griechisch redenden Völker. Und wenn nun der Herr mit den LXX (V. 7.) sagt: „Du sollst nicht versuchen“, 5 Mos. 6, 16. aber im hebräischen Texte steht: Ihr sollt nicht versuchen, Prof. B. aber dieser (vorgeblichen) Veränderung einen hohen Eindruck zuschreibt, so ist — weil ohne Halt — das alles verfehlt. Recht hat aber Prof. B., daß Matth. 4, 10. der Herr als Herr auch der Schrift in der That ändert, ja eine neue Schrift schafft. Er setzt für das Wort fürchten — anbeten. Calov meint nun, daß der Herr das hebräische אָבָד (fürchten), 5 Mos. 6, 13., durch προσκυνέω (anbeten) wiedergäbe. Nun steht zwar auch אָבָד für die ganze Gottesverehrung, wie Jer. 32, 39. 40.; allein an unserer Stelle steht anbeten mit der Offenbarung des Messias verbunden. Es scheinen aber die Evangelisten durch das προσκυνέω (anbeten) vielmehr darauf hinzuweisen, daß Christus für das hebräische אָבָד; das hebräische אָבָד gesetzt hat. Da Christus spricht: „Seb dich weg“, offenbart er sich als Oberherr, als Gott, als Sohn, als Messias, von dem solche Anbetung geweissagt (Ps. 45, 12. 72, 11. 77, die LXX προσκυνέω). Er empfängt sie bald, Matth. 2, 11. 8, 3. Joh. 9, 39.; sie soll fortgehen, bis an das Ende der Welt, Luc. 24, 52 (überall προσκυνέω). D.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

General-Synode und General Council. Das „Kirchenblatt“ von Philadelphia eignet sich die folgenden Aussprüche anderer Blätter über die General-Synode, resp. die Vereinigung des Council mit der General-Synode an: „Im 'Lutheran Observer' vom 20. December vermahnt sich die namenlutherische General-Synode ernstlich gegen Gleichstellung mit dem General Council. Sie will von diesem besonders durch ihre Weitherzigkeit unterschieden sein, in welcher sie mit Pastoren anderer Secten Kanzelgemeinschaft pflegt und Gliedern irgend welcher evangelischer Benennung Abendmahls-gemeinschaft gewährt, ja sie zu ihrem Altar einlädt. . . . Doch bedarf es der Verbrüderung mit den Secten gar nicht, um der General-Synode die Berechtigung, eine lutherische zu heißen, abzupprechen: Sie hat in ihrer Mitte Elemente, die allem wahren Lutherthum Hohn sprechen, und duldet Lehren, die nie im Bekenntniß unserer Kirche gestanden haben, im Gegentheil von demselben verworfen werden. Ueberhaupt hat sie sich nie zu allen Bekenntnissen der lutherischen Kirche bekannt, sondern nur zur Augsburgerischen Confession, deren Verbindlichkeit wieder auf etliche Fundamentalartikel beschränkt ist. Sie vertritt die aller-unevangelischste Union unter lutherischem Namen. Eine bedauerliche Thatsache ist die Wiederanknüpfung der Gemeinschaft mit dieser Synode von Seiten des General Council, und der Luther-Liga gereicht es weder zur Ehre noch zur geeigneten Förderung guter Zwecke, daß sie durch ihre Verbindungen in der General-Synode den unlutherischen Einflüssen von dorthier ausgesetzt ist. . . . [Man sagt,] man brauche und solle sich keiner Befürchtung bezüglich der großartigen Jugendverbindungen hingeben, bei welchen man sich über synodale Grenzen einfach hinwegsetzt, als hätten sie nichts zu bedeuten. Es sei grundlose Besorgniß, hier sei keine Gefahr, ruft man uns zu, und ist voll von Enthusiasmus seit der Versammlung von Pittsburg. Es ist ja die Weise englischer Americaner, bald für diese, bald für jene Sache zu schwärmen und von ihr große Dinge zu erwarten; nüchterne

Betrachtung und Behandlung ist ihre schwache Seite. Zur selben Zeit aber liest man z. B. im 'Lutheran Evangelist' Sätze wie diese: Besonders ist die Aussicht auf Einigkeit der Lutheraner (Lutheran unity) und interdenominationale Gemeinschaft hoffnungsvoll, wenn man auf die verschiedenen Organisationen unserer jungen Leute in Christliche Endeavor-Vereine und Luther-Leagues und -Verbindungen (Alliances) schaut. Unsere jungen Leute scheeren sich nichts um die Haarspaltereien von Theologen, und die Hoffnung auf Einigung ruht größtentheils auf der Jugend. — Das ist für solche, die sehen wollen, deutlich genug. Man darf dabei nicht übersehen, daß die Leitung der eingegangenen Verbindung der Jugendvereine in Händen von Leuten der General-Synode liegt, deren Lutherthum bekanntermaßen noch nicht das unserer lutherischen Bekenntnisse ist, ob auch in ihren Blättern und Reden Luther und lutherische Kirche fast immer das dritte Wort ist. Was uns von der General-Synode und ihrer Gefolgschaft scheidet, sind nicht theologische Haarspaltereien, sondern Glaubensartikel, wie die von der Taufe und vom heiligen Abendmahl, die in der General-Synode öffentlich angegriffen und verworfen werden dürfen, wie das kein Kundiger leugnen kann, und dazu Grundsätze kirchlichen Handelns, die schlechterdings von dem Bekenntniß unserer Kirche gefordert werden; wir erinnern an Altar- und Kanzelgemeinschaft mit Irrgläubigen, die offenbar mit dem Bekenntniß streitet. Und es wäre traurig genug, wenn mit Wahrheit gesagt werden könnte, daß sich die jungen Glieder unserer Gemeinden um solche Dinge, als um Haarspaltereien, nicht kümmern."

II. Ausland.

Aus Preußen. Die Einführung der neuen Agende in Preußen gibt zu neuen Protesten von Seite der Liberalen Anlaß, doch suchen sie sich mit der feststehenden Thatsache nach ihrer Art abzufinden; die „Germania“ nennt diese Art „jesuitisch“. So haben die Gemeindeorgane der St. Mariengemeinde in Frankfurt a. d. Oder protokollarisch erklärt, daß sie „volle Wahrhaftigkeit“ für unerläßlich halten. Sie bedauern aus diesem Grunde, daß die in der neuen Agende dargebotenen Formulare den Anschein hervorrufen können, als wenn das buchstäbliche Bekennen zu jedem Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses gefordert werde! Dem gegenüber kann sie nur „den in den Bekenntnißschriften ausgedrückten Heilsglauben an die Gnade Gottes in Christo annehmen“. Nur in diesem Sinn sei ihr Gebrauch des Apostolicums aufzufassen. Die „Germania“ findet in dieser Erklärung den berückichtigten „geheimen Vorbehalt“ der Jesuiten wieder und meint: „Das Apostolicum wird also öffentlich in der Kirche vom Prediger vorgelesen, von der Gemeinde gehört werden, obschon Prediger und Gemeinde nicht daran glauben.“ Bemerkenswerth ist auch der Rath, welchen der „Neue Evangelische Gemeindebote“ erteilt. Mit unverkennbarer Bezugnahme auf den unglücklichen Erlaß der Kirchenbehörde an den Prediger Lisco beglückwünscht das Blatt die Geistlichen, weil sie „vermöge ihrer theologischen Bildung“ in der Lage sind, zu verstehen, „was das Apostolicum mit seiner orientalischen Bildersprache eigentlich meint. Und da sie nur für die Liturgie an daselbe gebunden sind, nicht auch für die Predigt und Seelsorge und den Unterricht, wo jeder nach seiner Auffassung des Evangeliums daselbe zu verkündigen hat, erscheinen die Scrupel, welche einzelne Geistliche in Bezug auf die Verlesung des Apostolicums in der Liturgie haben, als unberechtigte“. „Liturgie und Predigt sind zwei ganz verschiedene Dinge.“ Zu bedauern sind nur die Laien, denen die dogmenhistorische Kenntniß abgeht, und „die somit einfach auf den Wortlaut derselben (der Bekenntnißformeln) angewiesen sind“. Da nun diese von der Majorität aufgesetzene Liturgie „dem sittlichen Gefühle und einfachen Verstande der Minorität Gewalt anthut“, „so müsse die letztere einen entschiedenen Protest er-

heben, „daß damit irgendwie eine Zustimmung zu dem buchstäblichen Sinn des Apostolicum's gemeint sein könne“.

(M. E. L. K.)

Die Schulbibel. Aus Koburg wird geschrieben: „Der erste Staat, in dem die Schulbibel obligatorisch an Stelle der Bibel als Unterrichtsbuch eingeführt wird, dürfte das Herzogthum Koburg werden. Die Benutzung der Schulbibel, und zwar des ‚Völkischen biblischen Lesebuchs‘, ist zwar schon seit längerer Zeit gestattet, allein es ist bisher noch kein Zwang auf ihre Einführung ausgeübt worden. In der Generalconferenz der gesammten koburgischen Stadt- und Landlehrer am vorigen Sonnabend hat man sich dahin geeinigt, die Schulbibel obligatorisch einzuführen. In der Generalconferenz wurde die Nothwendigkeit betont, daß mit der Einführung der Schulbibel in den Schulunterricht auch die Entfernung der Vollbibel aus dem Confirmandenunterricht Hand in Hand gehen müsse. Ein dahingehendes Gesuch wurde an die oberste Kirchenbehörde gerichtet und wird bei der wohlwollenden Stellung, die der neue Generalsuperintendent Bahnsen zur Angelegenheit einnimmt, zweifellos genehmigt werden. Spätestens Ostern 1896 wird die obligatorische Einführung eines biblischen Lesebuchs im ganzen Herzogthum durchgeführt werden.“ — Man achte darauf: auch aus dem Confirmandenunterricht soll die Vollbibel fort kommen. Das sind ja nette Ausichten. Einer wird freilich diesen schlauen Beschluß der gesammten koburgischen Stadt- und Landlehrer und dessen behördliche Genehmigung mit ungetheilter Freude vernehmen. Dieser Eine aber hat seinen Sitz freilich nicht zu Koburg auf der Feste, sondern in Rom. (P. a. S.)

Ehe eines Mönchs. Die „D. E. K.“ berichtet: Ein interessanter, in Wien noch nie dagewesener Fall ereignete sich am 29. September in der dortigen altkatholischen Pfarrkirche, indem ein ehemaliger Franciscanermönch seine eigene Vermählung mit der Wittve Frau Anna Stark von der Kanzel aus verkündigte. Die Trauung des nunmehrigen Cooperators Julius Wolf fand am 8. October Nachmittags fünf Uhr in der Salvatorkirche, Wipplingerstraße Nr. 8, statt. Die Function wurde vom Bisthumsverweser M. Czech vorgenommen. Die Ehen römisch-katholischer ehemaliger Priester — es sind in Wien derzeit acht — wurden eine Zeitlang nicht anerkannt, bis das Gericht sie als vollkommen gültig erklärte. So wurde vor etwa zwei Monaten beim Wiener Landgericht auf eine Anzeige hin, daß ein aus der Leitmeritzer Diocese ausgetretener Priester in Wien im „Concubinat“ lebe, abermals entschieden, daß dessen Ehe als vollkommen legal geschlossen anzuerkennen sei.

Holland. Die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ berichtet: Auf eine protestantische Bevölkerung von 2,810,000 Seelen kommen in den Niederlanden 2,250,000 Reformirte in 1347 Gemeinden, die von 1600 Pfarrern bedient werden. Gegenwärtig sind nicht weniger als 347 reformirte Pfarreien vacant. Schuld an diesem Pastorenmangel ist nicht etwa die sociale Stellung der Geistlichen, die keine ungünstige zu nennen ist, sondern der Nationalismus, der die Kirche verwüstet hat, und der jetzt selbst die Früchte seiner Ausaat ernten muß, da die meisten liberalen Pfarrer vor leeren Bänken predigen. Die holländische Bibelgesellschaft hat seit ihrer Begründung im Jahre 1814 ungefähr 2½ Millionen Bibeln und Neue Testamente verbreitet; im verfloßenen Jahre wurden 96,000 gedruckt, von denen über 4000 in indischen Sprachen waren. Eine große Anzahl heiliger Schriften wurde den Soldaten in den Kolonien geschenkt oder zu ermäßigten Preisen verkauft. Eine Anzahl Uebersetzungen sind in Arbeit.

Kamerun-Mission. Ueber die Kamerun-Mission der Basler Missionsgesellschaft finden wir in der „D. E. K.“ noch die folgenden Einzelheiten mitgetheilt: Den Mittelpunkt dieses Arbeitsfeldes bilden die beiden Stationen Bethel (Bonaku).

auf dem linken und Bonaberi auf dem rechten Ufer im Mündungsgebiete des Kamerunflusses. Die ungenügenden Raumverhältnisse der bisherigen Mittelschule Bethels machten die Errichtung eines neuen Gebäudes nothwendig, und um schlechte Nachbarschaft zu vermeiden, wählte man den Platz in Bonaberi. Doch aus einer wohl nicht völlig unberechtigten Abneigung gegen diese Ortschaft blieben nach der Vacanz fast alle und zwar gerade die gefördertsten Schüler aus; sie waren nicht anders zu erfassen als durch weniger erfreuliche Elemente. Trotz alledem hegt ein erfahrener Missionar für Bonaberi schöne Hoffnungen. Von einer Nebenstation Bonabela ist aus besonders erfreuliches Ereigniß zu berichten, daß eine Kapelle eingeweiht wurde. Dieselbe ist aus Lehm hergestellt, zwölf Meter lang und sechs Meter breit. Daneben steht ein schönes Lehrerhaus mit Blechwänden und Mattendach. Auf den Tag der Einweihung freute sich Jung und Alt; einer meinte, er würde vor Freude sterben. Und wirklich verlief alles gar freudenreich. Die Kapelle vermochte nicht alle zu fassen, die von Bonabela und den Außenstationen herbeigeströmt waren. Bei diesem Feste wurden acht neue Glieder durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen; die Gesamtzahl beträgt seitdem 64. Westlich vom Mittelpunkt, am Fuß des Kamerunberges, liegt die Station Victoria; daselbst sind nun einige Landangelegenheiten vereinigt, welche bisher das Verhältniß zu den Baptisten erschwert haben; dank dem Eingreifen der Regierung sind unter den Bakwari friedlichere Verhältnisse geschaffen, so daß man auf künftige Erfolge hoffen darf. Von den Katholiken freilich muß man sich noch auf anderes gefaßt machen, als daß sie im schönen Gebirge Erholung suchen. Auf dem südlichen Flügel, am Sanaga oder Komfluß, nahe der Bukofostadt Ndogominy liegt die Station Lobethal. Die dortigen Heiden zeigen für Kirchenbesuch und Sonntagsheiligung überraschenden Eifer, der wohl freilich zum guten Theil auf energisches Einschreiten der Regierung gegen heidnische Mißbräuche zurückzuführen ist. Mächtige Lernbegierde aber zeigt sich beim friedlichen Fischervölkchen der Nulimba dort, wo der Sanaga sich verzweigt. Es soll ihnen denn auch durch Gründung einer Kostschule in Lobethal weitergehender Unterricht geboten werden, als bisher möglich war. Die beste Kunde kommt von dem weitest vorgeschobenen Posten, nämlich Mangamba in Aboland, nördlich von Bethel. Im Jahre 1893 haben bei Angriffen seitens der Heiden die Christen durch Dulden gesiegt. Unabhängig vom Missionar hat die 200 bis 300 Seelen starke Gemeinde des Abolandes den Beschluß gefaßt, daß kein schreibkundiger junger Christ bei einem heidnischen Häuptling Gerichtschreiber werden dürfe, wegen der Gefahr, entweder geradezu in heidnisches Wesen verwickelt zu werden, oder bei dem reichlichen Einkommen bösen Gelüsten zu erliegen. (? L. u. W.) Im August 1894 aber hat sich die Gemeinde von Mangamba sogar mit drei andern verbunden zu selbständiger planmäßiger Missionsarbeit, zunächst zur Gründung von zwei Außenstationen. In den östlich und nordöstlich von Mangamba gelegenen Gebieten von Wuri und Bobiman ist die Arbeit erschwert. In Bobiman hatten die Wahrheit-suchenden von den Gliedern des heidnischen Geheimbundes viel zu leiden; in Wuri sind die Leute häufig auf Handelsreisen abwesend und scheint weniger religiöses Bedürfniß als Werthschätzung christlicher Cultur zu Grunde zu liegen. Aus dem Bedürfniß nach neuen Arbeitsgelegenheiten für die Christen in Mangamba ist der Versuch einer Kaffeepflanzung erwachsen, aber, wahrscheinlich an der Bodenbeschaffenheit, gescheitert. Die Missionare empfehlen, Handwerke einzuführen. Die gesammten Einnahmen der Generalkasse betragen 1,058,416 M. 44 Pf., abgesehen von 3932 M. 25 Pf., welche in Kamerun selbst beigesteuert wurden; aus dem Deutschen Reich wurden für Kamerun gespendet 33,987 M. 67 Pf. Im Ganzen erforderte die Kamerun-Mission an Zuschüssen von auswärts 130,345 M. 80 Pf.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

Februar 1896.

No. 2.

Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.

(Fortsetzung.)

Wie aus der Augustana, so geht auch aus der Apologie klar hervor, daß die Stellung unsers Bekenntnisses zur heiligen Schrift eine ebenso gesunde als deutlich bestimmte ist. Zwar hat auch sie keinen besonderen Artikel, welcher *ex professo* von ihrer Stellung zur Schrift handelt, aufgenommen. Seinen Grund hat das aber nicht etwa darin, weil sich die lutherischen Bekenner in Augsburg in diesem Stück noch auf ungeklärtem Gebiete befunden, dieser Frage noch nicht genügend nachgedacht, und, der Sache noch ungewiß, ihre eigene Ansicht nicht genau zu formuliren vermocht hätten. Daß eine Lehre nur in dem Maße spruchreif und symbolisch fixirbar sei, als sie kirchliche Kämpfe, in welchen sie durchdacht und verarbeitet werde, hinter sich habe, ist überhaupt ein unschriftgemäßer, durchaus moderner und darum falscher Gedanke. Auch verräth die Art und Weise, wie die Apologie von der Schrift und ihrer Stellung zu derselben redet, nirgends Unsicherheit, Unbestimmtheit, Schwanken oder Disharmonie. Verschwommene, undefinirbare Anschauungen, gerade auch die Lehre von der Schrift betreffend, befinden sich zwar in der modernen Theologie in Menge, aber nicht in unsern Bekenntnißschriften. Auf fast jeder Seite der Apologie tritt uns vielmehr ein und dieselbe genau definirte Stellung zur Schrift entgegen, welche wir schon aus der Augustana kennen gelernt haben. Vom ersten bis zum letzten Buchstaben treibt die Apologie nur die Schrift, und sie weiß und will auch von keiner andern als Schrifttheologie wissen.

Der Grund, warum sich die Bekenner in Augsburg auch in der Apologie nicht in einem besonderen Artikel über ihre Stellung zur Schrift ausgesprochen haben, ist der, weil sie dazu keine besondere Veranlassung hatten. Ihre eigene Lehre von der Schrift hielten die Lutherischen eben für unbestritten in der ganzen Christenheit. Auch von den Gegnern setzten sie voraus, daß sie mit der Kirche die Schrift als untrügliche Quelle und Richt-

schnur des Glaubens und Lebens anerkannten. Ihnen war es eben noch etwas ganz Selbstverständliches, daß, wer Anspruch auf den Christennamen erhebe, auch die Göttlichkeit der Schrift nicht in Frage ziehen dürfe. Zudem war ihnen die beiderseitige Anerkennung der Schriftautorität der einzige Boden, auf welchem eine fruchtbare Discussion über die strittigen Glaubenslehren denkbar war. Daß die Bekenner in Augsburg wirklich von dieser Anschauung ausgingen, geht klar aus der Apologie selber hervor, die mit den Widersachern als mit solchen, die Schrifttheologen sein wollen, handelt und sich wiederholt darüber verwundert, daß die Gegner vorgeben, auf dem Boden der Schrift zu stehen, in der Wirklichkeit aber sich mit allen Syllaben der Schrift im Widerspruch befinden. 97, 60. Wagten doch auch die Römischen nicht, diese Grundvoraussetzung der Lutherischen offen zu verleugnen und gegen die Schriftautorität direct Stellung zu nehmen. Damit hätten sie sich ja auch selber vor der ganzen Christenheit die Maske vom Gesicht gerissen und sich als blinde Heiden — was sie ja waren — entpuppt. Die Päpstlichen versicherten deshalb, auch von der Schrift ausgehen zu wollen. Dabei hofften sie unter dem Mantel der Schrift den Inhalt derselben um so leichter den Einfältigen in sein Gegentheil verkehren zu können. Denn daß das Papstthum nur darauf bedacht war, „die heilige Schrift nach allem seinem Gefallen abzuthun, zu verkehren und zu deuten wider alle göttliche Gesetz“, war auch den Lutherischen in Augsburg längst klar. 157, 23. „Sie ziehen viel Sprüche der Schrift an — sagt die Apologie von den Römischen —, daß sie den Unerfahrenen ein Schein machen, als sei ihre Lehre . . . in der Schrift gegründet.“ 189, 25. An einer andern Stelle heißt es: „Aber sie reden also, daß sie den Unerfahrenen ein Schein für der Nasen machen, und ziehen Sprüche der heiligen Schrift an, welche von rechten christlichen Werken, die wir schuldig sein, reden; so sie doch ihr Genugthun gründen auf Werke, die wir nicht schuldig sein, und welche sie opera non debita nennen.“ 200, 76. Je mehr demnach die Päpstlichen merkten, daß sie ihre falschen Lehren am leichtesten in der Christenheit an den Mann bringen könnten, wenn sie dieselben in Schriftstellen einwickelten, desto lauter schrieten sie: „Es stehet geschrieben“, und führten Sprüche, viele Sprüche der Schrift an und behaupteten led und unverschämt, daß die Evangelischen „wider das klare Evangelium“ lehrten. 200, 76. 109, 1. 103, 87. 124, 102. 137, 165. Und als die Confutation verlesen war, sprengten sie in der ganzen Christenheit aus, daß die Confutatores das Bekenntniß der Lutherischen „aus der heiligen Schrift verlegt“ hätten. 74, 8.

So beriefen sich die Römischen, um das Volk, welches die Ohren nach Schriftbeweisen spitzte, um so leichter täuschen zu können, mit dem Munde auf die Bibel, der sie innerlich fluchten. Vom Satan hatten sie auch Mittel und Wege gelernt, wie sie scheinbar im Namen der Schrift die Schrift vernichten, den Inhalt aussaufen und die Schale als unverlegt erscheinen

lassen konnten. Was eine ehrliche, gewissenhafte Schriftauslegung nicht zu leisten vermochte, besorgte eine „sophistische Glosse“, ein „listiges Fündlein“. 107, 109. Konnten die Confutatores mit einem Schriftwort nicht fertig werden, so stückten sie „Zusatz“ daran, 124, 102. 134, 143, citirten „verstümpelt“, 260, 53, und zogen den Sprüchen so „neue Röcke“ an, 192, 40. Die Apologie sagt von den Widersachern: „Sie mögen die Sprüche der Schrift gereimt, ungereimt, schließlich, unschließlich, wie sie wollen, und wie es ihnen gefällt, einführen.“ 222, 89. „Die Widersacher machen aus der Schrift schwarz und weiß, wenn und wie sie wollen, wider alle natürliche Art der klaren Wort an dem Ort: *Cognosce vultum pecoris etc.* Da muß *cognoscere* Beicht hören heißen. Vieh oder Schafe muß da Menschen heißen. *Stabulum* achten wir, heißt auch eine Schule, da solche *Doctores* und *Oratores* innen sein.“ 186, 9. „*Abjecto Christo, deleto evangelio male detorquent scripturas ad humanas opiniones.*“ 132, 139. „*In verbis maxime planis et perspicuis repererunt rimam.*“ 145, 222. „Die tröstlichsten Sprüche deuten sie so auf ihre Lügen.“ 199, 69. 262, 61. Solche Verdrehung sei einem gewissenlosen Menschen auch möglich, denn so einfältig, so gewiß und rein, so klar könne man nichts reden oder schreiben, man könne ihm mit Worten ein ander Nasen machen. 182, 84. Eben solche Bösewichter seien nun aber die Römischen, denn ihre Schriftklärung sei nichts als grober, öffentlicher Mißbrauch göttliches Worts, Unverschämte Lügen und Muthwillen mit Gottes Wort, Bösewichtstüde, unverschämte Lügen und Fälscherei der heiligen Schrift. 190, 26. 27. Fromme christliche Gewissen sollten sich darum auch an solch greulicher Schriftverdrehung der Widersacher nichts irren, vielmehr beten: „Gott wolle schänden und strafen solche verzweifelte Sophisten, die so verrätherlich und böslisch das heilige Evangelium auf ihre Träume deuten. Denn welchem frommen, ehrbaren Mann sollt nicht solcher großer öffentlicher Mißbrauch göttliches Worts im Herzen wehe thun?“ 189, 26. 145, 218.

Die Apologie macht es sich darum zur Aufgabe, zu zeigen, daß die Römischen mit ihrem Vorgeben von Schrift lügen. „So haben wir auch hie klar angezeigt — heißt es demgemäß 74, 9 —, wie sie etliche Artikel wider die öffentliche helle Schrift und klare Wort des Heiligen Geistes verdammt haben, und dürfen nimmermehr mit der Wahrheit sagen, daß sie ein Titel aus der heiligen Schrift wider uns verantwortet hätten.“ Sie will die *solatio* aller Sprüche geben, welche die Widersacher gegen die Augustana angezogen hatten. 120, 67. Gerade auf die Entkräftung des gegnerischen Schriftbeweises verwendet sie besondere Sorgfalt. 123, 97. Sie zeigt, wie es den Römischen immer nur darum zu thun ist, sich dem Zwang des Schriftwortes zu entziehen — *ad eludendas scripturas*, 141, 200, — und daß die von denselben angeführten Sprüche ihnen mehr entgegen, denn für sie seien. 155, 19. Von den römischen Kniffen und Griffen, die Schrift zu verdrehen, sagt Melancthon, 137, 165. 166: „*Speramus nos piis con-*

scientiis satis ostendisse, quod hi loci non adversentur nostrae sententiae, quod adversarii male detorqueant scripturas ad suas opiniones, quod plerosque locos citent truncatos, quod omissis locis clarissimis de fide tantum excerpant ex scripturis locos de operibus eosque depravent, quod ubique affingant humanas quasdam opiniones praeter id, quod verba scripturae dicunt, quod legem ita doceant, ut evangelium de Christo obruant. Tota enim doctrina adversariorum partim est a ratione humana sumpta, partim est doctrina legis, non evangelii.“

So geht die Apologie von der Grundvoraussetzung aus, daß die Schrift das auch von den Gegnern anerkannte Wahrheitsprincip und die gemeinsame Grundlage für die Discussion der streitigen Lehren sei. Dieser Umstand thut nun den Aussagen, welche unser Bekenntniß bald hie, bald da, oft scheinbar zufällig, von der Schrift macht, nicht etwa Abbruch, sondern verleiht denselben vielmehr doppeltes Gewicht. Denn nicht um gleichgültige, oder ungewisse, oder unbestimmte, sondern um lauter selbstverständliche, von der ganzen Christenheit anerkannte und gerade auch von den Gegnern öffentlich zugestandene Wahrheiten handelt es sich nach unserm Bekenntniß in diesen Sätzen.

Nach den in der Apologie zerstreuten einschlagenden Aussagen nun ist die Schrift die Quelle, aus welcher die Theologie alle ihre Lehren schöpfen muß. Auch die Lehren, welche sie selber enthält, sind nach ihr nur Stücke, die allernöthigsten Stücke der Schrift. 76, 18. Eben dahin geht das Bestreben der Apologie, das heilige Evangelium, das Wort Gottes bei allen zur Anerkennung zu bringen. 291. Der Unterricht in der Kirche soll durch Gottes Wort geschehen. 163, 52. Was wir lehren, sollen wir sagen und schließen nach der heiligen Schrift. 158. Darauf haben wir zu achten, was Pauli Meinung ist, was die Schrift klar lehrt. 160, 35. In der Kirche kommt es eben darauf an, was Christus, die Propheten und Apostel schreiben und reden, und nicht darauf, was etwa der Pabst sagt. 157, 26. Anders soll man in derselben nicht lehren, urtheilen und reden, denn die Apostel selbst und ihre Schriften gelehrt haben. 161, 39. Und was die Apostel gelehrt, für gut und recht gehalten, muß man aus ihren klaren Schriften suchen, und nicht allein Exempel zeigen. 161, 40. In Glaubenssachen muß alles in der Schrift klar gesagt, und darf nichts erdichtet sein. 219, 76. Was man nicht der Schrift entnommen, damit kann man auch die Gemeinde nicht bauen. 151, 268. Die Kirche hat darauf zu achten, wie die Schrift vom Gesetz und von der Verheißung redet. 120, 67. Wie wir zu Gott stehen und welche Werke Gott gefallen, kann einzig und allein aus Gottes Wort festgestellt werden. 208, 13. 14. Auch in jeder das christliche Leben betreffenden Frage müssen wir sagen können: Darüber haben wir Gottes Wort und Gebot. 225, 18. Kann doch kein Mensch Gottes Willen anders erfahren oder wissen, denn allein durch sein Wort.

208, 17. Ohne Gottes Wort läßt sich keinerlei theologische Aussage machen.
 208, 17. Der Theologe kann und soll darum nichts mehr und anders thun,
 als die klaren Worte und Lehren der Apostel schreiben und predigen.
 157, 26. Er muß sich rüsten und stärken mit Gottes Wort. 211, 29.

Von wirklich neuen Lehren, die sich in der Schrift nicht finden, will deshalb unser Bekenntniß nichts wissen. Eine Lehre, die wirklich neu ist, das heißt, die nicht in der Schrift enthalten ist, ist eo ipso auch falsch. Nur der, welcher streng bei der Schrift bleibt, lehrt nichts Neues, und umgekehrt, wer in der Kirche nichts Neues aufbringt, der bleibt auch bei der Schrift. „Wir lehren — so heißt es im Artikel von der Erbsünde 83, 32 — nichts Neues, nichts Anders, denn die heilige Schrift, die gemeine heilige christliche Kirche, sondern solche nöthige, tapfere, klare Sprüche der heiligen Schrift und der Väter, welche durch ungeschickt Gezänt der Sophisten unterdrückt gewesen, bringen wir wieder an den Tag, und wollten gerne die christliche Lehre rein haben.“ Und im Artikel von der Rechtfertigung sagt die Apologie 86, 50: „Darum haben unsere Prediger von dem nöthigen Artikel mit allem höchsten Fleiß gelehret, und haben nichts Neues gelehret, sondern eitel klare Wort der heiligen Schrift und gewisse Sprüche der Väter, Augustini und der Andern.“ Auch Dr. Luther hat nichts Eigenes, sondern das Bekenntniß Christi und das Evangelium, welches im Papstthum ganz unterdrückt war, „aus der Schrift lehren und erklären wollen“. 85, 45. Was darum nicht aus Schriftstellen besteht, aus Schriftstellen abgeleitet und auf Schriftstellen zurückgeführt werden kann, kurz, was nicht biblisch ist, ist nach der Apologie nicht christlich, nicht lutherisch und auch nicht theologisch.

Quell aller Lehren ist somit der Apologie die Schrift, und zwar die Schrift allein. Die *doctrina rationis* und die *humana sapientia* kann im Geistlichen nur blenden und betrügen. 137, 167. 126, 108. Daß die Scholastiker auf allerlei greuliche Irrthümer gerathen sind und von Christo nichts gewußt haben, hat seinen Grund darin, daß sie nicht auf das klare Schriftwort geachtet, sondern viel Philosophie unter die christliche Lehre gemenget haben und dem Lichte der Vernunft gefolgt sind. 80, 13. 85, 43. 151, 269. 169, 68. 69. Die Vernunft lehrt eben, zumal was Werke und Glauben betrifft, allezeit falsch und dem Evangelio zuwider. 123, 91. 115, 38. Und wer aus der Schrift nur das annehmen, was der Vernunft gemäß ist, alles andere aber für Fabeln halten will, ist ein Heide, denn die rechte christliche Kirche ist der Hause derjenigen hin und wieder in der Welt, die da wahrlich gläuben dem Evangelio Christi und den Heiligen Geist haben. 159, 28. Christlich ist die Theologie nur sofern, als sie aus der Schrift schöpft, und sofern sie aus der Vernunft schöpft, ist sie heidnisch. Wer aus Schrift und Vernunft lehren will, wirft Philosophie und Evangelium, Aristoteles und Christus, Theologie und Philosophie durch einander. Die Worte Christi aber und die Sprüche Socrates und Zenonis harmoniren schlecht. 89, 16. Das sollte jedem klar sein, der auch nur ein-

mal die Bücher des Evangeliums angesehen oder gelesen hat. 115, 38. „Christlich predigen“ ist gleich „der heiligen Schrift gemäß predigen“. 271, 1. „Christlich“ und „schriftgemäß“ sind gleichwerthige Ausdrücke. „Schrift, nur Schrift, die Vernunft sage dazu, was sie wolle.“ Das ist von Anfang an die Parole der lutherischen Kirche. „Scholastici doctores — spricht Melancthon 126, 109 — magni et ingeniosi homines . . . , sed decepti humana sapientia non viderunt faciem Moisi reiectam, sed velatam, sicut pharisaei, philosophi, Mahometistae. Verum nos stultitiam evangelii praedicamus, in quo alia justitia revelata est Nec ignoramus, quantum haec doctrina abhorreat a iudicio rationis ac legis. Nec ignoramus multo speciosiore esse doctrinam legis de dilectione. Est enim sapientia. Sed non pudet nos stultitiae evangelii. Id propter gloriam Christi defendimus et rogamus Christum, ut Spiritu Sancto suo adjuvet nos, ut id illustrare ac patefacere possimus.“ Auch in der Apologie hat somit unsere Kirche dem Rationalismus jede Thür verschlossen.

Ist nun aber nur das theologisch, was biblisch ist, so muß auch jede Lehre mit Sprüchen aus der Schrift bewiesen werden. Von jeder Ausföhrung muß der Prediger sagen können: „Haec plana et evangelio consentanea sunt.“ 138, 172. In jeder Lehre muß er certa et firma testimonia Scripturae, quae labefactari non queunt, für sich haben. 77, 2. Sprüche der Schrift gründen die Lehre. 222, 88. Aus der Schrift, aus Gottes Wort muß man Beweise nehmen. 166, 64. 177, 61. Wollen wir etwas beweisen, so müssen wir Sprüche der Schrift erzählen, welche das klar melden, was wir lehren. 103, 86. Will der Gegner uns etwas beweisen, so muß das auch aus der Schrift geschehen. 179, 42. Wir rufen ihm zu: „Er bringe doch ein Wort, ein einzig Exempel aus der heiligen Schrift.“ 226, 24. Dahin muß unser Bestreben gehen, eine in der Schrift wohl gegründete Sache zu haben. 260, 53. Wir müssen röhmen können: „Diese unsere Lehre ist je klar; sie läßt sich auch wohl am Lichte sehen und gegen die heilige Schrift halten und ist auch hie klar und richtig fürgetragen; wer ihm will sagen lassen und die Wahrheit nicht wissentlich verleugnen.“ 119, 64. 75, 16. Für die Kirche und den Lehrer in der Kirche bleibt darum die eine immer wiederkehrende Frage die: Wie handelt hiervon die Schrift, was sagt Christus, Paulus, Job, der Psalm? Was zeigen die Sprüche in der Schrift an? 80. 175, 52. 53. 116, 40. Und die ganze Arbeit des Theologen besteht darin, daß er Sprüche aus der Schrift anführt, 94, 39, die Schrift der Apostel und Propheten zu Worte kommen läßt. 212, 37. 160, 37. 174, 49. 182, 83. Er soll sagen können: Hoc docet Paulus, 118, so zeugt die ganze heilige Schrift der Propheten und Apostel, 194, 45. 85, 44. 45. 197, 60. 99, 70. Gerade auch den Feinden gegenüber soll er ein klares Wort der Schrift citiren und immer repetiren. 140, 192. Dann steht es gut mit einer Lehre, wenn sie plurima

et clarissima testimonia in scriptura hat. 142, 202. Demgemäß sieht auch die lutherische Kirche drauf, daß schon die Jugend die Sprüche der Schrift gewöhne und beten lerne, und daß die Pfarrer und Kirchendiener öffentlich und daheim die Kinder und Jugend in Gottes Wort unterweisen. 213, 43. Eben deshalb weil der Theologe nur die Schrift zur Geltung bringen soll, so muß er auch darauf achten, daß die Schrift „unverstümpelt, unzuriffen, ganz“ angeführt werde. 260, 53. 136, 161. Den klaren richtigen Verstand der ganzen heiligen Schrift, den Sinn Pauli soll er aufweisen, 87, 4. 182, 54., den einfältigen Verstand, der auch mit andern Sprüchen der Schrift übereinstimmt. 136, 159. Schrift muß nach klarer Schrift ausgelegt werden. 284, 60. Wenn die Sache mit Allegorien auszurichten wäre, so würde jedermann Allegorien finden, ihm dienlich. Aber alle Verständige wissen, daß man in solchen hochwichtigen Sachen für Gott gewiß und klar Gottes Wort haben muß, und nicht dunkle und fremde Sprüche herzu ziehen mit Gewalt. Solche ungewisse Deutungen halten den Stich nicht für Gottes Gericht. 256, 35.

Was nun aber dem klaren Worte Gottes ungemäß und zuwider, ist weder christlich noch theologisch. Das ist falsch, was Sprüche, wohl gar viele Sprüche der Schrift bestreiten. 84, 42. Was wider die klaren Wort Christi, wider alle Schrift der Apostel, wider die ganze heilige Schrift ist, das ist öffentlich falsch und unrecht. 170, 16. Der bringt eigene Träume auf, welcher in der Theologie etwas vorbringt, das mit der Schrift streitet. 90, 18. 104, 90. 224, 9. 85, 44. 85, 46. Was darum wider die Schrift ist, dazu sagen wir nein, 164, 55., das erklären wir für heillose gottlose Sophisterei, 220, 80., das sind *pravae opiniones*, 151, 279, gottlose Lehren, große Irrthümer, Gotteslästerungen. 86, 50. Wider die Schrift ist der Apologie nun aber jede Lehre, welche sich nicht in der Schrift findet. Was außerhalb der Schrift liegt, kann nie ein Theil der Theologie werden. Nicht eher kann daher jemand für seine Lehre Glauben verlangen, bis sie aus der Schrift bewiesen ist. Das *onus probandi* liegt dabei auf dem, welcher Glauben für seine Lehre in Anspruch nimmt. Von eigenen Träumen außerhalb der Schrift wollen wir nichts wissen. 124, 101. Wer für seine Lehre keinen Gottes Befehl, kein Gottes Wort, kein Exempel Alten oder Neuen Testaments hat, muß in der Kirche schweigen. 228, 31. *Humanas opiniones praeter id, quod verba scripturae dicunt*, verwerfen wir. 137, 166. 223, 3. Alle theologischen Fragen können und sollen allein nach der Schrift gerichtet und beurtheilt werden. 80, 13. 291. Wie darum die rechte Lehre aus der Schrift verantwortet, so muß auch die Irrlehre aus der Schrift verlegt werden. 74, 8. 9. Und es ist genug, wenn man dem Gegner mit der Apologie zurufen kann: Man lieset solche Träume und Lügen nirgend in der Schrift, 193, 41, so findet man nirgend in der Schrift, 42, das ist in der Schrift oder Evangelio nicht gegründet, 200, 75, da sagt die heilige Schrift nirgend von, 201, 78, das hat kein Zeugniß in

der Schrift, 224, 9, in Gottes Wort, in der Schrift steht das nicht, 224, 12, das sagen sie ohne alle Schrift, 225, 15. 17, das ist nirgend in der Schrift zu finden, 197, 60.

So will unser Bekenntniß, daß der Theologe nur nachspreche, was die Schrift ihm vortragt. Ohne irgend welche menschliche Zuthat seinerseits, soll er der Kirche vorlegen, was er der Schrift entnommen hat. 124, 101. Das ist auch nicht unmöglich, denn die Schrift redet klar. Sie ist die öffentliche helle Schrift. 74, 9. Das gilt insonderheit von den sedes doctrinae. Die loci classici in der Lehre von der Rechtfertigung betreffend sagt die Apologie: „Das sind so gar klare, helle Sprüche der Schrift, daß sie nicht so scharfes Verstandes bedürfen, sondern allein daß man's lese und die klaren Wort wohl ansehe, wie auch Augustinus in der Sache sagt.“ 92, 34. Klarer kann man gar nicht reden, als Petrus, als die Schrift redet. 102, 83. 104, 89. Um ganz unmißverständlich zu reden, wiederholt auch die Schrift einerlei so oft mit klaren Worten. 107, 108. Scriptura idem saepe inculcat. 142, 205. Wer die Bibel in die Hand nimmt und mit Ernst liest, der merkt z. B. bald, daß allenthalben in der Schrift vornehmlich die Lehre von der Rechtfertigung gegründet ist. 221, 87. Und es ist wahrlich Wunder, daß die Widersacher können so blind sein und so viel klarer Sprüche nicht ansehen, die da klar melden, daß wir durch den Glauben gerecht werden, und nicht aus den Werken. 107, 107. Legt jemand die loci classici falsch aus und wird er aus der Schrift nicht klar, so ist das nur ein Beweis von der Finsterniß und dem Verderben des Menschen, nicht aber dafür, daß die Schrift dunkel und des Lichtes menschlicher Vernunft bedürftig sei.

Ist nun alle geistliche Erkenntniß der Christen Schrifterkennntniß, welche die Vernunftweisheit in der Welt zwar vernichten, aber um keine Kerze erhöhen kann, so ist auch alle Gewißheit in geistlichen, göttlichen Dingen Schriftgewißheit, das ist, Gewißheit aus der Schrift und auf Grund der Schrift. Was sich sonst als Gewißheit aufspielt, ist Täuschung, Traum. Nur Gottes Wort vermag göttliche Gewißheit im Herzen zu erzeugen. Das gilt von der Gewißheit unsers Gnadenstandes und der Hoffnung des ewigen Lebens. Fides parit certam spem, quia nititur verbo et mandato Dei. 146, 225. Non est enim hominis, praesertim in terroribus peccati, sine certo verbo Dei statuere de voluntate Dei, quod irasci desinat. 133, 141. Derhalben sollen die christlichen Gewissen das wohl merken, daß dieses Gottes Wort und Gebot ist, daß uns ohne Verdienst Sünde vergeben werden durch Christum, nicht um unser Werke willen, und solch Gottes Wort und Gebot ist ein rechter, starker, gewisser, unvergänglicher Trost wider alles Schrecken der Sünde, des Todes, wider alle Anfechtung und Verzweiflung, Qual und Angst des Gewissens. 179, 72. Gute Gewissen, denen der Tod nicht so bitter ist, als bitter ihnen ist, wo sie etwa in einem Stück zweifeln, schreien darum nach der Wahrheit und rechtem Unterricht aus Gottes Wort. 191, 33. Von einer Glaubensgewißheit reden, durch

welche uns die Schrift selber erst gewiß wird, heißt nach der Apologie also nichts anders, als die Wirkung sachlich und zeitlich der Ursache vorausgehen lassen. Aus der Schrift kann man auch allein seiner Lehre göttlich gewiß werden. Die Bekenner in Augsburg erklären 221, 85: „Nachdem wir aber (Gott Lob) durch Gottes Wort in unsern Herzen und Gewissen des ganz ohn allen Zweifel für Gott gewiß sein, daß die Widersacher verdamme die öffentliche göttliche Wahrheit und die rechte, christliche, selige, heilige Lehre, ohn welche kein christliche Kirche irgend sein kann, welche ein jeder Christ, sofern sein Leib und Leben reicht, schuldig ist zu der Ehre Gottes zu bekennen, zu retten und zu schützen: so lassen wir uns von solcher heilsamen Lehre nicht abschrecken.“ 208, 17. Ja, eben weil sie der Schrift gewiß sind, können sie wie mit einem Eide sagen: „Ist das nicht das lauter reine Evangelium, wie es die Apostel gepredigt, ist das nicht die Stimme des Evangelii des ewigen Vaters, welche du, Herr, der du sitzt im Schooß des Vaters, der Welt offenbart hast, so sollen wir billig gestraft werden. Scimus enim ea, quae diximus, consentanea esse scripturis propheticiis et apostolicis.“ 273, 13. 151, 268. Daraus, daß sie der Schrift gewiß waren, floß endlich unsern Bekennern auch der unverzagte Muth und heilige Troß gegen die Widersacher. Hatten sie nur ein klares Schriftwort unter ihren Füßen, so imponirte ihnen die Menge, Gelehrsamkeit und der Weltruf und -Ruhm der Gegner nicht. Den Consultatoren, welche pochten auf Scotum, Gabrielem und die Sprüche der Väter, riefen die Lutherischen zu: „Wir lassen uns nicht irren, sondern wissen fürwahr, daß wir das Wort des heiligen Apostels Petri als eines großen Doctors fröhlich mögen halten gegen alle Sententiarios über einen Haufen, und wenn ihr viel tausend wären.“ 179, 68. 69. 152, 279. 75, 16.

So hat die Gewißheit des Christen seinen einzigen Grund in der Schrift. Und die Schrift ist auch geeignet, ein unerschütterlicher Fels des Glaubens zu sein, denn die Bibel ist die heilige Schrift und nicht Menschen, sondern Gottes Wort. Ein über das anderemal wird die Schrift in der Apologie „Gottes Wort“, „Wort Gottes“ genannt. 142, 205. 146, 225. 179, 72. Siehe auch das Hendiadyoin „die Schrift und Gottes Wort“ für „das geschriebene Gottes Wort“, 249, 3. Im Munde unsers Bekenntnisses sind diese hohen Namen nun nicht etwa bloße leere Titel, bei denen man begrifflich, in Gedanken, gerade das, was sie eigentlich besagen, ausschließt, und, was sie nicht sagen, hinzudenkt. Wenn unser Bekenntniß die Schrift wiederholt und mit Absicht Gottes Wort nennt, so will es eben damit betonen, daß, wie sonst ein bestimmtes Buch einen bestimmten Autor hat, Gott selber Urheber der heiligen Schrift sei. Die Bibel ist der Apologie Gottes Buch im eigentlichsten Sinn, denn der heilige Geist ist der eigentliche, letzte Verfasser derselben. Die heilige Schrift ist „Scriptura Spiritus Sancti“. 74, 8. 9. Und daß auch diese Bezeichnung nach der Apologie im eigentlichsten Sinne zu nehmen ist, geht auch daraus hervor,

daß in derselben Stelle die Worte der Schrift „klare Wort des Heiligen Geistes“ genannt werden. Die einzelnen voces der Schrift hat nach der Apologie der Heilige Geist gesetzt, und zwar mit Bedacht gesetzt. 107, 108. Gerade auf die „Syllaben der heiligen Schrift“ verweist darum auch öfters die Apologie ihren Gegnern gegenüber. Ist nun die ganze Schrift nach allen ihren Worten und Sylben Gottes Wort, so ist auch jeder einzelne Spruch der Schrift eine Aussage des Heiligen Geistes. So steht z. B. Joh. 16, 23. in der Schrift und ist darum Gottes Wort. 225, 17. Wer demnach die Schrift vorträgt, der predigt nicht sein eigen Wort, sondern läßt die Stimme und Wort Jesu Christi, unsers Heilandes, schallen. Und wer die Schriftlehre verdammt, der verdammt, wie die Meister der Confutation, das klare Wort Christi. 167, 3. Paulus ist darum, weil die Schrift Gottes Wort ist, auch ein viel höher Doctor denn die berühmten Scholastiker. 182, 86. Und wer sich Pauli rühmen kann, der hat einen starken Patron, constantem patronum für sich. 214, 51. Und Petrus ist solch ein großer Doctor, daß man sein Wort getrost gegen alle sententiaros halten kann. 179, 69. Welch herrlich, groß, trefflich, stark Decret also, wenn alle heiligen Propheten zeugen! 102, 83. Denn auch ein einiger Prophet gar groß bei Gott geacht und ein Weltshatz ist. 220, 80. Der Propheten Wort, welche voll Glaubens und Geistes gewest, darf man deshalb auch nicht so heidnisch ansehen als Aristoteles oder eines andern Heiden. 132, 140. Unschriftgemäße Lehre ist somit großer Irrthum, ja, gottlose Lehre, Gotteslästerung. 86, 50. Und diejenigen, welche die Schrift bekämpfen, sind nicht allein „gar stoßblind“, 117, 48, sondern „heillose gottlose Sophisten“, 220, 80, „verzweifelte Bösewichter und heillose Vuben“, 274, 19, denn sie verachten und verdammen Gottes heiliges Wort und Wahrheit öffentlich. 221, 83.

Ist nun aber die Schrift Gottes Wort, so ist sie auch unfehlbar und durchaus frei von Irrthümern. Die Worte der heiligen Schrift sind vom Heiligen Geiste gewählt und gesetzt, und das mit Bedacht. Den Gegnern, welche sich leichtfertig über die klarsten Schriftstellen hinweg setzten, ruft die Apologie zu: „Wo denken doch die armen Leute hin? Meinen sie, daß die Schrift ohne Ursachen einerlei so oft mit klaren Worten erholet? Meinen sie, daß der Heilige Geist sein Wort nicht gewiß und bedächtlich setze oder nicht wisse, was er rede? Num arbitrantur excidisse Spiritui Sancto non animadvertenti has voces?“ 107, 108. Menschen reden und schreiben freilich oft die Unwahrheit aus Unkenntniß, Mangel an Ueberlegung, Gedächtnißschwäche, Bosheit 2c. An allen diesen Gebrechen des Geistes leidet aber der Heilige Geist nicht, und darum auch die Schrift nicht an den Folgen derselben. Dem Heiligen Geiste ist in der Schrift nichts entschlüpft; so können sich auch in die Schrift keine Ungenauigkeiten, geschweige denn offenbare Irrthümer eingeschlichen haben. In der Schrift ist jedesmal genau das zum Ausdruck gekommen, was der Heilige Geist zu sagen beabsichtigte. Der Ausdruck ist überall dem Gedanken adäquat, congruent. In der

Schrift findet sich kein Wort, das mehr sagt, oder weniger sagt, oder etwas anderes sagt, als es nach der Intention des Heiligen Geistes sagen soll. Irrthümer sind somit in der Schrift unmöglich. Wer das nicht zugibt, muß leugnen, daß der Heilige Geist sein Wort gewiß und bedächtig setze, und behaupten, daß er öfters nicht wisse, was er rede, und, beschränkten Menschen gleich, in der Wahl seiner Worte Mißgriffe mache. Ist aber dem Heiligen Geiste nichts entfahren, so auch Paulo und den andern heiligen Schreibern nicht, die ja nur Werkzeuge des Heiligen Geistes waren. 104, 88. In der Schrift darf man darum auch kein Wort und keine Phrase als unzutreffend streichen. 100, 73. Die klare Schrift ist der klare Ausdruck der göttlichen Wahrheit, des heiligen Evangeliums, der seligen Lehre. 183, 90. Schriftlehre ist identisch mit öffentlicher göttlicher Wahrheit, gleichbedeutend mit rechter, christlicher, seliger, heiliger Lehre. 221, 85. Gewisse, klare Sprüche Pauli sind gewisse göttliche Wahrheit. 274, 18. 220, 82. 75, 16. Die Schrift ist die heilige göttliche Wahrheit, das selige Wort, darinnen aller Trost und Seligkeit besteht. 167, 3. „Dieses — so heißt es im Artikel von der Erbsünde 84, 40. 41 — sind Pauli helle, gewisse Wort und klare Sprüche, da vermag kein Glos, kein listiges Fündlein nichts wider; diese Sprüche werden alle Teufel, alle Menschen nicht mögen umstoßen.“ Die Schrift, das Evangelium ist ein gewiß Wort. 220, 82. Darum können denn auch die Verheißungen in diesem Buch nicht fehlen. 143. Und die Kirche, welche sich an die Schrift hält, irrt nicht, wird vielmehr selber zur Säule der Wahrheit, denn in der Schrift hat sie das reine Evangelium, den rechten Grund. 156, 22. In der Schrift ist eben jeder Satz ein reines Goldkörnlein lauterer Wahrheit, frei von jeglichen Schlacken. „Darum — so heißt es in den Schlußworten der Apologie 290 — sollt ja billig alle Welt, alle Weisheit, aller Gewalt Christo und seinem heiligen Wort weichen; aber der Teufel ist Gottes Feind, darum erregt er alle seine Macht wider Christum, Gottes Wort zu dämpfen und unterzudrücken.“ F. B.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Lehre vom Gewissen.

(Auf Beschluß der Buffalo Districts-Conferenz eingesandt von P. N. Sörgel.)

So häufig das Wort „Gewissen“ in der Sprache des gewöhnlichen Lebens und der Erbauungsliteratur gebraucht wird, so hat es damit doch diese Eigenheit, daß kein dogmatisch-ethischer Begriff schwieriger zu formuliren ist, als gerade dieser. Wir wissen alle, was gemeint ist, wenn wir vom Gewissen reden; aber wir stoßen auf die mannigfaltigsten Schwierigkeiten, wenn wir die Fülle der Erscheinungen, welche wir unter dasselbe befassen, und die Menge der Beziehungen, in denen wir das Wort ge-

brauchen, in eine einheitliche Formel bringen wollen. Sehen wir uns nach dem Wort im Alterthum um, so begegnen wir dem Ausdruck *συνείδησις* nicht zuerst in der philosophischen Literatur, sondern im Sprüchwort und in der Volksweisheit. Ja, lange bevor man von einer *συνείδησις* redete, hatte man die Aeußerungen derselben, wie sie in den Selbstanklagen, der Qual und Unruhe des Frevlers hervortreten, personificirt in den Erynnyen (Furien), den Töchtern der Nacht, welche alles Unrecht rächen und den, der es begeht, mit ihren Schlangengeißeln verfolgen. — Das Alte Testament weist kein besonderes Wort auf für das, was wir Gewissen nennen. Hier ist *לֵב* = *καρδία* = Herz das intellectuell-sittliche Centralorgan, dem die Gewissenserscheinungen zugeschrieben werden. Aber schon gleich zu Anfang der Genesis hören wir, wie Adam und Eva nach dem Sündenfall sich vor Gott fürchteten und verbargen, wie also in ihnen mit dem Sündenfall zugleich das böse Gewissen erwachte. — Im Neuen Testament findet sich der Ausdruck *συνείδησις* ziemlich häufig, zumal in den Briefen Pauli und in seinen Reden in der Apostelgeschichte. Hier kommt er vor in der Bedeutung „Gewissen“, Gewissen im strengsten Sinne des Wortes.

Etymologisch betrachtet, bezeichnet das Wort *συνείδησις* zunächst Bewußtsein, resp. Selbstbewußtsein; denn *συνείδεναι τινι* heißt: Mitwiffen jemandes sein, von Zeugen oder Mitschuldigen gebraucht; *συνείδεναι ἑαυτῷ* = sein eigener Zeuge, sein eigener Mitwiffen sein, sich bewußt sein. Daran müssen wir auch bei dem deutschen Wort Gewissen denken. Es ist ein Mitwissen, aus dem lateinischen *conscientia* in unsere Sprache übergegangen, und soll sich zuerst bei Notker († 1022) finden.

Um gleich ins rechte Fahrwasser zu gelangen, dürfte es angezeigt sein, mit einer Stelle aus dem Neuen Testament zu beginnen, die das, was wir wissen wollen, nicht nur nach einer Seite hin beschreibt, sondern uns vielmehr einen möglichst weiten Ueberblick gewährt. Diese Stelle dürfte Röm. 2, 14. 15. sein, wo es heißt: „Denn so Heiden, die das (geschriebene) Gesetz nicht haben, von Natur Gesetzes- Werke thun, so sind dieselben, obgleich sie das (geschriebene) Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz.“ Diesen eigenthümlichen Ausdruck: „sie sind sich selbst Gesetz“, erklärt nun der Apostel im folgenden Vers: „als welche (die Gesetzes- Werke thun) sie beweisen, des Gesetzes Werk sei geschrieben in ihren Herzen, wobei dieser Vorgang stattfindet, daß ihr Gewissen übereinstimmendes Zeugniß (mit dem, was in ihren Herzen geschrieben) ablegt und die Gedanken unter einander sich verklagen oder auch entschuldigen.“

Hier hören wir zunächst, daß der Apostel auch den Heiden ein Gewissen zuschreibt. Dasselbe äußert sich in der Weise, daß es auf Grund des ihrem Herzen Eingegrabenen seine Stimme und Zeugniß abgibt, und daß die Gedanken sich unter einander verklagen oder auch entschuldigen. Heiden,

die das geschriebene Gesetz nicht haben, thun „von Natur“, von selbst, aus eigenem Antrieb Gesetzeswerke. Wir hören z. B., daß sie es für ihre Pflicht halten, Gott zu verehren, den Eltern und der Obrigkeit gehorsam zu sein, sich der Wahrheit zu befleißigen. Wir hören auch, wie sie Gesetze erlassen gegen die Sünden des Mords, des Diebstahls, des Meineids und dergleichen mehr. Sie reden von Tugenden und von Lastern; fordern auf, in den ersteren sich zu üben, vor den letzteren hingegen sich zu hüten. In dem, was sie für recht oder unrecht halten, spiegelt sich nicht selten das „Du sollst“ oder das „Du sollst nicht“ des positiven Gesetzes ab. Freilich reichen sie nicht, auch die Besten unter ihnen nicht, mit ihrer Erkenntniß an die Forderungen des Gesetzes hinan, ja, zuweilen, wie z. B. in ihrem Cultus, machen sie sich geradezu einer Verzerrung der göttlichen Forderung schuldig. Aber nichtsdestoweniger ist es doch nach dem Apostel „Gesetzeswerk“, was beschriebener ist in ihrem Herzen. Es ist so, wie Gerhard sagt: „Sic ergo in templis Atheniensium et reliquorum gentilium fuit iniquitas et veritas.“

Wir haben es hier zunächst nicht damit zu thun, ob und inwieweit Veränderungen mit der Gesetzeschrift im Herzen vorgegangen, sondern wir müssen festhalten: die Schrift ist da, des Gesetzes Werk ist von Natur den Heiden, den Menschen ins Herz geschrieben. Was auf Sinai in Steine gebildet stand, das Gesetz mit seinem „du sollst“ und „du sollst nicht“, das ist von Gott den Herzen der Menschen eingepflanzt. Luther sagt: „Es ist nicht neu, was Moses gebet. Denn was Gott vom Himmel gegeben hat den Juden durch Mosen, das hat er auch geschrieben in aller Menschen Herzen, beide der Juden und Heiden, allein daß er's den Juden als seinem eigenen, erwählten Volke zu einem Ueberfluß auch mit einer leiblichen Stimme und Schrift hat schreiben und verkündigen lassen. Also halte ich nun die Gebote, die Moses gegeben hat, nicht darum, daß sie Moses geboten hat, sondern daß sie mir von Natur eingepflanzt sind und Moses allhier gleich mit der Natur übereinstimmt. Aber die andern Gebote in Moses, die allen Menschen von Natur nicht sind eingepflanzt, halten die Heiden (Heidenchristen) nicht, gehen auch sie nichts an, als vom Zehnten und anderen, die doch auch schön sind.“ (Unterricht, wie sich die Christen in Mosen schicken sollen, III, S. 11, conf. 1557.) Und die Apologie sagt, das natürliche, in aller Menschen Herz geschriebene Gesetz stimme mit dem Gesetz Moses oder den zehn Geboten überein. (87, 7.)

Wenn auch diese Gesetzeschrift den Willen Gottes nicht mehr ganz rein und vollkommen zum Ausdruck bringt, so konnte die Erkenntniß des Willens Gottes doch nicht gänzlich verwischt noch ausgelöscht werden, sondern Spuren davon haben sich erhalten. Ist der Mensch auch von seiner ursprünglichen Verfassung gefallen, so hat er doch nicht alles Bewußtsein von Recht und Unrecht verloren, sondern jeder bringt dieses Bewußtsein mit auf die Welt. Das läßt sich nur so erklären, wie es der Apostel erklärt,

nämlich aus einer dem Herzen eingegrabenen und noch vorhandenen Gesetzeschrift. Und da dieses Gesetz in das Herz eingeschrieben ist, also in das Organ, in dem die allerwichtigsten geistigen Kräfte ihren Sitz haben, so muß der Mensch darum wissen und sich jenes Gesetzes bewußt sein. Aus diesem Bewußtsein, aus dem Wissen um das dem Herzen eingeschriebene Gesetz, ergibt sich die merkwürdige Erscheinung, die wir Gewissen nennen. — Ohne den Menschen lang zu fragen, ohne die geringste Rücksicht auf ihn zu nehmen, erhebt sich eine Macht im Menschen, die ihre Stimme abgibt, die auf Grund des Gesetzes ihm ihr richterliches Zeugniß aufnöthigt. Diese Selbstbeurtheilung also ist nicht, wie schon angedeutet, in unser Belieben gestellt, ob wir sie vollziehen wollen oder nicht, sondern wir werden zu derselben innerlich genöthigt; wir müssen unsere eigenen Zeugen und Richter sein, wir müssen uns in unserm Verhältniß zu Gott und seinem Gesetz anschauen und beurtheilen. „Das Gewissen ist der Zeuge im eigenen Hause über unsere Worte und Thaten und unser unzertrennlicher Begleiter“, sagt Gerhard. — Und wiederum, dieses richterliche Zeugniß des Gewissens verläuft nicht im Sand, sondern es ruft ganz deutliche Erscheinungen in uns hervor: „Die Gedanken verklagen sich unter einander oder sie entschuldigen sich auch“, sagt der Apostel. Das hat ohne Zweifel jener Heide empfunden, der da ausrief: „Was nützt es dir, o Thor, keinen Mitwiffer zu haben, der du das Gewissen hast?“ Dasselbe liegt wohl auch dem Ausspruch Senecas zu Grunde, der das Gewissen einen im Innern des Menschen seßhaften heiligen Wächter nennt und von demselben aus sagt: „Gerade so, wie er von uns behandelt worden, behandelt er selber uns.“

„Unter einander“, das heißt, ohne daß sonst ein Belastungs- oder Entlastungszeuge nöthig wäre, treiben die vom Gewissen erregten Gedanken ihr Geschäft des Verklagens oder auch des Entschuldigens. — Doch dürfen wir hierbei nicht übersehen, daß der Apostel die anklagenden und entschuldigenden Gedanken nicht auf gleiche Linie stellt. Er sagt nicht einfach: die sich verklagen oder entschuldigen, sondern: oder auch, ἢ καὶ. Bengel sagt zu dieser Stelle: „Die particula concessiva ‚etiam‘ zeigt an, daß die Gedanken bei weitem mehr anklagen als entschuldigen.“ In der Form der Anklage äußert sich also allermeist das Gewissen; in dieser Form haben es die Heiden am meisten und deutlichsten empfunden; daher Juvenal unter anderm schreibt: „Schlimmer als die Strafen, die man im Habes erleiden muß, ist die Strafe, Tag und Nacht seinen eigenen Zeugen in der Brust tragen zu müssen.“ Hieher gehört auch jener Ausspruch Gerhards: „Conscientia est frenum ante peccatum et flagellum post peccatum.“

Wo das Gewissen die Form der Anklage annimmt oder als Ankläger auftritt, da erscheint es als böses Gewissen, Hebr. 10, 22., oder als unreines, befudelttes Gewissen, Tit. 1, 15. Die Anklage verfehlt den Men-

schen in Angst und Unruhe, weil er sich bewußt ist, daß er wider Gott und sein Gesetz sich vergangen. „Ein Gottloser, der im Gewissen leidet, duldet mehr Elend als der, der am Leibe leidet und mit Peitschen geschlagen wird“, sagt Pythagoras. Und Plautus in *captivis* spricht: „Habe ich Unrecht gethan, so muß ich mich quälen; möchte doch, was ich gethan habe, ungeschehen gemacht werden können! Es ist keine größere Pein als ein böses Gewissen!“ Das böse Gewissen ist das Bewußtsein eines Menschen, daß es zwischen ihm und Gott nicht recht steht, wie aus Hebr. 10, 22. zu ersehen. Dasselbe heißt Hebr. 10, 2. auch ein „Gewissen der Sünde“, das heißt, ein Bewußtsein, ungesühnte Sünde zu haben. Ein solches böses Gewissen findet sich bei den Heiden. Die Opfer, die sie in mancherlei Gestalt ihren Göttern darbringen, beweisen es, daß sie dem Frieden nicht trauen, und der Zweck ihrer Opfer ist, die Gottheit sich geneigt zu machen; was alles nicht nöthig wäre, wenn sie nicht fürchteten, daß etwas zwischen ihnen und der Gottheit nicht in Ordnung sei. Am deutlichsten kommt das böse Gewissen zum Vorschein durch die Predigt des göttlichen Gesetzes, zumal wenn dieselbe durchschlägt und im Herzen zündet. Dabei kann es geschehen, daß sich der Ankläger in einer solchen Weise geltend macht, daß er aller menschlichen Bemühungen, ihn los zu werden, spottet, daß er, vielleicht Jahre lang zurückgedrängt, nun plötzlich mit einer solch unwidderstehlichen Gewalt auftritt, daß er zu einer unerträglichen Folter für ihn wird, so daß wir von Gewissensbissen reden. Ein trauriges Beispiel dafür aus dem Neuen Testament ist Judas Ischarioth. Cicero redet von „Pfeilen der Götter“, die sich in das Gemüth der Gottlosen bohren; und die Griechen reden von „nagendem Gram“ und „verzehrender Krankheit“, die ihnen das Gewissen verursacht. Auf die Frage: „Was für eine Krankheit bringt dich um?“ antwortet bei dem Dichter Euripides ein Muttermörder: „Das Gewissen.“ Des Selbstmordes des Tiberius gedenkend, sagt Tacitus (*Annal.* VI, 6.): „Den Tiberius schützte nicht sein Glück, auch nicht die Einsamkeit, indem er bekannte, daß die Qualen, die sein Herz zerrissen, seine Strafe seien.“

Aber merkwürdig — diese gewaltige Macht, dieser unbestechliche Richter im Menschen kann doch auch schwach gemacht werden; der Beherrscher kann zum Beherrschten werden, und der Beherrschte kann den Thron des Beherrschers erklimmen, wenn auch nur relativ. Das Gewissen nämlich unterliegt Einflüssen unsererseits und gehorcht ihnen bis zu einem gewissen Grad. Wir können es nämlich schlagen, abstumpfen. Dadurch, daß wir den Mahnungen des Gewissens fortgesetzt ausweichen, nicht darauf hören, wird das Gewissen abgestumpft. Es verliert sein feines sensorium. Und je mehr, je consequenter dieser Widerstand durchgeführt wird, um so mehr hören auch die Regungen des Gewissens auf. Es wird schwielig gemacht und unempfindlich, wie z. B. die Hände eines Schmiedes durch das beständige Anfassen des heißen Eisens schwielig und unempfindlich werden. Von die-

fem Zustand wußten auch schon die alten Heiden. So redet Epiktet von einer ἀπολίθωσις, einer sittlichen Versteinerung, freilich ohne die wahre Ursache davon zu kennen.

Wir haben hier ein völliges Analogon zwischen Gewissen und Geruchssinn. Derselbe behandelt uns auch, wie er von uns behandelt wird. Thun wir ihm sein Recht an, meiden wir solche Atmosphären, gegen die er sich sträubt, so wird er thun, was seines Amtes ist. Thun wir ihm aber Gewalt an, hören wir nicht auf seine Mahnung, so wird er abgeschwächt und ist ihm schließlich jede Atmosphäre gleichgültig.

So haben wir uns auch ohne Zweifel die große sittliche Verkommenheit unter den Heiden zu erklären. Die Menschen außerhalb der göttlichen Offenbarung standen sozusagen zwischen zwei Feuern: auf der einen Seite das Gewissenszeugniß, auf der andern die angeborene Neigung zum Bösen, die in der Regel als Sieger hervorging. „Sie haben die Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufgehalten“, das heißt, niedergehalten, sagt der Apostel Röm. 1, 18. Dieses beständige „Schlagen“ des Gewissens führte schließlich dahin, daß man Böses für gut und Gutes für böse halten konnte, ohne daß das Gewissen noch dagegen reagierte. Dabei hatte jedes Volk seine eigene Individualität, eine bei ihm vorherrschende sündliche Neigung. Das eine war mehr zur Unzucht, das andere mehr zum Todschlag, ein drittes mehr zum Diebstahl geneigt. Dadurch daß man diesen Sünden fröhnte, brachte man es dahin, daß der lästige Zeuge und Ankläger mehr und mehr verstummte, und daß man ihn endlich in dem einen Stück und dann in andern Stücken ganz los wurde. So bildete sich unter den Heiden nicht nur eine falsche sittliche Tradition, sondern ihre moralischen Anschauungen zeigten im Einzelnen auch eine große Verschiedenheit, so daß wir z. B. bei den alten Deutschen Hochachtung der Ehe und Keuschheit, Hochachtung fremden Eigenthums, Hochachtung des gegebenen Versprechens finden, während andere Völker Unzucht, Diebstahl, Treulosigkeit für recht hielten. Und wiederum, während bei andern Völkern, wie z. B. den Spartanern, die Unmäßigkeit im Trinken gegen ihre sittlichen Begriffe verstieß, so stimmte das Saufen aufs beste mit den Anschauungen der alten Deutschen.

Schon aus dem Gesagten geht mit Evidenz hervor, daß das Gewissen mehr ist als bloße menschliche Meinung, und daß es nichts ist mit der Verflachung, die manche in Bezug auf das Gewissen anstreben. Nach manchen soll συνείδησις nur ein anderer Ausdruck für νόος (Sinn, Verstand) sein. Allein solche vergessen, daß Tit. 1, 15. der Apostel von den Ungläubigen sagt: „Unrein ist beide ihr Sinn und Gewissen.“ Wie das zu verstehen, zeigt der nächste Vers: „Sie sagen, sie erkennen Gott; aber mit den Werken verleugnen sie es.“ Das Verleugnen mit den Werken zeigt ihren unreinen Sinn an, und die Folge der Verleugnung ist ein unreines Gewissen.

Hiermit fällt ziemlich die Meinung derer zusammen, die in dem Gewissen nichts anderes sehen wollen, als das Product und Resultat der

geistigen Entwicklung eines Volks, daß sich also ein Mensch Vorwürfe macht, wenn er etwas gethan hat, was mit den ihm anerzogenen Anschauungen nicht stimmt. „Von dieser vermeintlich empirischen Erklärung des Gewissens . . . muß einfach gesagt werden, sie schlägt aller Empirie, aller wirklichen Erfahrung ins Gesicht.“ (Martensen.) Und so ist's in der That.

Wir dürfen hiebei auch nicht übersehen, daß das Urtheil, welches das Gewissen spricht, ganz anders zu Stande kommt, als die Urtheile, die sich sonst in unserm Geiste bilden. Wenn wir eine Sache prüfen und erwägen, und auf diese Weise zu der Ueberzeugung kommen, daß wir unrecht gehandelt, so ist das keineswegs die Thätigkeit unsers Gewissens. Das Gewissen verfährt in ganz anderer Weise. Wo dasselbe seine Thätigkeit entfaltet, da finden keine Erwägungen und Schlußfolgerungen statt, sondern ohne diese Hülfsmittel drückt es dem Menschen den Stempel der Gewißheit auf; in dem Augenblick, in dem er die Anklage vernimmt, in demselben Augenblick ist der Mensch auch überführt; ihn anklagen und ihn überführen ist ein und dasselbe. Der Apostel sagt nicht, das Gewissen rechte und disputire mit den Heiden, sondern: es bezeugt sie, gibt seine Stimme und Zeugniß in ihnen ab.

Wollen wir weiteren Aufschluß über die *συνείδησις* haben, so hören wir, wie der Apostel Röm. 13, 5. die Christen ermahnt, „nicht allein aus Noth (aus Ruß) der Obrigkeit unterthan zu sein, sondern auch um des Gewissens willen“. Höher also als der erste Begriff steht dem Apostel der zweite. Das Gewissen bezeichnet mehr als bloße menschliche Verbindlichkeit und Verpflichtung; es ist eine höhere Instanz. Es ist auch mehr als menschliche Meinung; es ist eine sittliche Macht im Menschen, die dem Recht und der Wahrheit zufällt. Nur so läßt es sich erklären, daß der Apostel Röm. 9, 1. zum Beweis der Wahrhaftigkeit seines Schmerzes sich auf seine *συνείδησις* beruft, und daß er 2 Cor. 1, 12. erklärt, sein Ruhm sei sein Gewissenszeugniß, daß er in Einfältigkeit und Lauterkeit gewandelt habe. Und wiederum, wenn er sagt: wir gehen nicht mit Schalkheit um, sondern beweisen uns wohl gegen aller Menschen Gewissen, 2 Cor. 4, 2., so kann er das nur insofern thun, als er weiß, in ihnen lebe ein Zeuge, den er für die Wahrheit aufrufen könne.

Hieraus folgt nun aber keineswegs, als könne das Gewissen die absolute sittliche Norm bilden, sondern diese ist in der göttlichen Offenbarung zu suchen, welche auch das Gewissen zu erleuchten, zu reinigen und zu bilden hat. Sich auf sein Gewissen berufen, und dabei die Zucht des göttlichen Wortes verschmähen, kann nur Unheil anrichten. Von einer solchen Berufung weiß der Apostel nichts. Beruft er sich Röm. 9, 1. doch auch nicht auf sein Gewissenszeugniß allein, sondern setzt hinzu: „im Heiligen Geist“; er beruft sich also auf sein Gewissen, das zugleich unter der Leitung des Heiligen Geistes stand. Redet doch der Apostel 1 Cor. 8, 7. auch von

einem „schwachen“ Gewissen, das sich unnöthigerweise in einem Stück gebunden fühlt und noch nicht die Stufe der Erkenntniß erreicht hat, auf der schon andere angekommen. So betraf sich auch Luther in Worms nicht auf sein Gewissen schlechthin, sondern auf sein in Gottes Wort gebundenes Gewissen.

Sonst redet die Schrift noch von einem guten, reinen, unbefleckten, unverletzten Gewissen. Diese vier Begriffe sind so nahe mit einander verwandt, daß wir, ohne uns dem Verdacht falscher Schriftauslegung auszusetzen, sie alle unter den Begriff gutes Gewissen fassen können. Es ist das Gegentheil von bösem oder schlechtem Gewissen. Von seinem bösen Gewissen kann nämlich der Mensch befreit werden, Hebr. 10, 22. Christi Verdienst und der Glaube an dasselbe ist das Heilmittel, Hebr. 9, 14. Sowie nämlich ein Mensch Christi Verdienst im Glauben ergreift, wird sein böses Gewissen gereinigt, Hebr. 9, 14., so daß sich der Mensch in Bezug auf Gott keiner Schuld mehr bewußt ist. In Christo findet er Ruhe und Frieden. In diesem Sinn wird 1 Petr. 3, 21. der Ausdruck „Bund eines guten Gewissens“ gebraucht. — Weit häufiger jedoch wird in der Heiligen Schrift ein anderer Sinn damit verbunden, indem es mit dem Leben, dem Wandel des Menschen, das ist, des Christen in Verbindung gesetzt wird. Die Bedingung des „guten“ Gewissens ist in solchen Fällen ein gottgemäßer, gottseliger Wandel; und ist daher das „gute“ Gewissen das Bewußtsein des Christen, daß er, soweit er nach Gottes Gebot gehandelt hat, recht gewandelt hat. Daher stoßen wir auf die Verbindung: Glaube und gutes Gewissen. So ermahnt Paulus den Timotheus, I, 1, 19.: „Und habest den Glauben und gut Gewissen“, wo sich das gute Gewissen gründet auf das Bewußtsein, daß er wirklich „gute Ritterschaft übe“, wovon im vorigen Vers die Rede ist. Daß mit dem Verlust des guten Gewissens auch immer der Verlust des Glaubens verbunden ist, geht aus den nachfolgenden Worten hervor: „welches (das gute Gewissen) etliche von sich gestoßen und am Glauben Schiffbruch erlitten haben“. 1 Tim. 3, 9. heißt es: „Die das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen haben“, womit gemeint ist das wahrhaftige Bewußtsein, daß ihr Wandel dem Geheimniß des Glaubens entspricht. Die *συνείδησις ἀγαθή*, 1 Petr. 3, 16., beruht, wie der Schluß des Verses zeigt, auf dem Bewußtsein eines guten Wandels in Christo. Hebr. 13, 18. heißt wörtlich: „Unser Trost ist der, daß wir ein gut Gewissen haben, indem wir uns befleißigen, guten Wandel zu führen bei allen.“ Auch hier besteht das gute Gewissen in dem Bewußtsein, daß man sich befleißigt, gottgemäß zu wandeln.

(Gesandt.)

Die Bedeutung der Auferstehung Jesu Christi.

(Fortsetzung.)

2. Der Apostel schreibt 1 Cor. 15, 17.: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so seid ihr noch in euren Sünden.“ Ohne Christi Auferstehung hätten wir keine Gewißheit unserer Erlösung, könnte uns Christi Leiden und Sterben keinen Trost gewähren. So finden wir denn auch in der Schrift immer beides aufs engste mit einander verbunden, wenn es sich um unsere Erlösung und um unsern Christentrost handelt, sein Leiden und Sterben und seine darauf folgende Auferstehung. Jedes Mal, wenn der Herr seinen Jüngern sein Leiden und Sterben voraussagt, so fügt er auch hinzu, daß er wieder auferstehen werde. Seine Jünger sollten an sein Leiden und Sterben nur denken in Verbindung mit seiner Auferstehung, als an das Leiden und Sterben des wieder Auferstehenden. Und ebenso ist es denn auch später in den Predigten und Briefen der Apostel, z. B. Apost. 17, 3. 26, 23. Röm. 14, 9. 2 Cor. 5, 15. 1 Theff. 4, 14.

Aber inwiefern hat denn Christi Auferstehung eine solche Bedeutung für das Werk der Erlösung? Allerdings nicht also, als ob Christus durch seine Auferstehung uns die Erlösung erworben und zu Stande gebracht hätte. Das schreibt die Schrift allein dem Leiden und Sterben unsers Heilandes zu. Wir dürfen hier nicht trennen und scheiden und etwa sagen, durch sein Leiden und Sterben habe uns Christus von unsern Sünden, und durch seine Auferstehung uns vom Tode erlöst. Nein, Christus hat durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben alles gethan und alles gelitten, was nöthig war, uns zu erlösen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels. Am Stamme des Kreuzes hat der Herr als der rechte Hohepriester sein großes Sühnopfer dargebracht für alle Menschen, sein Opfer, welches nun in alle Ewigkeit gilt. Als der Herr am Stamme des Kreuzes ausrief: „Es ist vollbracht!“ und dann unmittelbar darauf sein Haupt neigte und verschied, da war auch wirklich ganz und gar vollbracht das große Werk der Versöhnung aller Menschen mit ihrem beleidigten Schöpfer, da war nichts mehr zu thun übrig, da war alles gethan und alles gelitten, was gethan und gelitten werden mußte, uns Menschen zu erlösen. Nicht etwas für uns erworben hat Christus durch seine Auferstehung, aber er macht uns dadurch unserer Erlösung gewiß. Die Auferstehung Christi gibt uns gleichsam Garantie dafür, daß Christus wirklich sein Werk vollendet, daß er wirklich durch seinen Tod uns Menschen, alle Menschen erlöst hat von ihren Sünden und vom Tode. Darin liegt die Bedeutung der Auferstehung Christi für unsere Erlösung. Sie ist die Bestätigung, und zwar die nothwendige Bestätigung dieses Wertes. Die Auferstehung Christi gibt uns die Gewißheit, daß wir erlöst sind, und zwar auf zweifache Weise.

Die Schrift sagt uns, daß der Herr auferstanden ist, daß er durch eigene Kraft die Bande des Todes und Grabes durchbrochen hat. Der Tod konnte ihn nicht halten. Durch seine Auferstehung gibt uns also Christus die Gewißheit, daß er der Herr des Todes ist, daß er den Tod und den Teufel überwunden hat. Als der Sohn Gottes auf diese Erde kam, da kam er, die Werke des Teufels zu zerstören, uns Menschen aus der Gewalt des Teufels, aus den Banden des Todes zu befreien, indem er unsere Sünden büßte und auslilgte durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben. Der Herr hat unsere Sünden sich zurechnen lassen, sie auf sich genommen und als unser Stellvertreter den Kampf geführt gegen Teufel und Tod. In diesem Kampf sank der Herr in den Tod, verwundet durch den Fersensich der alten Schlange. Wäre nun der Herr im Grabe und Tode geblieben, so wäre allerdings offenbar, daß Tod und Teufel in diesem Kampfe den Sieg davongetragen, daß sie den Herrn überwunden hätten, daß die Sünde des menschlichen Geschlechtes zu groß und schwer gemessen wäre selbst für diesen starken Helben, sie zu sühnen. Wäre der Herr nicht auferstanden, so hätten wir allerdings keine Hoffnung auf Erlösung mehr. Aber nun ist der Herr auferstanden. Durch seine Auferstehung beweist der Herr, daß der Tod ihn, den Fürsten des Lebens, nicht halten konnte, daß Christus diesen starken Feind besiegt und überwunden hat. Und ist der Tod besiegt, ist aus dem Tode Leben, unvergängliches Leben wiedergebracht, so ist offenbar, daß auch der andere Feind überwunden, daß auch dem die Macht genommen ist, welcher des Todes Gewalt hatte, dem Teufel. Und hat der Herr Tod und Teufel besiegt, hat er ihnen ihre Macht genommen, so ist offenbar, daß er auch unsere Sünden gebüßt und getilgt, uns von unsern Sünden erlöst hat. Denn gerade durch die Sünde hat der Teufel Recht, Macht und Gewalt über die Menschen, gerade durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen, der Tod ist der Sünde Sold. Nur dadurch hat Christus diese unsere Feinde überwunden für uns, an unserer Statt, daß er für unsere Sünden genug und sie aus dem Mittel gethan hat. Darum ruft Christus selber aus, Offenb. 1, 18.: „Fürchte dich nicht, ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“ Als der Gestorbene und Auferstandene, der den Tod besiegt hat und in alle Ewigkeit lebt, hat Christus die Schlüssel der Hölle und des Todes, das heißt, er hat das Gefängniß der Hölle und des Todes gebrochen und aufgethan, daß wir aus der Hölle und des Todes Gewalt frei ausgehen können. So schreibt daher auch der Apostel Paulus Röm. 6, 9. 10.: „Und wissen, daß Christus, von den Todten erwecket, hinfort nicht stirbt; der Tod wird hinfort über ihn nicht herrschen. Denn das er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben zu Einem Mal; das er aber lebet, das lebet er Gotte.“ Nicht also ist Christus von den Todten auferstanden, wie etwa Lazarus, der in dieses irdische Leben zurückkehrte und wieder sterben mußte, nein, Christus hat den

Tod überwunden, der Tod kann nicht mehr über ihn herrschen, hat keine Gewalt mehr an ihm. Einmal ist er der Sünde gestorben, gestorben in Beziehung auf unsere Sünde, sie zu tilgen und zu sühnen, und dadurch ist nun Sünde und Tod überwunden, und so lebt Christus nun in Ewigkeit in göttlicher Herrlichkeit als der Herr des Todes. Dessen macht uns die Auferstehung Christi gewiß, daß er für uns, an unserer Statt Sünde, Tod, Teufel und Hölle überwunden hat.

Doch noch mehr. Christus ist auferstanden von den Todten durch seine eigene Kraft und Gottheit und hat sich dadurch kräftiglich erwiesen vor aller Welt als der Sohn Gottes, der wahre Gott. Durch die Auferstehung Christi sind wir also gewiß, daß sein Leiden und Sterben nicht eines bloßen, wenn auch sündlosen Menschen Leiden und Sterben ist. Eines Menschen Leiden und Sterben, eines Menschen Verdienst kann uns nicht helfen, kann uns nicht von Sünden erlösen, noch vom Tod und Teufel erretten. „Wir Christen müssen das wissen: Wo Gott nicht mit in der Wage ist und das Gewichte gibt, so sinken wir mit unserer Schüssel zu Grunde. Das meine ich also: Wo es nicht sollte heißen, Gott ist für uns gestorben, sondern allein ein Mensch, so sind wir verloren.“ (Luther, B. XVI, 2728.) Aber nun sind wir gerade durch Christi Auferstehung gewiß, diese Person, die hier leidet und stirbt für unsere Sünden, die an unsere Stelle getreten ist, die Sünde zu büßen und den Tod zu überwinden, ist nicht nur ein Mensch, sondern der wahrhaftige Gott. Dieses Leiden und Sterben ist nicht eines bloßen Menschen, sondern Gottes Leiden und Sterben. Und „wenn ich das weiß, daß der, so wahrhaftiger Gott ist, für mich hat gelitten und gestorben ist, und wiederum, derselbige wahrhaftige Mensch von Todten auferstanden, gen Himmel gefahren u., so kann ich gewißlich schließen, daß meine Sünde und Tod durch ihn getilget und überwunden ist“. (Luther, St. L. VIII, Col. 386.) So macht uns Christi Auferstehung unserer Erlösung gewiß.

Christus ist aber nicht nur von den Todten auferstanden durch seine eigene Kraft, sondern die Schrift sagt uns auch, daß er auferweckt ist durch die Herrlichkeit seines Vaters. Und gerade auch die Auferweckung Christi durch die Herrlichkeit des Vaters macht uns unserer Erlösung von der Sünde gewiß. In jenem Gebete, welches die erste Christengemeinde in Jerusalem bei der ausbrechenden Verfolgung von Seiten des hohen Rathes zu Gott empor sandte, sprachen sie: „Wahrlich ja, sie haben sich versammelt über dein heiliges Kind Jesum, welchen du gesalbt hast, Herodes und Pontius Pilatus mit den Heiden und dem Volke Israel, zu thun, was deine Hand und dein Rath zuvor bedacht hat, das geschehen sollte.“ Apost. 4, 27. 28. Hinter den Juden und Heiden, hinter allen jenen Menschen, die sich verbanden, den Herrn zu tödten und zu kreuzigen, stand Gottes Rath und Wille, Gottes ewiger Beschluß über sein heiliges Kind Jesum. Gott wollte es also, daß sein Kind Jesus leiden und sterben sollte. Gott war es, der

seinen Sohn Jesum Christum in das Leiden, in den Tod dahingab. Gottes Zorn und Fluch lag auf diesem Jesu von Nazareth, allerdings nicht um seiner eigenen, selbstgethanen Sünden willen, denn er hatte keine, sondern weil auf ihm lagen und ihm zugerechnet waren die Sünden der ganzen Welt, weil diese Sünden seine eigenen geworden waren. Um dieser Sünden willen hat Gott seinen Sohn in die Hände der Ungerechten dahingegeben. Und nun hat Gott seinen Sohn, den er um unserer Sünde willen verurtheilt hatte, nicht im Grabe und Tode gelassen, sondern hat ihn wieder auferweckt aus dem Tode, den er als Strafe für unsere Sünden erlitt. Und damit hat Gott diesen Jesum, unsern Stellvertreter, gerechtfertigt, hat ihn für unschuldig und frei erklärt, für unschuldig nicht nur an dem Verbrechen, welches der hohe Rath auf ihn gebracht hatte, der Gotteslästerung und dem Aufruhr gegen die weltliche Obrigkeit, sondern auch für frei von den Sünden, die auf ihm lagen, von unsern ihm zugerechneten Sünden. Hätte Gott ihn nicht auferweckt, hätte er sich nicht zu ihm und seinem Werke bekannt, so wäre allerdings dadurch offenbar geworden, daß Gott durch dieses Opfer seines Sohnes nicht zufriedengestellt, daß unsere Sünde vor Gott noch nicht gesühnt und gebüßt sei, daß wir also noch in unsern Sünden wären. Nun hat aber Gott Christum auferweckt und ihn dadurch gerechtfertigt von all unserer Sündenschuld, die auf diesem Heiligen und Gerechten lag. Gott hat dadurch feierlich vor aller Welt erklärt, daß durch Christum all unsere Sünde gebüßt und gesühnt, daß durch Christum uns die wahre Gerechtigkeit erworben ist, die vor Gott gilt, daß Jesus Christus der einige rechte Hohepriester ist, der durch sein Leiden und Sterben am Stamme des Kreuzes das echte Versöhnungsopfer dargebracht hat, welches nun in Ewigkeit gilt, der mit diesem Einen Opfer in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden.. Gott hat erklärt, daß er dieses Opfer, seines Sohnes als ein vollgültiges angenommen hat. Durch Christi Auferweckung sind daher wir Menschen, und zwar alle Menschen, für deren Sünden Christus in den Tod ging, gerechtfertigt, unsere ganze Sündenschuld ist dadurch für bezahlt erklärt. Christi Auferweckung ist die allgemeine objective Rechtfertigung der ganzen verlorenen Sünderwelt. Wie sein Leiden und Tod nicht seine Bestrafung, sondern eigentlich die Bestrafung der Welt war, so war also auch Christi Auferweckung nicht eine Loßsprechung Christi für seine Person, sondern unsere Loßsprechung, nicht eine Rechtfertigung Christi für seine Person, sondern unsere Rechtfertigung. Wie Christus nicht mit seinen Sünden beladen am Kreuze hing, sondern mit unsern Sünden, so sind nun mit Christi Auferstehung in Herrlichkeit nicht Christi Sünden, sondern unsere Sünden verschwunden. Was war also . . . Christi Auferweckung von den Todten? Sie war nichts anderes, als eine große allgemeine Absolution aller Sünder; sie war nichts anderes, als eine richterliche Handlung Gottes des Vaters, durch welche derselbe in Christo alle Sünder, für die Christus gelitten hatte, loßsprach,

freigab, ihre Sünden für abgebüßt, ihre Schulden für bezahlt und sie für gerecht vor ihm erklärte, das Leben ihnen zusprach, Tod und Hölle unter ihre Füße legte und alle Seligkeit ihnen aufthat.¹⁾ So ist die Auferweckung Christi gleichsam das Siegel, welches Gott auf das Erlösungswerk gedrückt, das Siegel der göttlichen Gewißheit. Durch die Auferweckung Christi spricht Gott der Vater sein ewig gültiges Amen zu dem Kreuzeswort des Herrn: „Es ist vollbracht!“ und wir Christen können rühmen mit dem Apostel: „Wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja viel mehr, der auch auferweckt ist.“ Röm. 8, 34.

Diese Bedeutung der Auferstehung Christi findet sich in der heiligen Schrift mit klaren, deutlichen Worten ausgesprochen. Die Hauptstelle ist Röm. 4, 25. Der Apostel hatte in dem vierten Capitel seines Römerbriefes das Beispiel Abrahams angezogen, daß Abraham vor Gott gerecht geworden sei ohne des Gesetzes Werk durch den Glauben an den, „der lebendig machet die Todten und ruft dem, das nicht ist, daß es sei“. Der Apostel fährt dann fort, daß dieses aufgeschrieben sei nicht um seinet-, sondern vornehmlich um unsertwillen, denen es soll zugerechnet werden, „so wir glauben an den, der unsern Herrn Jesum auferweckt hat von den Todten“. B. 24. Und dann sagt der Apostel weiter B. 25.: „Welcher“ (nämlich Christus) „dahingegeben ist um unserer Uebertretungen willen und auferweckt ist um unserer Rechtfertigung willen“ (*διὰ τῆν δικαιοσύνην ἡμῶν*). Eine doppelte Aussage des Apostels findet sich hier. Christus ist um unserer Sünde willen dahingegeben, das heißt, darum ist Christus von Gott in Leiden und Tod dahingegeben, daß er unsere Sünde trage und büße, und er ist auferweckt um unserer Rechtfertigung willen, das heißt, Gott hat ihn aus dem Tode wieder auferweckt, damit unsere Rechtfertigung zu Stande käme, daß Gott uns rechtfertige. „*Illam enim est justitia nostra*“, sagt daher Chemnitz bei Erklärung dieser Stelle,²⁾ „I. Quod filius Dei mediator factus est pro nobis, obediens patri usque ad mortem. II. Quod pater illam satisfactionem et obedientiam filii acceptavit pro reconciliatione et propitiatione nostra, id quod resurrectione ostendit. Ideo Paulus in imputatione justitiae conjungit mortem et resurrectionem Christi.“ Durch Christi Auferweckung ist unsere Rechtfertigung zu Stande gekommen, durch sie hat Gott uns gerechtfertigt, uns in Christo für gerecht erklärt. „*Excitando Christum a mortuis Deus eum ipso facto absolvit a peccatis nostris ipsi imputatis; ac proinde etiam nos in eo absolvit.*“³⁾

Diese Wahrheit, daß Christi Auferstehung und Auferweckung das Siegel, die Bestätigung unserer Erlösung ist, klingt auch durch in allen Ge-

1) Vergl. Dr. Balthar. „Hom. Magazin“, Jahrg. II., S. 105.

2) Exam. Con. Trid., ed. Preuss, P. I, p. 170.

3) Gerhard bei Steinmeyer: Auferstehung Christi, S. 49.

sprachen, welche der Herr nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern hielt. Das ist die erste Rede, die wir aus dem Munde des Auferstandenen vernehmen, da er zu Maria Magdalena spricht Joh. 20, 15.: „Weib, was weinest du?“ „Der Auferstandene wendet, indem er mit Maria Magdalena redet, sein Angesicht dem ganzen Menschengeschlecht zu und fragt dasselbe: *τί κλαιεις*; Warum weinest du? Du hast jetzt keinen Grund zu weinen.“¹⁾ Durch Christi Auferstehung ist aller Grund zum Weinen hinweggenommen. Nun muß selige Freude unsere Herzen erfüllen, denn nun sind wir gewiß, daß unsere Sünde getilgt und vergeben, daß der Tod überwunden ist. In seinen Aufträgen, welche der Herr Christus an jenem Auferstehungsmorgen den Frauen gibt, nennt er seine Jünger „seine Brüder“. Durch seine Auferstehung sind wir mit Christo in das rechte Bruderverhältniß getreten, dadurch ist es offenbar geworden, daß Gott unser verfühnter Vater, daß Christus unser Bruder ist. Sehr schön hat besonders Luther dieses Wort „Brüder“ ausgelegt in einer Osterpredigt. Siehe St. L. Bb. XI, Col. 634, §§ 7. 8. 9. 12. Als dann der Herr zum ersten Male nach seiner Auferstehung seinen versammelten Jüngern erschien, da war dieses der erste Gruß, den er ihnen zurief: „Friede sei mit euch!“ Wohl war dieser Gruß: *ειρήνη ὑμῖν*, *שָׁלוֹם* die gewöhnliche Grußformel der Juden. Aber diese Begrüßung ist bei Jesu nicht eine bloße, leere Redensart, nicht nur ein frommer Wunsch, seine Worte sind Wahrheit und Leben, in dem Munde des Auferstandenen gewinnt dieser Gruß einen neuen, tieferen Sinn. Indem Jesus seinen Jüngern den Frieden wünscht, verkündigt er ihnen, daß nun der Friede erworben sei durch ihn selbst, der wahre Friede mit Gott, daß durch seine Auferstehung nun der thatsächliche Beweis gegeben sei, daß Gott nicht mehr mit den Menschen zürne, sondern mit ihnen verfühnt sei. Indem der Herr seinen Jüngern den Frieden wünscht, bietet er ihnen diesen Frieden mit Gott, den er aus dem Grabe und Tode gebracht hat, Vergebung der Sünden und Rechtfertigung an und theilt sie ihnen mit.

Durch die Auferweckung seines Sohnes hat Gott thatsächlich alle Menschen gerechtfertigt. Aber wir Menschen müssen nun auch in dieses neue Verhältniß mit Gott, welches Christus zu Stande gebracht hat, eintreten. Wir müssen dieses gnädige Urtheil, welches Gott in Christo über alle Menschen ausgesprochen hat, diese allgemeine objective Rechtfertigung auf uns lenken und ziehen. Das geschieht durch den Glauben an Jesum Christum. Durch den Glauben ergreifen wir Christi Verdienst, ergreifen wir die Rechtfertigung Gottes und eignen sie uns zu, und so werden wir vor Gott gerecht um Christi willen, allein aus Gnaden, allein durch den Glauben. So kommt es zur subjectiven, individuellen Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Und auch für unsern Glauben an Christum ist die Auferstehung Christi von der größten Bedeutung. So führt die heilige Schrift unsern

1) Rede, Auferstehungsgeschichte, S. 77.

Glauben an Christum gerade auch auf die Auferstehung Christi zurück und bringt ihn damit in Verbindung. So heißt es z. B. 1 Petr. 1, 21.: „Die ihr durch ihn glaubet an Gott, der ihn auferweckt hat von den Todten und ihm die Herrlichkeit gegeben, auf daß ihr Glauben und Hoffnung zu Gott haben möchtet.“ Auf Christi Auferstehung gründet sich unser Glaube. Nun da Christus auferstanden ist, kann es bei uns zum Glauben kommen an diesen Jesum Christum als an den Messias und Sohn Gottes, der alle Strafe und Schuld der Sünde für uns getragen hat. Ferner schreibt der Apostel Paulus Eph. 1, 19. 20.: „Und welche da sei die überschwängliche Größe seiner Kraft an uns, die wir glauben nach der Wirkung seiner mächtigen Stärke, welche er gewirkt hat in Christo, da er ihn von den Todten auferweckt hat und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel.“ Nach derselben Wirkung seiner mächtigen Stärke gibt Gott uns den Glauben, nach derselben Kraft, die er bewiesen hat bei der Auferweckung Christi von den Todten. Auch hier wird also unser Glaube mit Christi Auferstehung in Verbindung gebracht. Christus, der Auferstandene, der Lebendige wirkt durch seinen Geist den wahren, seligmachenden Glauben in den Herzen der Seinen.

Durch den wahren Glauben an Christum wird der Mensch wiedergeboren, ein neues, geistliches Leben wird in ihm gewirkt, der neue Mensch geschaffen. „Ist jemand in Christo“, so sagt der Apostel, „so ist er eine neue Creatur.“ Durch den Glauben bekommt der Mensch die Kraft, die Sünde zu hassen, der Sünde nicht mehr zu dienen, sondern sie immer mehr abzulegen und dagegen Gott und das wahrhaft Gute zu lieben, in einem neuen Leben zu wandeln und der Heiligung nachzujagen. Und auch dieses alles, Wiedergeburt, Bekehrung, Erneuerung, und Heiligung bezeichnet die Schrift als Frucht der Auferstehung Christi. Die Schrift nennt die Wiedergeburt geradezu ein „mit Christo der Sünde sterben“, ein „mit Christo lebendig gemacht und auferweckt werden“, ein „mit Christo auferstehen“, die Erneuerung und Heiligung aber ein „mit ihm in einem neuen Leben wandeln“. Wie Christus einst für uns auferstanden ist, so soll er auch durch den Glauben in uns auferstehen und wir mit ihm. Die Kraft der Auferstehung Christi soll in uns wirken eine geistliche Auferstehung von unsern Sünden. Sein Leben soll in uns ein neues, geistliches Leben zu Stande bringen. Die Auferstehung Christi ist nicht etwa nur Exempel und Vorbild für die geistliche Auferstehung von Sünden, für ein neues, geistliches Leben, sondern auch eine Ursache desselben. Wenn ein Mensch im Glauben die Auferstehung und ihre Frucht, die Gewißheit der Vergebung der Sünden ergreift und sich aneignet, dann ist eben die geistliche Auferstehung geschehen, dann ist er der Sünde abgestorben, dann will er der Sünde nicht mehr dienen, sondern in der Kraft seines auferstandenen Heilandes der Heiligung nachjagen. „So du mein Herz tröstest“, sagt der Psalmist, Ps. 119, 32., „so laufe ich den Weg deiner Gebote.“ Wenn Gott unser Herz tröstet mit dem Trost der Vergebung der Sünden,

uns im Glauben der Vergebung unserer Sünden gewiß macht, dann laufen wir den Weg seiner Gebote, dann werden wir fröhlich und lustig, in einem neuen Leben zu wandeln. Und der auferstandene lebendige Heiland ist bei seinen Gläubigen und gibt ihnen durch seinen Geist Kraft und Stärke, den Versuchungen und Anfechtungen Satans zu widerstehen und die Lüfte des Fleisches immer mehr zu dämpfen und zu überwinden. Daher schreibt auch Luther: ¹⁾ „Denn es soll ja, wie allhier (Col. 3, 1—7.) St. Paulus sagt, das treffliche Werk und hoher Schatz der Auferstehung Christi nicht ein unnütz, faul und unkräftig Geschmätz oder Gedanke sein, als ein todtes Bild in einen Stein gehauen, oder aufs Papier gemallet; sondern eine solche Kraft und Macht, die in uns wirke durch den Glauben auch eine Auferstehung; welches er heißt: ‚mit Christo auferstehen‘, das ist, der Sünde abgestorben, aus des Todes und der Hölle Gewalt gerissen und in Christo Trost und Leben haben; wie er hiervon im andern Capitel klärllich gesagt: ‚Ihr seid mit Christo begraben durch die Taufe, in welchem ihr auch seid mit ihm auferstanden durch den Glauben, dadurch Gott in euch wirkt‘, Col. 2, 12.“ Auch Gerhard rechnet zu den Früchten der Auferstehung Christi *renovatio nostra*. „Ideo vero“, so schreibt er, ²⁾ „*renovatio nostra inter fructus Dominicæ resurrectionis refertur, quia renovationis nostræ non tantum figura et exemplum, sed etiam causa in ea nobis proponitur*. Eph. 2, 5.“

Diese Wahrheit, daß unsere Wiedergeburt und Erneuerung eine Frucht der Auferstehung Christi ist, spricht die heilige Schrift an vielen Stellen aus, so z. B. Eph. 2, 4—6. Col. 2, 10—13. 3, 1—7. 1 Petr. 3, 21. 2 Cor. 5, 15. Alle diese Stellen besagen dieses: daß wir wiedergeboren, daß wir aus dem geistlichen Tode zum geistlichen Leben gekommen sind durch den Glauben, das ist Frucht und Wirkung der Auferstehung und Erhöhung Christi, das kommt daher, weil Christus lebendig geworden, auferstanden und verherrlicht ist. Besonders wichtig aber sind hier die Stellen Röm. 6, 1. ff. und Phil. 3, 8—10. Sehen wir uns diese beiden Stellen noch etwas genauer an. Zuerst Röm. 6, 1. ff. Der Apostel hatte sein Thema, daß das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes sei, die da selig macht alle, die daran glauben, in den ersten fünf Capiteln seines Briefes allseitig durchgeführt. Es galt nun, die falschen Schlüsse, die aus dieser Lehre gezogen werden konnten, abzuweisen. Der Apostel wirft selbst ein B. 1.: „Was wollen wir denn hierzu sagen? sollen wir in der Sünde beharren, daß die Gnade desto mächtiger werde?“ Mit einem ganz entschiedenen: „Das sei ferne!“ weist der Apostel diese schändliche Schlußfolgerung aus der rechten Lehre ab. Wir Christen sind ja der Sünde abgestorben, wie sollten wir der Sünde leben wollen? Wir sind der Sünde abgestorben schon

1) S. 2. XII., Col. 513.

2) Baierl Comp., ed. Walther, Vol. III., p. 94.

in der heiligen Taufe. Und nun erinnert der Apostel die Christen an ihre Taufe, wie sie durch dieselbe in Christi Tod und Auferstehung hinein getauft und des Todes und der Auferstehung Christi durch dieselbe theilhaftig geworden seien, daß sie nun nicht mehr der Sünde dienen, nicht mehr in der Sünde beharren könnten, sondern in einem neuen Leben vor Gott wandeln müßten. Durch den ganzen Abschnitt zieht sich wie ein rother Faden dieser doppelte Gedanke hindurch, daß wir durch Christi Tod, vermittelt der Taufe in denselben der Macht, dem Bann, der Herrschaft der Sünde entnommen und durch Christi Auferstehung vermittelt der Taufe in ein neues, geistliches Leben versetzt sind. Daher sagt der Apostel R. 5.: „Wenn wir zusammengewachsen sind mit der Aehnlichkeit seines Todes, so werden wir auch zusammengewachsen sein mit der Aehnlichkeit seiner Auferstehung.“ Durch die Kraft der Auferstehung Christi vermittelt der Taufe kommt es bei einem Menschen zur geistlichen Auferstehung, zur Wiebergeburt und zur Erneuerung.

Aehnlich redet der Apostel Phil. 3, 8—10. Der Apostel sagt, daß er die jüdisch-pharisäische Gerechtigkeit, die ihm früher, vor seiner Bekehrung Gewinn gewesen sei, nun für Schaden und Koth achte, auf daß er Christum und seine Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit des Glaubens gewinne. Denn, fährt der Apostel fort, R. 10.: „Zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde, damit ich entgegen komme zur Auferstehung der Todten.“ Wenn also ein Mensch durch den Glauben die Gerechtigkeit Christi ergriffen hat und also durch den Glauben gerechtfertigt ist, dann kommt es bei ihm dahin, daß er Christum erkennt oder erfährt und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß er Christi Tod ähnlich wird. Es ist hier ganz derselbe Gedanke ausgesprochen wie Röm. 6, 1. ff. Ein gläubiger Christ ist dem Tode Christi ähnlich, er ist Christo gleich gestorben, der Sünde geistlich abgestorben, er erfährt die Kraft der Auferstehung Christi. Durch die Kraft der Auferstehung Christi ist er geistlich auferstanden, ein neuer Mensch, eine neue Creatur geworden, und so, indem ein Christ in der Kraft der Auferstehung Christi in einem neuen Leben wandelt, kommt er entgegen zur Auferstehung der Todten, zum ewigen Leben. Der Apostel redet hier ausdrücklich von der Kraft der Auferstehung Christi. Die Christen erfahren diese Kraft in Glauben, Wiebergeburt und Erneuerung.

So ist es wahr: Weil Christus auferstanden ist, so sind wir nicht mehr in unsern Sünden. Wir sind nun gewiß, daß Gott um Christi willen uns alle unsere Sünden vergeben hat und uns dieselben nicht mehr zurechnet. In der Kraft der Auferstehung Christi kommen wir auch aus unsern Sünden heraus und wandeln in einem neuen geistlichen Leben, welches endlich zum ewigen seligen Leben führt. Das bringt uns zur dritten Bedeutung der Auferstehung Christi.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Die biblische Geschichte des Alten Testaments. Kurze Auslegung der alttestamentlichen Geschichtsbücher. Von G. Stöckhardt, Professor am Concordia-Seminar zu St. Louis, Mo. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 1896. 410 Seiten. Gr. 8° Format. Preis: Hlbr. \$1.75.

Diese kurze Auslegung der alttestamentlichen Geschichtsbücher ist aus den Morgenandachten, die der Verfasser im hiesigen Concordia-Seminar gehalten hat, hervorgegangen. Die Auslegung vollzieht sich in der Weise, daß zuerst die betreffende Geschichte in ihren Hauptzügen vorgeführt und dabei das, was zur Erklärung einzelner Sätze und Ausdrücke nöthig erschien, in die Darlegung eingeflochten wird; daran schließt sich sodann eine kurze Anwendung der Geschichte auf unsere Zeit und Verhältnisse. Ueber den Gebrauch dieser „Kurzen Auslegung der alttestamentlichen Geschichtsbücher“ äußert sich der Verfasser, nachdem er auf die Entstehung derselben hingewiesen hat, im Vorwort also: „(Dieselbe) könnte etwa auch sonst Christen, welche nicht Theologen sind, bei ihrer täglichen Bibellektüre einen geringen Hefferdienst leisten. Vielleicht findet auch Einer, welcher Christenfürer in biblischer Geschichte und in Bibellesen zu unterrichten hat, hierin gerade die Punkte hervorgehoben, welche im Unterricht besondere Beachtung verdienen.“ Diesem angedeuteten Zweck wird das hier Dargebotene in ganz vortrefflicher Weise dienen. Darlegung und Anwendung sind nur kurz, aber hinreichend, um den Leser darauf hinzuweisen, wie die ganze Geschichte des Alten Testaments und jeder Theil derselben nütze sei zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit und zum Trost. Als Probe setzen wir den Abschnitt „Abrahams Berufung. 1 Mos. 12.“ hierher: „Es beginnt jetzt die Geschichte Abrahams, des Stammvaters Israels, des Vaters aller Gläubigen. Abraham, oder, wie er damals noch hieß, Abram, erhielt von Gott den Befehl, aus seinem Vaterland, von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Haus auszugehen, in ein Land, das Gott ihm zeigen werde. Auf Gottes Gebot war Abraham schon vorher mit seiner ganzen Familie aus Ur in Chaldaa ausgezogen. Apost. 7, 3. Sein Vater Tharah hatte sich aber in Haran in Mesopotamien festgesetzt. So sollte Abraham weiter wandern, an den Ort der göttlichen Bestimmung, ins Land Canaan. Zugleich gab aber Gott dem Abraham eine große Verheißung. Er sagte ihm zu, daß er ihn segnen und zu einem großen Volk machen wolle. Ja, durch ihn, das ist durch seinen Samen, 1 Mos. 22, 18., das ist, durch den Einen Samen Christus, Gal. 3, 16., sollten alle Geschlechter der Erde gesegnet werden. Abraham glaubte der Verheißung und bewies seinen Glauben im Gehorsam, verließ seine Heimath, seine Freundschaft und zog mit seinem Weibe Sarai und seinem Neffen Lot in das Land Canaan. Hebr. 11, 8. Er durchzog das Land von Norden nach Süden, wohnte erst in Sichem, dann in Bethel, zuletzt in Mittag. Wo er wohnte, errichtete er einen Altar und predigte von dem Namen des Herrn. Er war ein Fremdling im Land der Verheißung und sahe auf die Stadt, die Gott droben ihm bereitet hatte. Hebr. 11, 9, 10. Wir haben einen ähnlichen Befehl von Gott, wie Abraham. Christus gebietet seinen Jüngern, Vater, Mutter, Weib, Kind, Bruder, Schwester zu verlassen, ihr Herz von allen irdischen Banden loszumachen. Wir haben dieselbe Verheißung, wie Abraham. In Christo, welcher nun erschienen ist, ist uns Segen, Gnade, Vergebung, Leben, Seligkeit zugesagt. Alle Gläubigen wandeln in den Fußstapfen des Glaubens Abrahams. Sie glauben dem Evangelium, freuen sich des Heils in Christo, bekennen und rühmen auch den Namen des Herrn, verleugnen um Gottes, um Christi willen, was auf Erden ist, sie haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen sie.“ F. P.

D. Conrad Dieterichs Institutiones Catecheticae, das ist, Gründliche Auslegung des Katechismus D. Martin Luthers. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. F. W. A. Rogg. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. St. Louis, Mo., und Leipzig. Verlag von F. Dette. (In Leipzig bei Ernst Bredt.) 1896. Preis: geb. \$2.00.

Dieterichs Institutiones gehören zu dem Besten, was wir an catechetischen Schriften aus dem 17. Jahrhundert besitzen. Sie sind frei von aller ermüdenden Weiterschweifigkeit und bieten doch, bei aller Kürze, eine meistens vollständige Zu-

sammenstellung des einschlägigen Materials nach Satz und Gegensatz. Dieterichs Institutiones sind eine ziemlich vollständige Dogmatik in der Form von Anmerkungen zu den Catechismusfragen. Freilich finden sich auch in diesem Werk von Dieterich die Gebrechen der späteren Dogmatik, und dazu noch einige, die Dieterich eigen sind. Aber Lehrer und Pastoren, für die das Werk bestimmt ist, werden das Unrichtige und Mißverständliche leicht auscheiden. Wir machen daher mit Freuden auf die zweite Auflage dieser deutschen Uebersetzung aufmerksam. In der Lehre von der ewigen Ermählung gehört Dieterich zu denjenigen spätern Theologen unserer Kirche, welche die Lehre der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses mit der der späteren Theologen zu verbinden suchen. Das gibt natürlich etwas Verwirrung. Lehrer und Pastoren aber werden sich auch in diesem Stück leicht zurechtfinden. Ueber Dieterichs Stellung in der Lehre von der Gnadenwahl hat sich schon unsere Delegatensynode im Jahre 1881 ausgesprochen (Bericht S. 82. 83). Auch bringt diese zweite Auflage der deutschen Uebersetzung auf S. 513 f. noch einige orientirende Bemerkungen von Hrn. Prof. Hönede „Ueber C. Dieterichs Darstellung der Gnadenwahl“.

F. P.

Kirchlich-*Zeitgeschichtliches*.

I. America.

General-Synode. Der „Lutheran Evangelist“ sagt in einer editorialen Notiz: „Der Glaube hat ebensowohl als der äußere Wandel eine moralische Seite (a moral quality). Wir sind für das, was wir glauben, ebenso verantwortlich wie für eine äußere Handlung.“ Allerdings! Gott hat uns, was wir glauben sollen, in der Heiligen Schrift geoffenbart, und wer das nicht glaubt oder nur theilweise glaubt oder etwas Anderes glaubt, der sündigt. Irrglaube und Irrlehre sind Sünde. Daraus ergibt sich aber auch, daß alle, welche mit Irrlehrern kirchliche Gemeinschaft pflegen, ebensowohl sündigen, wie die, welche mit andern offensbaren Sündern Gemeinschaft machen. Unionistische Praxis ist nicht Liebe, wie man gewöhnlich annimmt, sondern *laxe Moral — loose morals*.

F. P.

Liberale Ethik. Der „Independent“ schreibt: „Wir können uns die Ethik nicht aneignen, welche überängstlich ist, ja nichts von dem Gelde des Teufels zur Bekämpfung des Reiches des Teufels zu verwenden.“ So schreibt der „Independent“ in Bezug auf die Frage, ob man Gaben von Bierbrauern für christliche Anstalten erbitten und annehmen sollte. Was der „Independent“ befürwortet, ist christlich unanständig. Ist Bierbrauen wirklich ein „Teufelsgeschäft“, so soll die christliche Kirche auch keine Gaben von den Brauern erbitten und annehmen. Was die christliche Kirche an irdischen Mitteln zur Ausrichtung ihres Berufes bedarf, soll sie sich nicht von „den Dienern des Teufels“, sondern von den Christen erbitten.

F. P.

II. Auslaud.

Kahme Vertheidigung. Ein Pastor v. Hanffstengel hat sich kürzlich in Braunschweig also vernehmen lassen: „Die Bibel könne in neuerer Zeit nicht mehr als Gesetzbuch, auch nicht mehr als geschichtliches, naturgeschichtliches oder gar theologisches Lehrbuch gelten. Alle wissenschaftlich gebildeten Theologen, selbst die Vorkämpfer der Orthodoxie, z. B. ein Stöcker, hätten die Lehre von der Inspiration der Bibel als unhaltbar aufgegeben. Es sei nicht möglich, lediglich aus Rücksicht auf die starrgläubigen Laienorthodoxen und entstehende Zwiespalte dem Volke länger die Fortschritte der theologischen Wissenschaft vorzuenthalten. Der fromme Betrug auf diesem Gebiete werde keinen Segen bringen. Wahrheit müsse

die Richtschnur jedes Handelns sein. In der Schule sei freilich die Inspirationslehre noch immer gang und gäbe, die Kinder würden gewöhnt, die Wundergeschichten, Irrthümer zc. in der Bibel für ebenso wahr zu halten, wie ihre ewigen unvergänglichen Wahrheiten. Später komme dann in dem jungen Manne der Zwiespalt, und wenn er dann die Ueberzeugung gewonnen, daß vieles, was er aus der Bibel gelernt, nicht möglich und nicht wahr sein könne, dann werfe er mit der Inspirationslehre kurzer Hand alles, seinen ganzen Glauben, über Bord. Es sei eine der wichtigsten Aufgaben der Pädagogik, in der Schule den Kindern offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen, damit ihnen bei den sonst unausbleiblichen späteren Zweifeln nicht der ganze Glauben verloren gehe. Er möchte das Alte Testament nicht befeitigt wissen, es habe seinen großen Werth als Vorbereitung für das Christenthum. Der Hauptsach jedes evangelischen Christen aber werde stets das Evangelium sein, und dieses werde er unverbrüchlich festhalten, wenn er in der Jugend die richtige Unterweisung und Aufklärung über die äußere Gestalt des Alten Testaments und seinen inneren Werth empfangen habe.“ Darauf erwidert die Stöcker'sche Kirchenzeitung, „daß der Herausgeber der ‚D. Ev. Kircheng.‘ wohl die Wortinspiration für unhaltbar erklärt, aber die Inspiration als ein absolut unveräußerliches Stück evangelischer Glaubenslehre behauptet. Die Consequenzen des Artikels sind deshalb irrig.“ In der That eine nichtige und zugleich unsinnige Ausrede! Es gibt keine Inspiration der Schrift ohne Wortinspiration. Die Schrift ist von Gott eingegeben. Die Schrift aber besteht aus concreten Worten. Somit sind gerade die Worte der Schrift als von Gott eingegeben von der Schrift selbst bezeichnet und von den Christen zu glauben. Die „gläubigen“, ja, „orthodoxen“ Theologen Deutschlands scheinen gar nicht daran zu denken, in was für Gedankenlosigkeit sie sich ergehen, wenn sie von einer Inspiration der Schrift ohne „Wortinspiration“ reden.

F. P.

Eine wüste Weihnachtsfeier fand unter dem Vorsth des früheren Candidaten der Theologie Theodor v. Wächter in Berlin statt. Er hatte in zahlreich vertheilten Flugblättern, sowie auf Säulenplakaten wieder unentgeltliche Verabreichung von Kaffee und Kuchen angekündigt. Eine große Menge kam zusammen und hörte nicht ohne Widerspruch seinen Vortrag über Christus an, dessen Geburt zwar „von der Sage umhüllt“, dessen Person aber ehren- und liebenswerth sei. In der Discussion sprach zunächst der Anarchist, Schlosser Wiesenthal: Die Methode, die Armen mit Speisen anzuloden, müsse nach seiner Ansicht für diese etwas Verlezendes haben. In Zukunft solle man solche Extravaganzen unterlassen. Was dann „diesen Christus“ betreffe, so könne er, Redner, ihn nicht als „originellen Kopf“ ansehen und das Christenthum nicht als originelle Schöpfung. Das Christenthum sei vielmehr eine Mischung von Mosaismus und Buddhismus. Er, Redner, müsse sich ferner gegen jede Personenverherrlichung und so auch gegen das Weihnachtsfest erklären. Wollte man die Geburtstage aller berühmten Männer feiern, so käme man nicht mehr zum Arbeiten zc. Genosse Müller meinte: die Arbeiter sollten sich mit solchen Fragen nicht befassen, sondern nur daran denken, ihre Lage zu verbessern, später könnten sie auch die Bibel lesen. (Beifall.) Genosse Stresemann: Wenn Wächter wieder eine theologische Versammlung abhalten wolle, möge er dies gefälligst bemerken, damit die Arbeiter wüßten, wohin sie zu gehen hätten. Von einer solchen Versammlung hätten die Arbeiter keinen Nutzen, aber auch die Armen nicht. Die könnten sich ohne Jesus helfen. (Zustimmung.) Genosse Gent: Angesichts der Frierenden und Obdachlosen gebe es keine Weihnachtsfeier. Die kann erst später einmal eintreten, wenn eine bessere Gesellschaftsordnung sich gebildet habe. Diese zu erstreben ist das Ziel des arbeitenden Volkes. Genosse Lüdicke: Wenn Wächter

sich auf der einen Seite zur Socialdemokratie, auf der andern zu Christus bekenne, so sei er ein Irrlehrer, vor dem man sich hüten müsse. (A. G. L. R.)

Aus Italien. Die diesjährige Waldenser-Synode stellte fest, daß die Missionskirche der Waldenser 45 Gemeinden in 46 Missionsstationen mit zusammen 5326 eingeschriebenen Kirchengenossen umfaßt. Die Thalgemeinden eingeschlossen zählen die Waldenser 19,640 Kirchengenossen, das heißt, abendmahlsberechtigte Glieder, 3208 Sonntags-, 2427 Werktags- und 561 Abendschüler. Innerhalb der Waldenser-Gemeinde wurden für kirchliche Zwecke im letzten Rechnungsjahr 73,461 Lire aufgebracht, darunter 17,537 Lire für die Evangelisationskasse. Zum ersten Male seit mehr als zwanzig Jahren konnte die Synode wegen Candidatenmangels keine Ordination vornehmen. (A. G. L. R.)

Aus Frankreich. In Frankreich ist eine Welt-Liga gegen Freimaurerei gegründet worden. Dieselbe führt die Bezeichnung „Labarum“ (so hieß bekanntlich die Kreuzesfahne Constantins) und zählt, wie die „Germania“ berichtet, schon zahlreiche Mitglieder aus geistlichem und weltlichem Stande. Die Pflichten der Mitglieder sind: Die Freimaurersecte mit allen zulässigen und gesetzlichen Mitteln zu bekämpfen, die Abhaltung von Versammlungen und die Herausgabe von Schriften zum Zwecke der Bekämpfung der Freimaurerei zu begünstigen; einmal im Jahre einer besonderen Messe beizuwohnen, welche in der Intention des baldigen Sieges der Kirche über die Loge Gott dargebracht wird; jeden Morgen sein Leben für die Befehring der Freimaurer Gott aufzuopfern; mit notorischen Freimaurern weder geschäftlich noch sonstwie in Verbindung zu treten und die Mitglieder der Liga in allen Lebenslagen zu unterstützen und schließlich die Namen derjenigen, welche im Geheimen der Loge angehören, dem Committee mitzuthemen. Um eher zum Ziele zu gelangen, beschloßen die Labaristen, die Freimaurer mit deren eigenen Waffen zu bekämpfen; sie haben daher eine der freimaurerischen ähnliche Organisation geschaffen, welche zudem noch einen militärischen Charakter besitzt. Jedes Mitglied hat verschiedene Grade zu durchlaufen, welche unter Beobachtung aller symbolischen Ceremonien und Zeichen ertheilt werden sollen. Dem niedrigsten Grade gehören die „Regionäre Constantins“ an, dem zweiten die „Soldaten des heiligen Michael“; jedem Grade muß man mindestens ein Jahr angehören, um den dritten und letzten Grad: denjenigen eines „Ritters des heiligen Herzens“ zu erhalten. Für Frauen gibt es nur einen Grad und zwar den der „Schwestern der Johanna d'Arc“. Ähnlich den Freimaurern haben auch die Labaristen Mitglieder, die mit der Organisation nur lose verknüpft sind und die die Bezeichnung „Genossen und Genossinnen des heiligen Johannes“ führen. Die Freimaurer bedienen sich des Dreiecks als Zeichen und unterschreiben sich als Br. . . , die Labaristen nennen und unterzeichnen sich als Br. †. Jedes Mitglied unterschreibt beim Eintritt eine Erklärung und wählt für sich einen besonderen Kampfnamen, unter dem er nur den Genossen bekannt ist. Jede Gruppe heißt ähnlich wie in den Freimaurerlogen „Compagnie“ und alle zusammen bilden die französische Armee des Labarum, welche in fünf Sectionen oder Bezirke zerfällt, und entsenden ihre Delegirten zu den Jahresversammlungen, welche die „Große Wache“ (Grande Garde) genannt werden und dem freimaurerischen Convent entsprechen. Das Haupt der Liga führt den Titel „Großkanzler und Generalsecretär“. Dazu wurde ein bekannter französischer Schriftsteller gewählt, welcher den Namen Br. † Paul de Régis angenommen hat. In einem Punkte nur soll sich die Liga von der Freimaurerei unterscheiden: sie soll bei weitem weniger geheimnißvoll sein. Die Mitglieder sind nicht verpflichtet, über das, was in den Versammlungen, das heißt, in den „Wachen“ geschieht, Stillschweigen zu beobachten. (A. G. L. R.)

Der Uebertritt von Israeliten zum Christenthum hat in den letzten Jahren stark zugenommen. Von 1872 bis 1879, in der sogenannten liberalen Aera, traten nur circa 66 Juden jährlich über, 1880 waren es schon 120, 1888 erreichte sie die Zahl 348 und im letzten Jahre wird sie 500 überstiegen haben. Der Hauptantheil kommt auf die Reichshauptstadt und zwar aus den Kreisen der haute finance und der Academiker. Von letzteren sind es wiederum Juristen und Philologen, die sich, wenn sie auf eine Staatsanstellung reflectiren, bald nach bestandnem Staatsexamen taufen lassen. Andererseits sind im vergangenen Jahre drei Männer und 17 Frauen in Berlin zum Judenthum übergetreten. Hier war das Motiv stets — Heirath. Nicht ohne Einfluß auf die Tausen ist der vor zwei Jahren ergangene Erlass des damaligen Ministers des Innern, Grafen Culenburg, an die Regierungspräsidenten geblieben, nämlich daß Namensänderungen von Juden nur ganz ausnahmsweise bei besonders triftigen Gründen gestattet sein sollen. Dies ist auch im vergangenen Jahre nur zweimal der Fall gewesen. (A. G. L. R.)

Armenien. Der Aufruf zum Gebet für Armenien, welcher von Gliedern der englischen Staatskirche, sowie der Baptisten-, Methodisten-, Presbyterianer- und Congregationalistenkirche erlassen worden ist, hat den folgenden Wortlaut: „Weihnachten ist vorüber, das neue Jahr hat begonnen, und noch immer dauert die furchtbare Tragödie in Armenien fort. Ein altchristliches Volk ist dort der Blünderung, dem Hungertode und allen Schrecken des Martyriums preisgegeben. Das geschieht vor den Augen der ganzen Christenheit, mit ihrem Wissen, in einem Lande, für das sie mit verantwortlich ist. Männer werden gemartert, Frauen beschimpft, Kinder aufs schändlichste mißhandelt; friedliche Heimstätten werden niedergebrannt. Zweifeln läßt sich nicht an diesen Thatsachen; die Consuls haben darüber berichtet, und die Gesandten wissen darum. Außerdem liegen die Erzählungen von Augenzeugen und an Ort und Stelle aufgenommene Photographien zum Beweise vor. Das unglückliche armenische Volk ist der Mehrzahl nach ohne Waffen; nur in ein paar Ausnahmefällen hat es sich gegen seine Bebrücker erhoben, nachdem Jahre lang alle Beschwerden erfolglos geblieben waren. Noch dauern die Grausamkeiten, Verwüstungen und Mordthaten ungehindert fort. Der Protest der europäischen Mächte hat bisher nur bewirkt, daß die Greuel ärger wurden und die Noth der unglücklichen Opfer sich steigerte. Tausende von Männern, Frauen und Kindern sehen ohne Obdach und Nahrung den Schrecken eines asiatischen Winters entgegen. Es ist unglaublich und unerträglich, daß die Christenheit noch immer apathisch und machtlos vor diesem schrecklichen Schauspiel verharrt. Wir wenden uns an alle, die auf Leben und Wirken der Kirche Jesu Christi Einfluß haben und in der ganzen Welt zerstreut sind; wir bitten sie inständigst und demüthig, alle Kraft des Gebets, das in der Kirche wirksam ist, zu sammeln und Gott den Vater, Christus unsern König, und den Tröster, den Heiligen Geist, anzuflehen, daß diese Schmach aufhöre; daß dem Uebel gewehrt werde; daß unsere Selbstsucht, Gleichgültigkeit und gegenseitige Eifersucht die Warmherzigkeit des gerechten Gottes nicht länger aufhalte und hindere an der Rettung seines treuen Volkes, das Glauben hält bis in den Tod.“ So weit der Aufruf. Wenn auch die Zeitungsberichte sehr übertrieben haben, wie aus dem Bericht der Untersuchungskommission hervorgeht, so bleibt doch stehen, daß die Türken erschreckliche Greuel an den Armeniern verübt haben, und zwar auch deshalb verübt haben, weil sie die Armenier für Christen hielten. Dieser Jammer wird jedem Christen zu Herzen gehen und ihn zur Fürbitte bewegen. Mit dem Christenthum der erwachsenen Armenier, die theils „orthodoxe“, theils „katholische“ Armenier sind, ist es nur schlecht bestellt. Sie sind in Werkerei erlosfen. „Americantische Protestanten“ haben seit 1831 eine „Mission“ in dem „Christlichen Armenien“.

F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

März 1896.

No. 3.

Frank's Theologie.

Ritschl und Frank gelten in der theologischen Welt Deutschlands als die Helden und Löwen des Tages. Beide Männer sind zwar aus dem Leben geschieden, üben aber durch ihre Schüler und ihre Schriften noch einen tiefgreifenden Einfluß aus. Die modernen Rationalisten haben sich um Ritschl gesammelt, während Frank als der Hauptwortführer und Bannerträger der kirchlich-confessionellen Partei angesehen wird. Früher zerfielen die Positiven in verschiedene Gruppen. Da unterschied man Hofmannianer, Beckianer, Bilmarianer, Hengstenbergianer, Anhänger Philipps, von den eigentlichen Unionstheologen ganz abgesehen. Heutzutage schwören fast alle deutschen Theologen, die noch gläubig und lutherisch sein wollen, auf Frank. Durch drei umfangreiche Werke, „System der christlichen Gewißheit“, „System der christlichen Wahrheit“, „System der christlichen Sittlichkeit“, hat Frank seinen Ruf begründet. Mehrere Schüler von ihm haben bereits Auszüge aus seinen Schriften publicirt und die Theologie ihres Meisters, die in der schwersten Waffentrüstung abstracter, wissenschaftlicher Terminologie einherstreitet, etwas zu popularisiren versucht. Nachdem in den beiden letzten Jahrgängen dieser Zeitschrift Ritschls Theologie im Zusammenhang dargelegt und beurtheilt worden ist, wollen wir jetzt Frank's Theologie in ihren Hauptzügen vorführen und zusehen, was wir von dieser neuesten Er rungenschaft der „positiven“ Theologie zu halten haben.

Frank gehört der sogenannten Erlanger Schule an. Er ist in die Fußstapfen von Hofmann und Thomasius, welche bereits ihr ganzes Lehrgebäude aus dem christlichen Ich entwickelt haben, eingetreten und hat dieses theologische Princip seiner Vorgänger, welches im letzten Grund von Schleiermacher herrührt, weiter durchgebildet und aus demselben ein festes, enggeschlossenes System hervormachsen lassen. So orientiren wir uns zuvörderst über die Principien der Frank'schen Theologie.

Frank basirt sein ganzes System auf die christliche Gewißheit. „Die christliche Gewißheit ist dem Christen als solchem gegeben zugleich mit seinem Christenglauben und in dem Maße unveräußerlich, als sein Christenstand es ist. Die Art und das Recht dieser Gewißheit zu erkennen und aufzuzeigen, ist Aufgabe der Theologie.“ System der christlichen Gewißheit. I, S. 1. Der Christ ist sich seines Christenstandes bewußt und gewiß. Und diese Gewißheit gründet im christlichen Subject, ist von jeder äußeren Autorität unabhängig. „Wir haben es hier mit dem centralen und specifischen Wesen der christlichen Gewißheit zu thun, wo keine irgendwie von außen kommende Auctorität für sich, sondern das christliche Subject selbst und persönlich über den Grund und das Recht seiner Gewißheit entscheidet — denn nirgend anders als in dem Subject und durch das Subject kann sich diese Vergewisserung vollziehen.“ S. 40. Welches ist aber das specifische Wesen des Christenstandes und also der wesentliche Inhalt der christlichen Gewißheit? „Die sonderliche sittliche Erfahrung, welche der christlichen Gewißheit zu Grunde liegt, ist die der Wiedergeburt und Bekehrung, einer durch ethische, nicht von dem Subject selbst ausgehende, aber von ihm willig hingenommene Impulse vollzogenen Umwandlung seines sittlichen Lebensstandes, vermöge deren ein neues Ich als innerster Bestimmungsgrund seines persönlich sittlichen Lebens sich fortan unterscheidet von dem bisher herrschenden und im Kampf mit demselben seine centrale dominirende Stellung behauptet.“ S. 95. Dieses neue, christliche Ich ist sich seiner selbst gewiß, zugleich Subject und Object der christlichen Gewißheit. „Das Ich als Object der Erfahrung und das Ich als Subject derselben sind hier so unmittelbar beieinander, daß das Ich sich nur selbst zu bejahen braucht, um damit die Realität des Thatbestandes der sittlichen Umwandlung auszusagen.“ S. 103. Und eben dieses centrale christliche Bewußtsein, daß ein Christ des Thatbestandes der sittlichen Umwandlung sich bewußt und gewiß ist, oder das neue Ich ist nun Princip und Quelle aller weitem christlichen Erkenntniß und Gewißheit. „Die centrale in sich selbst beruhende Gewißheit steht in unlösbarer Beziehung zu dem Complex der Glaubensobjecte, welche die christliche Wahrheit constituiren, und je nach dem Maße als dieselben von jener centralen Gewißheit mitbesezt sind, ist das christliche Subject ihrer als der Wahrheit versichert.“ S. 161. „Fragen wir nun, in welcher Weise die Gesamtheit der Glaubensobjecte dem Christen, welcher im Besitze der fundamentalen Gewißheit sich befindet, als christliche Wahrheit sich verbürge, so müssen wir zunächst die Vorstellung abweisen, als handle sich's dabei lediglich um logische Schlußfolgerungen, mit denen aus der vorausgesetzten und dem Subject beglaubigten Wahrheit zu den andern Wahrheitsobjecten fortgegangen und die Realität derselben bewiesen werden sollte. Daß es solche Schlußfolgerungen auch für die christliche Erkenntniß gibt und daß sie innerhalb des Processes der Vergewisserung vorkommen, ist selbstverständlich — das christliche Denken bedarf ihrer wie das

Denken überhaupt — aber dagegen müssen wir uns von vornherein verwahren, als hätten wir es bei der auf die einzelnen Realitäten der christlichen Wahrheit sich erstreckenden Gewißheit mit logischen Operationen oder auch mit speculativen Exercitien zu thun. Es handelt sich um Thatfachen, deren der Christ inne und gewiß wird auf Grund und vermöge einer Thatfache, deren er vordem gewiß ward.“ „Es steht in Frage, wie aus der Thatfache des neuen geistlichen Ich, aus der durch Wiedergeburt und Bekehrung vollzogenen sittlichen Umwandlung, deren der Christ ebenso wie seiner Existenz, ja recht eigentlich als seiner Existenz, gewiß ist, entnommen werden kann die Thatfächlichkeit der christlichen Realitäten, die der Glaube als solche festhält, welche aber nicht ebenso unmittelbar wie jene das Wesen der Existenz des neuen Menschen ausmachen. Und die Meinung ist diese, daß mit jener principiellen, sittlichen und intellectuellen Setzung zugleich von dem Subject und für das Subject gesetzt werde der Gesamtcomplex der christlichen Wahrheit, deren es sich mithin ebensowenig entäußern kann als seiner selbst.“ S. 161. 163. Das christliche Subject ist, indem es sich selber setzt, seiner selbst gewiß ist, damit zugleich aller der Realitäten, der Glaubensobjecte gewiß, welche den Inhalt der christlichen Wahrheit ausmachen. Diese verschiedenen christlichen Realitäten liegen im christlichen Ich latent. Auf Grund dessen, daß er ein Christ ist, ist sich ein Christ auch aller dieser Glaubensobjecte bewußt und gewiß, braucht sie nicht erst durch logische Schlußfolgerungen aus dem christlichen Bewußtsein herauszuziehen. Indeß gibt Frank zu, daß es solche Schlußfolgerungen auf dem Gebiet der christlichen Erkenntniß gibt, und redet von einem christlichen Denken.

So bedarf ein christlicher Theolog keiner Quelle und Norm der Lehre und Erkenntniß außer ihm. Frank verneint, daß die Schrift eine solche Quelle und Norm sei. Er erkennt an, daß das gläubige Subject „nicht sein selbst, sondern dessen ist, der ihm zum Glauben verholfen hat“, „sich an Gott gebunden weiß“. „Aber daraus folgt nicht von Ferne, daß man neben dieses subjective Bewußtsein noch etwas Anderes, Objectives, als Erkenntnißprincip zu stellen hätte, etwa die h. Schrift oder das Bekenntniß der Kirche oder sonst Etwas.“ System der christlichen Wahrheit. I, S. 91. „Indem man die Dogmatik für einen Complex der Glaubensaussagen der christlichen Wahrheiten ansah, was sie ja auch ist, frug man, woher der Dogmatiker diese Aussagen oder Wahrheiten habe, und antwortete, er schöpfe sie aus der Schrift und beurtheile sie nach der Norm derselben.“ „Für uns nun, die wir den Glauben und die Gewißheit des Glaubens für die Dogmatik voraussetzen, kommt die Frage gar nicht mehr in Betracht, wie denn der Christ, welcher als Dogmatiker die Realitäten des Glaubens zum Gegenstand seiner Erkenntniß und Darstellung macht, derselben inne und gewiß geworden sei. Wir treten an die Dogmatik heran als Solche, für die jene Realitäten da sind und die nicht erst Umschau zu halten haben nach einer Quelle, woraus wir sie schöpfen, und nach einer

Norm, wornach wir uns ihrer versichern: sondern was wir begehren, das ist die erkennende Versenkung in dieselben und die Reproduction ihres an sich seienden Wesens in Form der Erkenntniß und der wissenschaftlichen Darstellung. Da nun aber diese Realitäten ein zusammenhängendes, in sich geordnetes Ganze bilden, einen geistlichen Kosmos, wo jedes Stück den ihm zukommenden Platz einnimmt, so kann die Erkenntniß derselben und ihre Fassung in die Form der Lehre nur dann eine congruente und wahre sein, wenn sie systematische Erkenntniß und Darstellung ist.“ S. 85. 86. Die Meinung ist demnach diese. Wohl verdankt der Christ seinen Glauben theilweise auch der Schrift. S. 81. Aber die Frage, woher der Glaube stammt, kommt für den Christen als Theologen und Dogmatiker gar nicht in Betracht. Derselbe setzt bei dem christlichen Ich ein, das sich seiner selbst bewußt und gewiß ist. In diesem liegen alle Glaubensobjecte beschlossen. Der christliche Dogmatiker nimmt allen Inhalt seiner Lehre aus sich selbst heraus, bedarf also keiner andern Quelle, aus der er schöpft. Er versenkt sich in die Realitäten, die er in sich trägt, und reproducirt sie in systematischer Erkenntniß und Darstellung. Und dieses System selbst, in welchem Alles sich so wohl in einander fügt, ist zugleich Gewähr und Beweis für die Wahrheit seiner Erkenntniß und Darstellung. So bedarf er auch keiner andern Norm, die ihn jener Realitäten vergewisserte, außer derjenigen, die er in sich birgt. Die Schrift gehört nach Frank als urkundliches Denkmal der Heilsgeschichte in den Complex der Glaubensobjecte, über die das christliche Subject aus sich selbst entscheidet. S. 84.

In folgender Weise findet nun das christliche Subject, eben in sich selbst, die verschiedenen Objecte des christlichen Glaubens. Die Relation, welche zwischen dem Ich der Wiedergeburt und dem natürlichen Ich besteht, vergewissert den Christen der habituellen und actuellen Sünde. Der Christ findet und weiß sich als Wiedergeborener im Stande der Gerechtigkeit, das christliche Bewußtsein ist zugleich Bewußtsein der Schuldfreiheit. Das neue Ich trägt in sich die Gewähr für die Vollendung des neuen Lebens im ewigen Leben. Mit der Thatfache seiner sittlichen Umwandlung ist der Christ einer Macht außer ihm inne geworden, und zwar einer absoluten, persönlichen Macht, und der absolute, persönliche Gott ist eo ipso der Dreipersonliche. Die Realität der Schuldfreiheit setzt Sühne voraus, und zwar eine menschlicherseits von Gott sich selbst geleistete Sühne, und damit ist zugleich die Thatfache des Gottmenschen verbürgt. Die geistliche Wirkung, deren Resultat das neue Ich ist, hat sich dem Christen durch den Dienst einer Gemeinschaft vermittelt, als deren Glied er sich nun weiß, und so erschließt sich dem christlichen Subject das Wesen der Kirche, des Wortes und der Sacramente. Die christliche Gewißheit steht in Beziehung zu den Objecten des natürlichen Lebens, und diese Wechselwirkung vergewissert das christliche Ich, daß der Gott, dem es seine eigene Existenz verdankt, auch die Welt und insonderheit die Menschheit gesetzt hat, und zwar mit der Bestimmung,

die Menschheit Gottes zu sein. Das alles wird im „System der christlichen Gewißheit“ ausgeführt. Daran schließt sich das „System der christlichen Wahrheit“ an. Das christliche Subject hat die Realitäten, die den Complex der christlichen Wahrheit bilden, aus sich herausgesetzt, so daß sie ihm jetzt gleichsam objectiv gegenüberstehen. Nun versenkt es sich in diese Resultate seiner Betrachtung und schaut die Dinge in ihrem „Anfichsein“ an. Der Christ sucht als Dogmatiker „sich des Wesens jener Realitäten zu bemächtigen und dieselben in ihrem Wesen zum Verständniß zu bringen“. System der Wahrheit. I, S. 48. Da sieht er noch tiefer in dieselben hinein und erkennt neue Seiten und Theile der Wahrheit. Da erkennt er, daß diesen Realitäten ein Realprincip zu Grunde liegt, das ist Gott, erkennt den Zusammenhang und die Ordnung der Objecte, die sich in jenem Realprincip zusammenfassen. Und so ergibt sich ihm eine neue Ordnung der Dinge. Er geht jetzt den Weg von oben nach unten. S. 10. Gott, der persönliche, der dreipersonliche, steht an der Spitze aller Realitäten, und von diesem obersten Princip geht ein Proceß des Werdens aus. Dieser Proceß läuft durch drei Stadien hindurch, Generation (Schöpfung), Degeneration (Sünde), Regeneration (Erlösung, Wiedergeburt, Rechtfertigung, Kirche) und kommt im ewigen Leben zu seinem Ziele. In dem „System der christlichen Sittlichkeit“ werden aus dem Thatbestand der Gemeinschaft des Menschen mit Gott und dem dadurch bestimmten christlich sittlichen Selbstbewußtsein die verschiedenen Bethätigungen des geistlichen Lebens und die Normen für das christlich sittliche Handeln entnommen.

Noch Ein Moment aber muß man, um die Frank'sche Principienlehre recht zu verstehen, hinzunehmen. Das christliche Subject gewinnt auf die angegebene Weise nur dann alle dogmatischen und ethischen christlichen Wahrheiten, wenn es „generell begründet“ ist. Das hebt Frank in allen drei Systemen nachdrücklich hervor. Der einzelne Christ und auch der einzelne Theologe ist in seiner individuellen Persönlichkeit mit einer großen Gemeinschaft solidarisch verbunden, mit der Gemeinschaft der christlichen Kirche oder mit „der Menschheit Gottes“. Und allein dieses Ganze, die Menschheit Gottes oder die erneute Menschheit, ist „der Füllort der göttlichen Wahrheit“. Darum muß sich die Einzelpersönlichkeit „zur Mitumfassung der Gesamtheit erweitern“. System der christlichen Gewißheit. I, S. 59. Mit andern Worten: Der Theologe muß das Bewußtsein der Gesamtheit, der Kirche in sich aufnehmen, muß bei seiner Reproduction der göttlichen Wahrheit die Erkenntniß und Erfahrung der Gemeinde mit verwerthen, darf die Lehre und das Bekenntniß der Kirche nicht ignoriren. Freilich ist diese Wahrheitserkennniß der Gemeinde, wie die des einzelnen Christen, noch eine werdende, eine unvollkommene. Darum muß man das Vorhandensein „offener Fragen“ anerkennen. S. 64. Und so findet nun auch schließlich die Schrift noch eine Stelle in dem grundlegenden Theil der Frank'schen Theologie. Die Schrift „ordnet sich dem Zeugniß ein, welches

die Gemeinde Gottes als Gottes Wort redet". System der christlichen Wahrheit. II, S. 409. Die Schrift ist ein Theil, „ein Ausschnitt“ der Erfahrung und des Zeugnisses der Gemeinde, eine „Auswirkung“ der Kirche. Sie beansprucht eine nur relativ höhere Dignität, als das sonstige Zeugniß der Kirche, insofern sie die Anfangsverkündigung der Gemeinde ist, das Zeugniß der uranfänglichen christlichen Gemeinde. „Darum kann es dem christlichen Bewußtsein nicht in den Sinn kommen, anders, als im Einklang mit diesem urkundlichen Zeugniß für die Erkenntniß die dogmatischen Aussagen aus sich zu entnehmen.“ System der christlichen Wahrheit. I, S. 91. Also wohl verstanden! Wenn Frank auch die Schrift Norm nennt und sogar von einer schlechthinigen Norm der Schrift redet, so meint er das nicht anders, als so, daß das christliche Bewußtsein im Einklang mit der Schrift die dogmatischen Aussagen „aus sich“ entnimmt. Das christliche Bewußtsein schöpft lediglich aus sich selbst Alles heraus, nicht aus der Schrift, und trägt in sich selbst die Gewißheit, daß das alles wahr ist, was es aus sich heraus setzt und schöpft, sucht nicht erst die Gewißheit außer sich in der Schrift. Aber weil das christliche Bewußtsein generell begründet ist, sich mit dem Gesamtbewußtsein, dem Zeugniß der Kirche zusammenschließt, so berücksichtigt es auch das urkundliche, uranfängliche Zeugniß der Gemeinde, die Schrift, und freut sich, wenn es sich mit demselben in Uebereinstimmung findet, und wird so hinterdrein, von Neuem, durch den Consens der Schrift, dessen gewiß, wessen es schon durch sich selbst gewiß ist. Aus der Erfahrung und dem Zeugniß der Kirche, vor Allem aus dem uranfänglichen Zeugniß, der Schrift, nimmt der Theologe bei Construction seines Systems etliche Näherbestimmungen dogmatischer und ethischer Aussagen, theologische Namen und Termini, auf die er sonst wohl nicht kommen würde. Im Artikel von der Trinität bringt es das christliche Bewußtsein z. B. nur bis zur Reproduction der Dreipersonlichkeit. Die Namen Vater, Sohn, Geist, die generatio aeterna des Sohnes, das Ausgehen des Geistes vom Vater und Sohn entnimmt der Dogmatiker der Schrift und überhaupt dem Zeugniß der Kirche. Umgekehrt reicht die theologische Erörterung an manchen Punkten weiter, als die Schrift, löst manche wichtige Fragen, über welche die Schrift keine Auskunft gibt. System der Wahrheit. II, S. 318. Und so operirt denn Frank in seiner Dogmatik und Ethik auch mit Schrift und Kirchenlehre und slicht Schriftworte und Aussprüche von Kirchenlehrern ohne Weiteres in seine Darstellung ein. Doch die Schrift und das kirchliche Bekenntniß fungiren nie als Quelle der dogmatischen und ethischen Aussagen, auch nicht als Norm, welche jene Aussagen erst gewiß machte, sondern als beiläufige, nachträgliche Zeugen der Aussagen des eignen Bewußtseins. Und schließlich fließt ja dieses Zeugniß der Schrift und der Kirche aus derselben Quelle, wie die Darstellung des Theologen, aus dem christlichen Bewußtsein, eben nur aus dem Gesamtbewußtsein der Kirche.

Ein christlicher Theologe kann keinen Augenblick in Zweifel sein, was er von solchen theologischen Principien zu halten hat, daß dadurch das Fundament aller gesunden, christlichen Theologie umgestoßen und das Unterste zu oberst gelehrt wird. Es thut noth, angesichts dieser neuesten Entwicklung der „kirchlichen Theologie“ an Elementarwahrheiten des Christenthums zu erinnern. Die christliche Religion hat es mit göttlichen Geheimnissen zu thun, welche in keines Menschen Sinn und Herz gekommen sind, die aber Gott uns offenbart hat. Im Alten Bund gab Gott durch Mose Israel sein Gesetz und ließ ihm durch seine Propheten seinen Rath und Willen kundthun. Durch das ganze Alte Testament klingt die Stimme Gottes hindurch: „So spricht der Herr“, und Mose und die Propheten forderten von Israel nur das Eine, daß es hören und beherzigen sollte, was sein Gott ihm sagte. Zuletzt hat Gott zu uns geredet durch seinen Sohn. Der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schooß ist, hat uns verkündigt, was er bei seinem Vater gesehen und gehört, hat seinen Jüngern die Geheimnisse des Reichs Gottes erschlossen. Und der Vater hat vom Himmel herab den Menschen erklärt: „Den sollt ihr hören!“ Vor seinem Scheiden gab der Herr seinen Jüngern für alle folgenden Zeiten den Einen Auftrag, daß sie das, was er ihnen befohlen, anvertraut, alle Völker lehren sollten, damit die es hören, lernen und festhalten möchten. Die Apostel haben dann Juden und Heiden das weitergegeben, was sie vom Herrn empfangen, und Alle, die gläubig wurden, haben ihre Lehre als das aufgenommen, was sie wahrhaftig war, als Gottes Wort. Propheten und Apostel haben schließlich Alles, was Gott ihnen und durch sie den Menschenkindern offenbart hatte, in die Schrift gefaßt und niedergelegt. Und die Schrift ist nicht nur Urkunde der Offenbarung, sondern selbst durchweg Offenbarung Gottes, weil von Gott selbst eingegeben. Die Schrift ist kein Product der Kirche, kein Ausdruck und Ausfluß des Gemeindebewußtseins, nein, sie gibt und bezeugt sich selbst als Gottes Wort im eigentlichsten und einzigen Sinn des Worts. Das brauchen wir hier nicht von Neuem nachzuweisen. Alles, was die Schrift sagt und lehrt, das sagt und lehrt Gott. Die Schrift ist aber nicht wie ein todttes Capital in die Gemeinde hineingelegt. Das Wort der Schrift ist fort und fort in Fluß und Bewegung, wird durch Lehre, Predigt, Unterricht den Einzelnen, wie der Gemeinde, nahegebracht, zur Kenntniß und zum Verständniß gebracht. Auch das Bekenntniß der Kirche ist nur Wiederhall des Zeugnisses der Schrift. Und alle christliche Erkenntniß besteht nun darin, daß wir das, was die Schrift sagt und lehrt, hören, lernen, verstehen, daß wir die göttlichen Geheimnisse, die uns Gott in seinem Worte vorlegt, in Herz und Verstand aufnehmen, was freilich hinwiederum nur durch Gottes Kraft und Wirkung geschieht. Die christliche Erkenntniß, das christliche Bewußtsein, ist keine selbständige Größe, sondern hat Gottes Wort und Offenbarung, das Wort der Schrift zum Correlat, zum Object, schöpft Alles aus der Schrift. Gott gibt, und der Mensch nimmt. Gott redet, und der

Mensch hört und lernt. Nimmt man das Wort, die Schrift hinweg, so schrumpft die christliche Erkenntniß, das christliche Bewußtsein, der christliche Glaube in Nichts zusammen. In dem Maas als ein Christ von der Schrift abieht und abstrahirt, ist sein Erkennen eitel nichts, eitel Finsterniß. Man kann ja in gewissem Sinn gelten lassen, was Frank davon sagt, daß der geistliche Kosmos in das gläubige Subject eingegangen sei. Gott hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß sich die Klarheit Christi in uns widerspiegelt. Christus ist den Herzen der Gläubigen verklärt. Doch damit ist die göttliche Wahrheit nicht aus der Schrift herausgenommen und ins christliche Ich verlegt. Es ist das Wort der Schrift, das im Herzen zündet und leuchtet. Es ist Gottes Stimme, die im Herzen Widerhall findet. Und Gottes Wort, das Wort der Schrift ist und bleibt eine Instanz und Autorität außer uns, an die das christliche Subject gebunden ist und bleibt. Sobald man die Leuchte des Worts bei Seite setzt, sobald die Stimme der Schrift verklingt, verliert sich auch der Widerschein und Widerhall im Herzen des Menschen. So hängt auch aller Fortschritt der Erkenntniß lediglich vom Wort der Schrift ab. Durch die vernünftige, lautere Milch des göttlichen Worts allein wachsen wir und nehmen wir zu in der Erkenntniß, im Glauben, im geistlichen Wesen und Leben. Weil die Schrift wahrhaftig Gottes Wort ist, weil hier der lebendige Gott mit uns redet, so macht uns die Schrift zugleich das, was sie uns lehrt und offenbart, göttlich gewiß. Und das alles gilt nun gleichermaßen von der theologischen Erkenntniß. Es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen christlicher und theologischer Erkenntniß. Ein Theologe, der berufen ist, die Kirche zu lehren, soll nur vor andern Christen in der Lehre heimisch und geübt sein. Er kann aber, was er lehrt, die göttliche Wahrheit von keinem andern Ort wegnehmen, als wo Gott dieselbe hingelegt hat, und das ist die Schrift. Gott selbst hat insonderheit die Theologen, die Lehrer der Kirche an die Schrift gewiesen und gebunden. Josua, der auch zum geistlichen Führer des Volks Gottes berufen war, empfing von Gott das Gebot, daß er das Buch dieses Gesetzes nicht von seinem Mund kommen lassen, sondern dasselbe Tag und Nacht betrachten sollte. St. Paulus erinnerte Timotheus, seinen Gehülfen und Nachfolger im Amt des Worts, an die heilige Schrift, von Gott eingegeben, als die allein zur Seligkeit unterweisen könnte. Theologie ist wesentlich Schriftgelehrsamkeit. Ein rechter Theologe versenkt sich in die Schrift, sucht die Schätze der Wahrheit zu heben und ins Licht zu stellen, die darin verborgen liegen, und geht in seinem Denken und Reden keinen Schritt weiter, als die Schrift ihn führt. Kurz, die Schrift ist die einzige Quelle aller christlichen Erkenntniß und christlichen Gewißheit, die einzige Quelle und Norm der Lehre. Das sieht Jeder, der noch einigermaßen die Schrift kennt und dieselbe mit einfältigen Augen ansieht. Ein Theologe, der dieses Grundprincip christlicher und lutherischer Theologie verleugnet, hat das A-B-C der christlichen Wahrheit vergessen.

Indem die neuere Theologie die Schrift als theologische Erkenntnisquelle bei Seite setzt und das christliche Subject oder das christliche Bewußtsein an deren Stelle rückt, verläßt sie die Quelle der Wahrheit und gräbt sich einen Brunnen, der kein Wasser gibt. Das christliche Bewußtsein, dieses Erkenntnisprincip ist thatsächlich kein Erkenntnisprincip. Diese Quelle ist keine Quelle. Was die Christen von geistlichen, göttlichen Dingen wissen und wissen sollen, das hat Gott ihnen offenbart, das kann der Mensch, auch der Christ unmöglich aus sich selbst heraus setzen. Und Gott hat das in seinem Wort, in der Schrift offenbart, sonst nirgendß. Gott hat nicht das christliche Ich als Propheten und Offenbarer seiner Geheimnisse eingesetzt. Selbst das centralste christliche Bewußtsein, das Bewußtsein der Schuldfreiheit ist nur Reflex der Schriftwahrheit. Die Schrift sagt und bezeugt es dem Christen fort und fort und macht ihn dessen gewiß, daß er Gott veröhnt ist, in Christo einen gnädigen Gott hat. Wer Auge und Ohr von der Schrift abwendet und in das eigene Ich versenkt, bei dem wird das Bewußtsein der Schuldfreiheit gar bald wieder von dem Bewußtsein der Sünde, Schuld, Strafwürdigkeit verschlungen. Viel weniger ist das christliche Subject im Stand, die andern Objecte des Glaubens, die von jenem Centrum mehr oder minder abseits liegen, aus sich herauszunehmen. Wenn ein Theologe gleichwohl gewisse christliche Realitäten als Ergebnis seiner Selbstschauung aufzeigt, so ist das eine großartige Täuschung und Selbsttäuschung. Einem solchen Theologen sind schon vordem, ehe er seinen Denkproceß beginnt, die christlichen Grundwahrheiten bekannt, aus der Schrift bekannt, und was er aus der Schrift weiß und gelernt hat, slicht er dann unwillkürlich in sein Gedankengewebe ein. Schier unglaublich ist es aber, wie Frank sich einbilden kann, daß er die Dinge schaut, wie sie an sich sind, daß er sich des Wesens der Dinge bemächtigt, nachdem er dieselben aus seinem Ich herausgenommen und sich gegenübergestellt hat, wie er das Gemächte seiner eignen Gedanken dann weiter wie objective, gegebene Größen betrachten und behandeln kann. Das heißt fürwahr in die Lüfte bauen und auf Wolken reiten. Das ist Subjectivismus und Schwärmgeisterey in höchster Potenz. Das christliche Subject ist weder Object, Quelle, noch auch Subject des Erkennens im Frank'schen Sinn. Ein christliches Subject operirt nun und nimmer nach der Frank'schen Methode. Es ist nicht das christliche Ich, welches sich in sich selbst versenkt und aus sich selbst die göttliche Wahrheit herauszuspinnen versucht. Das christliche Ich, ein Christ, der aus dem Wort geboren ist, richtet als Christ alle seine Sinnen und Gedanken auf das Wort, das außer ihm ist, setzt sich Jesu, der Schrift zu Füßen und spricht: Rede, Herr, dein Knecht hört. Er nimmt alle eigenen Gedanken unter den Gehorsam der Schrift gefangen. Es ist Selbstverblendung, wenn ein Theologe wähnt, das christliche Ich in ihm vollziehe die Arbeit, wenn er aus seinem Ich ein System christlicher Realitäten aufzubauen sich bemüht. Und es ist schließlich ein gewaltiger Selbstbetrug,

wenn das systematisirende Ich des Theologen zugleich das Bewußtsein der Gemeinde Gottes in sich aufgenommen zu haben meint. Nein, die Menschheit Gottes, die wahre Kirche, ist ebensowenig Füllort und Quelle der göttlichen Wahrheit, wie das einzelne christliche Subject, und die wahre Kirche Gottes denkt nicht daran, göttliche Wahrheit zu produciren, sondern bekennt und rühmt und spricht zu ihrem Herrn und Gott: Dein Wort ist die Wahrheit.

Ist es aber nicht das neue Ich des Wiedergeborenen, so kann es nur das natürliche Ich sein, welches aus sich heraus theologisirt oder vielmehr philosophirt. Der hausbackene Menschenverstand sucht sich hier des Wesens der göttlichen Dinge zu bemächtigen. Es sind in der That nichts Anderes, als „logische Schlußfolgerungen“, gemeine Verstandesoperationen, wenn man von Einem Punkt aus, von der Thatsache, daß der Christ eine sittliche Umwandlung erfahren hat, von dieser Wirkung aus auf die Ursache, auf Gott, auf das Wesen Gottes, gar auf die Dreieinigkeit und den Gottmenschen zurückschließt. Die Frank'sche Theologie, welche den Rationalismus Ritschls bekämpft, ist selbst nur eine neue Art und Auflage von Rationalismus, Rationalismus in kirchlichem Gewande. Es ist die natürliche Vernunft, welche in Frank's Systemen die christlichen Realitäten auf ihre Weise zerpflückt, zergliedert, und wiederum verbindet, zusammenreimt. Die natürliche Vernunft ist aber in göttlichen Dingen ganz blind und finster. Und so ist's a priori gewiß, daß alle ihre Mühe und Arbeit kein Tüttelchen göttlicher Wahrheit zu Tage fördern kann. Die natürliche Vernunft kann, wenn sie über ihre Sphäre hinausgeht und in das Gebiet der Offenbarung eingreift, nur thöricht und verkehrt urtheilen. Und so ist es kein Wunder, wenn aus jenem systematisirenden Denkproceß, wie sich uns weiterhin bestätigen wird, alle Artikel des christlichen Glaubens verschluckt, verstümmelt und verkrüppelt hervorgehen. Ein Wunder ist es vielmehr, daß die Frank'sche Verstandesmühle nicht alle christlichen Dogmen gar kurz und klein gemahlen hat, daß Frank doch gewisse Elemente der christlichen Wahrheit stehen läßt. Das liegt nicht im System, das ist Inconsequenz. Das ist ein Rest von Christenthum, der sich dem fremdartigen theologischen Princip gegenüber noch behauptet hat. Und diese Inconsequenz ist das Beste in seinem System und ist nicht sein Verdienst. Es steht aber wohl zu befürchten, daß künftige Schüler das System ihres Meisters noch consequenter durchbilden und mit der geoffenbarten Wahrheit gänzlich tabula rasa machen mögen. Ja, das Frank'sche theologische Erkenntnißprincip ist ein böses, heillofes Ding. Jenes sogenannte „christliche Subject“, welches unabhängig „von jeder von außen kommenden Autorität“ „selbst und persönlich über den Grund und das Recht seiner Gewißheit entscheidet“, dieses Ich, welches in eigener Autorität in Sachen des Glaubens und der Wahrheit entscheidet, welches Lehrsätze macht und setzt, Gott, Himmel und Erde und Alles eigenmächtig aus sich selbst herausconstruirt, ist im Grund das Ich,

der Geist, das innere Licht der Schwarmgeister, das ist päpstliche Infallibilität, das ist das Ich, das sich zuerst in unserer Stammutter Eva aufbäumte und Gott gleich sein wollte. Und dieses ungöttliche, widergöttliche Ich ist naturgemäß der Grundwahrheit der christlichen Religion, nämlich daß Gott allen Ruhm, alles Verdienst, alle Weisheit des Menschen zu Schanden macht, daß Gott allein aus Gnaden den Menschen selig macht, daß Gott allein die Ehre haben will, conträr entgegengesetzt. Wir werden uns noch davon überzeugen, wie Franks Theologie wider das Schiboleth der christlichen Religion, wider das *Sola gratia!* und *Soli Deo gloria!* Sturm läuft. Dieses Ich, welches die Schrift aus ihrer dominirenden Stellung verdrängt und sich selbst an die Spitze stellt, welches die Schrift, Gottes Wort, zum Gemeindebewußtsein, zum Product der Menschen degradirte und dieselbe, wie alle andern christlichen Realitäten, seiner Kritik unterwirft, ist der naturgemäße, geschworene Feind der Schrift. Es wird sich noch zeigen, wie arg die Frank'sche Theologie die einfältigen Aussagen der Schrift mißhandelt.

Alle wahre Theologie dient nur dem Einen Zweck, dem letzten, höchsten Ziel, welches den Menschen gesteckt ist, nämlich der Seligkeit der Menschen. Die Schrifttheologie, welche alle ihre Aussagen aus der Schrift nimmt, erfüllt diesen Zweck. Denn die Schrift unterweist uns zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum. Die rechte Theologie macht die Diener der Kirche tüchtig und geschickt, die Schrift recht auszulegen und anzuwenden und so die, welche sie hören, selig zu machen. Es liegt auf der Hand, daß die Frank'sche Systematik mit diesem Zweck und Ziel nichts zu schaffen hat. Wie sie von der Schrift als Quelle der Wahrheit abzieht und abstrahirt, so läßt sie sich auch nicht weiter auf die Frage ein, was den Menschen zur Seligkeit nütze und nöthig sei. Den Fall gesetzt, daß eine nach Frank's Weise aufgebaute Systematik just dieselben Resultate erzielt, die in der Schrift schon fertig vorliegen; so fragt man dann immer noch *Cui bono?* Es genügt doch, daß die Schrift den Weg zur Seligkeit klar und deutlich uns vor Augen stellt. Wozu also solch ein Umweg? Warum die Augen zubinden, vor dem Lichte der Schrift verschließen und dann ängstlich fühlen und tappen, ob man nicht aus eignem Trieb und Instinct denselben Weg auffinden könne? Das ist doch verlorene Mühe. Nein, die Frank'sche Theologie hat ein anderes Ziel, als das etwa die practischen Theologen mit ihren Predigten verfolgen. Das Frank'sche System ist sich selbst Zweck und Ziel. Das Ich des Theologen, und das ist wahrhaftig nicht das christliche Ich, ist Anfang, Mitte und Ende dieser Theologie. Dieses Ich gefällt sich in der Selbstbetrachtung und freut sich und findet daran Genüge, wenn es alle Weisheit und Wahrheit, wie es meint, aus sich herausgesetzt hat. Verherrlichung der Wissenschaft oder, deutlicher gesagt, Selbstverherrlichung ist die bewußte oder unbewußte Tendenz aller Arbeit desjenigen Subjects, das selbst, persönlich Alles aus sich selbst herausarbeitet. Nein, nicht der

Seligkeit der Menschen, nicht dem Heil der Kirche dient die moderne kirchliche Theologie, sie fördert vielmehr nur, so weit solche müßige Speculation überhaupt noch auf das kirchliche Leben Einfluß hat, den Ruin der Kirche. Alle die Irrthümer, die sie aus sich herausgesezt, sind Gift für die Seelen. Und ihr ganzes Princip und ihre Tendenz ist und wirkt verderblich. Diese Apotheose des Ich zieht den Christen von der Einfach und Demuth in Christo ab und leistet nur dem Wahn und Dünkel des hoffärtigen Menschen Vorschub.

G. St.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt.)

Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

Wo ist ein Feld, auf welchem sich die Feinde Gottes in unserm Jahrhundert nicht organisiren und zum Kampfe zusammenziehen? Es begegnet uns überall derselbe Gemeingeist des Unglaubens, welcher unsere Zeit von den frühern Zeiten unterscheidet, indem er die gottfeindliche Welt zu einem Ganzen verbindet und als Zeit- und Weltgeist noch jeden verlorenen Posten stark fühlen macht. Die Geister der Teufel, ob sie sonst auch verschiedene Wege gehen, werden eben laut der Weissagung auf dem ganzen Kreis der Erde den Gog und Magog am Ende zusammenziehen wider den HErrn, „sie zu versammeln in den Streit auf jenen großen Tag Gottes des Allmächtigen“. Offenb. 16, 14. 20, 8. f. Wo sind denn die berufenen Wächter Zions geblieben, seitdem man von diesem Kampfe der Neuzeit sagt? Doch wohl nur in dem Winkel, in den sie sich selbst gesetzt haben; denn wenn der Feind sie auf der Mauer angetroffen hätte und ihr Einfluß auf das öffentliche Leben noch derselbe gewesen wäre als in der Zeit vor dem 30jährigen Kriege, so könnten wir die philosophischen, humanistischen, schöngeistlichen, freimaurerischen, pädagogischen und schriftstellerischen Feldzüge wider die Bibel gar nicht besprechen, ohne den Theologen weiter zu begegnen, als es geschieht. Sie sind allmählich das fünfte Rad am Wagen geworden. Die Orthodoxen ließen sich in das philosophische Spinnengewebe locken, worin ihnen, während sie mit Wissenschaft und Weltmacht spielten, des Glaubens Kraft ausgeaugt wurde, so daß sie die reine Lehre lernten und trieben wie das Rechnen. Nach dem Siege über den Rationalismus schrieb ein neuerer Theologe: „Die Theologie ist triefend aus der philosophischen Ueberschwemmung herausgekommen und muß es sich gefallen lassen, daß man das höchst lustig findet. Sie wollte der Fischer sein, der einen Zug thut, und ist zu den Larven in das Wasser gefallen.“ (Ztsch. f. Protest. 5, 314.) Der fromme Spener zeugte mit Ernst gegen das Verlassen der Furcht des HErrn. Seine Schüler, die Pietisten, wollten die Kirche Gottes wieder aufrichten, aber nicht mit

einer Hand bauen und mit der andern die Waffen führen, sondern mehr nach Art der selbstflüchtigen Einsiedler und Mönche. Anstatt als Männer des Glaubens mit dem Schwerte des Geistes wider den Feind auszugehen, wollten sie den großen Haufen preisgeben und aus den seufzenden Christen Kirchlein in der Kirche bauen. Sie haben selbst von dem offenen Brunnen des Abgrunds getrunken, indem sie den von Luther ausgetriebenen Geist des Mysticismus, der inzwischen dürre Stätten durchwandert hatte, in das Haus wieder aufnahmen. Man hatte zu viel Geist und hielt zu wenig von Worte. Man gab einem schwärmerischen Dufel Raum, der Geist und Wort auseinander riß und das menschliche Gefühl hineinreden ließ in den Glauben, welchen Gott einmal den Heiligen vorgegeben hat. Anstatt mit den Schmalkaldischen Artikeln „fest darauf zu bleiben, daß Gott niemand seinen Geist und Gnade gibt ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort“, verloren sie vielmehr bald den festen Grund, die Schrift voll Geist und Kraft, und wurden zu „Enthusiasten, das ist, Geistern, so sich rühmen, ohne oder vor dem Wort den Geist zu haben, und dadurch die Schrift oder mündlich Wort richten, deuten und drehen ihres Gefallens. . . . Das ist alles der alte Teufel und alte Schlange, der Adam und Heva auch zu Enthusiasten machte, vom äußerlichen Wort Gottes auf Geisterei und Dünkel führet, und thät's doch auch durch andere äußerliche Wort, . . . gerade als könnte der Geist durch die Schrift oder mündlich Wort der Apostel nicht kommen, aber durch ihre Schrift und Wort müßte er kommen“. Viele Pietisten geriethen auf der abschüssigen Bahn so weit, daß sie auf den mystischen Erzschwärmer Casp. Schwenkfeld lauschten, welcher gelehrt hatte: „Es gibt ein ewiges Wort Gottes, des allmächtigen Vaters, und ein vergängliches äußeres Wort, welches in die heilige Schrift oder in Buchstaben ist gefaßt worden. Beide sind so unterschieden wie der Silberschaum vom Silber, wie das Bild von der Wahrheit, wie Fleisch und Geist, wie vergänglich und ewig, wie Creatur und Schöpfer; ja, so hoch der Himmel von der Erde und Gottesgedanken von Menschengedanken verschieden sind, so hoch und viel sind auch diese zwei Worte, nämlich das innere Wort des Geistes und das äußerliche Wort des geschriebenen Buchstaben, in ihrem Wesen und in ihrer Natur unterschieden. . . . Wer auf den Buchstaben und das äußerliche Wort allein bauet, der gleicht einem thörichten Manne, der sein Haus auf Sand gebaut hat.“ (Hast: Gesch. der Wiedert., S. 189 f.) So fingen sie auch an, das Wort voll Geist und Leben mit den Papisten, Philosophen und Mystikern einen „todten Buchstaben“ zu schelten. Damit hing aufs Engste das Liebäugeln mit dem Grundirrtum aller reformirten Secten zusammen, welcher das Evangelium kein Gnadenmittel des Geistes, sondern nur eine todte Lehre von einer durch Christum zwar erworbenen, aber fernem, im Himmel verschlossenen Gnade sein läßt; nach welcher der vom Gesetz bearbeitete Sünder, obgleich er wie der Sichtsbrüchige am Boden liegt, erst laufen und

zu welcher er sich durch Beten und Himmelsstürmen selbst aufschwingen soll. Wo dieser Irrthum sich eingenistet hat, ist man nicht mehr darüber gewiß, was Gottes Wort und was freie Gnade ist. Der böse Feind fürchtete sich auch nicht vor den Pietisten, die den festen Grund verlassen hatten. Wenn sie seufzend um seine Burgen herumzögen, wurde er um so muthiger, seinen Saft auszuschütten. Der Garten Gottes sollte bald ein Leichenfeld, Hesek. 37, sein. Die zweite Generation der Pietisten brachte schon ein so haltloses, markloses, saftloses und zerfahrenes Christenthum fertig, daß man in den laodicäischen Unionsgedanken der Professoren Pfaff und Thomasius die Kraft der Kirche suchte. Dasselbe bereitete dem von England und Frankreich kommenden Geiste des Umsturzes keine Noth. „Recht kräftige Früchte trug der Hallische Pietismus nach 1730 nicht mehr“, muß der Unionstheologe Tholuck gestehen. In 25 Jahren wurden in Halle 6032 Theologen ausgebildet; es war aber nichts von ihnen zu sehen, als der Feind hereinbrach. „Weder zur Zeit der Calove, Carpzove, Schelwige, noch zur Zeit eines Spener, Francke, Breithaupt hätte der Unglaube solche Triumphe feiern können.“ Das Hallische Waisenhaus wurde noch ein Sitz des Unglaubens und die Hallischen Professoren geriethen unter die thätigsten Bibelseinde. „Die Streittheologen des 17. Jahrhunderts hatten sich tüchtig in der Wissenschaft umgesehen. Ein Flacius, Calovius, Quenstedt flößen uns noch heut durch ihr Wissen Respekt ein. Seitdem die Spener'sche Schule aufkam, änderte sich das.“ (Tholuck: Verm. Schr. II, 7 ff.) Darin sieht ein Ungläubiger den Hauptgrund. Die Hauptschuld ist aber darin zu suchen, daß man das feste und gewisse Gotteswort verlor. Es war keine Macht in der Kirche mehr, wie Cl. Harms sagt. Die „Männer des Geistes“ verliebten sich noch in den Türken Gott des Philosophen Wolff, brachten die Kirche unter das ägyptische Joch der Staats tyrannei und wurden zu Schleppentragern der sogenannten Aufklärung. Widerstrebten auch Einzelne zuerst, so geschah es doch nicht mit Beweisung des Geistes und der Kraft, und bald hieß es: „Philosophie und Jungfer Echo behalten immer das letzte Wort.“ (Rzt. 1832, S. 349.)

1. Semlers Anlauf.

J. S. Semler († 1791), der Vater des deutschen Rationalismus, lehrte die jungen Theologen eine Ehre darin finden, daß sie zu Bapageien der Philosophen wurden. Pietistische und methodistische Blasebälge hatten bei ihm keine Erweckung fertig gebracht; darum hatte er sich schon frühe auf die Wolff'sche Philosophie geworfen, welche, wie Claudius schreibt, in der Demonstrixucht es so weit trieb, daß sie eine Disputation über das Thema hielt: „Ein Student ist kein Rhinoceros.“ Das ist etwas für junge Leute, die mit Gott zerfallen sind. Semler gerieth auch in ein solches Räsonniren und Kritisiren hinein, daß ihm schon bei seinem theologischen Examen ein Superintendent sagte; er

solle zusehen, daß er nicht über den Herrn Christus hinauskritisiere. Selbstverständlich hielt er sein Bischofen Vernunft auch für die Gesamtvernunft, wie das ja Mode ist, seitdem man auf eine allgemeine Unfehlbarkeitserklärung der Vernunft hinarbeitet. Als Zeitungsschreiber in Koburg, dann als Professor in Halle und Verfasser von 171 Schriften wurde der eitle Mann zum „Förtner für die still gereiften neuen Ideen und Systeme“, welche von den rationalistischen Großmäulern einfach „die Wissenschaft“ genannt wurden. Er schrieb: „Ich wollte unsern Mitstreitern gleichsam den Weg bereiten, damit sie um so leichter dahin geführt werden könnten, von wo aus man das offene Feld weiter zu überschauen vermag.“ Seine Schule „riß bald die letzten Schranken ein, welche der freien Forschung“ — mit diesem Lügennamen schmückte sich die frevelnde, von der Furcht Gottes allerdings freie, aber vom Fürsten der Lüge und Finsterniß geknechtete Kritiksucht — „auf dem Gebiete der biblischen Kritik entgegenstanden, und bereitete die neuen Resultate vor, welche seitdem in allen Theilen dieser Wissenschaft gewonnen wurden und welche zuletzt die ganze Gestalt der Theologie überhaupt umwandelten“. Das rühmen ihm seine Leute nach (vgl. Neuf: Gesch. der hl. Schriften N. T. S. 170. Credner: Einl. in das N. T. I, 43.), die sich die Denkgläubigen nannten, weil sie zu denken glaubten oder zu glauben dachten und das Kritteeln für die höchste Stufe des Denkens hielten. Semler schwärmte insbesondere für den Dominicanermönch Rich. Simon († 1712), welcher das Neue Testament zweifelhaft zu machen suchte, in Anbetracht dessen, „daß die Protestanten durch eine kritische Geschichte der Bibel von ihrer verwundbarsten Seite angegriffen würden“. (Credner: Einl. in das N. T. I, 31 ff.) Bei den Papisten erbettelte er sich seine Hauptkniffe. Im Evangelium fand er lauter Unbequemung an jüdische Gedanken. Auf dem Concil zu Trient hatte auch ein Prälat gesprochen, „der Cardinal von Cusa habe sehr vernünftig angemerkt, daß der Sinn der Schrift sich nach der Zeit richten und daß man sie nach der herrschenden Gewohnheit erklären müsse; daß man sich daher nicht wundern dürfe, wenn die Kirche die heilige Schrift zu einer Zeit anders als zur andern erklärte“. (Wessenberg: Kirchenverslgn. III, 219.) Die Schrift ist dunkel und zweifelhaft, einer wädhsernen Nase gleich, die man drehen kann, wie man will, schrieben die Großen des Papstes, wie Canisius, Bellarmin 2c. Ebenso erklärten Semler und seine Rationalisten alles, was ihnen in der Schrift nicht paßte, für „temporelle Aussprüche“, für erleuchtete Zeiten nicht mehr gültig; denn die Schrift sei nicht für spätere Zeiten geschrieben, und das Wichtigste für den Ausleger sei „das Eingehen in die Zeitideen des gemeinen, ungebildeten Hausens“. (Credner, II, 94.) Die Schrift galt ihnen nicht mehr als Erkenntnisquelle der göttlichen Wahrheit, sondern sie hoben den Unterschied zwischen ihr und andern Büchern ganz auf, indem sie jedes Buch für göttlich hielten, so weit es geistreich und moralisch ist. „Der Begriff des Kanons ist verändert“,

schrieb Semler (vgl. Reuß a. a. O. S. 132.). In der Beurtheilung seiner Schrift: „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanons“ meinten die „Göttinger gelehrten Anzeigen“ v. J. 1771: „Eigentlich ist doch wohl hier diese Frage, ob alles, was wir jetzt als Theile der Bibel ansehen, von Gott eingegeben sei, und zwar denen, welche die Verfasser eines jeden einzelnen Buchs sind. . . . Was der Hr. Verfasser göttliche Eingebung nenne, das wissen wir gar nicht. Zuweilen ist es nur eine allgemeine Regierung der Providenz, daß Männer von edleren Einsichten etwas aufgeschrieben, was zur moralischen Besserung dienet, und in diesem Verstande haben nicht allein die Juden, sondern auch andere Völker an ihren Poeten, Gesetzgebern u. dgl. Schriftsteller gehabt, die ebenfalls inspirirt waren. . . . Zuweilen scheint er die Eingebung bloß in der gottseligen Gemüthsfassung und tugendhaften Gesinnung der Schriftsteller zu setzen, welche denn aber freilich bei den Heiden ebenso von Gott gewirkt worden sei.“ (S. 826 f.) Die Propheten waren ihm nichts weiter als jüdische Staatssecretäre. (S. 836.) Die Bibel hielten er und seine Leute für ein dunkles altes Buch, zu dem höchstens „die Wissenschaft“ einen Schlüssel habe. Die Theologie sollte darum auch nur noch eine Wissenschaft sein, von der Religion unabhängig und von ihr „himmelweit verschieden“. Wenn da auch zuweilen noch von einer göttlichen Offenbarung und Eingebung geredet wurde, so war damit nur ein Licht gemeint, das man in den Köpfen der Zeitungsschreiber auch noch suchen kann. Die heiligen Schriften seien alte Thaler, sagte man dem lächerlichen Dr. Bahrdt nach, die zwar fein sind, aber nicht mehr gelten. „Ein kluger Fürst, der münzt sie ein und thut ein tüchtigs Kupfer drein; da mag's dann wieder fort cursiren.“ (Corresp.-Blatt, 1826. S. 294.) Man bestritt es gar nicht, wenn der Prediger Reinhard schrieb: „Die Schrift ist dem Rationalisten nicht mehr als jedes andere menschliche Buch.“ (1829. S. 563.) Nur ein kirchlicher Ausspruch sollte ihr eine höhere Stellung verliehen haben; von Worten, die der Heilige Geist redet, hörte der Unglaube nichts mehr. Man kann das Wort des Philosophen Kant auf solche Geister anwenden: „Man kann von nichts mit mehr Dreistigkeit reden, als wovon man nichts versteht.“ Die Schrift selbst sagt von ihnen: „Ihre Person brüstet sich wie ein fetter Wanst; sie thun, was sie nur gedenken. Sie vernichten alles und reden übel davon und reden und lästern hoch her. Was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet sein; was sie sagen, das muß gelten auf Erden.“ Pf. 73, 7. ff. Es war auch diese Lüge, daß die Schrift ein bloßes Product der Kirche sei, nur dem Papstthum abgedankelt. Ohne Autorität der Kirche habe die heilige Schrift nicht mehr Gewicht als Aesops Fabeln, sagte man im Concil zu Trient. (Wessenberg, III, 211.) Schon gegen Willef hatte man behauptet: „Es hätte die Kirche eben so gut (als das sogenannte Evangelium Nicodemi) diese vier Evangelien verwerfen und andere approbiren können, sintemal es in ihrem freien Willen und ihrer

Macht stund, zu approbiren oder zu verdammen, was sie wollte, und darum sollten die Menschen der Kirche mehr glauben denn irgend einem Evangelium.“ (Böhringer: Kirche Christi. Bd. 2. Abt. 4. I. Hälfte. S. 301.) In dem Bekenntnisse, das die Jesuiten den Protestanten in Ungarn (um das Jahr 1673) abgefordert haben, heißt es sogar: „Wir bekennen, daß der römische Pabst die Macht hat, die Schrift zu ändern, je nachdem es sein Wille ist, hinzuzuthun oder hinwegzunehmen.“ (Harleß: Jesuitenspiegel. S. 60.) Solche Autorität über die Schrift wollte der Rationalismus für sich auch in Anspruch nehmen; darum behauptete er, die Kirche habe den Kanon gemacht. Neidisch sah er nach den Jesuiten, die alle Scheu vor Gottes Wort ausgezogen haben, und behauptete: „Layere Begriffe von Inspiration, besonders bei den Jesuiten, ersetzten ihnen (den Papisten), was die kirchliche Autorität an freier Bewegung nehmen mochte. Genau besehen, liefen sie weniger Gefahr, von den Ihrigen verkehrt zu werden, als die protestantischen Ausleger.“ „Möglich ist's, daß die von Zwingli ausgegangene Bewegung, wenn sie ihrem ersten Triebe hätte folgen dürfen, auf eine unabhängigere Wissenschaft geführt hätte“; aber — das Lutherthum mit seinem Anklammern an das Bibelwort! Unter den Reformirten hätte es immer noch eine „freiere Entwicklung der Wissenschaft“ gegeben, und Semler wollte wenigstens „zu Calvins Begriff von Kanonicität zurückkommen“. (Reuß a. a. D. S. 244 ff.) Er liebäugelte mit Socinianern und Arminianern ebenso wie mit Papisten; denn die Autorität der Schrift sollte unter allen Umständen gestürzt werden. Da war kein Aufhalten mehr, bis daß „keine Autorität mehr galt als die des Geistes“ (das heißt, des Gelehrtengeistes); denn „unter allen Mißgestalten, in denen das dämonische Heer das Buch der Bücher umlagert, sind die niedrigsten jene, die unter dem Kinn statt des Hocksbarths zwei weiße Läppchen tragen und über dem Leib den Chorrock, und die, indem sie die Bibel mit Füßen treten und gegen das Heilige die schändlichsten Geberden machen, dennoch an dem Recht festhalten, die christlichen Sacramente auszutheilen“. (W. Menzel: Kritik des mod. Zeitbewußtseins. S. 120.) Konnten sie denn aus der Geschichte einen Beweis dafür erbringen, daß die in der ganzen Welt zerstreuten Christen zusammengekommen wären, um eine Bibel zu machen? Kein Gedanke daran! Einer aus ihrer Schule muß bekennen: „Leider besitzen wir keine Kunde, geschweige denn ein authentisches Denkmal von der Sammlung.“ „Die merkwürdige Uebereinstimmung mehrerer bedeutender und von einander entfernter Kirchen über den Ursprung und das Ansehen einer gewissen Zahl von Schriften beruhte nicht auf der Entscheidung einer Synode oder sonstigen kirchlichen Gewalt.“ (Reuß. S. 112. 109.) „Die Geschichte des Osterstreites bürgt dafür, daß im 2. Jahrhundert keine Synoden im Stande waren, übereinstimmige Meinungen unter den Christen hervorzubringen, und Synoden dieses Jahrhunderts können es daher auch nicht gewesen sein, denen wir die Festsetzung des Kanons verdanken.“ „Heraclion,

ein Gnostiker, welcher in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts lebte, schrieb einen Commentar über dieses Evangelium (Johannis). . . . Aus den Fragmenten, die uns aus Herakleons Commentar geblieben sind, ersieht man, welche Mühe es ihn oft kostete, um sein System mit den Worten dieses Evangeliums in Uebereinstimmung zu bringen. Warum ließ er denn das Buch nicht lieber bei Seite liegen, das sich doch nur gezwungen seinen Deutungen anschmiegte? Das Buch muß doch damals schon in Ansehen gestanden haben; es muß doch durch einen berühmten Namen geschützt gewesen sein.“ — „Die Montanisten und ihre Gegner stritten mit der höchsten Erbitterung gegen einander. Beide hätten sich sicherlich nicht vereinigen können, um die nämlichen Schriften als kanonisch anzunehmen. Da nun dennoch beide diese vier Evangelien gebrauchten, so ist's offenbar, daß dieselben schon früher zum kanonischen Ansehen müssen gelangt sein.“ Schmidt: Krit. Geschichte der neutest. Schriften. 1804. I, 28. 136 ff.) Ja freilich, die heiligen Schriften brachten eben ihre Autorität schon mit sich, sobald sie aus den Händen ihrer Verfasser kamen. Ihre Verfasser hatten unmittelbare Erleuchtung und unmittelbaren Beruf von Gott empfangen, die göttliche Offenbarung mit Worten zu bezeugen, die nicht sie redeten, sondern die der Heilige Geist durch sie redete. Vgl. Joh. 20, 21. ff. Apost. 10, 39—42. 26, 16. Gal. 1, 1. Niemand als ihnen war diese Verheißung zu Theil geworden. Joh. 14, 26. 15, 26. f. 16, 13. Was die Apostel aufzeichneten, war an sich kanonisch und mußte von jeder Gemeinde dafür gehalten werden, während die Kirche auch nicht eine Zeile eines unapostolischen Mannes apostolisch oder kanonisch machen konnte. Jedes amtliche Wort eines apostolischen Mannes, das sich als solches nachweisen ließ, behielt seine göttliche Autorität für alle Zeiten, und nachweisen ließ sich eben in späteren Jahren nur, was schriftlich vorlag. „Was ein Apostel als solcher geschrieben, ist durch sich selbst kanonisch, es sei geschrieben, an wen es wolle. Was für einen Christen als Richtschnur gilt, das gilt für alle; was für eine Gemeinde Kanon ist, das ist es für alle.“ (Ev. Kzt. 1829. S. 251.) Man konnte die kanonischen Schriften nur von den Gemeinden, die sie aus den Händen der Verfasser empfangen hatten, abholen und in eine Sammlung bringen. G. G.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt.)

Die Bedeutung der Auferstehung Jesu Christi.

(Schluß.)

3. Der Apostel sagt ferner 1 Cor. 15, 17.: „Ist Christus nicht auferstanden, so sind auch die, die in dem Herrn entschlafen sind, verloren.“ Die, welche in dem Herrn entschlafen sind, sind diejenigen, welche im Glauben an Christum ihren Heiland gestorben sind. Diese gläubig gestorbenen

Christen, sagt der Apostel, sind verloren, wenn Christus nicht auferstanden ist. Ist Christus nicht auferstanden, dann haben wir Christen keine Hoffnung für unsere entschlafenen Lieben, daß sie nämlich leben und selig sind, dann haben wir auch keine Hoffnung bei unserm eigenen Tode, dann ist es mit unserer Christenhoffnung auf ein ewiges seliges Leben aus. So würde es stehen, wenn Christus nicht auferstanden wäre. Wir Christen wären die elendesten unter den Menschen, wenn wir allein in diesem Leben auf Christum hofften. Aber nun ist Christus gewiß und wahrhaftig auferstanden, und so sind nun die, so in Christo entschlafen sind, nicht verloren, wir haben Hoffnung für unsere entschlafenen Lieben, Hoffnung bei unserm eigenen Tode. Christi Auferstehung ist der feste Grund unserer Hoffnung. Christi Auferstehung verbürgt uns unsere Auferstehung. Auf Christi Auferstehung gründet sich die Hoffnung der Christen auf ihre dereinstige Auferstehung und auf das ewige Leben. Die Auferstehung Christi gibt uns die gewisse Christenhoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt, daß der Tod jetzt ein besiegter, überwundener Feind ist.

Deswegen ist Christus in diese Welt gekommen, für die Menschen die Sünde und der Sünde Sold, den Tod, zu überwinden. Er hat es gethan durch sein Leiden und Sterben, durch seinen Tod hat er unsern Tod zu nichte gemacht. Und durch seine Auferstehung macht uns der Herr gewiß, daß der Tod von ihm besiegt ist, daß er der Herr über den Tod ist, daß der Tod über ihn nicht mehr herrschen kann, ja nie über ihn herrschen konnte, daß er, der Herr des Todes, als er am Stamme des Kreuzes starb, freiwillig sein Leben ließ und es von ihm selber wieder nahm in seiner Auferstehung. Und der Herr hat unsern Tod besiegt für uns, an unserer Statt. Nun sind wir gewiß, daß wir von der Herrschaft des Todes errettet sind, daß der Tod keine Gewalt mehr über uns hat, uns nicht mehr halten kann, daß auch wir auferstehen werden in der Kraft der Auferstehung Christi, hier zu neuem, geistlichem Leben und dort auch leiblich zu neuem, ewigem Leben. Auf Christi Auferstehung gründet sich unsere dereinstige Auferstehung. Jetzt, da Christus auferstanden ist durch seine eigene Kraft und sich als Sieger des über alles Fleisch herrschenden Todes erwiesen hat, da treten die Worte Christi ins rechte Licht, wenn derselbe seinen Christen verheißt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“ „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.“ Da Christus, unser Haupt, durch Grab und Tod hindurchgedrungen und auferstanden ist, so wissen wir, daß er auch uns, seine Glieder, nicht zurücklassen wird, daß er die Kraft hat, auch unsere sterblichen Leiber wieder aufzuwecken.

Die Hauptbeweistelle für diese Wahrheit ist das schon oft angeführte 15. Capitel des ersten Briefes Pauli an die Corinthier. Bergegenwärtigen

wir uns noch einmal den Zusammenhang des ersten Theiles dieser herrlichen Beweisführung des Apostels. Der Apostel will gegen die Leugner unserer Auferstehung die Auferstehung der Leiber beweisen. Und er gründet sich dabei auf Christi Auferstehung. Das ist der Gedanke, den der Apostel im ganzen ersten Theil dieses Capitels bis V. 28. durchführt: Christus ist gewiß und wahrhaftig auferstanden, das kann kein Christ leugnen, ohne seinen ganzen Glauben aufzugeben. Ist Christus aber auferstanden, dann gibt es eine Todtenauferstehung, dann sind in ihm auch seine Gläubigen lebendig gemacht. Der Apostel erinnert seine Christen an das von ihm gepredigte Evangelium, welches sie auch angenommen hätten, durch welches sie auch selig würden, an das Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen Christus. Er zeigt ihnen, wie gewiß Christi Auferstehung ist, gewiß durch das Zeugniß des Alten Testaments, durch das Augenzeugniß der Apostel und ersten Jünger und durch sein eigenes Zeugniß. Dann fährt der Apostel fort V. 12.: „So aber Christus gepredigt wird, daß er sei von den Todten auferstanden, wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung der Todten sei nichts?“ *ὅτι ἀνάστασις νεκρῶν οὐκ ἔστι*, das heißt, „daß Auferstehung der Todten nicht sei, daß es keine Todtenauferstehung gibt“. Gibt es keine Todtenauferstehung, so ist auch Christus nicht auferstanden; das kann aber nicht möglich sein, sonst fiel die ganze Predigt des Evangeliums, aller Glaube und alle Hoffnung dahin. Christi Auferstehung, das ist der Gedanke des Apostels V. 12—19., steht fest, und Christi Auferstehung macht uns gewiß, daß es eine Todtenauferstehung gibt, daß Gott gar wohl Macht hat, aus dem Tode Leben wiederzubringen. Aber, so konnte jemand dem Apostel einwenden, wohl ist es wahr, daß Christus auferstanden und damit erwiesen ist, daß es eine Todtenauferstehung gibt, aber wie folgt daraus, daß Christus auferstanden ist, nun auch dieses, daß auch die gläubigen Christen wirklich auferstehen werden? Und so zeigt nun der Apostel in dem folgenden Abschnitt, V. 20—28., in wie enger Verbindung mit Christi Auferstehung die Auferstehung der Christen steht, wie jene diese verbürgt und gewiß macht. V. 20.: „Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten und der Erstling worden unter denen, die da schlafen.“ Der „Erstling“, dieses Wort weist hin auf die Opfergabe der Erstlinge, welche einst die Kinder Israel von ihrer Ernte und von ihrer Herde dem Herrn darbringen mußten. Wie auf diese Erstlingsgabe die ganze Ernte folgte, die ganze Ernte gleichsam darstellte, so hat sich auch Christus in seiner Auferstehung als die Erstlingsgabe seinem himmlischen Vater dargestellt und damit die Auferstehung aller, die da schlafen, verbürgt. Wunderschön hat auch Luther dieses Wort „Erstling“ ausgelegt. Er schreibt:*) „Ja, sprichst du, Christus hat wohl gut trogen wider den Teufel und Tod, weil er droben sitzt, daß ihm Niemand nichts thun kann,

*) St. L. VIII, Col. 1148 ff.

was habe aber ich davon? Oder, wie komme ich dazu, denn ich bleibe ja dahinten und läßt mich jetzt in des Teufels und Todes Gewalt stecken? Darauf antwortet St. Paulus fein mit Einem Worte, daß er spricht: ‚Christus ist auferstanden und der Erstling worden derer, die da schlafen.‘ Denn in diesem Worte ‚Erstling‘ gibt er zu verstehen, daß er’s nicht allein sei, sondern daß ihrer mehr hernachfolgen sollen. Denn diesen Mann mußt du nicht also ansehen, daß er auferstanden sei von Todten für seine Person allein; sonst hätten wir einen schlechten Trost daran, wenn es nicht sollte weitergehen, und nützt uns nichts mehr, denn als wäre er nie Mensch worden. . . . Sondern also müssen wir ihn ansehen, daß dies Sterben und Auferstehen dir und mir gelte; und wie er um unserwillen gestorben ist und unter der Erde gelegen, sowohl als du und ich sterben und unter die Erde müssen, also ist er auch um unserwillen auferstanden und hat den Wechsel gemacht, daß, wie er durch uns zum Tode gebracht ist, also wir durch ihn aus dem Tode wieder zum Leben kommen; denn er hat durch seinen Tod unsern Tod verschlungen, daß wir auch alle auferstehen und leben sollen, wie er auferstanden ist und lebt. Darum heißt er recht primitiae, der Erstling von den Todten, daß er vorgeht und den ganzen Haufen nach sich führt. Denn wo der Erste genannt wird, da gehört mehr zu, denn Eine Person, sondern müssen mitverstanden werden, die hernach folgen, der andere, der dritte und so fortan, alle aneinander gehängt, so viel derer sind, die da schlafen; sonst könnte er nicht der erste heißen, wenn er allein auferstanden wäre, und niemand nach ihm folgen sollte. . . . Und was noch mehr ist, in dem, daß er Christum den Erstling der Schlafenden nennt, will er anzeigen, daß man die Auferstehung also ansehen und fassen soll, als sei sie schon angangen in Christo, ja, bereits wohl mehr denn die Hälfte geschehen, daß, was noch vom Tod vorhanden ist, nichts denn ein tiefer Schlaf zu achten ist, und die künftige Auferstehung unsers Leibes nicht anders zugehen soll, denn wie einer plötzlich aus solchem Schlaf erwacht. Denn das vornehmste und beste Stück ist schon daran geschehen, nämlich, daß Christus, unser Haupt, erstanden ist. Weil aber das Haupt droben sitzt und lebt, so hat es nicht mehr Noth, und müssen wir, die an ihm hängen, als sein Leib und Glieder auch hinnach. . . . Weil nun Christus hinüber ist, und droben im Himmel über Sünde, Tod, Teufel und alles regiert, und solches um unserwillen gethan hat, daß er uns zu sich hinnach bringe, so dürfen wir nicht mehr sorgen für die Auferstehung und unser Leben, ob wir gleich hinsfahren, und unter der Erde verfaulen. Denn es heißt jetzt nicht mehr, denn ein Schlaf, und ist vor ihm nur um eine Nacht zu thun, daß er uns aus dem Schlaf erwecke.“

Weiter sagt dann der Apostel B. 21. 22.: Durch Einen Menschen, durch Adam ist der Tod in die Welt gekommen. Denn in Adam sterben sie alle. In Adam sind alle, die Adams Natur und Wesen an sich tragen, dem Tode unterworfen. Durch Einen Menschen kommt die Auferstehung der

Todten, denn in Christo werden sie alle lebendig gemacht, alle, die Christo angehören, alle, die in ihm eingepflanzt sind durch den Glauben, werden in ihm eines neuen Lebens theilhaftig, sie sind der Herrschaft des Todes entnommen. Auf Christi Auferstehung gründet sich die Auferstehung der Gläubigen, die Auferstehung zum ewigen Leben. V. 23—28. Noch immer führt der Apostel den Gedanken aus, daß Christi Auferstehung die Auferstehung seiner Gläubigen verbürgt. Zuerst steht Christus auf, der Erstling, und er steht auf, damit er herrsche, König seiner Kirche sei und alle seine Feinde, die schon überwunden sind, vollends zum Schemel seiner Füße lege und seine Kirche von ihnen erlöse. Und dahin schlägt denn endlich die Herrschaft Christi, die Herrschaft des Auferstandenen aus, daß auch der Tod als der letzte Feind völlig daniedergelegt und durch das Leben, durch ewiges Leben verschlungen wird.

Ebenso redet der Apostel auch 1 Theff. 4, 10. ff. Auch hier sagt er nur von der Auferstehung der Gläubigen. Er nennt ihren Tod nur noch einen Schlaf, weil durch Christi Auferweckung ihre Auferweckung verbürgt ist. Er versichert, daß die Christen Hoffnung haben für die, welche schlafen, daß Gott sie wieder auferwecken wird, und gründet diese Hoffnung auf Christi Tod und Auferstehung. Und so ist es an vielen Stellen, z. B. Col. 1, 18., wofelbst Christus genannt wird „Der Erstgeborne von den Todten“, 1 Cor. 6, 14. 2 Cor. 4, 14. 1 Petr. 1, 3. 4. Apost. 26, 23. Phil. 3, 10. 11. Röm. 8, 11. 2c.

So gründet die Schrift überall die Auferstehung der Gerechten und Gläubigen auf Christi Auferstehung, und zwar ihre leibliche Auferstehung, die Auferstehung des Leibes. Wie Christus leiblich auferstanden, so werden auch die Gläubigen leiblich auferstehen, das heißt, dem Wesen nach dieselben Leiber wiederbekommen, die sie auf Erden hatten. Der Herr, so sagt der Apostel Röm. 8, 11., wird „unsere sterblichen Leiber“ auferwecken, dieselben sterblichen Leiber, die wir hier auf Erden haben, aber sie werden dann nicht mehr sterblich sein. Wohl werden es der Substanz nach dieselben Leiber sein, aber sie werden ganz andere Eigenschaften, eine andere Gestalt haben, in einer ganz andern Seinsweise sein wie hier auf Erden. „Der Herr wird unsern nichtigen Leib verklären“, so heißt es Phil. 3, 20. *Μετασχηματισετ*, so sagt der Apostel, er wird umgestalten, umbilden, eine andere Gestalt geben. Unsern Leib der Niedrigkeit wird er umgestalten, daß er gleichförmig wird dem Leibe seiner Herrlichkeit. Einen Leib der Herrlichkeit, einen verklärten, herrlichen Leib hat der Herr aus dem Grabe gebracht. So beschreiben uns die Evangelisten den Leib des Herrn. Der Herr hat nicht etwa sich einen neuen Leib gebildet, als er auferstand, sondern denselben Leib, der aus dem Wesen der Jungfrau Maria gebildet war, diesen selben Leib hat der Herr wieder lebendig gemacht. Das Grab war leer, als der Herr auferstanden war. Seine Jünger kannten den Herrn wieder, sie erkannten ihn an seiner alten vertrauten Stimme. Der Herr trug die Wun-

denmale an seinem Leibe und zeigte sie seinen Jüngern. Er ließ sich von ihnen anrühren zum Beweis, daß er kein Geist sei, sondern Fleisch und Bein habe, und da sie noch immer nicht glauben wollten, so aß und trank er mit ihnen. Aber dieser Leib des HErrn hatte nun doch ganz andere Eigenschaften. Der HErr kommt und geht nicht mehr nach menschlicher Weise, sondern erscheint und verschwindet. Plötzlich steht er mitten unter seinen Jüngern, und sie wissen nicht, woher er gekommen, ebenso plötzlich verschwindet er wieder, und sie wissen nicht, wohin er gegangen ist. Der HErr ist nicht mehr an die Schranken des Raumes gebunden. Er steht auf und geht aus seinem Grabe hervor, da dieses noch mit dem Stein verschlossen war. Er steht mitten unter seinen Jüngern, obwohl diese versammelt waren bei verschlossenen Thüren. Der Leib des HErrn war nun verklärt, war ein geistlicher Leib, er war nicht mehr an die Schranken des Raumes und der Zeit gebunden, er war frei von allen menschlichen Schwachheiten und Unvollkommenheiten. „Er wird ein geistlicher Leib genannt“, so sagt Gerhard,¹⁾ „nicht weil er kein Fleisch und Bein habe und in einen Geist verwandelt sei, sondern weil er, obwohl die körperliche Substanz bleibt, mit den Eigenschaften des Geistes ausgerüstet ist. Das sind aber die Eigenschaften des Geistes, daß er unsichtbar ist, daß er sich nicht successiv von einem Ort zum andern bewegt nach der Weise dieser Welt, daß er keiner Speise und keines Trankes bedarf, daß er durch feste Körper ohne Hinderniß hindurchgeht“ &c. Einen solchen geistlichen Leib hatte der HErr, als er aus dem Grabe hervorging. Und wenn der HErr nun seinen Jüngern erscheint und sich ihnen sichtbar macht, wenn er sich von ihnen betasten läßt, mit ihnen isst und trinkt, so thut er das nicht aus Nothwendigkeit, als ob er essen und trinken müsse, seinen geistlichen Leib zu erhalten, sondern er thut es um seiner Jünger, um unsertwillen. Er wollte seine Jünger dadurch seiner Auferstehung gewiß machen, daß sie Augen- und Ohrenzeugen derselben seien für alle Zeiten, für alle Geschlechter der Menschen.

Und diesem Leibe Christi ähnlich wird auch der Leib der Gläubigen sein. Der HErr wird ihn auferwecken, wie der Apostel sagt, in Unverweslichkeit, in Herrlichkeit, in Kraft, in Unsterblichkeit. „Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib“, ein Leib, der nicht mehr an Raum und Zeit gebunden, der von aller menschlichen Schwachheit frei und ein gefügiges Werkzeug der Seele ist.

Auf Christi Auferstehung gründet sich unsere Auferstehung. Weil unser Haupt auferstanden ist, so sind wir gewiß, daß auch wir, seine Glieder, nicht zurückbleiben, sondern mit ihm auferstehen. Christi Auferstehung ist also der Grund unserer Christenhoffnung auf ein ewiges seliges Leben. Ohne Christi Auferstehung fällt unsere Hoffnung ganz dahin. Aber, werfen hier die Rationalisten ein, wie kann alle unsere Hoffnung an Christi Auferstehung

1) Citirt bei Nebe a. a. O., S. 135.

hängen? Auf Christi Auferstehung gründet sich wohl die Auferstehung des Leibes, aber diese ist doch nichts Wesentliches. Wenn wir auch Christi Auferstehung, und damit überhaupt die leibliche Auferstehung verwerfen, so bleibt uns doch der volle Trost des ewigen Lebens. Wenn auch unser Leib nicht wieder aufersteht, so ist doch unsere Seele unsterblich und lebt ewig in Gott. Aber bedenken wir wohl, eine solche Unsterblichkeit der Seele, so ganz losgelöst von der leiblichen Auferstehung, ist nichts anderes als ein Hirngespinnst, als ein Phantasiegebilde unserer Vernunft. Schriftgrund haben wir dafür nicht. Die Schrift weiß nichts von einer solchen Unsterblichkeit der Seele ohne die Auferstehung des Fleisches. Die Schrift weist uns mit unserer Hoffnung hin hauptsächlich auf jenen großen Tag, da der Herr wiederkommen, da er die Todten auferwecken und dann Leib und Seele sich freuen wird in dem lebendigen Gott. Nachdem der Apostel Paulus gesagt hat, daß, so Christus nicht auferstanden ist, auch die, welche in ihm entschlafen, verloren sind, fügt er noch hinzu, 1 Cor. 15, 19.: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen.“ Wenn es mit der Auferstehung Christi nichts ist, dann hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, dann gibt es kein anderes Leben, dann leben wir allein für dieses irdische Leben, für diese kurze Spanne Zeit, und dann ist es das Beste, zu leben nach dem Grundsatz: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt“, und mit dem Tode ist doch alles aus. Es gibt hier nur ein Entweder — oder. Entweder ist Christus nicht auferstanden, und dann haben die Pantheisten und Materialisten unserer Zeit recht, dann gibt es keine leibliche Auferstehung, keine Unsterblichkeit der Seele, keine persönliche Fortdauer nach dem Tode, dann sind wir Christen Narren, daß wir unsern Glauben und unsere Hoffnung festhalten; oder aber Christus ist auferstanden, — wie er es ja gewiß und wahrhaftig ist — und dann folgt mit unerbittlicher Consequenz, daß unser Christenglaube wahr ist, daß unsere Christenhoffnung fest steht auch gegen die Pforten der Hölle und des Todes. Dann dürfen wir Christen bei dem Tode unserer Lieben nicht mehr klagen wie solche, die keine Hoffnung haben, weil wir wissen, da Christus gestorben und auferstanden ist, daß Gott die, so entschlafen sind, durch Jesum mit sich führen wird, dann sind die Christen nicht mehr die elendesten, sondern die seligsten unter allen Menschen, weil wir aus dem Tode zum Leben, zum ewigen Leben durchgedrungen sind.

So gründet sich die Hoffnung eines jeden einzelnen Christen für das ewige Leben auf Christi Auferstehung. Durch Christi Auferstehung wird sie uns zur Glaubensgewißheit. Auf Christi Auferstehung ruht aber auch die Hoffnung der ganzen Kirche, die Hoffnung ihrer endlichen, völligen Erlösung und Befreiung. „Gott hat Christum von den Todten auferwecket und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel“, sagt der Apostel Eph. 1, 20. ff., „über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünft-

tigen, und hat alle Dinge unter seine Füße gethan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeine über alles.“ „Dazu“, so heißt es Röm. 14, 9., „ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig worden, daß er über Todte und Lebendige Herr sei.“ Als der Auferstandene und Erhöhte verwaltet Christus nun sein königliches Amt, ist Gnadenkönig seiner Kirche, theilt durch seinen Geist seine von ihm erworbenen Wohlthaten aus, bringt durch seinen Geist die Seinen in sein Reich, ist bei ihnen allezeit bis an der Welt Ende, beschützt und erhält seine Kirche, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen können, und breitet sie aus immer weiter bis an die Enden der Erde. So herrscht Christus als König, bis alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sind. Und wenn endlich der letzte Feind, der Tod, ganz darnieder gelegt ist, dann überantwortet Christus sein Reich dem Vater, daß Gott sei alles in allem, „dann wird erfüllet das Wort, das geschrieben stehet: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Aber der Stachel des Todes ist die Sünde; die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum“. 1 Cor. 15, 55—57.

Das ist die Bedeutung der Auferstehung Christi. Sie ist der Grund unsers Glaubens an Jesum Christum, als an den Sohn Gottes und unsern Heiland und Erlöser. Sie ist die Gewißheit unsers Heils und unserer Gerechtigkeit vor Gott. Sie ist der Grund unserer Christen Hoffnung. Auf ihr steht unsere ganze christliche Weltanschauung. Wer Christi Auferstehung hinwegnimmt, der nimmt den Christen Glauben und Hoffnung ganz hinweg. Das müssen wir daher unerschütterlich festhalten allen Angriffen, allem Hohn und Spott des Unglaubens gegenüber, das müssen wir immer mehr zum Mittelpunkt unserer Predigt, unsers Ermahnens und Tröstens machen, diese große Heilthatfache Gottes: Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden, auferweckt durch die Herrlichkeit des Vaters, auf daß auch wir, der Sünde abgestorben, in einem neuen Leben wandeln, hier zeitlich und dort ewiglich.

G. M . . . r.

V e r m i s c h t e s .

Die Stundisten in Rußland. Die Zahl der Stundisten in Rußland wird gegenwärtig auf 250,000 geschätzt. Sie wohnen zumeist im südlichen Drittel des europäischen Rußlands, während im Norden sich nur einzelne vorfinden. Bekanntlich müssen sie seit 1870 viel durch die von der russischen Geislichkeit veranlaßten Unterdrückungsmaßregeln leiden. Prof. G. Gobet hat hierüber kürzlich eine kleine Schrift veröffentlicht, in welcher er auch eine interessante Charakteristik der Secte gibt. Hiernach bilden die Stundisten eine evangelische Strömung mit reformirter Tendenz. Im heiligen Abendmahl sehen sie nur das Gedächtnißmahl, die meisten verwerfen auch die

Kindertaufe, einzelne wollen von den Sacramenten überhaupt nichts wissen. Ihr Ein und Alles ist die Bibel, die sie einsam und im Verein mit anderen überaus viel lesen. Seit 1864 ein Neues Testament in Taschenformat erschien, führen sie dasselbe überall mit sich. Freilich kommen sie dabei, da ihnen theologische Bildung mangelt, auf manche Wunderlichkeit und Einseitigkeit. So verwerfen sie den Krieg, das Zinsnehmen und halten die bestehenden agrarischen Eigenthumsrechte für unzulässig. Diese letzteren Ideen waren es wohl, welche sie in den Augen des russischen Kaisers als eine communistische und anarchistische Secte erscheinen ließen, über welche dann die Verfolgung eröffnet wurde. Und doch hat der Kaiser keine ruhigeren, arbeitsameren, friedliebenderen und ergebeneren Unterthanen als die Stundisten. Sie zeichnen sich vor ihren Volksgenossen durch ihre Ordnungsliebe, Reinklichkeit und Mäßigkeit aus. Den Spirituosen, welchen das russische Volk so ergeben ist, haben sie von Anfang an entsagt. Ein gemeinsames Glaubensbekenntniß haben die Stundisten nicht, die Bibel vertritt bei ihnen diese Stelle, und da es an verschiedenen Auslegungen nicht fehlt, gibt es auch abweichende Anschauungen unter ihnen. Aber sie haben doch eine gewisse kirchliche Organisation. Nach biblischem Vorbild stehen Presbyter, Aelteste ihren Gemeinden vor, die man unter den älteren, erfahrenen Männern wählt. Sie leiten den gemeinsamen Gottesdienst und fungiren bei Eheschließungen und Beerdigungen. Sie müssen, wenn sie auch natürlich nicht theologisch gebildet sind, in der Schrift wohl bewandert sein. Sie haben auch die Gemeinden zu besuchen und den Verkehr derselben zu unterhalten. Unter diesen stehen eifrige junge Diaconen, welche die Aeltesten etwa im Gottesdienst vertreten, die Gemeindebücher führen und besonders der Jugend und der Kranken sich annehmen. Natürlich sind diese Aeltesten und Diaconen keine Berufsgeistlichen, sondern sie arbeiten neben diesem Amte wie die anderen. Auch empfangen sie keine Befoldung, sondern werden nur für amtliche Reisen entschädigt. Diese Organisation ist jedoch durch die Verfolgung der letzten Jahre gestört worden. Da man in erster Linie auf diese Vorsteher der Gemeinde fahndete, konnten sich dieselben nicht mehr frei bewegen und offen ihres Amtes walten. Der Gottesdienst der Stundisten wird folgendermaßen beschrieben: Sie räumen in einem ihrer Häuser das größte Zimmer aus, stellen an einem Ende des Saales ein Tischchen mit weißem Tischtuch hin und einen Stuhl für den Prediger. Wenn die Leute eingetreten sind, so grüßen sie sich mit dem Bruderfuß, Männer und Frauen gesondert, und setzen sich. Darauf wird gesungen, und zwar rühmen die Ohrenzeugen die besondere Schönheit ihrer Lieder (die nur zum Theil aus dem Englischen übersezt sind) und ihrer Singweise. Dann wird vom Aeltesten ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen und erklärt, worauf jedem freisteht, etwas hinzuzufügen. Die Frauen dürfen das Wort nicht ergreifen; doch ist ihnen gestattet, dies im Gebet zu thun. Das Gebet geschieht auf den Knien. Zuletzt wird der Gottesdienst mit dem

Vaterunser geschlossen. Bezeichnend ist auch die Form der Eheschließung. Die Eltern der Verlobten stellen sie dem Ältesten vor. Dieser befragt zuerst die Braut: Ist es dein eigener, freier Wille, mit diesem jungen Mann ehelich verbunden zu werden, oder hat dich jemand, deine Eltern oder sonst jemand, dazu gezwungen? Sie antwortet: Es ist mein eigener, freier Wille. Darauf wird sie gefragt: Liebst du diesen jungen Mann? Endlich: Willst du ihn lieben und für ihn sorgen, wenn er alt und krank sein wird? Nachdem der Bräutigam dieselben Fragen beantwortet hat, singt die Versammlung ein Lied, das ein schönes Gebet für die Brautleute enthält. Darauf heißt der Älteste dieselben sich umarmen und ihre Hände zusammenzulegen. Damit ist die Feier beendet. Natürlich hat aber eine solche Trauung keine officiële Geltung. Nur die in der russischen Kirche vollzogenen sind gesetzlich anerkannt. (A. G. L. R.)

Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission. Bei dem am 21. August 1895 zu Basel tagenden fünften internationalen Congresse zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke hielt Dr. H. Christ einen Vortrag über die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission, der in erschütternder Weise zeigt, welchen Fluch der Branntwein jenen fernen Völkern gebracht hat, wie er die Arbeit der Mission zu vernichten droht. Gleich zu Anfang bekennt Dr. Christ, hier sei ein Gebiet noch schwererer Schuld und größeren Jammers, als in der europäischen Heimath. Er sagt: „Wir Weißen geberden uns als die Lehrer und Führer der tropischen Völker, wir rechtfertigen die Eroberung ihrer Länder damit, daß sie durch uns erst zu einem menschenwürdigen Dasein gelangen. Eine stärkere Unwahrheit, ein blutigerer Hohn ist nie über europäische Lippen gekommen, als diese Behauptung. Ja, wir Weißen sollten die Lehrer der dunkeln Rassen sein; wir haben unsere privilegierte Stellung nur dazu, daß wir unsere schwächeren Brüder zu uns erheben; Anstrengungen werden ja auch gemacht durch die christlichen Missionen, aber im Großen und Ganzen müssen wir gestehen: wir verderben die Völker Africas durch unsern Branntwein! Das ist nicht unsere Mission, Gott bewahre! Aber das ist die Art, wie wir unsere so hohe und schöne Mission ausführen. Darum ist auch so wenig Segen auf allen colonialen Unternehmungen der neuen Zeit.“ Weiter führt er mehrere Urtheile von Reisenden, Missionaren und Eingeborenen an, so des englischen Forschers R. Burton, der nach seiner Reise im Sorubalande schreibt: „Es ist mein aufrichtiger Glaube, daß, wenn der Sklavenhandel mit all seinen Greueln wieder aufwachte und dagegen Africa das Pulver und den Rum der Weißen loswerden könnte, es bei dem Tausche gewinnen würde“, oder des Rev. Johns in Lagos: „Hier in Lagos gehen jetzt (1887) 1,230,000 Gallonen jährlich ein (heute mehr als zwei Millionen) und davon sind 1,200,000 Gallonen sogenannter Trade-Gin, das heißt, elendes, zerstörendes Zeug. Unser Volk ist brutalisirt und demoralisirt, wie kann es Lust zu gesundem Handel

haben? Der Sklavenhandel war ja für Africa ein großes Uebel, aber die Schäden des Branntweins sind viel schlimmer; lieber als Sklave hart arbeiten, als das Joch der Trunksucht über unserm ganzen Volke.“ Rama, der Häuptling eines schwarzen Stammes, der mit großen Opfern seinen Leuten selbst das angestammte Hirsebier abgewöhnt hatte, sagt in einer Beschwerde an den englischen Regierungscommissar: „Ich habe einen langen Kampf mit meinem Volke geführt und ihm mit Gefahr meines Lebens Widerstand geleistet, um es vom Trunke abzubringen, und gerade da ich es so weit gebracht, daß es einsieht, wie segensreich meine Geseze sind, kommt diese Invasion der Schnaps Händler. Ich fürchte den Schnaps der Weißen mehr als alle Lanzen der Natabelen, die den Leib tödten, denn das ist gleich vorbei, aber der Trunk zerstört beides, Leib und Seele.“ Der Leiter der Baseler Kamerunmission klagt in seinem letzten Berichte 1894: „Der Schnaps, dieses unheilvolle Zerstörungsmittel alles Fortschrittes und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein und der mächtigste Göze im Lande ist bereits der Schnaps. Derselbe beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger als vor Zeiten der Geheimbund und der Geisterdienst“, und ein anderer Missionar schreibt über eine Trauerfeier: „Wie besessen tanzten johlende und kreischende Gruppen auf und nieder; unheimlich rollten die dunkeln Augen in den verzerrten Gesichtern. Alles drehte sich wie im Taumel, entflammt durch den Genuß des Branntweinsufels, der, in weite Becken entleert, mit großen Trinkgläsern geschöpft, den erhitzten Tänzern und den umstehenden Zuschauern in freigebigster Weise kredenz wurde. . . . Der Schnaps aber war deutscher Fusel, von Hamburg aus eingeführt.“ Dr. Christ aber setzt hinzu, daß Norddeutschland leider das deutsche Westafrika als das Hauptabgabegbiet für seine Masse minderwerthigen Branntweins ansieht (1893 wurden nach Kamerun 1,149,132 Liter Branntwein im Werthe von 550,000 Mk. eingeführt, während der ganze Kongostaat im gleichen Jahre nur wenig mehr als 1,400,000 Liter einfuhrte), und meint, der großen Gegenmission des Branntweins gegenüber bedürfe es zunächst des Umschwunges der öffentlichen Meinung in der europäischen und deutschen Christenheit selbst, und Christenpflicht sei es, ohne Unterlaß die Stimme zu erheben gegen diesen Zustand, der gen Himmel schreie, das Ziel aller Arbeit aber könne nur eines sein: die völlige Prohibition des Branntweinhandels an die Eingeborenen. Er schließt mit dem Wunsche, der Congreß möge 1. bei der deutschen Reichsregierung Erkundigung einziehen, bis zu welchem Termine die vom Reichstage 1889 beschlossene Untersuchung betreffs Verhinderung und Beschränkung des Branntweinhandels in den Colonien zum Abschluß kommen werde, und 2. dieselbe bitten, in ihren westafricanischen Gebieten die Höhe der Steuer auf Branntwein mindestens auf den Stand der englischen Goldküste zu bringen und die Abgabe von Branntwein als Zugabe zu Zahlungen und Löhnungen an die Eingeborenen zu verbieten. (M. G. L. R.)

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Norwegische Synode. Das „Gemeindeblatt“ meldet: Prof. H. G. Stub, seit-her Director des theologischen Seminars der Synode der norwegischen ev.-luth. Kirche in America zu Robbinsdale bei St. Paul, Minn., folgt einer Berufung als Pastor der norwegisch-lutherischen Gemeinde zu Decorah, Ia., wo die norwegische Synode ihr Colleague hat. Pastor Stub bleibt Redacteur des norwegischen Synodalblattes „Kirketidende“.

In Bezug auf den New Yorker Reformler Parkhurst hatten wir im „Lutheraner“ Zweifel ausgesprochen, ob derselbe für einen gläubigen Prediger, das Wort natürlich im biblischen Sinne genommen, zu halten sei. Ueber dieses Urtheil war der „Lutheran Evangelist“ sehr entrüstet. Wir hatten aber für unser Urtheil guten Grund. Schon Parkhursts „bürgerlich-reformatorsche“ Thätigkeit macht ihn mindestens verdächtig. Ein Pastor, der seiner Gemeinde etwas Christliches zu sagen, nämlich das Evangelium zu predigen weiß, wird dies nicht leicht ansetzen lassen und seine eigentliche Thätigkeit der „bürgerlichen Reform“ zuwenden. Sodann dachten wir vornehmlich daran, daß Parkhurst sich voriges Jahr vor seiner Abreise nach Europa sogar vor Zeitungsberichterstattern als einen Patron des Dr. Briggs, der die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift leugnet und die ganze christliche Lehre verkehrt, aufspielte. Parkhurst sprach sich so aus, als ob es ziemlich einerlei sei, welche Lehre in der Kirche gepredigt werde; er spottete über die Bestrebungen seiner presbyterianischen Brüder, die Kirche vor dem Unglauben eines Dr. Briggs und Genossen zu schützen. Dies sollte auch dem Redacteur des „Lutheran Evangelist“ bekannt sein, denn Parkhursts Aussprache stand seiner Zeit in den weltlichen und kirchlichen Blättern zu lesen. Merkwürdig ist aber, daß Parkhurst neuerdings nicht mehr in so hohem Ansehen bei dem „Evangelist“ steht. Und warum nicht? Nun, weil Parkhurst an einem der drei Glaubensartikel des amerikanischen Lutherthums, dem Artikel von der gänzlichen Enthaltbarkeit von spirituosen Getränken, sich vergriffen hat. Parkhurst hält es nämlich für rathsam, daß in New York der Verkauf von Bier am Sonntag zu bestimmten Stunden gestattet werde. Das ist dem „Evangelist“ so bedenklich, daß ihm Zweifel hinsichtlich der Reformerröthe Parkhursts aufsteigen!

J. P.

Trennung innerhalb der Heilsarmee. Ballington Booth, der Oberleiter der Heilsarmee in America, ist dem Befehl seines Vaters, „General“ William Booth, nach England zurückzukehren, nicht nachgekommen. Der Vater und „General“ hat darauf Ballington Booth des Commandos enthoben und dasselbe Eva Booth übertragen. Ballington Booth ist nun aus der alten Verbindung ausgetreten und wird eine neue Abtheilung der Heilsarmee bilden, die unter den gesellschaftlich höher stehenden arbeiten soll, während man die alte Organisation in ihrer Arbeit unter den Verkommenen der menschlichen Gesellschaft nicht stören will.

J. P.

Erzbischof Kenrid starb hier in St. Louis am 4. März im Alter von 90 Jahren. Kenrid ist dadurch allgemein bekannt geworden, daß er im Jahre 1870 gegen das Unfehlbarkeitsdogma redete und stimmte. Später unterwarf er sich, wie die meisten anfänglich Dissentirenden. Die römischen Metrologe preisen dies sacrificium intellectus als eine besonders herrliche christliche Tugend.

J. P.

Die Ohio-Synode hat jährlich zur Betreibung ihres Liebes- und Erziehungs-werkes \$35,000 nöthig. Da aber diese Summe nicht einkam, so hat sich eine Schuld

von beinahe \$75,000 gesammelt. Um diese zu vermindern, soll eine große Oster-collecte erhoben werden. 1000 Personen sollen je \$10.00 geben, 2000 je \$5.00, 3000 je \$2.50, 5000 je \$1.00, 10,000 je 50 Cts., 25,000 je 25 Cts. und 35,000 je 10 Cts., 20,000 Kinder je 5 Cts. Kann dieser Plan ausgeführt werden, so werden \$48,250 eintommen. (Luth. Herald.)

General Council. Ueber das Bethany-College der schwedischen Augustana-Synode berichtet der „Lutherische Herald“: „Bethany-College, Lindsborg, Kan., Dr. Swenson, Präsident, hat eine neue Pfeifenorgel mit drei Manualen im Werthe von \$5000 für das neue Auditorium und Gymnasium erhalten, welches 4000 Menschen fassen kann. Im College sind 425 Studenten und 22 Professoren. Im letzten Jahre steuerten zur Abtragung der Schuld bei: Präsident Cleveland, Gov. Morrill, König Oskar II. von Schweden und die Königin Sophia von Schweden.“ Wie mag das College wohl zu dieser hohen Protection gekommen sein? F. P.

Eine neue Judenmission in New York. Der „Herald“ berichtet: Unter den Juden New Yorks will die Augustana-Synode Mission beginnen. Als Missionar ist P. M. Rosenthal von Fort Dodge, Iowa, ein jüdischer Proselyt, berufen worden. Somit nehmen die schwedischen Brüder des Concils diese wichtige Arbeit in New York auf, welche bisher in der Weltstadt von Seiten der lutherischen Kirche nur von Missouri betrieben worden ist.

Römische Propaganda in New York. Der Erzbischof Corrigan schenkt der „Missionsarbeit“ unter den Protestanten große Aufmerksamkeit. Es sind „Gottesdiensten“ eingerichtet worden, zu welchen Katholiken nur dann Zulass haben, wenn sie wenigstens einen Protestanten mitbringen. Gepredigt wird in diesen „Gottesdiensten“ von den Paulisten, einem Orden, dessen Glieder für die „Missionspredigt“ unter den Protestanten besonders geschult werden. F. P.

II. Ausland.

Unter die bedenkliche Jugendlitteratur hatte Director Albrecht Görth in seinem Buche „Die Erziehung der jungen Mädchen“ und Lehrer Ziegler in seiner „Jugendschriften-Warte“ im Anschluß an Görth auch die litterarischen Erzeugnisse von Frau Lina Morgenstern gerechnet. Die genannten Pädagogen klagten über „Weiber“ und „weibliche Schmierer“, deren „fades, phantastisches, süßes und schließlich frömmelndes Geschwätz“ bei der weiblichen Jugend eine leichtsinnige, gedankenlose Sinnlichkeit hervorrufe, sie zum Haschen und Zagen nach Genuß, zu Liebeleien zc. anrege und ein frivoles Spiel mit den heiligsten Gefühlen des Menschenherzens treibe zc. Besonders seien zu diesen Schriftstellerinnen Louise Büchner und Lina Morgenstern zu rechnen; zum Beweis wurde auf die Novelle der letzteren, „Liebe und Leid“ (früher „Blüthenleben“ betitelt), verwiesen. Frau Lina Morgenstern beschrift den Weg der öffentlichen Klage und erwirkte gegen Director Görth bei dem Schöffengerichte zu Leipzig eine Geldstrafe von 40 Mark. Die Verhandlung gegen Lehrer Ziegler fand am 9. Januar vor einem Berliner Schöffengerichte statt. Ziegler bestritt die Absicht der Beleidigung und berief sich auf sein Recht als Redacteur eines Lehrervergans, schlechte Jugendschriften zu bekämpfen und das Urtheil eines anerkannten Pädagogen abzubringen. Frau Morgenstern erklärte dagegen, daß sie persönlich beleidigt und als die Vertreterin „verächtlicher“ Anschauungen hingestellt worden sei. Ueberdies sei ihr Buch ihr Erstlingswerk, schon im Jahre 1869 geschrieben, und es sei Unrecht, ihr das jetzt noch vorzurücken, da sie doch noch vieles andere wirklich Anerkannte geschrieben habe. Als Sachverständiger war der königliche Schuldirektor Regierungsschulrath

Dr. Wägholt geladen. Derselbe tabelte die Ueberproduction weiblicher Jugendschriften, besonders der sogenannten Badfischlitteratur, da dieselbe im Ganzen wenig geeignet sei, die jungen Mädchen zu selbständigen Persönlichkeiten heranzubilden. Die Schrift „Liebe und Leid“ enthalte lediglich eine Liebesgeschichte zwischen einem eben erst aus der Schule erwachsenen Mädchen und einem polnischen Flüchtling. Es werde lediglich von Liebe gesprochen, und das Liebesleben zwischen beiden geschildert. Von „verächtlichen Lebensanschauungen“ könne er darin zwar nichts finden, aber andererseits sei ein Buch, das auf 200—300 Seiten fortgesetzt von Liebe rede, für junge Mädchen doch nicht sehr geeignet. Zwar seien einzelne moralische Sätze mit angebracht, aber ohne lebensvollen Zusammenhang mit dem Ganzen. Die einfache gesunde Frömmigkeit läßt sich vermissen. Als zweiter Sachverständiger trat Prediger Richter aus Mariendorf auf. Dieser erklärte es für ungeheuerlich und unverantwortlich, daß gebildete Leute, die Edles anstreben, eine Frau wie die Klägerin, die Jahrzehnte hindurch bestrebt sei, das weibliche Geschlecht für den Ernst des Lebens tauglich zu machen, mit beleidigenden Ausdrücken persönlich herabsetzen. In Herrn Görth's Buch würden 49 hervorragende Schriftstellerinnen als „Schmiererinnen“ an den Pranger gestellt, gegen welche die Sittenpolizei eigentlich schützen müßte. Die in jener Kritik enthaltenen Ausdrücke gegen die Klägerin seien unzulässig, ganz unverdient und einfach der Sache unwürdig. Das Urtheil lautete schließlich für Lehrer Ziegler auf 150 Mk. Geldstrafe, der Klägerin wurde die Publicationsbefugniß zugesprochen. Das Gericht fand die Kritik gegen Frau Lina Morgenstern unzutreffend. Die Kritik müsse vor der persönlichen Ehre anderer Personen Halt machen, und nur mit Rücksicht darauf, daß der Angeklagte von idealem Streben besetzt sei, habe der Gerichtshof von einer empfindlichen Freiheitsstrafe abgesehen.

(A. E. L. K.)

Aus Mecklenburg. Ueber die Beerdigung im Duell gefallener Personen hat die mecklenburgische Regierung dem Landtage folgendes Rescript zugehen lassen: Uns ist für die Frage nach der Gewährung oder Versagung des kirchlichen Begräbnisses der im Duell gefallenen Personen entscheidend der Grundsatz der revidirten Kirchenordnung von 1850, der lautet: „Wer ohne alle Buße und Bekehrung in seinen Sünden dahinstirbt, den soll man mit christlichen Ceremonien nicht zur Erde bestatten, sondern ohne alle Gesänge und Procession still begraben lassen, wo er seine Stätte zur Begräbnis hat.“ Der Duellant, der auf den Hieb oder Schuß seines Gegners fällt, scheidet in einem Augenblick aus dem Leben, wo er sich offen gegen das Wort Gottes, gegen das fünfte Gebot, aufgelehnt hat. Er hat sich durch seine That von der Kirche und der christlichen Gemeinde getrennt, stirbt ohne Buße und Bekehrung in seiner Sünde dahin und kann daher von der Kirche und christlichen Gemeinde nicht als zu ihr gehörig beerdigt werden. Es ist daher nicht die Thatsache, daß er im Duell fällt, sondern der Umstand, daß er im Augenblicke der Auflehnung gegen Gottes Wort ohne Reue und Buße dahingeht, der Grund, weshalb ihm ein christliches Begräbnis verweigert werden muß. Ist aber der Duellant nicht auf den Hieb oder Schuß seines Gegners gefallen, sondern lebt er noch längere oder kürzere Zeit und kommt er zur Erkenntniß seiner Veründigung, so wird ihm bei vorliegender Bezeugung seiner bußfertigen Gesinnung ein christliches Begräbnis zu Theil werden. Nicht anders steht es mit seinem ihn überlebenden Gegner, dem die kirchliche Gemeinschaft mit ihren Ehren und Rechten auch nicht ohne Weiteres, sondern ebenfalls nur für den Fall der erfolgten Buße zuzugestehen ist. Das Rescript kann ein Bedürfnis zu einer Abänderung der vorstehenden Grundsätze, die in beiden Großherzogthümern zur Anwendung gelangen, oder zu einer anderweitigen Fignirung derselben nicht anerkennen.

(A. E. L. K.)

Aus dem Elsaß. Zur Einweihung der neuerbauten Synagoge in Balbronn (Elsaß), welche am 10. December stattfand, hatte sich auch der protestantische Pfarrer Kiefer eingefunden. Nachdem mehrere Rabbinen in der Synagoge geredet hatten, hielt auch er eine Ansprache. Er hob hervor, daß, wenn es auch verschiedene Religionsbekenntnisse gebe, alle dennoch ein gemeinsames Ziel verfolgten, den Willen Gottes zu thun und denselben zu bethätigen in den Werken der allgemeinen Nächstenliebe. „Ergreifend“, lautet der jüdische Bericht, „schloß er seine in allen Herzen widerhallenden Worte mit der Bitte: Vater unser, der du bist im Himmel, dein Name werde geheiligt.“ (P. a. S.)

Rußland. Ueber die neue Secte der Bjeguny oder „Läufer“, die im Gouvernement Tomsk aufgetaucht ist, entnehmen wir der „D. E. K.“ Folgendes: Diese Sectirer verkündigen, daß gegenwärtig auf der Welt, besonders aber in der russischen Kirche und im russischen Staat, ganz offen der Antichrist herrsche in einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten, vorzugsweise in den Vertretern der Verwaltung und der Geistlichkeit. Deshalb dürfe man nicht in der Welt leben, wo alles das Zeichen des Antichrist trage, sondern man müsse aus der Welt fliehen und sich in Wüsten, Gebirge und Wälder begeben. Um sich der Knechtschaft des Antichrist zu entziehen, haben die Sectirer alle Verbindung mit dem Staat und mit der Gesellschaft abgebrochen, haben aufgehört, sich in die Revisionslisten eintragen zu lassen, Steuern zu zahlen und sich mit Pässen zu versehen, und haben als Lebensgrundsatz verkündet, daß diejenigen, welche sich stark fühlen, mit dem Teufel kämpfen, die Furchtsamen aber fliehen sollen, das heißt, sie anerkennen die Möglichkeit eines zweifachen Verhältnisses gegenüber der Regierungsgewalt: entweder offenen Kampf mit ihr, mit allen ihren Einrichtungen und ihrer ganzen Ordnung, oder, im Fall der Schwäche, die Flucht vor dem Antichrist in Wälder und Wüsten. Die Hauptmasse der Bjeguny befindet sich in den Taigas von Tomsk, Kolywansk und Mariinsk, besonders in den ersteren. Die Bjeguny begnügen sich nicht mit einem freien und ungebundenen Leben in den Wäldern und Sümpfen, all ihr Streben geht dahin, auf diese oder jene Weise dem Reich des Antichrist Abbruch zu thun; sie scheuen zu diesem Zwecke selbst vor Gewaltmaßregeln nicht zurück, indem sie von Zeit zu Zeit Anhänger des Reiches des Antichrist gewaltsam in ihre Wüsten und Wälder entführen und sie zu ihrer Lebensweise zwingen.

Die deutschen Colonialbeamten und die evangelischen Gottesdienste. Es ist wenig, was sich über den Kirchenbesuch der Beamten in Kamerun berichten läßt. Früher hat in der Regel jeden Monat ein deutscher Gottesdienst stattgefunden, der aber meistens schlecht besucht wurde. Als im Jahre 1869 Gouverneur von Soden in Mangamba einen Besuch machte, kamen wir auch auf die deutschen Gottesdienste. Auf des Missionars Frage, warum so wenig Beamte den Gottesdienst besuchen, sagte er, es seien außer ihm nur einige Evangelische da, und den Katholiken könne er doch nicht zumuthen, den evangelischen Gottesdienst zu besuchen. Doch wurden in jener Zeit die Gottesdienste im Verhältniß zu jetzt immer noch gut besucht. Während damals außer 10 bis 20 Beamten auch eine Anzahl Officiere und Marinefeldaten kam, sind nachher kaum noch 5 bis 10 Beamte und von der Marine fast gar niemand mehr zum Gottesdienst erschienen. Infolgedessen wurden die deutschen Gottesdienste nicht mehr alle Monate, sondern etwa alle drei Monate einer gehalten. Zu diesen wurde immer eine Einladung geschrieben, die am Samstag vorher bei allen Europäern circulirte. Aber auch seitdem die deutschen Gottesdienste nicht mehr so häufig stattfinden, ist der Besuch derselben nicht stärker. Es wird eben meistens leeren Bänken gepredigt. (D. E. K.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

April 1896.

No. 4.

Franks Theologie.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns über die Principien der Frank'schen Theologie orientirt haben, wollen wir zusehen, welche Gestalt dieselbe den einzelnen Artikeln des christlichen Glaubens gegeben hat. Es wird sich da bestätigen, daß was in diesem System von christlicher Wahrheit stehen geblieben, wahrlich nicht durch die Reflexion des „christlichen Subjekts“ gewonnen ist, daß dagegen Alles, was das Ich aus sich selbst herausgearbeitet hat, eitel Irrthum ist und mit der Schrift nicht stimmt. Wir können hier unmöglich auf alle einzelnen Punkte der Lehre eingehen und fassen nur die wichtigsten Dogmen ins Auge.

Was das Dogma von der Inspiration der Schrift anlangt, so ergibt sich schon aus dem, was wir oben über das Verhältniß der Frank'schen Theologie zur Schrift bemerkt haben, daß Frank mit dem altkirchlichen und gemeinchristlichen Glauben von der wörtlichen Eingebung und absoluten Unfehlbarkeit der Schrift gründlich gebrochen hat. Er sieht in der Schrift nur ein Product der Kirche, das Zeugniß, die Verkündigung der Ur-
g_lande. Und da auch die Glieder der Urgemeinde noch sündliche, irrthumsfähige Menschen waren, so ist auch ihr Zeugniß, die Schrift, fehlsam. „Die Auffassung unsrer Alten von der absoluten und schlechthinigen Wahrheit alles dessen was geschrieben steht kann nicht als Ausdruck der Stärke ihres Glaubens gelten. Und ich möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen einen Christen zu lehren, daß der Glaube an die Heilswahrheit involvire den Glauben an die absolute Irrthumsfreiheit der h. Schrift, oder an die schlechthinige Irrthumsfreiheit der Kirche bei der ursprünglichen Sammlung der Schrift.“ System der christlichen Wahrheit. II. S. 421. Eben-
dasselbst wird, S. 427, die Entstehung der neutestamentlichen Schriften folgendermaßen beschrieben: „Allewege ist es die Gemeinde Gottes, die Kirche, welche den Geist Gottes vermöge ihrer Gemeinschaft mit dem verklärten Heilsmittler in sich trägt, und kraft einer hierin begründeten, wie

sehr auch im Uebrigen bevorzugten, Inspiration haben die heiligen Autoren Gottes Wort geredet und geschrieben. Sie haben es gethan als Glieder und Organe der Urkirche, in welcher die ganze Frische unmittelbarer Erinnerung an die Heilthatsachen des Erlöserlebens mit der ganzen erstmaligen Geistesfülle in einer alle Folgezeit der Kirche überragenden Weise sich paarte. Eine Begeisterung war es, welche bei diesen Organen ebensowenig wie sonst in der Kirche getrennt werden kann von dem Geistesbesitz und Geistesempfang des Glaubens — *ἐχουντες αὐτὸ τὸ πνεῦμα τῆς πίστεως κατὰ τὸ γεγραμμένον Ἐπιστευσα διὸ ἐλάλησα, καὶ ἡμεῖς πιστεύομεν, διὸ καὶ λαλοῦμεν* (2 Cor. 4, 13.).“ Die Inspiration ist also nach Frank eine Begeisterung, welche von dem sonstigen Geistesbesitz, dessen alle Glieder der Kirche gewürdigt sind, sich nicht wesentlich unterscheidet. Die Kirche trägt den Geist Gottes in sich, die Urkirche besaß eine besondere Fülle des Geistes, und aus diesem Geistesleben der Gemeinde sind die neutestamentlichen Schriften hervorgegangen. Die heiligen Autoren haben, was sie geschrieben, aus sich geschöpft, aus der Erinnerung an die Heilthaten Gottes in Christo, haben in ihren Schriften ein Bekenntniß ihres Glaubens abgelegt. Es ist hier nach der Regel gegangen: Ich glaube, darum rede ich. Die alttestamentliche Schrift wird definirt als „ein von demselben Heilsgott dem es (Israel) seine gesammte Erklärung und Begabung und Leitung verdankte mittels derselben Potenzen ihm zunächst gesetztes, geschichtliches und urkundliches Denkmal seiner Bestimmung und Führung“. System der christlichen Wahrheit II. S. 73. Das heißt mit andern Worten: Gott hat Israel zu seinem Volk erkoren und dann mit seinem Geist und Gaben ausgestattet und wunderbar seine Geschichte geleitet. Und eben diesen Potenzen, der Erklärung, Begabung, Leitung Gottes, verdankt die alttestamentliche Schrift ihren Ursprung. Gott hat sich prophetische Männer erkoren, dieselben mit seinem Geist begabt und so zum Reden und Schreiben befähigt und dafür gesorgt, daß ihre Schriften gesammelt und in ein Ganzes vereinigt wurden, das dem Volk des Alten Bundes nun als ein urkundliches Denkmal seiner Bestimmung und Geschichte galt. Die Schriften der Propheten, wie auch der Apostel sind demnach just ebenso entstanden, wie die Schriften anderer erleuchteter Männer, welche mit dem, was sie schrieben, ihrer religiösen Erkenntniß, Erfahrung, Ueberzeugung Ausdruck gegeben haben. Das gewaltige apostolische Zeugniß 2 Tim. 3, 15—17. fertigt Frank S. 72 mit der kurzen Bemerkung ab: „Ueber die hier als Bestandtheil des neutestamentlichen Glaubens erscheinende, diesem sonach feststehende Thatfache, daß die alttestamentliche Schrift durch Geisteswirkung Gottes entstanden sei, reicht auch diese Aussage nicht hinaus.“ Ja, das ist ein Machtpruch des souveränen theologischen Ich, dem sich Sprache und Wortbedeutung fügen müssen. Theopneustie ist nicht jedwede Begeisterung und Geisteswirkung, sondern eine ganz besondere, einzigartige Geisteswirkung. Nicht von den heiligen Autoren sagt hier St. Paulus, daß sie begeistert waren, sondern die Schrift selbst

nennt er inspirirt. *Πασα γραφή θεόπνευστος*, das heißt nach dem Sprachgebrauch und kann nichts Anderes heißen, als daß Gott den heiligen Autoren Alles, was sie schreiben sollten und geschrieben haben, zugehaucht, eingehaucht, eingegeben hat.

Den Artikel von der heiligen Dreieinigkeit versucht Frank, wie alle Lehren, dem eigenen Ich abzugewinnen. In dem „System von der christlichen Gewißheit“ deducirt er aus dem Bewußtsein der Schuldfreiheit, in welchem das Bewußtsein der Schuldverhaftung aufgehoben ist, die göttliche Dreipersonlichkeit und faßt das Resultat seiner Reflexionen in folgende Sätze zusammen. „Der Schuldverhaftung, in welche Gott den Menschen bringt, stellt sich gegenüber die Schuldbefreiung, welche er als Anderer mit Beziehung auf die erste Wirkung gesetzt hat. Und die Thätwirkung des Dritten hat zu ihrer Voraussetzung, zu ihrem Möglichkeitsgrunde, die zwiefache Causalität der beiden ersten Factoren, während auch sie Wirkung des einen ungetheilten und untheilbaren Absoluten ist, und wie sie selbst davon herkommt, so setzt sie das Subject, welches ihre Wirkung erfährt, zu jenem in Beziehung.“ I. S. 325. „Diese persönliche Geistesmacht also, welche ihrerseits den Christen seines Christenstandes vergewissert, setzt ihn in Beziehung zu dem Gott, welcher des Verhältnisses der Schuldfreiheit Ursacher ist, und läßt ihn nicht verzagen vor dem Gott, in dessen Schuld er sich als dieser natürliche Mensch befand.“ I. S. 322. Es ist der Eine Absolute, welchem die sündigen Menschen verschuldet sind, welcher sie von der Schuld befreit hat, und welcher sie der Schuldfreiheit vergewissert. Aber es ist ein Anderer, welcher die sündigen Menschen in Schuldverhaftung bringt, ein Anderer, welcher die Schuldfreiheit verursacht hat, und ein Anderer, der persönliche Gottesgeist, welcher die Menschen zu den beiden Ersten in Beziehung setzt. Wie? Fordert das Bewußtsein der Schuldfreiheit, das christliche Denken wirklich a priori die Annahme, daß es ein Anderer sein muß, der den Menschen schuldig hält, ein Anderer, der ihn von der Schuld erledigt? Könnte nicht Schuldverhaftung und Schuldbefreiung von einundderselben Person bewirkt sein? Schreibt die Schrift nicht Beides auch Einer Person zu? Bezeugt nicht die Schrift, daß z. B. Gott, der Vater, als der Heilige den Uebertretern zürnt, aber zugleich aus freier Liebe seinen Sohn zum Heiland der Welt gesendet und gegeben hat? In dem „System der christlichen Wahrheit“ erschließt Frank aus dem Begriff des Absoluten die Persönlichkeit Gottes und aus der Persönlichkeit die Dreipersonlichkeit. Das sind philosophische Gaukeleien, über welche jeder Philosoph von Fach lachen wird. Aus dem Wesen der menschlichen Persönlichkeit als des creatürlichen Abbildes der absoluten Persönlichkeit wird eine Dreiheit in Gott gefolgert. „Denn so viel steht in alle Wege fest, daß wenn wir den Proceß der menschlichen Ichsetzung in seine Momente zerlegen, hier ebenfalls eine Triplicität uns begegnet, ohne welche die Person nicht wäre was sie ist: wir unterscheiden dabei einen continuirlichen Act

der Setzung, auf welchen ebenso continuirlich sich zurückführt, daß das Ich sich als gesetztes, nämlich als von sich gesetztes, als seine eigene Setzung und darum als Person weiß; aber ebenso nothwendig und continuirlich faßt das Ich jene seine Setzung und diese seine Gesetztheit sofort zur Einheit zusammen und nur insofern dies Dreifache — zeitlich ungeschieden, eine in sich geschlossene Rotation gleichwohl unterscheidbarer Lebensmomente — zugleich und in Einheit vorhanden, ist auch die Persönlichkeit des Menschen gegeben. Analog diesem menschlichen Proceß der Personsetzung ist in der göttlichen Persönlichkeit, die wir als Trinität erkannt haben, jedenfalls das Eine, daß auch die göttliche absolute Persönlichkeit nicht wäre ohne diese in sich seiende, in ihren Momenten schlechthin, zugleich seiende Rotation von Setzung, Gesetztheit und in Zueinsfassung beider.“ System der christlichen Wahrheit. I. S. 199. Wenn man auch diese Analyse der Persönlichkeit und die Analogie zwischen der menschlichen und der göttlichen Persönlichkeit gelten lassen wollte, so würde sich daraus immerhin nicht ergeben, daß die drei Momente, welche den Begriff der Persönlichkeit constituiren, in Gott als selbstständige, von einander unterschiedene Personen gedacht werden müßten. Das punctum saliens, die Dreipersonlichkeit, wird auf diese Weise nicht gewonnen. Das gesteht auch Frant schließlich ein, wenn er schreibt: „Aber wenn nun auch jene Analogie menschlicher Persönlichkeit hier zutrifft, so geht doch der Thatbestand der absoluten göttlichen Persönlichkeit darüber insofern hinaus, als die dort vorhandenen Momente hier in Hypostasen auseinandertreten, und nun von der Unterschiedenheit und von dem Zueinander dieser dasselbe gilt, was dort von jenen Momenten.“ S. 200. Das Fehlende wird aber aus dem Begriff des Absoluten ergänzt: „In der ewigen Selbstbewegung des damit absoluten und zugleich persönlichen Gottes ist die Selbstsetzung eine solche, wodurch eben dieses Wesen des absoluten Gottes sich als Andern, Gesetzten, die Gesamtfülle des Setzenden in sich Beschließenden, in Form der Ichheit sich gegenüber stellt“ u. s. w. S. 203. Weil Gott der Absolute ist und weil in Gott Alles absolut, so vollkommen, als möglich, gedacht werden muß, so muß hier bei Gott auch das Gesetzsein als Person gefaßt werden, so tritt hier das Gesetzsein dem Setzenden als Ich gegenüber. Das heißt fürwahr mit Begriffen schwindeln. Und es ist eine Profanation des Heiligen, wenn man also das Geheimniß von der hochheiligen Dreieinigkeit durch die gemeine Verstandeshochel hindurchzieht und mit den drei göttlichen Personen logische Operationen anstellt, die doch als Trugschlüsse sich erweisen. Nein, wir Christen ehren einen einzigen Gott in drei Personen und drei Personen in einer Gottheit, weil Gott uns sich in seinem Worte als der Dreieinige offenbart hat. Ohne diese Offenbarung würden wir von dem Mysterium der Trinität nichts wissen und nichts ahnen. Und wenn wir Christen der einen Person, dem Vater, insonderheit die Schöpfung, einem Andern, dem Sohn, insonderheit die Schuldbefreiung, die Erlösung, einem Dritten, dem

Heiligen Geist, insonderheit die Heiligung, daß er uns zu dem Sohn und Vater in Beziehung setzt, zuschreiben, so folgen wir auch damit nur der Schrift, nicht der trügerischen Stimme unsers eigenen Bewußtseins.

Welches ist aber das Resultat jener philosophisch-rationalistischen Reflexionen über eine Triplicität in Gott? Franks Trinitätslehre läuft schließlich einerseits auf Sabellianismus, andererseits auf Subordinatianismus hinaus. Er schreibt a. a. O. S. 203: „In diesem Sohnesabbild hat und schaut der urbildliche Vater sich selbst, denn er hätte und wüßte sich nicht als Vater, wenn er sich nicht hätte und wüßte als Sohn.“ Also nicht Gott, sondern der Vater, die erste Person der Gottheit, hat und weiß sich zugleich als Sohn, als die zweite Person! Was Gott von sich weiß, das ist er auch. Also der Vater ist zugleich der Sohn! Hiermit wird der hypostatische Unterschied des Sohnes vom Vater gänzlich verwischt, die drei Personen der Gottheit werden mit einander vermengt und erscheinen recht eigentlich nur als „Momente“ in der ewigen Selbstbewegung des Einen persönlichen Gottes. Weiterhin wird der charakteristische Unterschied des Sohnes vom Vater also definirt: „Bedingtheit ist vorhanden als solche zwischen dem zeugenden Vater und dem gezeugten Sohne, dem ausstrahlenden Urbild und dem ausgestrahlten Abbild, dem sprechenden Subject und dem gesprochenen Wort, aber Bedingtheit in derjenigen Form derselben wie wir sie innerhalb der göttlichen Absolutheit wahrnehmen, als Bedingtheit des sich selbst Bedingenden.“ „Der Gedanke kann mithin gar nicht aufkommen, als wenn die Aseitität, welche allerdings das Wesen des absoluten Gottes ausmacht, nur dem Vater zuläme und nicht auch dem Sohne: auch diesem eignen wir sie zu, aber in einer andern Form als wie dem Vater.“ S. 203. Das Verhältniß des Sohnes zum Vater wird hier als das der Bedingtheit bestimmt. Diese Bedingtheit wird „eine Bedingtheit des sich selbst Bedingenden“ genannt. Das ist eine *contradictio in adjecto*. Wer sich selbst bedingt, von keinem Andern bedingt ist, der ist eben unbedingt. Frant eignet auch dem Sohn die Aseitität zu, erkennt an, daß er aus sich selber ist, aber Aseitität in Form der Bedingtheit, also eine bedingte Unbedingtheit. Das ist Nonsens. Frant findet in der Schriftbezeichnung der zweiten Person der Gottheit als des gezeugten Sohnes, des gesprochenen Wortes zc. eine Bedingtheit ausgesprochen, indem er ohne Fug und Recht von irdischen, menschlichen Verhältnissen auf das Verhältniß der ewigen göttlichen Personen zu einander zurückschließt. Der Sohn ist vom Vater gezeugt, das Wort von dem sprechenden Subject gesprochen und damit, wie Frant schließt, von dem Vater, von dem sprechenden Subject bedingt. Ist aber diese Bedingung zugleich eine Bedingung des sich selbst Bedingenden, so kommen wir auf die ungeheuerliche Vorstellung, daß der Sohn sich selber gezeugt, das Wort sich selber gesprochen habe, ähnlich wie die Rede von einem „Gefestsein“ des Vaters, „daß der sich selber setzende Gott sich als Vater setzt und gefest weiß“, S. 203, auf die Idee einer Zeugung und Selbst-

zeugung des Vaters führt. Bei all diesem Begriffswirrwarr ist so viel klar, daß Frank dem Sohne eine wirklich bedingte, abhängige und daher abgeleitete Gottheit zuschreibt, wie er denn bei seiner Construction der Menschwerdung des Sohnes Gottes aus dem Satz: „Der hypostatische Character des Sohnes Gottes ist der der Bedingtheit“ Capital schlägt. II. S. 100. Wir entgegen: Ein bedingter Gott ist kein Gott, eine bedingte Gottheit widerspricht dem Gottesbegriff nicht nur des christlichen Bewußtseins, sondern dem Gottesbegriff der Schrift. Und die Schrift stellt uns ein ganz anderes Bild von dem ewigen Gottessohn vor Augen, als die Frank'sche Theologie. Werden in der Schrift alle die göttlichen Namen und Ehrentitel, alle die göttlichen Werke, die dem Vater eignen, auch dem Sohne zugeschrieben, wird der Sohn Gottes 1 Joh. 5, 20. der wahrhaftige Gott genannt, so ist der Sohn in demselben Sinn, Grad und Maaße Gott, wie der Vater, Gott in sich selber und aus sich selber, *causa sui*, *Αὐτόθεος*. Nennt St. Paulus Christum „Gott über Alles“, Röm. 9, 5., so ist eben der Sohn, trotz seines hypostatischen Unterschiedes vom Vater, daß er gezeugt ist vom Vater, doch, wie der Vater, der allerhöchste Gott, er hat Niemand, auch den Vater nicht, über sich, ist von Niemandem, auch nicht von dem Vater, abhängig und bedingt. Wohl macht auch Frank die bekannten Aussagen der Schrift von der Gottheit Christi zu den seinigen, aber er nimmt eben nur die Worte der Schrift in seinen Mund und nimmt den rechten Sinn und Verstand aus den Worten heraus. Man rede nur hinfort nicht mehr davon, daß die modernen Theologen „positiver“ Richtung solche Grundartikel des christlichen Bekenntnisses, wie den von dem dreieinigen Gott, von der wahren Gottheit Christi unverfehrt stehen lassen! Ihr heillooses Philosophiren und Rationalistiren verfälscht und entwerthet die „christlichen Realitäten“, die sie etwa noch in thesi anerkennen.

Es ist für den Standpunkt eines Theologen charakteristisch, wie er von der Sünde und dem natürlichen Zustand des Menschen lehrt und urtheilt. Frank entwickelt aus dem christlichen Bewußtsein und dem Gegensatz, in welchem dasselbe zum natürlichen Schuldbewußtsein steht, nicht nur das Wesen der Sünde, sondern auch die Geschichte des Sündenfalls und den Fall des Teufels, sowie den Unterschied zwischen menschlicher und teuflischer Sünde. Es würde uns hier viel zu weit führen, wollten wir das systematisirende Ich auf allen seinen Irrgängen begleiten. Es genügt, das Facit der Entwicklung zu constatiren. Frank definirt die Sünde, das „ursprüngliche Wesen“ der Sünde als „Begehrung eines innerhalb der creatürlichen Bestimmung gelegenen Gutes mit Beiseitesetzung und Durchbrechung der hiefür von Gott gezogenen Schranke“. System der Wahrheit. I. S. 429. Den Sündenfall beschreibt er mit den Worten: „Das Weib schaute hin zu dem Baume und verweilte bei Imagination des Gutes, welches die Frucht desselben ihr gewähren möchte: in dem Maaße als der Geschmack daran sich hervordrängte wich der Geschmack an dem Gute, welches

sie in der Gemeinschaft mit Gott besaß.“ S. 434. Wie er von der Sünde denkt, erfieht man des Weiteren aus Aeußerungen, wie den folgenden: „Hiernach besteht das Wesen der Sünde, unbefchadet ihrer weiterhin möglichen Selbststeigerung und ungeachtet der zwischen satanischem und menschlichem Fall bleibenden Differenz, allenthalben zunächst in einer Umkehr der der persönlichen Creatur zustehenden Egoität als sich und die Welt in Gott wollenden zu einer solchen, welche sich und das creatürliche Gut will und setzt außer Gott, über Gott und damit wider Gott.“ „Man darf auch bei jener Verkehrung der gottgewollten Egoität in die gottwidrige nicht bloß das creatürliche Gut Gotte gegenüberstellen, nämlich so daß die persönliche Creatur sich selbst wolle über Gott und darum wider Gott. Sondern es will immer sofort das Weltgut und die Weltliebe in der Gegensezung wider das höchste Gut und die entsprechende Hingabe in den Proceß der Verkehrung jener Egoität mit hereingezogen sein: Selbstbefriedigung begehrt das Ich indem es sein Selbst drangibt an ein abgöttisches, creatürliches Gut, statt an Gott sich hinzugeben als das höchste Gut.“ „Der Mensch kann sich Dessen nicht entäußern daß er sich sucht in der Hingabe an ein Absolutes, aber er kann die gottgewollte, uranfängliche Wahrheit dieses Verhältnisses umkehren in ihr Gegentheil, zu einer Carricatur jener Wahrheit: Sezung eines Absoluten welches nur die Fiction eines solchen ist, Hingabe daran die nicht zum Finden, sondern zum Verlieren des Ich gereicht und doch immer in der Meinung, in der Absicht vollzogen wird das eigene Ich dadurch zu befriedigen. Und wenn wir daher daran festhalten, daß die Sünde immerzunächst *ratione boni* gewollt und vollbracht werde, nicht mit der einfachen Intention wider Gott zu sein, so müssen wir doch sofort hinzusetzen: *sub ratione boni absoluti*.“ „Mag das Gut, wornach der Sünder begehrt, womit er sich sucht und befriedigen will, immerhin an sich betrachtet ein ganz reales Gut sein, kein bloß erträumtes, mag es die ganze Welt sein mit all ihrer Schöne und Herrlichkeit, so ist es doch immer ein erlogenes und betrügerisches, daß es sich einschleibt an die Stelle des absoluten das es in Wahrheit nicht ist, und darum auch hinsichtlich des Genusses den Sünder täuscht.“ S. 436—438. Demgemäß wird S. 449 ff. die Erbsünde kurzweg als *ἐπιθυμία*, als böses Gelüsten des Herzens bestimmt, welches *eo ipso* eine widergöttliche Willensrichtung in sich schließe. Nach Frant ist also die Sünde, die Erbsünde, wie die actuelle Sünde, primär und wesentlich böse Begierde, Weltlust und Weltliebe. Der Mensch begehrt ein creatürliches Gut und sucht in dem Genuß desselben Selbstbefriedigung und sieht in ihm das Absolute, das höchste Gut. Die Sünde wird immer *sub ratione boni* gewollt und vollbracht. Dem Sünder ist es nur um ein Gut zu thun, entweder ein einzelnes creatürliches Gut oder um die ganze Welt und ihre Schöne und Herrlichkeit. Nur insofern er dabei die von Gott gesetzte Schranke durchbricht, geht er mit solchem Gelüsten zugleich wider Gott an und lebt ohne Gott und bewegt sich außer Gott. Indem er an dem creatür-

lichen Gut sein ganzes Wohlgefallen findet, wird ihm der Geschmack an Gott, dem höchsten Gut, verleidet.

Was die Apologie der Augsburgerischen Confession gegen die Scholastiker ausführt, daß dieselben, wenn sie von der Erbsünde reden, bei der Neigung zum Bösen stehen bleiben und das Größte und Nöthigste, nämlich daß der natürliche Mensch Gott verachtet, Gott nicht fürchtet und vertraut, seinem Urtheil und Gericht feind ist, außen lassen, das findet auch auf die Frank'sche Theorie von der Sünde seine Anwendung. Dieselbe ist nichts Anderes als pelagianisch-päpstlicher Sauerteig. Das Verhältniß, in welches Frank die beiden Factoren der Sünde, die böse Lust und die gottwidrige Willensrichtung, zu einander setzt, ist just das Widerspiel von dem, was die Schrift vom Verderben des Menschen aussagt. Der Anfang der Sünde Ewas war, wie Luther in seiner Genesis treffend darlegt, der Unglaube, daß sie dem Worte Gottes nicht glaubte und demselben feind wurde; als ihr Herz von Gott und seinem Worte los war, dann erst empfing in ihr die böse Lust und gebar die Thatfünde. Das eigentliche Wesen der Sünde, die Grundstimmung des sündigen Menschen nach der Schrift ist Feindschaft wider Gott. Röm. 8, 7. Der Apostel Paulus zeichnet Eph. 4, 18. 19. das Bild der Menschen, wie sie von Natur beschaffen sind, mit folgenden Worten: „welcher Verstand verfinstert ist, und sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens“, und dann heißt es weiter: „und ergeben sich der Unzucht, und treiben allerlei Unreinigkeit sammt dem Geiz.“ Das Letzte, die böse Lust, fließt also aus dem Ersten, der Gottentfremdung des Herzens, nicht umgekehrt. Ja, man sieht es deutlich, welches die eigentliche Quelle der modernen Theologie ist, die Alles aus dem eigenen Bewußtsein schöpft, nämlich das natürliche Ich. Dasselbe muß sich in der Theologie nun einmal mit der Thatsache der Sünde auseinandersetzen, aber sucht die Sünde möglichst zu verkleinern und zu beschönigen.

Es ist das natürliche Ich, welches in dem natürlichen Menschen noch allerlei Ueberreste des Guten zu entdecken sucht. Und so ist Frank beflissen, die vermeintlichen guten Seiten des natürlichen, unbetehrten Menschen in das Licht zu stellen. Er lehrt zwar eine Unfreiheit des natürlichen Menschen, führt S. 467 ff. aus, daß der gefallene Mensch nur innerhalb der creatürlichen Güter noch Wahlfreiheit besitze, daß derselbe unter die Sünde geknechtet sei, daß er sich nicht allein, aus eigenem Impuls Gott, dem höchsten Gute, wieder zuwenden könne. Andererseits aber lehrt er „die Momente“ hervor, in denen er die Erlösungsfähigkeit des sündigen Menschen begründet sieht. Er schreibt S. 499. 500: „Das ganze Leben des natürlichen Menschen, soweit es auf Befriedigung durch Güter abzielt die er an Stelle des summum bonum begehrt, besteht in einer Kette von Täuschungen: die Sünde lügt ihn an und er muß es erfahren daß sie ihn anlügt. Auch schon der Genuß selbst, welcher in der Bemächtigung des

abgöttischen Gutes gegeben ist, bleibt weit zurück hinter dem Maaß der Erwartung, und vollends nach dem Genuß erscheint die genossene Freude als schaal und abschmedend. Realität hofft der Mensch zu finden, und siehe es ist Nichtigkeit; Freiheit wollte er gewinnen, und er wird geknechtet von den Gütern seiner Wahl; Leben suchte er, und je länger je mehr fühlt er sein Leben zerrinnen unter der Macht des Todes. So geht er von Illusion zu Illusion, und doch kann er es nicht lassen sich neue Illusionen zu machen.“

„Gewiß ist es nun dem Menschen zunächst als Strafe vermeint, daß er auf dem Wege der Sünde nicht zur Ruhe und Befriedigung gelangen kann.“

„Aber ebenso gewiß ist, daß nachmals, unter der Einwirkung der positiven Gnadenzüge . . . dieselbe Erfahrung des Unbefriedigtseins und der innern Leere dem Menschen zu einem Motive wird, es nun auch doch einmal mit dem andern, höheren Gute zu versuchen welches die berufende Gnade ihm vorhält und anbietet. ‚Ich will mich aufmachen und zu meinem früheren Manne zurückkehren, denn damals ging mirs besser als nun‘, sagt das ehebrecherische Volk, da es zuvor seinen Buhlen nachgelaufen u. s. w.“

Jene Erfahrung des Unbefriedigtseins wird also dem abtrünnigen Menschen zu einem Motiv der Umkehr zu Gott, wenn auch unter Einwirkung positiver Gnadenzüge. In dem natürlichen Menschen selbst liegt ein Motiv zur Bekehrung, eine Ursache zu etwas Gutem, die mithin selbst etwas Gutes ist. Ein zweites Moment der Erlösungsfähigkeit bildet nach Frank der Character der Sünde als „Unwissenheit, welche nicht mit vollem Bewußtsein und festentschiedenem Willen wider den lebendigen Gott angeht, sondern in der Wahl der Güter sich vergreifend bei der Hingabe an Geschaffenes doch das Absolute meinte und . . . so angesehen allerdings auch ein Moment zur Erhaltung der Erlösungsfähigkeit des Menschen bildete“. S. 501. Wenn der natürliche Mensch nicht mit vollem Bewußtsein, nicht mit festentschiedenem Willen gegen Gott angeht und mit der Hingabe an Geschaffenes doch das Absolute meint, dann ist in seinem Bewußtsein und Willen doch noch etwas übrig geblieben, was Gott nicht widerstrebt, vielmehr sich Gotte zuneigt. Mithin finden sich im natürlichen, unbekehrten Menschen immerhin noch etliche Fünklein wahrer Gotteserkenntniß und der Furcht Gottes und der Liebe zu Gott. Weiter beruft sich Frank auf die Thatsache des Gewissens, das dem Menschen von Natur ins Herz geschriebene Gesetz. „Darum haben wir um die Erlösungsfähigkeit des natürlichen Menschen zu begreifen die Thatsache des Gewissens hinzuzunehmen, von der es ebenso unzweifelhaft ist daß sie dem natürlichen Lebensstande angehört, wie andrerseits daß sie den Character eines Rückhaltes in dem Menschen an sich trägt, der seinen Fortschritt auf dem Wege der Gottentfremdung zu hemmen geeignet ist.“ S. 502. „Dem natürlichen Menschen ist nicht schlechthin die Fähigkeit abzupredigen die in seinem Gewissen an ihn ergehenden sittlichen Anforderungen zu erfüllen.“ S. 510. „Der natürliche Mensch vermag sein entgegenstehendes Gelüsten zu überwinden und jener Forderung, die ihm durch

das Gewissen zum Bewußtsein kommt, Folge zu geben.“ S. 511. „Wir sind von hier aus im Stande, all das sittlich Gute welches in dem Thun des natürlichen Menschen sich findet anzuerkennen.“ S. 512. Frank faßt das Gewissen nicht nur als „eine über dem Menschen stehende absolute Auctorität“ (S. 506), sondern zugleich als eine sittliche Kraft im Menschen, die ihn auf dem Wege der Gottentfremdung zurückhält, daß er also nicht ganz von Gott los kommt. Der natürliche Mensch vermag das böse Gelüsten seines Herzens zu überwinden und die Forderungen des Gewissens oder Naturgesetzes zu erfüllen, und diese Gesetzeserfüllung ist wirklich und wahrhaftig Erfüllung der Anforderungen Gottes. Der natürliche Mensch vermag gute Werke zu vollbringen, die wirklich sittlich gut sind, also auch von Gott als gute Werke angesehen werden. Ein viertes Gewicht, welches Frank zu Gunsten des natürlichen Menschen in die Waagschale legt, ist die natürliche Gotteserkenntniß oder die natürliche Religion. Davon heißt es S. 515. 516: „Nun würde aber diese Nähe oder Manifestation des lebendigen Gottes den natürlichen Menschen mit Nichten zu irgend einer religiösen Bewegung bestimmen können, wenn nicht der früher besprochene unvertilgbare Zug ihm innewohnte, sich für das Absolute und das Absolute für sich zu setzen.“ Der natürliche Mensch kann es mithin, wenn er sich die natürliche Gotteserkenntniß zu Nuzen macht, bis zu wirklich religiösen Bewegungen bringen, das heißt zu Bewegungen des Herzens und Willens, die auf Gott gerichtet sind. Es finden sich demnach im natürlichen Menschen *motus spirituales*, es wohnt demselben ein unvertilgbarer Zug zu Gott hin inne. Frank faßt seine Charakteristik des natürlichen Menschen schließlich in die Worte zusammen: „Wir haben auch nicht davon geredet, daß dem natürlichen Menschen nur eine *justitia civilis* in des Wortes eigentlicher Bedeutung möglich sei: die sittliche Bethätigung, die wir ihm zueigneten, kann bei Weitem darüber hinausgehen, bis zu einer wirklichen Hingabe an sittliche Güter, sittliche Ideale, und einer entsprechenden Selbstverleugnung.“ S. 518. Nur daß der abgefallene Mensch sich nicht aus eigener Initiative wieder in das normale Verhältniß zu Gott, aus dem er herausgetreten, zurückzuversetzen im Stande ist.

Diese Ausführungen laufen auf die *semipelagianische* Anschauung von dem natürlichen Menschen als einem *semimortuus* hinaus, decken sich mit den Antithesen, welche das lutherische Bekenntniß ausdrücklich verwirft, und widersprechen dem klaren Zeugniß der Schrift. Nach der Schrift ist der natürliche Mensch „tobt in Sünden“, Eph. 2, 1., geistlich todt, ganz todt, nicht halb todt. Es findet sich in ihm kein Fünklein geistlichen Lichts und Lebens, kein Fünklein wahrer Gotteserkenntniß, Furcht, Liebe, Vertrauens zu Gott, keine bessere Regung und Bewegung, keine Zuneigung, kein Zug zu Gott hin. St. Paulus bekennet: „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische wohnt nichts Gutes.“ Röm. 7, 18. So wohnt im natürlichen Menschen, der nur Fleisch ist, nichts Gutes. Und wenn der Apostel des Fleisches

Gefinnung als Feindschaft wider Gott bestimmt, so liegt darin, daß der natürliche Mensch ganz und gar, nicht nur indirect, nicht halbwegs, sondern mit ganzem Bewußtsein, aus allen Kräften seines Herzens und Willens Gott widerstrebt. In dem Zusammenhang, in welchem der Apostel von dem Gewissen, von dem allen Menschen ins Herz geschriebenen Gesetz redet, im 2. und 3. Capitel des Römerbriefes, weist er nach, daß die Heiden, wie die Juden, unter der Sünde sind und keine Entschuldigung haben. Es gibt wohl eine *justitia civilis*, die sich auch bei den Heiden findet. Aber davon gilt, was die Apologie sagt: „Al heilig, ehrbar Leben, alle gute Werke, so viel immer ein Mensch auf Erden thun mag, sind für Gott eitel Heuchelei und Gräuel.“ Die Schrift nennt die natürliche Gerechtigkeit „ein unflätzig Kleid“. Und wo St. Paulus der natürlichen Gotteserkenntniß gedenkt Röm. 1, 18. ff., da lehrt er hervor, daß die abgefallenen Menschen dieselbe verleugnet und verachtet haben, und daß solche Erkenntniß ihnen nur dazu gebehe, sie vor Gott unentschuldigbar zu machen. Es ist wahrlich nicht nöthig, weitere Schriftzeugnisse in Erinnerung zu bringen. Die ganze Schrift und unser schriftgemäßes Bekenntniß lehrt und bestätigt, daß in dem unbekehrten Menschen nur Böses zu finden ist, nichts Gutes, und beschreibt mit den stärksten Ausdrücken das gänzliche, unergründliche Verderben der Menschen. Es ist aber wohl begreiflich, daß das stolze Ich des alten Menschen und eine aus diesem Ich hervorgewachsene Systematik gegen diese Schriftwahrheit aus allen Kräften rebellirt. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.

(Fortsetzung.)

Die Gegner der Lehre von der Inspiration führen mit Vorliebe Luther als Gewährsmann für sich ins Feld. Sie suchen es so darzustellen, als ob sie auf der Bahn, welche bereits Luther vorgezeichnet und selber betreten habe, nur etwas weiter vorangeschritten seien. Luthers Schriften sind denn auch von den Feinden der Göttlichkeit der heiligen Schrift in dem Interesse durchstöbert worden, um aus denselben Zeugnisse für die moderne unschriftgemäße und unlutherische Stellung zur Lehre von der Inspiration zu gewinnen. Daß solches aber nur gelingen will, wenn man Luthers klare Worte verdreht, entstellt, falsch citirt und auslegt, ist wiederholt, gerade auch in dieser Zeitschrift, nachgewiesen worden. Nichts ist unsinniger, als Luther in diesem, wie überhaupt in irgend einem Stücke, zum Vater der modernen Theologie stempeln zu wollen. Läßt sich doch fast aus jeder größeren Schrift Luthers nachweisen, daß er eine inspirirte, unfehlbare

Schrift geglaubt und gelehrt hat. Das gilt gerade auch von denjenigen Bekenntnißschriften unserer Concordia, welche aus Luthers eigener Feder geflossen sind. Ja, hätten wir keine andern symbolischen Schriften als die Schmalkaldischen Artikel und die beiden Katechismen Luthers, so könnte auch dann einem bekennnistreuen Lutheraner seine Stellung zur Wortinspiration der heiligen Schrift nicht schwankeud bleiben.

Luther redet nun, wie überhaupt, so auch in diesen drei Symbolen von der heiligen Schrift als der Biblia, oder dem Alten und Neuen Testament. 175, 3. Besonders geläufig sind ihm die Ausdrücke: *verbum, scriptura*, das Wort, die Schrift. 330, 11. 459, 62. 321, 3. 322, 4. 379, 17. Die sämmtlichen Bücher der Schrift zusammengenommen sind ihm die ganze Schrift, 378, 17. 18. Die Bibel ist Luther die Schrift, das Wort, das Buch *κατ' ἐξουσίαν*, das Buch *sui generis*, unter allen Millionen Büchern in der Welt einzig in seiner Art. Und zwar ist Luther die Bibel das Buch, das Wort schlechthin, weil sie Gottes Wort, heilige Schrift ist. Gottes Wort ist stereotyper, aber keineswegs bedeutungsloser, gedankenloser Titel, den Luther der Schrift beilegt. 473, 63. 65. 477, 81. Während nämlich alle andern Bücher Menschen zu Autoren haben, so ist der Urheber der heiligen Schrift Gott selber. In demselben Sinn bezeichnet Luther auch die Bibel als die heilige Schrift oder als die ganze heilige Schrift, 379, 17. 18. 175, oder als das heilige Gotteswort, *sanctum Dei verbum*, 471, 52. Und zwar nicht aus purer Angewohnheit, sondern mit Emphase legt Luther der Schrift das Attribut „heilig“ bei, aus denselben Gründen nämlich, warum er sie Gottes Wort nennt, weil sie ihm nicht ein menschliches Product ist, sondern in Gott ihren Ursprung hat.

Wenn aber Luther bald vom Wort Gottes, bald von der heiligen Schrift redet, so denkt er bei den verschiedenen Ausdrücken nicht etwa an sachlich zu unterscheidende Dinge. Luther kennt nur Ein Gotteswort, und das ist ihm das geschriebene. Die termini „Schrift“ und „Gottes Wort“ bezeichnen bei Luther ein und dasselbe. Luther verbindet darum auch beide Ausdrücke, wenn er zum Beispiel die Bibel bezeichnet als „die Schrift und Gottes Wort“. 339, 56. Und wenn Luther die Schrift auch nach ihrem Hauptinhalte, dem Evangelio benennt, so denkt er sich dabei das Evangelium ebensowenig wie Gottes Wort als eine von der Schrift unabhängige, selbständige Größe. Gottes Wort, Schrift und Evangelium sind ihm gleichwerthige Ausdrücke. 503, 31. 32. 471, 54. 455, 38. Was er darum von dem Evangelio oder von dem Worte Gottes aus sagt, gilt eben deshalb auch von der Schrift.

Daß Luther mit den Namen und Titeln, welche er der Schrift beilegt, auch wirklich Ernst gemacht wissen will, geht aus seinen eigenen Worten genugsam hervor. Er zieht selber die Folgerungen, welche in diesen Bezeichnungen liegen. Gottes Wort steht Luther nicht auf gleicher Stufe mit menschlichen Schriften; es ist ihm nicht wie ein anderer Land. 404, 96.

Das, wofür man Gottes Wort hat, darf man nicht so gar verächtlich halten, als hätte das irgend ein Holhipler geredet, quasi Cares quispiam aut Thressis homuncio illud dixisset sanxissetque. 415, 152. Verbum Dei non est tale quales sunt aniles fabulae aut carmina lyricorum. Dietrich von Bern ist z. B., gegen Gottes Wort gehalten, ein loses Geschwätz. 378, 11. Alle Geister und Gelehrten auf einen Haufen sind nicht so klug, als die göttliche Majestät im kleinsten Fingerlein. 501, 12. Nun ist aber die Schrift nicht Menschen, sondern Gottes Wort. Die Propheten haben nicht aus menschlichem Willen, sondern aus dem Heiligen Geist geweiffagt, Spiritu Sancto inspiranti locuti sunt. Der Heilige Geist hat sie zu reden getrieben, a Spiritu Sancto ad prophetandum impulsus sunt. Und zwar hat der Heilige Geist durch sie, per eos, geredet. Die heiligen Schreiber waren nicht wie andere Autoren spontan thätig, sondern sie waren nur die Werkzeuge des Heiligen Geistes, der als eigentlicher Autor der heiligen Schrift zu bezeichnen ist. Seite 323, 13 schreibt Luther: „Und St. Petrus spricht: Die Propheten haben nicht aus menschlichem Willen, sondern aus dem Heiligen Geist geweiffagt, doch als die heiligen Menschen Gottes. Aber ohne äußerliche Worte waren sie nicht heilig, viel weniger hätte sie noch als Unheilige der Heilige Geist zu reden getrieben; denn sie waren heilig, spricht er, da der Heilige Geist durch sie redet.“ Nach Luther ist also die heilige Schrift Gottes Wort im eigentlichsten Sinne. Die Bibel ist ihm das Product nicht eines Menschen, sondern des Heiligen Geistes. Von allem, was in der Schrift geoffenbart und gesagt ist, müssen wir bekennen, was Luther z. B. von der Taufe sagt, daß dieselbe nicht von einem Menschen erdacht oder erfunden, noch aus seinem Kopf gesponnen sei, non esse humanae rationis commentum, sed ab ipso Deo institutum. 485, 6. In jedem Text der heiligen Schrift haben wir ein göttliches, und kein menschliches, Zeugniß vor uns. 409, 120.

Ist nun aber die Schrift Gottes Wort, so folgt auch mit Nothwendigkeit, daß sie ohne Irrthum, eitel Wahrheit, unfehlbar ist. Daß sich in menschlichen Büchern allerlei Unwahrheiten und Irrthümer finden, hat seinen guten Grund darin, daß ihre Schreiber eben Menschen, und daß alle Menschen irrthumsfähig und Lügner sind. So wenig aber, wie Gott selber irren kann, kann auch sein von ihm verfaßtes Buch irren. Eine fehlbare inspirirte Schrift — einer von den vielen Fehlgriffen, welche die moderne Theologie geboren hat — ist eine contradictio in adjecto. Mit der Inspiration ist Luther auch die Irrthumslosigkeit der Schrift gesetzt. Das bringt er in den uns vorliegenden Symbolen auch scharf zum Ausdruck. Die Wahrheit und Gottes Wort oder die Schrift fällt ihm zusammen. Wer Gottes Wort predigt, ist ein Prediger der Wahrheit, und wer Gottes Wort nicht predigt, ist ein Lügenprediger. 416, 162. In jedem Schriftworte haben wir ein reines, lauterer Gotteswort vor uns. Luther schreibt 409, 120. 121: „Denn hie hast du einen gewissen Text und göttlich Zeugniß,

daß er dies geheißten hat, aber von jenem kein Wort befohlen. Aber das ist der Jammer und leidige Blindheit der Welt, daß solchs niemand gläubt; so hat uns der Teufel bezäubert mit falscher Heiligkeit und Schein eigener Werke. Derhalben wollte ich je gerne (sag ich abermal), daß man Augen und Ohren aufthäte und solchs zu Herzen nähme, auf daß wir nicht dermaleins wieder von dem reinen Gottes Wort auf des Teufels Lügentand verleitet würden.“ „Denn — so heißt es 434, 262 — wo fromme Prediger und Christen sind, die haben für der Welt das Urtheil, daß sie Rezer, Abtrünnige, ja Aufrührische und verzweifelte Bösewichte heißen. Dazu muß sich Gottes Wort aufs schändlichst und giftigst verfolgen, lästern, lügenstrafen, verkehren und fälschlich ziehen und deuten lassen. Aber das gehe seinen Weg; denn es ist der blinden Welt Art, daß sie die Wahrheit und Gottes Kinder verdammt und verfolgt, und doch für keine Sünde achtet.“ Und 396, 55 schreibt Luther: „Und unter die Lügner gehören auch die Lästermäuler, nicht allein die gar groben, jedermann wohl bekannt, die da ohne Scheu Gottes Namen schänden (welche nicht in unsere, sondern des Henkers Schule gehören), sondern auch die, welche die Wahrheit und Gottes Wort öffentlich lästern und dem Teufel geben.“ So ist Luther die Schrift die Wahrheit, die göttliche Wahrheit selber, und die Wahrhaftigkeit des Schriftwortes in Frage zu ziehen, ist in seinen Augen eine Gotteslästerung, weil damit die Wahrheit Gottes selber für des Teufels Lügentand erklärt wird.

Eben deshalb richtet sich unsere Kirche auch in allem streng nach der heiligen Schrift, weil ihr die Schrift unfehlbar ist. Luther sagt, die Kindertaufe betreffend, 494, 57: „Also thun wir nu auch mit der Kindertaufe: Das Kind tragen wir herzu der Meinung und Hoffnung, daß es gläube, und bitten, daß ihm Gott den Glauben gebe; aber darauf täusen wir's nicht, sondern allein darauf, daß es Gott befohlen hat. Warum das? Darum, daß wir wissen, daß Gott nicht leugt; ich und mein Nächster und Summa alle Menschen mügen feilen und trügen, aber Gottes Wort kann nicht feilen, verbum Dei nec potest errare nec fallere“; und 495, 60: „Gottes Ordnung und Wort läffet sich nicht von Menschen wandelbar machen noch ändern.“ 407, 13. Auch dann, wenn unsere fleischliche Vernunft und unser Gefühl dagegen rebellirt, weiß Luther keinen andern Rath zu geben, als der unfehlbaren Schrift aufs Wort hin zu glauben. „Derhalben — spricht er 510, 76 — kannst du es nicht fühlen, so gläube doch der Schrift, die wird dir nicht lügen, als die dein Fleisch besser kennet, denn du selbst. Ja weiter schleußt St. Paulus zun Röm. am 7.: denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Guts. Darf St. Paulus solchs von seinem Fleisch reden, so wollen wir auch nicht besser noch heiliger sein. Daß wir's aber nicht fühlen, ist so viel desto ärger, denn es ist ein Zeichen, daß ein ausläßig Fleisch ist, das da nichts empfindet, und doch wüthet und um sich frisset. Doch, wie gesagt, bist du so gar erstorben,

so gläube doch der Schrift, so das Urtheil über dich spricht, saltem scripturae credas, quae tibi non mentietur. Sicut enim os Christi dicit ac loquitur, ita quoque est, ut qui neque mentiri novit, neque fallere. — Darum thue nur, was du schuldig bist, und lasse Gott dafür sorgen, wie er dich nähre und gnug schaffe; hat er's verheißten und noch nie gelogen, so wird er dir auch nicht lügen.“ 501, 14. 416, 165.

Mit der Wahrheit und Unfehlbarkeit der Schrift steht und fällt nun auch die Wahrheit und Gewißheit unsers Glaubens und Hoffens. Das Schriftwort ist ja der einzige Boden, auf welchem der Glaube ruht, in welchem er ankert. Wird darum die Inspiration und die unfehlbare Gewißheit der heiligen Schrift in Frage gezogen, so geräth auch der Glaube in Schwanken. Der Glaube ist Luther eben kein menschliches Meinen, kein für wahrscheinlich Halten dessen, wofür man keine Gründe, oder doch keine genügenden Gründe hat. Glauben heißt nach Luther, auf Grund der unfehlbaren Schrift einer Sache göttlich, unfehlbar gewiß sein. Fällt die Unfehlbarkeit der Schrift, so muß auch dieser Glaube zu menschlichem, trügerischem Meinen und Hoffen herabsinken. Wie in einem Syllogismus die conclusio mit der major fällt, so bricht auch der Glaube in sich selber zusammen, wenn ihm der Schrifthalt und der unfehlbare Schriftboden genommen wird. Der Obersatz zu jedem Glaubenschluß und zu jedem Stück der christlichen Hoffnung hat eben die Göttlichkeit und Unfehlbarkeit der heiligen Schrift zu seinem Inhalte. Wer darum die Inspiration leugnet, der gibt die Gewißheit der Schrift und damit auch Glauben und Hoffen der Christen preis. Mit Bezug auf das Amen im Vaterunser schreibt Luther 483, 119: „Aber da liegt die Macht an, daß wir auch lernen Amen dazu sagen, das ist, nicht zweifeln, daß es gewißlich erhöret sei und geschehen werde. Denn es nichts anders, denn eines ungezweifelten Glaubens Wort, der da nicht auf Ebentheuer betet, sondern weiß, daß ihm Gott nicht leugt, weil er's verheißten hat zu geben.“ Und die Abendmahlsworte betreffend sagt er 501, 19: „Solches merke und behalte nur wohl, denn auf den Worten stehet alle unser Grund, Schutz und Wehre wider alle Irrthum und Verführung, so je kommen sind oder noch kommen mügen.“ Ferner 500, 12—14: „Aus dem Wort kannst du dein Gewissen stärken und sprechen: Wenn hunderttausend Teufel sammt allen Schwärmern herfahren, wie kann Brod und Wein Christus Leib und Blut sein zc.? so weiß ich, daß alle Geister und Gelehrten auf einen Haufen nicht so klug sind, als die göttlich Majestät im kleinsten Fingerlein. Nu stehet hie Christus Wort: Nehmet, esset, das ist mein Leib. Trinket alle daraus, das ist das neue Testament in meinem Blut zc. Da bleiben wir bei, und wollen sie ansehen, die ihn meistern werden, und anders machen, denn er's geredt hat. Das ist wohl wahr, wenn du das Wort davon thust, oder ohn Wort ansiehst, so hast du nichts, denn lauter Brod und Wein; wenn sie aber dabei bleiben, wie sie sollen und müssen, so ist's laut derselben wahrhaftig Christus Leib und Blut.

Denn wie Christus Mund redet und spricht, also ist es, als der nicht lügen noch trügen kann.“ Das klare Schriftwort allein gibt nach Luther Glaubensgewißheit und vermag die imbecillitas conscientiae zu überwinden. Mit einem Spruch unter seinen Füßen wagte Luther der ganzen Welt und seinem eigenen Fleische Troß zu bieten, und selbst dem schwachen Melancthon vermochte ein Schriftwort den Rücken zu steifen. „Schwer ist es — sagt Melancthon in seinem Tractat zu den Schmalkaldischen Artikeln, 337, 42 — daß man von so viel Landen und Leuten sich trennen und eine sondere Lehre führen will. Aber hie stehet Gottes Befehl, daß jedermann sich soll hüten und nicht mit denen einhellig sein, so unrechte Lehre führen oder mit Wütherei zu erhalten gedenken. Darum sind unsere Gewissen deshalb wohl entschuldigt und versichert. Denn man siehet je für Augen die große Irrthume, so ins Pabstis Reich gehen, und die Schrift schreiet mit aller Macht, daß solche Irrthum des Teufels und Antichrists Lehre sei.“ So war Luther seines Glaubens göttlich gewiß, weil er für denselben ein klares, untrügliches Wort der unfehlbaren Schrift hatte. Und die Behauptung, daß erst von Christo aus die Schrift Luther gewiß geworden sei, ist die in ihr geradeß Gegentheil verkehrte lutherische Stellung zur Schrift.

Die Schrift ist Luther aber nicht bloß göttliche Wahrheit und somit unerschütterlicher Glaubensgrund, sondern auch die göttliche Kraft zur Seligkeit. Wäre die Schrift nur Menschenwort, so könnte ihre Wirkung nur eine endliche, menschliche sein; nun aber die Schrift Gottes Wort ist, so ist auch ihre Wirkung eine übernatürliche, göttliche. Von dieser Kraft des Wortes Gottes schreibt Luther 377, 9—12: „Derhalben bitte ich solche faule Wänste oder vermessene Heiligen, sie wollten sich um Gottes willen bereben lassen und gläuben, daß sie wahrlich, wahrlich nicht so gelehrt und hohe Doctores sind, als sie sich lassen dünken, und nimmermehr gedenken, daß sie dieses Stück ausgelernt haben oder aller Dinge gnug wissen, ob sie es gleich dünkt, daß sie es allzu wohl können. Denn ob sie es gleich allerdings außs allerbeste wüßten und künnten (das doch nicht möglich ist in diesem Leben), so ist doch mancherlei Nuß und Frucht dahinten, so man's täglich lisset und übet mit Gedanken und Reden, nämlich, daß der Heilige Geist bei solchem Lesen, Reden und Gedenken gegenwärtig ist, und immer neue und mehr Licht und Andacht dazu gibt, daß es immerdar besser und besser schmeckt und ingehet, wie Christus auch verheißet Matth. 18: Wo zween oder drei in meinem Namen versamlet sind, da bin ich in ihrem Mittel. Dazu hilfet's auß der Maßen gewaltiglich wider den Teufel, Welt, Fleisch und alle böse Gedanken, so man mit Gottes Wort umgeheth, davon redet und dichtet, daß auch der erste Psalm selig preiset die, so Tag und Nacht vom Gesetze Gottes handeln. Ohn Zweifel wirft du kein Weihrauch und ander Gerüche stärker wider den Teufel anrichten, denn so du mit Gottes Geboten und Worten umgehst, davon redest, singest oder denkest.

Das ist freilich das rechte Weihwasser und Zeichen, dafür er fleucht und damit er sich jagen läßt. Nu solltest du doch ja allein um deswillen solche Stücke gern lesen, reden, denken und handeln, wenn du sonst keine Frucht und Nuß davon hättest, denn daß du den Teufel und böse Gedanken damit kannst verjagen. Denn er kann Gottes Wort nicht hören noch leiden, und Gottes Wort ist nicht, wie ein ander lose Geschwätze, wie von Dietrich von Bern zc., sondern wie S. Paulus Röm. 1 sagt: Eine Kraft Gottes. Ja freilich, eine Kraft Gottes, die dem Teufel das gebrannte Leid anthut, und uns aus der Maßen stärket, tröstet und hilft. Und was soll ich viel sagen? Wo ich allen Nuß und Frucht sollt erzählen, so Gottes Wort wirkt, wo wollt ich Papier und Zeit gnug nehmen? Den Teufel heißt man Tausendkünstiger; wie will man aber Gottes Wort heißen, das solchen Tausendkünstiger mit aller seiner Kunst und Macht verjagt und zu nichte macht? Es muß freilich mehr denn hundert Tausendkünstiger sein.“ Nicht minder herrlich redet Luther hiervon 405, 100—102: „Denn das lasse dir gesagt sein, ob du es gleich außs beste künntest, und aller Dinge Meister wärest, so bist du doch täglich unter des Teufels Reich, der weder Tag noch Nacht ruhet, dich zu beschleichen, daß er in deinem Herzen Unglauben und böse Gedanken wider die vorigen und alle Gebot anzünde. Darum mußt du immerdar Gottes Wort im Herzen, Mund und für den Ohren haben. Wo aber das Herz müßig stehet und das Wort nicht klinget, so bricht er ein und hat den Schaden gethan, ehe man's gewahr wird. Wiederum hat es die Kraft, wo man's im Ernst betrachtet, höret und handelt, daß es nimmer ohne Frucht abgeheth, sondern allezeit neuen Verstand, Lust und Andacht erwedet, rein Herz und Gedanken machet, denn es sind nicht faule noch todte, sondern schäftige, lebendige Wort. Und ob uns gleich kein ander Nuß und Noth triebe, so soll doch das jedermann dazu reizen, daß dadurch der Teufel gescheucht und verjagt, dazu dies Gebot erfüllt wird, und Gott gefälliger ist, denn alle andere gleißende Heuchelwerke.“ 403, 94.

Im Worte Gottes, welches unfehlbare Wahrheit und göttliche Kraft zugleich ist, besitzen wir darum einen unermesslichen Schatz. *Tanti thesauri facti sumus compotes, quo major aut amplior nullus reperiri potest.* 404, 97. „Das Wort Gottes — sagt Luther 403, 91 — ist das Heiligthum über alle Heiligthum, ja das einige, das wir Christen wissen und haben. Denn ob wir gleich aller Heiligen Gebeine oder heilige und geweihte Kleider auf einem Haufen hätten, so wäre uns doch nichts damit geholfen; denn es ist alles todt Ding, das niemand heiligen kann. Aber Gottes Wort ist der Schatz, der alle Ding heilig macht, dadurch sie selbst, die Heiligen, alle sind geheiligt worden.“ Eben weil man es in der Schrift mit Gottes Wort zu thun hat, ist auch keine Sünde so schwer als Verachtung desselben. Luther schreibt 404, 96. 97: „Darum sündigen wider dies Gebot nicht alleine, die den Feiertag gröblich mißbrauchen und verunheiligen, als die um ihres Geizes oder Leichtfertigkeit

wollen Gottes Wort nachlassen zu hören, oder in Tabernen liegen, toll und voll sind, wie die Säue; sondern auch der ander Haufe, so Gottes Wort hören als ein andern Land, und nur aus Gewohnheit zur Predigt und wieder eraus gehen, und wenn das Jahr um ist, können sie heuer so viel als fernd. Denn bisher hat man gemeinet, es wäre wohl gefeiret, wenn man des Sonntags eine Messe oder das Evangelium hätte hören lesen, aber nach Gottes Wort hat niemand gefraget, wie es auch niemand gelehret hat. Jetzt, weil wir Gottes Wort haben, thun wir gleichwohl den Mißbrauch nicht abe, lassen uns immerdar predigen und vermahnen, hören's aber ohne Ernst und Sorge.“ Mit solcher Verachtung verdienen wir nach Luther, daß uns Gott seines Wortes und Segens beraube und wiederum Lügenprediger aufstehen lasse, die uns zum Teufel führen, dazu unser Schweiß und Blut ausaugen, 416, 163. 403, 95. 470, 47. 48. 452, 22.

Ist nun die Schrift das inspirirte Wort Gottes und als solches die unfehlbare göttliche Wahrheit und die untrügliche, unerschütterliche Grundlage unsers Glaubens, so kann auch die Schrift allein Quelle aller christlichen Lehre und Norm des Glaubens und Lebens sein. Nach Luther ist es Pflicht der Christen, ihr ganzes Leben, Wesen und Thun nach Gottes Wort zu richten, *ut totam hanc vitam nostram ad divinorum verborum amussim et regulam instituamus*, 402, 89, *ut tota vita nostra ad ejus gnomonem et regulam non discrepante amussi respondeat*. 405, 103. Die Schrift bestimmt, was in der Kirche gelehrt und geglaubt werden soll, und zwar gehören nach Luther zu den Artikeln des Glaubens alle Stücke, welche in der Schrift stehen, *omnes particulae, quae tradit scriptura*. 449, 5. Die geistliche Erkenntniß in der Kirche ist ein Wissen aus der Schrift, das heißt, ein Wissen, dessen Inhalt und Umfang allein die Schrift bestimmt. 384, 22. Gottes Wort ist das alleinige Maß aller theologischen Wahrheit. Eben darauf hatte Luther es ja auch abgesehen, den Inhalt der Schrift wieder zur Geltung zu bringen, nichts mehr und nichts weniger. Schriftgemäßheit ist Luther darum auch in Glaubenslehren das einzige Kriterion der Wahrheit, und Unschriftgemäßheit das Kriterion der Lüge. Nach Gottes Wort muß in der Kirche alles angesehen und beurtheilt werden. 424, 209. Die bei Luther immer wiederkehrende Frage ist: Wie lautet der Text St. Pauli? 384, 11. Allen Gegnern ruft er zu: Die Schrift lehrt also! 486, 12. Und von seiner eigenen Lehre rühmt er: Es reimet sich mit der Schrift aufs beste. 320, 5. Mit Bezug auf die Taufe schreibt Luther 485, 3: „Aufs erste muß man für allen Dingen die Wort wohl wissen, darauf die Taufe gegründet ist, und dahin alles gehet, was davon zu sagen ist.“ Und was von der Taufe, gilt Luther von jeder Glaubenslehre: sie richtet sich ausschließlich nach dem geschriebenen Wort Gottes. So glauben wir, daß wir im Abendmahl Vergebung der Sünde empfangen, darum, weil die Worte so dastehen. 502, 22. Der Text, der Text allein entscheidet die Frage, ob das leibliche Essen und Trinken etwas

nütze oder nicht. Dabei hält sich unser Glaube gerade an die beiden Wörtlein „für euch“. Darin geht unser Glaube auch nicht fehl, denn diese beiden Wörtlein, welche unsern Glauben tragen, sind Schriftworte, vom Heiligen Geiste inspirirte Worte, und darum unfehlbar gewisse und göttlich wahre Worte.

Dieser Autorität des Wortes muß sich nach Luther alles in der Kirche unterwerfen. Die Kirche ist mehr als ihre Diener, mehr als die Bischöfe, Päbste und Concilien, Gottes Wort aber ist mehr als die Kirche. Zwar soll die Kirche alles richten und alles urtheilen, aber eben alles nach der heiligen Schrift und Gottes Wort. 339, 56. Luther sagt 330, 11: „Es darf weder Peter noch andere Diener des Wortes ihnen zumessen einigen Gewalt oder Oberkeit über die Kirchen. Niemand soll die Kirchen beschweren mit eignen Satzungen, sondern hie soll es heißen, daß keines Gewalt noch Ansehen mehr gelte, denn das Wort Gottes.“ Was ferner die Schriften Augustins und anderer Kirchenväter betrifft, schreibt Luther 303, 15: „Es gilt nicht, daß man aus der heiligen Väter Werk oder Wort Artikel des Glaubens machet, sonst müßte auch ein Artikel des Glaubens werden, was sie für Speise, Kleider, Häuser zc. gehabt hätten, wie man mit dem Heiligthum gethan hat. Es heißt, Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen, und sonst niemand, auch kein Engel. Verbum Dei condant articulos fidei et praeterea nemo, ne angelus quidem.“ Das ist Regel in der christlichen Kirche, und zwar Regel ohne Ausnahme. Wie Luther also nichts wissen will von einem Geiste und einer Wirkung desselben ohne und vor dem Worte, so auch nichts von einem Dichten, Urtheilen und Richten über und wider die Schrift. 321, 3. 4. Was ohne und außer Gottes Wort erdichtet und erfunden ist, sind ihm verwerfliche Menschenfundlein und des Teufels Lügentang. 301—305. 403, 92. 93. 426, 221. 424, 209. 409, 121. 395, 54. 331, 16.

Die zehn Gebote, der Glaube, das Vaterunser, von Alters her in der Kirche im Gebrauch, sind Luther auch nicht Frucht und Folge einer allmählichen Entwicklung der Lehre, welche sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen habe, sondern der Schrift entnommene Lehrstücke. In der Vorrede zum großen Katechismus heißt es von den genannten drei Hauptstücken, 384, 15—19: „Das sind die nöthigsten Stücke, die man zum ersten lernen muß von Wort zu Wort erzählen, und soll die Kinder dazu gewöhnen, täglich, wenn sie des Morgens aufstehen, zu Tische gehen und sich des Abends schlafen legen, daß sie es müssen aussagen, und ihnen nicht zu essen noch zu trinken geben, sie hätten's denn gesagt. Desgleichen ist auch ein jeglicher Hausvater schuldig mit dem Gesinde, Knechten und Mägden zu halten, daß er sie nicht bei sich halte, wo sie es nicht können oder lernen wollen. Denn es ist mit nichts zu leiden, daß ein Mensch so rohe und wilde sei, und solchs nicht lerne, weil in diesen dreien Stücken kürzlich, gräßlich und auß einfalligste verfasst ist alles, was wir

in der Schrift haben. Denn die lieben Väter oder Apostel (wer sie gewesen sind) haben also in eine Summe gestellt, was der Christen Lehre, Leben, Weisheit und Kunst sei, wovon sie reden und handeln und womit sie umgehen.“ Auch verfolgt Luther in seinem kleinen Katechismus nicht etwa das Ziel, in demselben seine eigenen theologischen Anschauungen — er hatte ja keine — abzulagern, vielmehr suchte er in demselben kurz und bündig zusammenzufassen, was wir in der Schrift ausführlich vor uns haben. Der Katechismus soll die Laienbibel sein, das heißt, ein kurzer Auszug aus der Bibel, für den gewöhnlichen Mann, gleichsam die Bibel in nuce. 518, 5. In der Ueberschrift zur Vorrede zum großen Katechismus nennt Luther darum auch den Katechismus der ganzen heiligen Schrift eine kurze Summa und Auszug, *summa et epitomę totius sacrae scripturae*. 375. Und 379, 18 sagt er von dem Katechismus, daß er der ganzen heiligen Schrift kurzer Auszug und Abschrift sei, — *totius scripturae quasi quoddam compendium est, brevemque illius atque summariam descriptionem continet*. Und wie der Katechismus nichts sein will als ein Resumé der heiligen Schrift, so ist auch der Zweck desselben kein anderer, als die Jugend in die Schrift zu bringen. 385, 24. 25.

Daß in der Kirche die Schrift das höchste, ja das ausschließliche Wahrheitsprincip ist, legt Luther gerade auch im kleinen Katechismus dem Katecheten wie den Katechumenen nahe. Wenn z. B. der Katechismus fragt: Welches sind denn solche Worte Gottes? oder: Wo stehet das geschrieben? und dann antwortet: So schreiben die heiligen Evangelisten zc., oder: St. Paulus zum Römern am 6. spricht, so gibt Luther damit auch deutlich zu verstehen, daß er von keinem andern Quell göttlicher Glaubenslehre als der heiligen Schrift, und von keinem andern Kriterion der Glaubenswahrheit als der Schriftgemäßheit wissen will. 361, 3. 362, 10. 13. 365, 3. Hat man darum eine theologische Frage mit einem klaren, deutlichen Spruch der heiligen Schrift beantwortet, so ist nach Luther das Höchste geschehen, was der Christ, der Theologe und die ganze Kirche thun kann. Eine solche Lehre, für welche Buch, Capitel und Vers der heiligen Schrift citirt worden ist, ist unanfechtbare, göttliche Wahrheit. Die Schrift ist eben absolute Gottes Wort. Alles, was in der Schrift steht, ist eo ipso, weil es in der Schrift steht, vom Heiligen Geist, und braucht sich nicht erst durch eine höhere Autorität als göttliche Wahrheit legitimiren. Die christlichen Predigten aber, wie auch alle reinen Schriften und Bücher, auch unser lutherischer Katechismus ist relative Gottes Wort, weil die Schrift in denselben zur Geltung kommt und sie sich als göttliche Wahrheit mit der Schrift ausweisen müssen. Tiefer als die Schrift steigen wir nicht, können wir nicht steigen. Denn stehen wir in der Schrift, so stehen wir damit auf dem Felsboden ewiger, untrüglicher göttlicher Wahrheit selber. „Es stehet geschrieben“, das ist Luthers erste und letzte und einzige Antwort auf jede Frage des Glaubens.

Die Aufgabe des Theologen besteht nach unserm Bekenntniß auch nicht darin, daß er Schlüsse zieht und durch dialectische Bearbeitung theologischer Begriffe das Gebiet geistlicher Wahrheiten erweitert, sondern einzig und allein darin, daß er feststellt, was die Schrift lehrt, und daß er für seine Aufstellungen die klare Schrift citirt. Während die moderne Theologie durch Vertiefung in das eigene Ich zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen sucht, ruft Luther jedem Christen und auch jedem Theologen zu: „Vide quid scriptura loquitur, halte dich nur zur Schrift.“ 511, 83. Und die rechte Christen- und Theologenkunst besteht ihm eben darin, daß man sich nicht von der Schrift abbringen läßt. „Darum — sagt Luther 495, 63 — müssen wir wader und gerüstet sein, und uns von dem Wort nicht lassen weisen noch wenden, daß wir die Taufe nicht lassen ein bloß ledig Zeichen sein, wie die Schwärmer träumen, ne a verbo Dei divelli et abstrahi nos patiamur.“ Insonderheit die Abendmahlsworte betreffend schreibt Luther 501, 19: „Solches merke und behalte nur wohl, denn auf den Worten stehet alle unser Grund, Schutz und Wehre wider alle Irthum und Verführung, so je kommen sind oder noch kommen mügen.“ Eben das sei der Jammer bei den Schwärmern, daß sie sich von Gottes Wort reißen lassen. Luther schreibt 495, 61: „Sie aber, die Schwärmergeister, sind so verblindet, daß sie Gottes Wort und Gebot nicht sehen, und die Taufe und Oberkeit nicht weiter ansehen, denn als Wasser im Bach und Töpfen, oder als ein andern Menschen, und, weil sie keinen Glauben noch Gehorsam sehen, soll es an ihm selbst auch nichts gelten.“

Diese alleinige Autorität der Schrift nun verfißt Luther gegen jeglichen Enthusiasmus und Rationalismus, der den Geist des Menschen über die Schrift stellt und zur Richterin über Gottes Wort aufwirft. Seinen ganzen Kampf gegen das Papstthum sieht Luther als im Grunde nichts anderes an, als den Kampf gegen den Enthusiasmus. Denn über, außer, ohne und im Gegensatz zur heiligen Schrift erkläre sich der Papst für die alleinige Autorität, in Sachen des Glaubens über Wahrheit und Irthum zu entscheiden. Statt sich unter das Wort der heiligen Schrift zu stellen, behaupte der Papst: *Omnia jura esse in scrinio sui pectoris*. Vom Papstthum sagt Luther: „Aber also hat man Gottes Gebot nicht müssen aufmügen, sondern liegen lassen, oder überhin rauschen, daß ein Kind nicht bedenken konnte, und die weil das Maul aufsperrten nach dem, das wir ausgeworfen haben, und Gott keinmal darum begrüßet.“ 407, 114. Und im Anschluß an die Schmalkaldischen Artikel sagt Melanchthon 328, 6: „Neben dem maßet er sich auch dies an, daß er Macht habe, allerlei Gesetz zu machen von Gottesdienst, Aenderung der Sacrament und der Lehre, und will, daß man seine Statuta und Satzungen andern Artikeln des christlichen Glaubens und der heiligen Schrift soll gleich halten, als die ohne Sünde nicht mögen nachgelassen werden. Denn er will solche Gewalt auf das göttliche Recht und heilige Schrift gründen; ja, er will, daß man es der heiligen Schrift und

den Geboten Gottes soll fürziehen, und das noch ärger ist, setzt er noch das hinzu: Solches alles soll und muß man glauben bei Verlust der ewigen Seligkeit.“ Luther urtheilt darum ganz mit Recht 321, 4: „Denn das Pabstthum auch ein eitel Enthusiasmus ist, darin der Pabst rühmet, alle Rechte sind im Schrein seines Herzens, und was er mit seiner Kirchen urtheilet und heißt, das soll Geist und Recht sein, wenn's gleich über und wider die Schrift oder das mündliche Wort ist.“ Die Reformation ist nichts anderes als der Sieg des Schriftprinzips über den Enthusiasmus und Rationalismus im Pabstthum.

Vor allem aber ist es der Rationalismus und Enthusiasmus der Schwärmer, welche zwar nicht im fremden Jch des Pabstes, wohl aber im eigenen Jch das Wahrheits- und Lebensprincip in geistlichen Dingen zu besitzen wähnen, welchen gegenüber Luther die unfehlbare Schriftautorität vertheidigt. 525, 13. Statt sich der Schrift zu unterwerfen, folgen die Schwärmer nach Luther der tollen Vernunft, 487, 12, und richten, deuten und drehen die Schrift und das mündliche Wort nach ihrem Gefallen. 321, 3. Es ist der clandestinus et seditiosus diabolus, der Lügenteufel, welcher sich auslehnt wider alle göttliche Ordnung und Wahrheit, der sich im Enthusiasmus offenbart. 495, 61. Seite 322, 5 heißt es: „Es ist der alte Teufel und alte Schlange, der Adam und Heva auch zu Enthusiasten machte, vom äußerlichen Wort Gottes auf Geisterei und Eigendünkel führet, und thät's doch auch durch andere äußerliche Wort.“ Der Enthusiasmus ist das allen Menschen angeborene Lügenprincip, der Wahn des natürlichen Menschen, daß er der Schrift nicht bedürfe, vielmehr den Quell gerade auch des geistlichen Lichtes und Lebens in sich selber habe. „Der Enthusiasmus — sagt Luther 322, 9 — steckt in Adam und seinen Kindern von Anfang bis zum Ende der Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet und gegiftet.“ Wie nun nach Luther die Schrift der reine Quell aller geistlichen göttlichen Wahrheiten ist, so ist eben der Enthusiasmus origo, vis, vita et potentia omnium haeresium et papatus et mahometismi.“ 322, 9. „Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sacrament. Alles aber, was ohn solch Wort und Sacrament vom Geist gerühmet wird, das ist der Teufel.“ 322, 10.

Wie aber der Enthusiasmus und Rationalismus die Schrift verwirft, so vergewaltigt er auch im Grunde die Vernunft selber. Es ist nach Luther die tolle Vernunft, die *insana ratio*, welche die neuen Geister auf das Panier erheben. Dadurch, daß sie der natürlichen Vernunft in geistlichen Dingen das Wort einräumen, machen sie sich auch vor dem Forum der gesunden Vernunft zu Narren. Wer sich über die Schrift erhebt und mit seiner Vernunft die Schrift bekämpft, geräth damit zugleich in Conflict mit den Grundgesetzen aller gesunden Vernunft. Die *sana ratio* kennt ihre Grenzen, und nur die rasende, die unvernünftige Vernunft maßt sich in göttlichen

Dingen ein Urtheil an, ja, macht sich selber zum Princip göttlicher Wahrheiten. *Insana ratio perverse et praepostere judicat.* 487, 13. In Luthers Augen waren darum die Rationalisten nichts anders als Klüglinge, tölpische Geister, *crassi, nasutuli, μωρόσοφοι, novi spiritus,* 321, 4, und ihre Weisheit ist ihm nichts als Naseweisheit, Superflugheit, Fabeln und Wahnsinn. 489, 28—30. 494, 58. „*Superciliose admodum fabulantur, insaniunt novi illi spiritus*“, sagt Luther 489, 29. Daß ganze Gebahren der neuen Geister, welche das geschriebene Wort verachten und ihren eigenen Geist zum Richter über dasselbe erheben, ist Luther ein lauter Hubsenstüde und des Teufels Gespötte, *mera sycophantia et diaboli illusio.* 487, 15.

Dieses entschiedene Auftreten Luthers für die alleinige Autorität der Schrift in der Theologie und sein energischer Kampf gegen jegliche Einmischung von Seiten der Vernunft, charakterisirt Luthers Auftreten von Anfang an, und es ist eine grobe Lüge, wenn die moderne Theologie behauptet, daß Luther auch die christliche Heilserfahrung als Princip der Theologie anerkannt habe. Im Jahre 1508 wurde Luther Professor in Wittenberg, und seine Stellung zur Principienfrage in der Theologie war von Anfang an eine so deutlich bestimmte und energische, daß Dr. M. Pollich von Luther weisfagen konnte: „Der Mönch wird alle Doctores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze Kirche reformiren. Denn er legt sich auf der Apostel und Propheten Schriften und stehet feste auf Jesu Christi Wort.“ Die Frucht seines Kampfes blieb auch nicht außen, denn am 8. Juli 1516 schrieb Luther an Lange über Aristoteles, der Luther als der Vertreter und die Verkörperung der Vernunft in der Theologie gilt: „Aristoteles . . . hat keine Zuhörer.“ Im September 1517 hielt Luther seine *Disputatio contra scholasticam Theologiam.* In derselben treibt Luther mit wuchtigen Hieben den Aristoteles, die Vernunft, aus dem Hause Gottes, aus der Theologie, heraus. Nur auf folgende Thesen machen wir insonderheit aufmerksam: „*Theologus non fit, nisi id fiat sine Aristotele. Theologus logicus est monstrosus haereticus, — est monstrosa et haeretica oratio. Frustra fingitur logica fidei. Nulla forma syllogistica tenet in terminis divinis. Si forma syllogistica tenet in divinis, articulus trinitatis erit scitus et non creditus. Breviter, totus Aristoteles ad theologiam est tenebrae ad lucem.*“ In den vom Jahre 1517 an immer rascher auf einander folgenden Schriften sprach sich Luther immer öfter und entschiedener aus, daß in der Theologie nur die Schrift zu herrschen, und die Vernunft nichts zu dichten und zu richten habe. So schloß er 1520 seine Schrift wider das Papstthum mit den Worten: „Ich bitte aber, daß, wer an mich will, sich mit der Schrift rufe.“ Heinrich dem VIII. rief er 1522 zu: „Auf der Schrift stehe und bleibe ich!“ Und in seiner Schrift wider Latomus vom Jahre 1521 erklärt Luther: „*Non enim vel Gregorius, vel ullus angelus*

habet aliquid statuere in ecclesia aut docere, quod e Scriptura probari non potest.“

So steht Luther von Anfang an mit seinem Glauben und seiner ganzen Theologie einzig und allein, aber auch voll und ganz auf dem Boden der Schrift; und die Major zu allen seinen theologischen Aussagen hat gerade die Inspiration, die Göttlichkeit und Unfehlbarkeit der heiligen Schrift, zu ihrem Inhalt.

F. B.

(Fortsetzung folgt.)

Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

2. Rationalistische Kritikfucht.

Wie ist nun der Bibel beizukommen? Diese Frage machte den alten Rationalisten viel Noth; denn daß die Apostel, vom „Genius ihrer Zeit“ getrieben, auch nur für die alte Zeit geschrieben hätten und nun nicht mehr gehört werden dürften, stand ihnen von vorneherein fest. In Folge der Semler'schen Kritik galt der für den Gelehrtesten, welcher von der Schrift am meisten wegschneiden konnte. „Die Kritik war zur Zeit meines Auftretens ein ganz unbebautes Feld“, schrieb Semler wiederholt (Tholud: Verm. Schr. II, 54). Er meinte aber damit die Kritikelei oder „negative Kritik, daß man an allem bis dahin auf dem Gebiete des Neuen Testaments Feststehenden zu rütteln suchte“; denn von dieser ausgesprochenen Bibel Feindschaft sagt ein solcher Kritiker: „Die eigentliche Kritik erwachte erst da, als der Zweifel anfangen sich zu regen, als das eigene christliche (?) Bewußtsein mit dem Inhalt der Bibel in Zwiespalt gerieth, als das Ansehen der Bibel bereits zu sinken begann.“ (Hahn: Ueber den Stand der neutestamentlichen Kritik 1848, S. 12 f.) Frech genug erklärte hie und da ein gewissenloser Bube die heiligen Schriften überhaupt für gefälscht, so daß Semler, „überrascht von den Verirrungen jüngerer Zeitgenossen, zuletzt vor seinem Werke erschrak und fast an seiner Wissenschaft irre wurde“. (Reuß, S. 260.) Der Unglaube wuchs ihm und seinen noch etwas gewissenhaftern Freunden Michaelis, Baumgarten, Ernesti über die Köpfe hinaus. Man verfiel in seiner Schule ganz offen auf die manichäischen und papistischen Lästerungen der Schrift (vgl. Hunnius Apost., S. 975 ff). Der sogenannte „gesunde Menschenverstand“ war bei seinen Schülern schon in solchem Ueberflusse, daß man, wie Hamann sagt, ganze Bergesenerheerden damit voll, satt und dick machen konnte. Sie gingen mit der Schrift um wie der Schneider mit dem Tuche und sagten der Kirche vor, wenn auch alle neutestamentlichen Schriften weggerittelt würden, „so bliebe doch das Christenthum in seiner idealen Auffassung dabei ungeschädet“. Man schrieb Einleitungen, durch welche niemand in die Schrift

ingeleitet worden ist, und pochte, nachdem man die Thüre verbarricadirt hatte: „Die Einleitungswissenschaft ist eine freie und selbständige Wissenschaft, welche als solche ihre Bahn sich selbst vorzeichnet und deren Entscheidungen das Dogma sich anbequemen muß.“ (Credner I, 51. 49.) Was Wunder, wenn die Hallischen Studenten die Bibel in feierlichem Leichenzuge zu Grabe trugen und dabei sangen: Nun bringen wir den Leib zur Ruh! (Kzt. 1845, S. 352.) Was Wunder aber auch, wenn sie nebst einigen ihrer Lehrer in einem warmen Zimmer des Dr. Semler nackt umherliefen und unbeschreibliche Feste feierten! (Tholud: Verm. Schr. II, S. 118.) Nachdem er die Gergesenerheerden herangezogen hatte, brauchte er sich über ihr Treiben nicht mehr zu verwundern. Er wollte die Lästerung freilich noch nicht so weit treiben als ein Lessing, Bahrdt, Basedow; dafür wurde er aber dann von seinen eigenen Leuten weggeworfen und bekam von dem Kultusminister des gottlosen preussischen Königs einen Verweis. So hatte er nur Unglück mit dem Geiste, den er herausbeschworen hatte. Er wollte immer noch etwas von der Bibel festhalten; was that aber der Rationalismus damit? Der Pabst hatte sie ja schon längst als gefährliches Spielzeug bezeichnet. Semler wollte eben noch ein ehrbarer Kritiker sein; jene Gottlosen aber, welche eine Fälschung der heiligen Schriften behaupten, besitzen nicht einmal bürgerliche Ehrbarkeit. Wer die Fälschung eines Kaufbriefs behauptet, ohne den Nachweis dafür erbringen zu können, gilt überall für einen niederträchtigen Schurken, und ein Lasterer der göttlichen Urkunden sollte etwas besser sein? Der Vater der Lüge griff ja wohl zuweilen nach dieser Lästerung: „ihr habt die ächte Bibel nicht mehr“, aber nur, um die Christen ein wenig zu necken; er verstummte bald und schämte sich, wenn er den Beweis bringen sollte; denn man mußte zwar zugestehen, daß Textfälschungen von Kezern wie Marcion und von Spötkern versucht worden sind; es hat aber noch nie ein Spürhund ausfinden können, daß die Kirche eine solche Fälschung angenommen hätte. Der Heide Celsus warf den Christen im zweiten Jahrhunderte solche vor; Origenes antwortete ihm aber: „Ich meines Orts kenne unter uns keine Leute, welche die evangelische Geschichte verfälscht haben, als die Schüler des Marcion, des Valentinus und, wo ich nicht irre, des Lucianus. Allein dieses Verbrechen kann dem Glauben der Christen nicht aufgebürdet werden, sondern ist denen allein beizumessen, die sich an den Evangelien auf diese Weise vergriffen haben. Wäre es nicht höchst unbillig, wenn man alle Betrügereien der Sophisten und alle falschen Meinungen der Epikurer, der Anhänger des Aristoteles und der übrigen philosophischen Banden auf die Philosophie selbst schieben wollte? Und ebenso ungerecht ist es, das wahre Christenthum deswegen zu verklagen und zu verbammen, weil sich Einige erkühnt haben, die evangelische Geschichte zu verderben und neue Lehren vorzutragen, die mit der Lehre Jesu streiten.“ (Contra Celsum, übersetzt von Rosheim, S. 191 f.) Was hat die christ-

liche Kirche für Verantwortung über Entstellungen des Bibelworts durch Feinde zu geben? Wenn eine Dame aus Washington, die Gattin eines bekannten Politikers, und ein jüdischer Schiffsarzt vor mir behaupteten, in ihrer Bibel stünde: „Kain erschlug seinen Bruder Abel; gehe hin und thue desgleichen!“ so ist das doch die Bibel nicht, welche die Kirche überkommen und fortgegeben hat! Wenn ein Schwäger meint, die ersten Christen wären nicht so genau mit den Worten umgegangen, so denkt er eben, dieselben hätten ihren Schatz nicht höher gehalten als er selbst. Die Geschichte zeigt aber, daß jede Textfälschung sogleich aufgedeckt und zu Schanden gemacht worden ist; daß die Kirche von Anfang an über ihre heiligen Urkunden wachte und um so wachsamere wurde, je mehr Feinde sich erhoben. Unversehens schilt dann ein solcher Schwäger wieder auf die Kirchenväter, daß sie in der Vorsicht allzu ängstlich gewesen seien. Wer will's leugnen, daß die Schriften der römischen und griechischen Klassiker nie durch solches Feuer hindurch müßten, wie es die biblischen Schriften von Anfang an in der Kritik ihrer Feinde fanden? „Es gibt sogar kein einziges Wort“, schreibt der katholische Prof. Hug, „dessen Herkommen und Zeitalter durch so viele Zeugnisse und von solchen Schriftstellern beurkundet wäre, welche so nahe an die Zeit hinaufreichen, der ein solches Wort beigelegt wird.“ (Einl. i. d. Schriften N. T. I, 35.) Warum blieb deren Paß unbeanstandet? Sie bringen eben keinen Geist Gottes mit; darum finden sie auch keine feindliche Fessung in der Welt. Der Haß des Fleisches wider den Geist trieb zu allen Kniffen der Lüge. Behaupteten doch Semler, Lessing und andere, die Evangelien seien zu einig, als daß sie ächt sein könnten. „So lange in der Kirche die strenge Inspirationstheorie herrschte, nach welcher die heiligen Schriftsteller nur Instrumente des Heiligen Geistes waren, so lange konnte jene Uebereinstimmung der Evangelien nicht auffallen“, meinte Gieseler (Hist.-krit. Versuch. 1818., S. 31). Nun aber hieß es, die Evangelisten müssen aus einer gemeinsamen Quelle, aus einem Ur-evangelium geschöpft haben, das nicht mehr vorhanden ist. Nein, riefen andere, sie können nicht aus einer Quelle stammen; uns sind sie viel zu widerspruchsvoll. So schleppte sich das Ameisenvölklein der babylonischen Gelehrten ab, um Gründe wider das heilige Buch zusammenzutragen. Sie ließen Gründe wie Soldaten aufmarschieren und schlugen damit sich selbst. Wie die Pietisten den Geist aus dem Buchstaben, den Kern aus der Schale der Schrift je nach Gefallen hatten ausschälen wollen, so wünschte Semler für das Volk auch Bibelauszüge, worin nur noch behalten werden sollte, was „zur moralischen Ausbesserung dient“ und für die Zeit paßte. Er warf eine ganze Anzahl Schriften aus der Bibel hinaus, je nach seinem Gefallen, und machte die Schriftauslegung zur bloßen Dienstmagd der ungläubigen Wissenschaft. Wo die Furcht Gottes so ganz dahin war, konnte auch nichts von dem Frevel zurückhalten, der den Kindern des Hauses Gottes ihr Brod für eine Schlange erklärte.

In einem Punkte nur glaubten die Kritiker einen festen Halt zu haben. Es kann niemand leugnen, daß sich in den alten Handschriften der Bibel eine Menge von Lesarten findet. Je weniger die Feinde davon gesehen hatten, um so mehr Lärm machten sie davon. Eine Sammlung der Schreibfehler älterer Abschreiber und der in einzelnen Worten von dem Bibeltexte abweichenden Sprüche, die man in Schriften von Kirchenvätern findet, war zwar fast allen zu langweilig, als daß sie sich damit beschäftigten; dennoch schrieben sie viel darüber, ohne sich im Geringsten darauf einzulassen, daß es bei den Schriften der Heiden damit viel schlimmer bestellt ist. Doch, — es ist wahr, Gott hat es nie durch ein Wunder verhütet, daß das Gedächtniß eines Kirchenvaters bei der Anführung eines biblischen Spruches verkehrte Worte mit einmischen konnte, so wenig er es verhütet, daß unsere Kinder beim Herfagen ihrer Aufgaben sein Wort entstellen. Er hat bei Vermehrung der biblischen Exemplare die Schreibfehler so wenig durch Wunder verhindert als jetzt die Druckfehler. Man erforsche denn die daraus erwachsenen Lesarten mit der Aufrichtigkeit und Gründlichkeit, die einem christlichen Kritiker zukommt! Das that niemand mit größerm Fleiße als J. A. Bengel (+ 1752), der deshalb „der Erbsenleser“ hieß. Unter Zweifeln und Anfechtungen war er zum Kritiker geworden; aber bei ihm ging es nach Hamanns Worten: „Die Kritik ist eine Schulmeisterin zu Christo. Sobald der Glaube in uns entsteht, wird die Magd ausgestoßen und das Gesetz hört auf. Der geistliche Mensch urtheilt dann und sein Geschmack ist sicherer als alle pädagogischen Regeln der Philologie und Logik.“ (Kzt. 1828, S. 229.) Gott ließ es dem Aufrichtigen gelingen. Bengel schrieb später: „Je genauer ich die Schrift auf die geringste Möglichkeit zu untersuchen gezwungen worden bin, um so mehr bin ich durch jene Gnade, welche die Herzen fest macht, ausgerichtet worden.“ (Apparat. crit. S. 634.) Er erkannte, daß durch die Lesarten keine einzige Schriftlehre verändert wird, und pries die göttliche Vorsehung, welche darüber gewacht hat, daß die Bosheit ihr Gift nicht hat hineinbringen können. Alle Feinde müssen, wenn sie ehrlich sind, „die verhältnißmäßige Unwichtigkeit der meisten Lesarten“ bezeugen und mit Reuß bekennen, „daß dadurch keine ihr (der Kirche) unentbehrliche oder wichtige Wahrheit berührt wird“. (S. 173 f.) Bengel schrieb daher an einen Studenten: „Ueber die verschiedenen Lesarten im Neuen Testament hätte ich Dir mehr zu sagen, als dieser Brief fassen könnte. Ist Du einfältig das Brod, wie Du es vorfindest, und bekümmere Dich nicht darum, ob Du etwa hie und da ein Sandkörnlein aus der Mahlmühle darin findest. Christus und seine Kirche stellt sich allenthalben im Gewande der Schwachheit und Niedrigkeit dar; so ist es auch mit seinem Wort; doch ist er und sein Wort ohne Tadel, so viel auch die Welt sich daran ärgern mag. Ich finde gerade dieses dem Character Christi und seines Wortes vollkommen angemessen. Wenn die heiligen Schriften, die so oft abgeschrieben wurden,

so oft durch die mangelhaften Menschenhände gingen, ohne allen Mangel wären, so wäre das Wunder so groß, daß der Glaube daran nicht mehr ein Glaube wäre. Im Gegentheil wundert mich das, daß nicht noch viel mehrere verschiedene Lesarten entstanden sind und daß die vorhandenen unsern Glaubensgrund nicht im Geringsten verrücken. Weise also getrost diesen Zweifel bei Seite, der mich einst so schrecklich gequält hat.“ (Corresp.-Bl. 1833, S. 526 f.)

3. Rationalistischer Eifer gegen das Bibellefen.

Den Rationalisten war es aber überhaupt nicht um eine aufrichtige Prüfung zu thun. Sie wollten die Bibel nur auf eine anständige, und, wenn es nicht anders ging, auch auf eine unanständige Weise aus der Welt schaffen. In einer Schrift vom Jahre 1816: „Untersuchung, ob die Bibel in unsern Zeiten als ein Volksbuch zu empfehlen sei“ wurde das Bibellefen als „katholischer Sauerteig“ verworfen und diese rationalistische Narrenschrift wurde eben deshalb von der im Jahre 1818 zu München erschienenen papistischen Schrift: „Mit welchen Bedingungen ist die Bibel ein Lese- und Lehrbuch?“ warm empfohlen. „Lest nicht so viel in der Bibel; sonst werdet ihr verrückt“, predigte ein bayerischer Pfarrer (Corresp.-Bl. 1826, S. 407). Der Prof. Dertel lamentirte über nichts mehr als über die weite Verbreitung der alten Lutherbibel. In einer Uebersetzungsprobe, wonach er einen Bibelauszug gefertigt zu sehen wünschte, schob er in Matth. 16, 19. einfach die Worte ein: „Und bist du erst ganz aufgeklärt.“ (Ebb. 1836, S. 22. 72.) So erschienen etliche verwässerte Uebersetzungen, die mehr Umdeutungen und Fälschungen als Uebersetzungen waren. Oder was ist das, wenn Joh. 3, 5. 6. in der Gezel'schen Uebersetzung von 1809 lautet: „Du kannst es mir sicher glauben, erwiderte Jesus, wer nicht durch eine zu vernunftgemäßen Grundsätzen verpflichtende Taufe neu geboren wird, der kann nicht Bürger im Reiche Gottes werden. Was von einem sinnlichen Wesen geboren wird, ist auch ein sinnliches Wesen; was aber durch vernunftgemäße Grundsätze umgeboren wird, ist auch ein Vernunftwesen“? Wenn die Rationalisten gerade gegen Luthers Uebersetzung sich ereiferten, so muß selbst der reformirte Hagenbach bekennen: „Es handelte sich weniger um die Verbesserungen des Einzelnen, als vielmehr war es das ganze saftige Colorit, das die blöden Augen nicht mehr ertragen konnten; es war die ganze Ausdrucksweise der körnigen Kraftsprache Luthers, die den verweichlichten Ohren nicht mehr eingehen wollte. Es sollte auch hier alles dem Menschenverstande zurechtgelegt, alles hübsch breit getreten und in die behagliche, bequeme Sprache der Alltäglichkeit übertragen werden. Moses, David, Jesaias, Paulus, ja Christus selbst sollten reden, wie sie jetzt würden geredet haben, wenn sie vor den neuen Consistorialrätthen eine Probepredigt abzulegen gehabt hätten.“ (Vorlesgn. V, 315.) Doch nicht bloß das! Die heiligen Schreiber sollten

Rationalisten werden, oder die Welt räumen. Wenn die Kinder der Finsterniß die Bibel anfaßen, wie sie ist, so sprachen sie: „Sie taugt nicht für das Volk. Die Katholiken haben ganz recht, wenn sie das Lesen derselben nur den Geistlichen gestatten. Das Volk kann nicht prüfen wie wir; darum soll es auch an die Prüfung sich nicht wagen, sondern dieselbe uns überlassen. Wir werden ihm schon sagen, was das Ergebnis unserer Forschung ist.“ (Corresp.-Bl. 1832, S. 229.) Dieser Bund des Papstthums mit den rationalistischen Bibelfeinden, der für uns nichts Besonderes ist, that einem übrig gebliebenen Christen in der römischen Kirche so wehe, daß er schrieb: „Eine traurige Erscheinung in unserer Kirche ist es, daß orthodox sein wollende Gelehrte, ja, sogar Generalsvicariate zur Brustwehr ihrer Beweise gegen das allgemeine Bibellesen das Panier der äußeren Autorität protestantischer neologischer (glaubensfeindlicher) Schriftsteller anziehen und deren Meinungen zu Pallisaden der ihrigen machen. Freilich, solcher Gebrauch und solche Empfehlung protestantisch-neologischer Schriftsteller sind ihnen gerade recht und zu Rom genehm; . . . dahingegen die neologisch-rationalistischen Protestanten wiederum gegen sie so äußerst artig und dankbar sind, die Reg. IV. Indicis libr. proh.“ (des Papstes Bibelverbot) „in ihre schriftstellerische Protection zu nehmen und die Verordnungen der Kurie, der Jesuiten und der Päbste gegen die Zulässigkeit des allgemeinen Bibellesens als allerweinste Maßregeln nicht hoch genug zu rühmen wissen. So leihen sich Römischkatholische und Protestanten und sogar geistliche Dikasterien (Gerichte) beiderseits zum Rationalismus die Hände und suchen das positive Christenthum, den Offenbarungsglauben, in vereintem Bunde desto behender und sicherer zu verdrängen. Es ist fürwahr das geheime und offene verschmißte Signal zum bethlehemitischen Kindermord, um den Erlöser zu tödten, der ihnen zur Thorheit und zum Aergerniß geworden. Es regt sich darin die geheime Bosheit. 2 Thess. 2, 7.“ — „Nun treten von allen Seiten Feinde der Offenbarung mittel- oder unmittelbar auf und wiederholen schon tausendmal gemachte und eben so vielmals widerlegte Einwürfe: das Wort Gottes sei in vielen Stellen dunkel, zweideutig, räthselhaft und enthalte mitunter so viel Anstößiges, Aergernißes und Widersprechendes, daß das frei verstattete Bibellesen den gemeinen Mann eher irre führen als zurechtweisen könne; alle Schwärmer, alle Ketzer, alle Lügenpropheten und Volksverführer hätten ihre falschen Ansichten und Ausichten aus der Bibel. Die unseligen Menschen, die sich nicht entblöden, der Bibel solche Vorwürfe zu machen oder sie solcher Mängel zu beschuldigen, treiben, ohne es zu wissen, ein trauriges Handwerk. Sie spielen mit Deisten, den Halbbrüdern der Atheisten, heimlich unter Einer Decke.“ (Die Bibel nicht ein Buch für Priester nur. 1818, S. 152 f. 43.) Uns ist dieser Bund des Papstthums mit der Freigeisterei nicht sehr auffallend. „Eben in dem Unterscheidendsten ihres Wesens, in ihren Fundamentalartikeln sind die römische Kirche und die rationalistische Partei

eins. . . Beide nehmen ihre Weisheit von den Menschen. . . Beide lassen die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, von Menschen selber erworben werden.“ (Corresp.-Bl. 1827, S. 35.) Hat den Papst die Feindschaft wider Gottes Wort doch so weit getrieben, daß er auch den türkischen Sultan zu einem Verbot der Bibelverbreitung verleitete (Ebd. 1834, S. 424), wogegen die armenisch-katholischen Priester für den kranken Sohn des Sultans auch Messe lasen. (Rzt. 1838, S. 317.) Als der Großherzog Leopold von Toskana im Jahre 1799 durch den Bischof Ricci eine Reformation der Kirchen und Klöster vornehmen wollte, fand man Mönche, Nonnen und Priester meist in Materialismus und Gottesleugnung verfunken, so daß Nonnen im Verhöre den persönlichen Gott und die Unsterblichkeit leugneten, die Wollust für das Paradies erklärten zc. In den Klosterbibliotheken sah es jämmerlich aus; in einem großen Kloster besah man die Bibel nicht einmal vollständig, sondern nur einzelne Stücke davon. Wer schützte nun dieses gottlose Gefindel? Die fanatischen Papisten erregten das abergläubische Volk zum Aufruhr und ließen nicht eher ab, bis der Bischof im Gefängnisse saß. (Ev. Rzt. 1828, S. 270 ff.) So halfen Papismus und Unglaube stets zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Gemeindeschulen im Osten. Der „Lutherische Herold“ schreibt: „Die Zahl der Gemeindeschulen innerhalb des Ministeriums ist beschämend klein. Vor den Gemeinden, die sie haben, muß man den Hut abnehmen; denn sie liefern den Beweis der Opferwilligkeit für eine Sache, die selbst in den kirchlichen“ (1) „Kreisen unserer Zeit sich keiner besonderen Gunst erfreut. Was eine Gemeindeschule werth ist, das wird alljährlich beim Confirmanden-Unterricht offenbar. Gewaltig ist der Unterschied zwischen Kindern, die den Segen einer kirchlichen Erziehung genossen haben, und solchen, die nur in der Freischule gewesen, die eben bei allem sonstigen Guten der religiösen Grundlage ermangelt. Es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die Zahl der Samstagsschulen zunimmt, die unter der Leitung des Pfarrers stehen und worin vornehmlich das getrieben wird, was der Freischule abgeht, der Religionsunterricht vermittelt der biblischen Geschichte, dem Gesangbuch und dem Katechismus. Allerdings bürdet sich der Pfarrer mit dieser Schule eine Last auf, die zuweilen recht beschwerlich sein kann; aber es kommt bei dieser Arbeit etwas heraus, auch wenn sie unvergütet bleibt. Ein Pfarrer thut so wie so vieles, wofür er nie bezahlt wird; Gott wird's ihm einst lohnen. Die Confirmanden, die in der Gemeindeschule oder Samstagsschule gewesen, bleiben der Kirche eher treu als die, welche bloß zur Sonntagsschule kommen. Sie hören und wissen mehr von der Kirche, deshalb haben sie dieselbe auch lieber, als die Kinder, welche in der Freischule, ohne daß diese es darauf abgesehen hat, im oberflächlichen Unionismus aufgewachsen sind. In dieser Hinsicht kann allerdings die lutherische Kirche den Freischulen nicht

die Verehrung zollen, die dieser Nationalgötze für sich beansprucht. Hier im Osten scheint die Zeit vorbei zu sein, worin man zur Wiedereinführung des Gemeindefchulsystems schreiten könnte.“ (?!) „Alles, was man thun kann und thun soll, ist, die noch bestehenden Schulen zu stärken, so daß ihre Zahl nicht noch geringer wird, und die Pfarrer zu ermuntern, die Zahl der Sonntagsschulen zu vermehren und die Sonntagsschulen immer strenger lutherisch zu machen.“ Hoffentlich irrt sich der Schreiber in der Beurtheilung der Sachlage.

F. P.

Eine Erklärung über Sonntagsgesetzgebung seitens Pastoren des New York-Ministeriums. Dem „Lutherischen Kirchenblatt“ entnehmen wir die folgende Erklärung: „Wir Unbesunterzeichnete, die Glieder der Brooklyner Pastoral-Conferenz lutherischer Pastoren des Ministeriums von New York, erklären hiermit, angeichts der auf weite Kreise unserer Stadt sich erstreckenden Bewegung, die Feier des christlichen Sonntags gesetzlich erzwingen zu wollen, und weil man uns zu wiederholten Malen aufgefordert hat, uns nebst unsern Gemeinden an dieser Bewegung zu theiligen, auf Grund des Wortes Gottes und der Bekenntnißschriften unserer evangelisch-lutherischen Kirche, Folgendes als unsere Stellung: 1. Wir halten dafür, daß der Sonntag geheiligt werde, wo man die Predigt und Gottes Wort nicht verachtet, sondern dasselbe heilig hält, gerne hört und lernt. 2. Daß eine solche Heiligung nie und nimmer durch das Gesetz erzielt werden kann, da das Gesetz keine Kraft hat, das Herz zu erneuern und zu heiligen. 3. Daß die Predigt des Evangeliums von Jesu Christo und die heiligen Sacramente das einzige Mittel bilden, wodurch der Mensch zur wahren Erneuerung des Herzens und damit auch zur Heiligung nicht nur eines einzelnen Tages, sondern überhaupt des ganzen Lebens gebracht werden kann. 4. Daß wir das gegenwärtig bestehende, von der staatlichen Behörde erlassene Gesetz, wonach zur größeren Heiligung des Sonntags alle Wirthschaften aufs strengste geschlossen sein sollen, als christliche Bürger, die unterthan sein sollen der Obrigkeit, die Gewalt über sie hat, als bindend anerkennen und es allen christlichen Bürgern auf das Gewissen binden, diesem Gesetze, so lange es bestehen mag, mit aller Treue und im Hinblick auf ihre Verantwortlichkeit vor Gott, den schuldigen Gehorsam zu leisten. 5. Daß aber, während wir diesem Gesetze wohl eine gewisse Kraft zugestehen, der äußerlichen bürgerlichen Ordnung zu pflegen, wir nichtsdestoweniger aus dem unter 2. angeführten Grunde und im Lichte der Geschichte (Puritanische Gesetzgebung Neu-England) alle und jede Kraft absprechen, die rechte, Gott wohlgefällige Heiligung des Sonntags zu fördern oder die Herzen der Menschen besser und frömmere zu machen. 6. Daß es, unserer ehelichen Ueberzeugung nach, in seiner gegenwärtigen Form, anstatt das sittliche Wohl des Volkes zu fördern — wozu doch wohl Gesetze gegeben werden — der Heuchelei und vielem unlauteren Wesen die Thüre weit aufthut. 7. Daß wir hiermit unsern Abscheu ausdrücken über die Art und Weise, wie man des Besteren dieses Gesetz durchzuführen versucht. Wir erklären das manchen Ortes so beliebte Spionage-System, sowie das unter Anwendung von Verstellungskunst, Lug und Trug geübte Verfahren, dem Gesetze Anerkennung zu verschaffen, für zum sittlich Verwerflichsten gehörig, dessen sich sittlich verantwortliche, geschweige christliche Menschen schuldig machen können. 8. Als Antwort auf die Aufforderung, uns der Bewegung anzuschließen, die gesetzliche Feier des Sonntags durch Ausübung eines Druckes auf unsere städtische Verwaltung zu erzwingen, verwahren wir uns hiermit auf das Nachdrücklichste gegen die Verquickung von Staat und Kirche, die dieser Bewegung zu Grunde liegt. Wir halten dafür, daß in einem Lande, wo Staat und Kirche getrennte Körper sind, die Kirche wohl das Recht hat, durch die ihr von Gott anvertrauten Mittel christliches Bürgerthum zu fördern, nicht aber mit selbstgewählten Waffen in der Hand vor die

von Gott gegebene Obrigkeit zu treten und die Durchführung rein staatlicher Gesetze erzwingen zu wollen. 9. Zum Schlusse erklären wir, daß uns ein Sonntag der Böllerei und des unheiligen Wesens ein Greuel sondermaßen ist, und daß wir jederzeit kraft unser Amtes dagegen zeugen und kämpfen werden. Dagegen wiederholen wir, daß wir die alleinige Hülf zu einer allgemeinen und gesegneten Feier des Tages nicht in ohnmächtigen Gesetzen sehen, sondern in der Erneuerung und Heiligung der menschlichen Natur durch die Predigt des Evangeliums von Christo Jesu. Brooklyn, Kings Co., N. Y., den 9. März 1896.“ So weit die Erklärung. Dieselbe ist recht, insofern sie die staatliche Gesetzgebung zur Feier „des christlichen Sonntags“ verwirft. Im Widerspruch hiermit steht Satz 4, weil in demselben der „staatlichen Behörde“ thatsächlich das Recht zuerkannt wird, Gesetze, „zur größeren Heiligung des Sonntags“ zu erlassen. Sonntagsgesetze erkennen die Christen als bindend an und können die Christen mit machen helfen, insofern diese Gesetze aus rein socialen Gründen, z. B. damit Menschen und Thiere an einem Tage der Woche Ruhe haben, erlassen werden. Sobald die vom Staat erlassenen Gesetze religiös begründet werden, wie in den Worten „zur größeren Heiligung des Sonntags“ geschieht, liegt eine Vermischung von Staat und Kirche vor, und die Christen können solche Gesetzgebung nicht gutheißen. F. P.

II. Auslaub.

Aus der reformirten Kirche Frankreichs berichtet die „D. G. R.“ die folgende Mittheilung: Am 23. Januar starb im 62. Jahre Herr Alfred André, Director der französischen Bank, Mitglied des Synodalrates der reformirten Kirche Frankreichs und ihres Synodalvorstandes, des Pariser Consistoriums, und Präsident der Evangelischen Generalcommittee der Gesellschaft christlicher junger Männer. Geboren 1827, wurde er durch die Erweckungsreden des englischen Evangelisten Haddcliffe im Alter von 35 Jahren zu einer rechtschaffenen Bekehrung geführt, die er durch sein ganzes ferneres Leben bezeugte. Der vielbeschäftigte Mann von hoher Stellung und großem Vermögen trat nicht nur mit seiner Börse, sondern mit seiner Person und seinem Wort für die evangelischen Bestrebungen ein. Er trat gern in persönlichen Verkehr mit den Armen und kleinen Leuten. Dem Pariser Verein christlicher junger Männer machte er das fürstliche Geschenk von 300,000 Francs. Sein Tod ist ein Verlust für den ganzen französischen Protestantismus.

Portugal. Durch die Zeitungen ging die Nachricht, daß sämtliche protestantischen Missionare aus der portugiesischen Colonie Laurenzo Marques, Südafrika, ausgewiesen seien. Die portugiesische Regierung stellt dies nun in Abrede. Nur solche Missionare seien ausgewiesen worden, welche offen die portugiesische Herrschaft bekämpft hätten. Portugal habe nur das gethan, was jede Regierung zu thun nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet sei. F. P.

Africa. Der Africa-Verein will jetzt, im vierten Jahr seines Bestehens, sein Erstlingswerk gründen. In der Landschaft Usambara, der ostafrikanischen Schweiz, ist eine Quadratmeile Landes erworben zur Anlegung einer Colonie für befreite Slaven. Sie liegt hoch und gesund, ist auch mit Wald bestanden und von mancherlei Wasserläufen durchzogen, daher wohl geeignet für ihre Zwecke. Die Ausföhrung einer Freistätte für Slaven wird allerdings große Schwierigkeiten bereiten, da frei gewordene Slaven sich oft freiwillig in ihr altes Joch zurückbegeben. Für einen Theil der Befreiten und viele Kinder wird die Colonie aber doch zu einer segensbringenden Heimath werden. (D. G. R.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

Mai 1896.

No. 5.

Franks Theologie.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns nunmehr zu Franks Lehre von der Person Christi. Bei der Fülle des christologischen Stoffes können wir hier nur etliche Hauptpunkte näher besehen. Wir verzichten auch darauf, den oben, S. 68, kurz skizzirten Weg, auf welchem „das christliche Ich“ den Gottmenschen aus sich selbst heraussetzt, weiter zu verfolgen.

Frank beginnt seine christologischen Reflexionen mit der Erörterung der Möglichkeit der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Er weist auf die nahe Beziehung des Logos zu der menschlichen Persönlichkeit hin. „Hier stehen nicht Unendliches und Endliches in abstracter Ausschließlichkeit sich gegenüber, sondern auf der einen Seite haben wir Absolutheit, aber in Form der Bedingtheit, und auf der andern Bedingtheit, aber als Nachbild der Absolutheit. Das wesentliche Abbild des Vaters, welches das Ewigkeitsbewußtsein in sich trägt als bedingtes in göttlicher Selbstbedingung, und das creatürliche Ebenbild Gottes indem des Sohnes, dem doch die Ewigkeit auch ins Herz gelegt ist, nämlich in Form creatürlicher Bedingtheit, verhalten sich so zueinander, daß das persönliche Bewußtsein des Einen hineingenommen werden kann in das des Andern: daß dem Ersteren es nicht von vornherein widerstrebt sich seiner bewußt zu sein in Form creatürlich-menschlichen Bewußtseins, und daß dem Letzteren die Möglichkeit nicht abgeht hineingenommen zu werden in die Form göttlichen, aber bedingten Bewußtseins. Denn so auf das Persönlichkeitsbewußtsein will die Einheit gestellt sein zu der es mit der Menschwerdung des Sohnes kommt, auf das Ich des göttlichen Abbildes und des menschlichen Ebenbildes, ohne daß dadurch aufgehoben wird die wesentliche Differenz Dessen was den Inhalt des Bewußtseins bildet.“ System der Wahrheit. II. S. 100. 101. „Es ist der Character der nach Gottes Bilde geschaffenen Menschennatur, daß ihre Personalität ohne Drangabe ihres Wesens erhoben werden kann zur Um-

fassung des Logosbewußtseins, und es ist der Character des letzteren, daß es ohne Vernichtung seines Wesens eintreten kann in den Rahmen menschlicher Personalität." S. 126. Frank will den wesentlichen Unterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Schöpfer und Geschöpf aufrecht erhalten wissen und nennt es „eine maßlose, blasphemische Selbstüberhebung“, wenn es dem Menschen in den Sinn kommen sollte, sich persönlich mit Gott eins zu setzen. S. 99. Aber er rückt doch die Person des Logos und die menschliche Persönlichkeit sehr nahe an einander. Der Logos, wie der Mensch steht zu Gott, dem Vater, im Verhältniß der Bedingtheit, der Logos ist das göttliche, der Mensch das creatürliche Ebenbild Gottes, der Logos, wie der Mensch trägt das Ewigkeitsbewußtsein in sich. Der Character, die Natur des Logos bringt es mit sich, daß er sich seiner auch bewußt werden kann in Form creatürlich-menschlichen Bewußtseins, und der Character, die Natur der menschlichen Persönlichkeit bringt es mit sich, daß sie zur Umfassung des Logosbewußtseins erhoben werden kann. Darum ist es gleichsam ganz naturgemäß, daß in Christo das göttliche und das menschliche Bewußtsein factisch in Ein Persönlichkeitsbewußtsein, in Ein Ich zusammengeschlossen sind, und es begreift sich leicht, daß der Logos Mensch wurde und der Mensch zum Logos erhoben wurde. Wir stehen hier nahe an einem Abgrund, am Abgrund des Pantheismus. Es bedarf nur eines kleinen Sprunges, um über die schmale Kluft zwischen dem Sohn Gottes und dem Menschen, der auch Gottes Ebenbild ist, hinüberzukommen. Und ein Schüler Franks, der die Bande der kirchlichen Tradition ganz abgelegt hat, wagt vielleicht noch einmal diesen Sprung und macht in genere die Menschheit zu Gott und Gott zum Menschen. Frank leugnet „die Nothwendigkeit“ der Menschwerdung des Sohnes Gottes „im allgemeinen Sinn der Schöpfungsordnung“. S. 85. Aber wenn der Character des Logos darauf angelegt ist, auch in die Form des creatürlich-menschlichen Bewußtseins einzutreten, und der Character der menschlichen Persönlichkeit darauf angelegt ist, auch das Logosbewußtsein zu umfassen, so wäre ein schöner Plan und Entwurf Gottes unausgeführt geblieben, wäre der Sohn Gottes nicht Mensch geworden. Das ‚christliche Denken‘, welches in dem Logos und im Menschen so viel verwandte Züge entdeckt hat, fordert nothwendig, daß das Verwandte auch einmal in Wirklichkeit zusammentreffe und mit einander sich verbinde. Die Schrift stellt Christum, den Gottmenschen, von vorn herein in ein ganz anderes Licht. Daß Gott Mensch geworden, ist nach der Schrift ein Wunder, das Wunder aller Wunder, Jes. 7, 14. 9, 6., ein kündlich großes Geheimniß, 1 Tim. 3, 16., das also alles Denken, Ahnen und Begreifen der Menschen übersteigt. Der Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist, Luc. 1, 37., hat das Unglaubliche und Unerhörte gethan und sein unbegreifliches Wesen in eines Menschen Leib gesenkt, aus unbegreiflicher Liebe zu dem gefallenen Geschlecht der Menschen. Wo die Schrift an Christo beide Seiten, die göttliche und die menschliche Seite, zusammenstellt, wie Röm. 1, 3. 4.

9, 5., im Prolog des Johannevangeliums, da martirt sie die unendliche Erhabenheit des Göttlichen über das Menschliche. Das ewige Wort, das Gott selber ist, der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schooß ist, ist Fleisch geworden. Der da Gott ist über Alles, kommt von Israel her nach dem Fleisch. Frank verflüchtigt das einzigartige Wunder der Gnade Gottes, indem er es der menschlichen Vernunft möglichst plausibel zu machen sucht.

Den Act der Menschwerdung des Sohnes Gottes stellt Frank sich so vor: „Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist wirklich als solche und nicht bloß als Annahme menschlicher Natur zu fassen, so mithin, daß vermöge ewiger Bestimmtheit und Selbstbestimmung des Logos dessen ewig präexistentes Subject in der Zeit menschliches Subject wurde.“ S. 93. „Nicht bloß eingetreten ist der Sohn Gottes in sarkisch-menschliches Dasein, nicht bloß angenommen, sich angeeignet hat er die Menschennatur, sondern er ist Fleisch geworden, er hat seine, des Logos, Seinsweise übergeführt, umgesetzt in die Seinsweise des Fleisches. Aber dies hat er gethan . . . indem das Subject des Werdens mit sich identisch blieb, nicht aufhörte zu sein was es ist, nicht sich von sich selbst abbrach oder in einer andern Existenz unterging, sondern um sich als den ewigen Logos wußte und sich als diesen bezeugte.“ S. 106. Nachdem Frank an die Selbstbezeichnung Jesu als „Menschensohn“ erinnert hat, fährt er fort: „Wenn es sich mit dem Menschensohn so verhält und hiermit auf alle Fälle die Thatsache einer wirklichen menschlichen Person constatirt ist, deren Integrität und Völligkeit gegenwärtig ja viel weniger noch eines Beweises bedarf als vor Alters, so wird scheint es damit allerdings jene theologische Vorstellung hinfällig, welche in Ermägung der Initiative des Logos bei der Menschwerdung und seines mit sich identischen Subjectes eine Anhypostasie der menschlichen Natur und eine Enhypostasie derselben in dem Logos lehrte. Ist doch auch dieses Theologumenon nicht irgendwie in dem unmittelbaren christlichen Glauben begründet, sondern enthält nur eine Schlußfolgerung, die man aus jenen beiden an sich richtigen Voraussetzungen zog.“ S. 123. 124. Das Dasein des Gottmenschen, die aus der unitio folgende unio personalis wird S. 125 folgendermaßen beschrieben: „Auf Grund Dessen was früher über die Möglichkeit der Menschwerdung des Sohnes Gottes als der zweiten Person des dreieinigen Gottes ausgeführt worden ist haben wir eine solche persönliche Einheit des Gottes- und Menschensohnes kraft der Menschwerdung und vom ersten Moment derselben an zu lehren, wornach die Bedingtheit des Logosbewußtseins eintritt in die Bedingtheit menschlicher Personbildung und Persönlichkeitssetzung und die letztere sich selbst realisiert in der Bedingtheit des ersteren. Der Menschensohn, welcher der Logos geworden, wird seiner als solchen nur bewußt und hat darin die Eigenthümlichkeit seiner Ichsetzung, daß er sich erkennt und weiß und will als den Gottessohn; und der Gottessohn hat als menschengewordener die Eigenthümlichkeit seines Ichbewußtseins gerade darin, daß er sich erkennt und weiß und will als den

Menschensohn.“ Ferner S. 126: „Ueberall ist ein in sich einheitliches Ich, mag sich nun der Menschensohn seiner als Gottessohnes, oder der Gottessohn seiner als Menschensohnes bewußt sein, eine Einheitlichkeit, wornach die Hypostase des Logos, welche in der Bedingtheit absoluter Selbstbedingung ihr Wesen hat, in sich hineinbildet die Ichheit der für ihn bereiteten Menschennatur, die in ihrer relativen, gottebenbildlichen Selbstbedingung des Absoluten fähig war, und die menschliche Persönlichkeit vermöge solcher ihrer Fähigkeit in sich hereinnahm die Hypostase des Gottessohnes, ohne von der Fülle dieses göttlichen Inhalts zersprengt zu werden.“

Frank genügt es also nicht, wenn man die Menschwerdung des Sohnes Gottes nur als Annahme menschlicher Natur faßt. Er verwirft die kirchliche Lehre von der Anhypostase der menschlichen Natur Christi und der Enhypostase derselben in dem Logos. Er schreibt der menschlichen Natur eine eigene, selbstständige Persönlichkeit zu. Der Menschensohn war, abgesehen von seiner Verbindung mit dem Logos, eine wirkliche menschliche „Person“. Der Gottessohn und der Menschensohn sind mithin zwei besondere, selbstständige Personen. Das sind offenbar nestorianische Reflexionen. Und der Gottessohn ist nun der Menschensohn geworden, und der Menschensohn „ist der Logos geworden“. Wie aber diese beiden Personen, von denen jede nicht nur das ihr eigenthümliche Wesen, sondern auch ihre Persönlichkeit behauptet, gleichwohl Eine Person bilden sollen, das ist unerfindlich, das ist mehr, als ein Wunder, das ist ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst. Und wenn Frank, um ein einheitliches Ich zu gewinnen und festzuhalten, die Sache so darstellt, daß das Ich des Logos das Ich der menschlichen Natur in sich hineinbildete und hinwiederum die menschliche Persönlichkeit die Hypostase des Gottessohnes in sich hereinnahm, wenn er jenes „Werden“, das *ἐγένετο* Joh. 1, 14. als „Umsetzung“ erklärt, wenn er auch hier wieder auf die ähnliche Beschaffenheit der Logospersönlichkeit und der menschlichen Persönlichkeit zurückgreift, so erweckt er damit eutychanische Vorstellungen, die Idee von einer Vermengung und Verschmelzung des Göttlichen und Menschlichen. Gerade in der unio personalis culminirt das Geheimniß der Person Christi. Und wenn der Mensch mit seinem groben Menschenverstand dieses unergründliche Geheimniß nachzubilden versucht, so zerstört er dasselbe. Die kirchliche Lehre von der Aufnahme der menschlichen Natur in die Einheit der göttlichen Person des Logos ist nicht eine andere Weise, sich diese schwierige Sache zurechtzulegen, keine Schlußfolgerung, sondern der einfache Reflex der klaren Schriftausagen, in denen uns dieses Geheimniß offenbart wird. St. Johannes bezeugt: „Und das Wort ward Fleisch.“ Joh. 1, 14. Der Logos ist hier das active Subject. Und dieses Subject blieb sich gleich, auch da es wurde, was es nicht war. Denn die Jünger sahen in dem fleischgewordenen Wort die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater. Und so schließt das „Werden“ keine Umsetzung, keine Verwandlung in sich. Das Wort ward Fleisch. Fleisch

ist Bezeichnung der menschlichen Natur, nicht menschlicher Persönlichkeit. Also der Logos, indem er blieb, was er war, eben dieses göttliche Ich ist Mensch geworden nach Leib und Seele. Eine Aussage der Art, daß das Fleisch oder der Menschensohn der Logos wurde, findet sich in der Schrift nicht. Wenn St. Paulus Gal. 4, 4. schreibt, daß Gott „seinen eingeborenen Sohn sandte, geboren von einem Weibe“, so ist die Meinung, daß diese göttliche Person, der Sohn Gottes in der Fülle der Zeit von einem Weibe hergekommen, das ist, geboren, das heißt eben Mensch geboren, von der Jungfrau menschliches Fleisch und Blut angenommen hat. Und Hebr. 2, 14. lesen wir, daß der Sohn Gottes des Fleisches und Blutes der Menschenkinder „theilhaftig geworden ist“. Und so ist dieses Fleisch und Blut eben das Fleisch und Blut dieser Person, des Sohnes Gottes, des Logos eigene Natur. Die Schrift redet, wo sie den Act der Menschwerdung des Sohnes Gottes beschreibt, nur von diesem göttlichen Ich und von der menschlichen Natur, nicht von einem menschlichen Ich, mit dem der Sohn Gottes sich verbunden habe. Indem aber der Logos die menschliche Natur zu seiner eigenen Natur angenommen und gemacht hat, hat diese Natur in ihm, in seinem Ich ihre Selbstständigkeit, ihren Halt und Bestand oder ihre Persönlichkeit gefunden. Das Resultat ist, daß der menschgewordene Gottessohn nun Beides ist, Gott und Mensch in Einer Person, und sich sowohl als Gottessohn, wie als Menschensohn weiß, will, fühlt, bezeugt, wie die Schrift dies deutlich lehrt.

Franks christologische Anschauungen treten sonderlich in seinen Ausführungen über die Erniedrigung und Erhöhung Christi recht markant hervor. „Der Act der Menschwerdung war zugleich ein Act der Entäußerung göttlicher Herrlichkeit, wem schon jene in dieser keineswegs aufgeht. Mit der Entäußerung ist eine Wesensveränderung des Sohnes Gottes ebenso wenig gegeben als mit der Menschwerdung; aber die erstere und die ihr folgende Erniedrigung bloß auf den Menschensohn oder auf die von dem Logos angenommene menschliche Natur zu beziehen, bei Fortdauer seines absoluten Gottesbewußtseins, verstößt wider die schlechthin feststehende Einheit des gottmenschlichen Ich und ist für den an die Schrift gebundenen Glauben ebenso unmöglich wie für das darauf begründete dogmatische Denken. Die Entäußerung war zunächst eine solche des menschwerdenden Subjectes, welches sein Sohnesbewußtsein umsetzte in die Form sich entwickelnden, endlichen Menschenbewußtseins, so zwar, daß hierbei der Menschensohn seiner als Gottessohnes bewußt ward und blieb, hiermit also die Identität des menschwerdenden und menschgewordenen Subjectes erhalten ist.“ S. 137. 138. „Nun ist ja freilich nicht minder wahr daß eben dieser in die Schranken menschlichen Daseins, menschlichen Bewußtseins Eingegangene sich als den ewigen Sohn Gottes kennt, der als solcher im Himmel ist unbeschadet seines irdischen Daseins, der sich darum auch gleiche Ehre, gleiche Macht u. s. w. mit dem Vater beilegt, der von dem Verhält-

niß der Menschen zu sich ihr zeitliches und ewiges Heil abhängig macht; aber dies Alles ist er und hat er und sagt er von sich nach Menschenweise, trägt in dem endlichen Gefäß des menschlichen Bewußtseins den unverlorenen Besitz seiner eigenen Gottessohnschaft und seiner göttlichen Wesenheit. Wenn irgend Etwas der thatsächlichen Erscheinung Christi, des Gottes- und Menschensohnes widerspräche, so wäre es die Annahme, daß neben oder über diesem Menschenbewußtsein noch ein andres, schlechthin absolutes und göttliches gestanden, oder gar, daß letzteres an die Stelle des ersteren eingetreten sei." S. 139. 140. „Der Eintritt des Sohnes Gottes, vermöge einer hierauf gerichteten, aus seiner freien Liebe hervorgegangenen Selbstbestimmung, in die Schranken menschlicher Daseinsweise, näher die Umsezung seines ewigen Sohnesbewußtseins in die Form zeitlich werdenben, endlichen Menschenbewußtseins, welches aber vermöge seiner Gottesbildlichkeit gleichwohl fähig war Gefäß für diesen göttlichen Inhalt, menschlicherweise Bewußtsein des ewigen Sohnes zu sein, das ist seine Entäußerung.“ S. 147. Man vermißt sonst in diesem Abschnitt die Consequenz. Während einerseits von einer „Entäußerung göttlicher Herrlichkeit“, von einer Herrlichkeit, die Christus „zuvor gehabt“ und bei seiner Menschwerdung niedergelegt habe, S. 121, geredet wird, so wird andererseits dem menschgewordenen und erniedrigten Gottessohn „eine in ihm latente Gottesherrlichkeit“ zugeschrieben, die in seinen Wundern offenbar wurde. S. 156. Indeß so viel ergibt sich zur Genüge aus dem eben Mitgetheilten, daß Frank ein Kenotiker ist. Nicht der λόγος ἑσαρκος, sondern der Gottessohn, der im Begriff ist, Mensch zu werden, ist ihm das Subject der Entäußerung. Ja, er geht über die früheren Vertreter der Kenose, wie Thomasius, hinaus. Es genügt ihm nicht, die Selbstentäußerung als Verzicht auf gewisse göttliche Eigenschaften zu bestimmen. Er will die Einheit der Person Christi auf das Persönlichkeitsbewußtsein gestellt sehen. Und da lehrt er eben eine Umsezung des ewigen Sohnesbewußtseins in die Form eines sich entwickelnden, menschlichen Selbstbewußtseins. Er leugnet ausdrücklich, daß neben und über dem menschlichen Selbstbewußtsein noch ein absolutes, göttliches Selbstbewußtsein gestanden habe. Der Menschensohn war nur menschlicherweise, kraft seines menschlichen, endlichen Selbstbewußtseins seiner auch als des Gottessohnes bewußt. Eine Wesensveränderung des Logos soll nicht eingetreten sein, aber eine gänzliche Veränderung und Umwandlung seines Selbstbewußtseins. Wie? Ist das nicht ein Unding, ein Ungedanke: ein Gottessohn mit nur menschlichem, endlichem Bewußtsein, der nur so um sich selber weiß, wie ein Mensch um sich selber weiß? Was ist Selbstbewußtsein Anderes, als Reflex des Seins? Eine Person ist sich bewußt das zu sein, was sie ist, und in der Weise, wie es ihre Art und Beschaffenheit mit sich bringt. Gott ist der Absolute und sich seiner als solchen bewußt, und das ist absolutes Bewußtsein. Die Consequenz des Systems, die Consequenz des dogmatischen Denkens fordert, Demjenigen, welchem

man absolutes, göttliches Selbstbewußtsein abspricht, auch das göttliche Ich und Wesen abzusprechen. Das hat Dorner schon mit Recht den modernen Renotikern entgegengehalten, Aufgeben des göttlichen Selbstbewußtseins sei auch Aufgeben des göttlichen Wesens. Nein, Christus ist Eine Person, der Gottmensch, ein einheitliches gottmenschliches Ich, und so eignet ihm auch ein einheitliches gottmenschliches Bewußtsein. Wir können uns freilich mit unsern Gedanken unmöglich in das Bewußtsein des Gottmenschen versetzen. Der Gottmensch ist und bleibt ein Wunder vor unsern Augen. Wir bleiben mit Allem, was wir von diesem „Wunderbar“ aussagen, in den Schranken der Schrift. Und die Schrift läßt uns auch in das absolute, göttliche Selbstbewußtsein des menschengewordenen, erniedrigten Gottessohnes hineinschauen. Wenn derselbe von sich selber zeugte und sprach: „Wir reden, was wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben“; Joh. 3, 11., und: „Niemand kennet den Sohn denn nur der Vater, und Niemand kennet den Vater denn nur der Sohn“; Matth. 11, 27., so redete er Solches aus seinem ewigen Sohnesbewußtsein heraus.

Uebrigens bleibt Frank in seiner Beschreibung der Entäußerung und Erniedrigung Christi nicht bei dem Selbstbewußtsein stehen, sondern lehrt überhaupt eine Umsezung des Logos in die Schranken „der menschlichen Daseinsweise“, lehrt „eine Depotenzirung des ewigen Gottessohnes zu einem Menschensohn“, S. 152. 156., und spricht in Folge dessen diesem Menschensohn die göttliche Allmacht und Allwissenheit ab. „Um unsers Glaubens willen und gar nicht bloß und zunächst um unserer Erkenntniß willen können wir uns nicht in einen Gottmenschen schicken, dessen absolutes Subject bewußter Weise die Welt regiert während das Kind JESUS in der Krippe liegt; dürfen wir die thatsächliche Nichtigkeit, nicht bloß die Denkbareit der Auffassung bestreiten, daß der Mensch JESUS ein menschlich sich entwickelndes Bewußtsein hätte haben können wenn seine Hypostase die des absoluten Logosbewußtseins war; müssen wir die Meinung beanstanden, daß das absolute, unveränderliche Wissen des Logos sich vertragen habe mit dem theilweisen Nichtwissen der menschlichen Natur, ganz abgesehen von der speciellen Frage welche hier erhoben zu werden pflegt, wie der Besitz der Allwissenheit auf Seiten der angenommenen Menschennatur sich zusammenreime mit deren einstweiligen Verzicht auf ihren Gebrauch.“ S. 141. Unsere Erkenntniß ist an die Schrift gebunden. Die Schrift aber stellt uns diesen Menschen JESUS, der in Niedrigkeit auf Erden wandelt, zugleich als den Weltregenten vor Augen, welcher alle Creaturen nach seinem Willen lenkt und leitet, als den allmächtigen, allwissenden Gott, als einen allmächtigen, allwissenden Menschen. Und eben dies ist für den Glauben der gewöhnlichen Christenmenschen von der größten Wichtigkeit. Denn wenn nicht die ganze, volle Gottheit in der Wagschale liegt, wenn Christi Marter, Tod und Blut nicht Gottes Marter, Tod und Blut war, dann ist es mit unserer Erlösung und Veröhnung übel bestellt. Der eigent-

liche Grund, weshalb sich Frank nicht in einen solchen Gottmenschen schicken kann, ist sein Rationalismus. Er kann mit seinem kleinen Verstand göttliche Allgewalt, göttliche Allwissenheit, absolutes Logosbewußtsein mit menschlicher Niedrigkeit und Ohnmacht, theilweisem Nichtwissen, einem sich entwickelnden menschlichen Bewußtsein in Einem Subject nicht zusammenreimen, und darum leugnet er jene göttlichen Attribute und läßt nur diese menschlichen Attribute stehen. Nun, wenn es hier reimen gilt, so haben wir bald den ganzen Christus und das ganze Christenthum hinweggeräumt.

Den Stand der Erhöhung bestimmt Frank folgendermaßen: „Die Erhöhung Christi als Gegenbild der Entäußerung nebst Erniedrigung ist die Hereinziehung und Umsezung der menschlichen Bewußtseinsform in welche der Logos eingegangen war in die göttliche, so daß fortan das Ich des Logos seiner zugleich als Menschen sich bewußt ist.“ S. 205. „Das absolute Logosbewußtsein, eingegangen bei der Menschwerdung in die Schranken einer sich entwickelnden menschlichen Persönlichkeit, um sich als ewigen Gottessohn wissend in Form eines Menschenbewußtseins, hinabgetaucht zuletzt in und mit diesem menschlichen Ich in die Tiefen des Todes, bricht nun aus der Depotenzirung, die es kraft seiner Selbstmächtigkeit vollzogen, zu einer Daseinsweise hindurch, da das göttliche Bewußtsein des Logos die menschliche Bewußtseinsform in die er zuvor eingetreten zu sich hinaufhebt und fortan als dieser Sohn Gottes seiner zugleich als Menschensohnes bewußt ist.“ S. 217. Also auch hier wieder nicht nur ein einheitliches, sondern ein einfaches Selbstbewußtsein. Dem menschengewordenen Gottessohn eignete im Stand der Erniedrigung nur menschliches Selbstbewußtsein, jetzt im Stand der Erhöhung hat er ausschließlich ein absolutes, göttliches Selbstbewußtsein. Das menschliche Selbstbewußtsein ist ganz zu dem göttlichen hinaufgehoben, in dasselbe hineingezogen, umgesetzt und also ganz von ihm absorbiert. Der erhöhte Christus weiß und fühlt sich qua Logos, nach seinem göttlichen Selbstbewußtsein, auch als Mensch. Daraus folgt, da ja eine Person sich als das weiß, was sie wirklich ist: der erhöhte Christus ist als Gottessohn eo ipso Menschensohn. Das Menschenwesen ist ganz in die Gottheit hineingezogen und von derselben verschlungen. Frank gesteht hier zu: „Auf ein unmittelbares Schriftzeugniß können wir uns desfalls nicht berufen.“ „Aber“, so fährt er fort, „umdeswillen ist doch unsere Aussage nicht ein beliebiges theologisches Comment, welches auch anders sein könnte.“ Und nun bringt er wieder sein ceterum censeo und erinnert daran, daß „das Menschenwesen von Anfang an kraft seiner Gottebenbildlichkeit darauf angelegt war die göttliche Herrlichkeit in sich aufzunehmen“. S. 218. Daß bei Christo erst das Logosbewußtsein ganz im menschlichen Bewußtsein aufgehen konnte und jetzt das Menschenwesen ganz im Göttlichen aufgeht, erklärt sich daher, daß überhaupt Menschenwesen, menschliche Persönlichkeit und das Ich des Logos von Einem Rahmen umfaßt werden, im Grunde Ein genus bilden, das genus be-

dingter, gottesebenbildlicher Persönlichkeit. Es liegt klar zu Tage, daß das natürliche, sich selbst vergötternde Ich des Menschen sich hier einen Gottmenschen gebildet hat nach seinem eigenen Gelüste, in welchem es sich selbst bespiegeln kann.

Das Werk Christi beschreibt Frank S. 157 ff. als thätigen und leidenden Gehorsam, den Christus freiwillig übernommen habe. Dieser Gehorsam war eine sühnende, heilbringende Leistung. Doch wie meint er das? „Wir verstehen unter der Sühnung des Heilsmittlers diejenige Leistung, kraft deren er die ganze Anforderung des Gesetzes, nämlich des verletzten Gesetzes, gegenüber dem sündigen Menschengeschlechte in willigem Gehorsam, darum in Sündlosigkeit auf sich nahm und befriedigte.“ „Diese Sühnung des Heilsmittlers ist eine heilbringende . . . da nun die Einigkeit mit dem göttlichen Willen inmitten der strafenden Repression hergestellt und damit dieser selbst der Grund zu ihrer Fortdauer entzogen ist.“ S. 179. Unter der *obedientia activa* und *passiva* versteht Frank etwas ganz Anderes, als was die Kirche bisher damit gemeint hat. Christus hat nach ihm die Anforderung „des verletzten Gesetzes“, das ist Leiden und Tod auf sich genommen. Es bezeichnet es als „Wahn, als habe es zur Erzeugung der *obedientia activa* der stricten Beobachtung aller einzelnen Gesetzesvorschriften bedurft, dahingegen was damit zunächst ausgedrückt werden soll, nichts Anderes ist als die willige Bejahung, die spontane Uebernahme des Leidens, welches nach dem Willen des Vaters über den zu solchem Zwecke menschgewordenen Gottessohn kommen sollte.“ S. 174. Der menschgewordene Gottessohn hat willig das ihm zuge dachte Leiden übernommen, das war sein thätiger Gehorsam, einer Beobachtung der einzelnen Gesetzesvorschriften bedurfte es nicht. Und diese Leidenswilligkeit war sühnend und heilbringend. Frank leugnet hiermit und erklärt es als Wahn, was die Schrift Gal. 4, 4. so deutlich bezeugt. Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt, der ist vom Weibe geboren und „unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete“. Das Gesetz, unter dem Israel stand, ist die Summa aller Forderungen Gottes an den Menschen, specie ll an Israel, Alles, was Gott von den Menschen gethan und gelassen haben will. Und eben diesem Gesetz ist auch Christus untergeben und er hat es übernommen, also alle Gebote Gottes erfüllt. Und eben dieser Gehorsam diente zu unserer Erlösung. In „der spontanen Uebernahme des Leidens“ geht nach Frank auch die *obedientia passiva* auf mit ihrer heilbringenden Wirkung. „Aber sühnend war dieses Leiden des gottmenschlichen Heilsmittlers nicht um sein selbst willen, als könnte durch das Leiden an sich, wie tief und groß es immer sei, die Reaction Gottes wider die Sünde zum Stillstand gebracht werden, sondern nur insofern dieses Leiden ein willig übernommenes, in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes getragenes ist, in ihm also der Gehorsam des Heilsmittlers zum Ausdruck kommt.“ S. 172. Das ist auch schriftwidrig. So gewiß die

Leidenswilligkeit Jesu sühnend ist, so gewiß diente nach der Schrift auch sein Leiden selbst, die Größe und Schwere seines Leidens, zur Sühnung unserer Sünden. Denn die Schrift lehrt, daß wir durch den Tod, das Kreuz, das Blut Jesu Christi von unsern Sünden erlöst und mit Gott versöhnt sind. Röm. 5, 10. Eph. 2, 16. 1 Joh. 1, 7. Frank redet ferner auch von einer stellvertretenden Genugthuung. Aber auch hier adoptirt er nur einen kirchlichen Ausdruck, während er die Sache, auf welche dieser Name allein paßt, verwirft. Er bestreitet, wie wir eben gesehen haben, daß Christus an unserer Statt Gottes Gebot und Gesetz erfüllt, das gethan, was wir unterlassen, und damit für unsern Ungehorsam genuggethan habe. Er will aber auch davon nichts wissen, daß Christus die Strafen, die wir verdient, erduldet habe. „Aber freilich müssen wir nun gleich hinzusetzen, daß diese Stellvertretung, wenn anders sie übereinstimmen soll mit dem Begriffe der heilbringenden Sühnung, anders und schärfer gefaßt werden muß als dieses in der älteren evangelischen Theologie geschah. Es war eine Verirrung, wenn man Christum die Strafe erduldet haben ließ welche der gefallene Mensch als unerlöster zu erdulden gehabt haben würde, und nun von diesem schriftlosen Theologumen zu der leidigen Untersuchung kam, in wiefern Christi Eruldung der Höllestrafen, da doch keine ewige, gleichwerthig gewesen sei mit der ihrer Natur nach endlosen Dual der Verdammten.“ S. 188. „Müßte man behufs der Stellvertretung Christi fordern, daß er gelitten habe, was die verdammte Menschheit hätte leiden müssen, so wäre die satisfactio vicaria hinfällig, da Christus eben dieses nicht gelitten.“ S. 189. Was Frank hier als schriftloses Theologumen hinstellt, ist in Wirklichkeit Schriftwahrheit, und was er als Wahrheit ausgibt, ist ein grundverkehrtes Theologumen. Wenn Jesaias, 53, 5., schreibt *כִּי־פָרַעַם עָלֵינוּ עֲוֹנוֹתֵינוּ*, so heißt das nichts Anderes, als daß unsere Strafe, die Strafe, die wir verdient, auf Christo lag, so daß wir nun davon frei sind. Und was ist Gottverlassenheit im stricten Sinn des Worts Anderes, als Höllepein? Zu dem Fluch des Gesetzes, den Christus an unserer Statt trug, Gal. 3, 13., gehört doch wahrlich auch der ewige Tod, Hölle und Verdammniß. Wie Frank die Schrift hier meistert und Lügen straft, so entzieht er andrerseits den erschrockenen Gewissen den Trost, den sie nothwendig brauchen. Was sollen wir den Schrecken des Todes und der Hölle entgegenstellen, wenn uns der Trost genommen wird, daß unser Stellvertreter auch Tod und Hölle an unserer Statt erduldet hat? Frank versteht die Stellvertretung dahin, daß es dem Weibesamen, das ist, dem ganzen Menschengeschlecht zumal, „die heilbringende Sühnung zu vollziehen“ und daß nun der andere Adam diese Sühnung, welche die Sünder nicht leisten konnten, wirklich vollzogen habe. S. 189. Wo sagt aber die Schrift, daß Gott von dem gefallenen Menschengeschlecht heilbringende Sühnung forderte? Nein, die Schrift bezeugt nur das Doppelte, einerseits daß Gott von den Menschen Gehorsam forderte und die Uebertreter mit Strafe, Tod und

Verdamniß belegte, andererseits, daß Gott seinen Sohn in die Welt sandte, zur Veröhnung der Welt, und daß Christus an unserer Statt alle Gerechtigkeit des Gesetzes erfüllt und die Strafen unserer Sünden getragen und gebüßt hat. So bricht also Frank auch diesem Artikel von der Veröhnung der Welt durch Christum die Spitze ab oder nimmt ihm gleichsam das Herz aus dem Leibe. Von seinem Standpunkt aus ist das wohl begreiflich. Denn dem natürlichen Ich, das in seinem System phantastirt und philosophirt, ist das Kreuz Christi eine Thorheit und ein Aergerniß.

G. St.

Der Hauptgottesdienst der evang.-lutherischen Kirche

zur Erhaltung des liturgischen Erbtheils und zur Beförderung des liturgischen Studiums in der americanisch-lutherischen Kirche erläutert und mit altkirchlichen Singweisen versehen von Friedrich Lochner, Pastor. St. Louis, Mo.

Concordia Publishing House. 1895. XII und 294 Seiten Quart
in Halbfranz \$2.00.

Der Sinn für Ordnung gehört zu den Anlagen einer vernünftigen Creatur, und die Ermangelung desselben ist Sünde oder Folge der Sünde. Um so mehr geziemt auch uns Christen ein heiliger, von dem neuen geistlichen Leben in uns bestimmter oder mitbestimmter Ordnungssinn auch und vornehmlich da, wo wir gemeinsam unsere Gotteskindschaft bethätigen, wie solches im christlichen Gemeindegottesdienst geschieht. Zur Ordnung gehört aber nicht nur, daß alles Ungehörige und Störende ferngehalten werde, sondern auch daß bei gemeinsamem Thun die betheiligten Personen und die Berrichtungen derselben so beschaffen sind und sich so zu einander verhalten und an einander fügen, wie es dem Wesen und den Zwecken der Veranstaltung entspricht.

Zum Wesen des christlichen Gemeindegottesdienstes gehört nun, daß Gott die Güter seines Heils der Gemeinde dargibt und dieselbe geschickt und willig macht, seine Gnadengüter anzunehmen und sich derselben zu freuen, und daß die Gemeinde im Glauben annimmt, was Gott ihr in Gnaden gibt, zueignet und versiegelt, und so, in allen Stücken reich gemacht, dem Gott ihres Heils nun auch die Opfer des Lobes und Dankes darbringt und im Gebet ihn auch damit ehrt, daß sie im Allgemeinen und im Besonderen um weitere Gaben aus Gottes milder Gnadenhand im Glauben bittet. Die Mittel, durch welche Gott seiner Gemeinde sein Heil immer wieder schenken will, sind die Gnadenmittel; die Ordnung, welche er für die öffentliche Verwaltung derselben gestiftet hat, ist das öffentliche Predigtamt; die Opfer der Gemeinde sind Opfer der Herzen, Opfer der Lippen und Opfer der Hände; und der Zweck des ganzen Gottesdienstes ist das Heil der Seelen und die Verherrlichung der Gnade Gottes in Christo Iesu, unserm

Herrn. Damit ist aber auch die Grundlage für die Ordnung im Gottesdienst der Gemeinde angegeben. In einem Bau muß das Hauptstück des ganzen Gebäudes oder das, vermöge dessen oder wozu das Gebäude da steht oder dastehen soll, für die Anordnung der einzelnen Theile des Baues ausschlaggebend oder doch vornehmlich bestimmend sein, und wird alles, was zu dem Ganzen nicht in dienendem Verhältniß steht, sondern selbst Zweck werden will, zur Unordnung. So stehen die großen Dome aus dem Mittelalter bei aller ihrer mannigfaltigen architectonischen Schönheit doch als traurige Zeugen und Abbilder einer greulichen Verkehrung des öffentlichen Gottesdienstes da, denn sie sind nicht dazu geeignet, daß darin eine auf dem Grund der Apostel und Propheten erbaute Gemeinde sich reich machen lasse in aller Lehre und Erkenntniß und dem Troste des Evangeliums und als ein priesterliches Volk Gott selber ihre Opfer bringe, sondern sie sind mit ihren hohen, weiten Räumen, ihrem Halbdunkel und ihrem fern entlegenen Hauptaltar angelegt als Tempel eines geheimnißvollen Opferscultus, der durch menschliche Mittler zwischen Gott und der Gemeinde, nicht von derselben, sondern für dieselbe verrichtet wird, daß also der greuliche Messopferdienst, in welchen eigentlich der ganze öffentliche Gottesdienst der Gemeinde umgesetzt worden war, maßgebend für diese Opfertempel gewesen ist. So ist denn auch die Gemeinde, welche sich in solchem papistischen Heiligtum versammelt, im Sinne der papistischen Verkehrung des Gemeindegottesdienstes nicht ein königliches Priestertum, das aus Gottes Hand Gnade um Gnade nimmt und seinem Gott Preis und Anbetung opfert, sondern ein heillooses Volk, für welches an einem Sühnopferaltar ein vermittelndes, gesalbtes und geschorenes Priestertum Gnade erwerben und durch sein Thun Segen spenden soll für Lebendige und Todte. So erklärt sich leicht, was unser Bekenntniß erwähnt mit den Worten: „Bei den Widersachern wird in vielen Ländern, als in Italien und Hispanien zc. das ganze Jahr durch nicht gepredigt, denn allein in der Fasten. Da sollten sie schreien und billig hoch klagen, denn das heißt auf einmal allen Gottesdienst recht umgestoßen, denn der allergrößte, heiligste, nöthigste, höchste Gottesdienst, welchen Gott im ersten und andern Gebot als das größte hat gefordert, ist Gottes Wort predigen.“ Apologie 213.

In diesen Worten ist aber auch namhaft gemacht, was wir als das Hauptstück im christlichen Gemeindegottesdienst zu betrachten und zu beachten haben, nämlich die Predigt des göttlichen Wortes. Wahr und schön schreibt Dr. Luther: „Wenn der Mensch soll mit Gott zu Werke kommen und von ihm etwas empfangen, so muß es also zugehen, daß nicht der Mensch anhebe und den ersten Stein lege, sondern Gott allein, ohne alles Ersuchen und Begehren des Menschen, muß zuvor kommen und ihm eine Zusage thun. Dasselbe Gotteswort ist das Erste, der Grund, der Fels, darauf sich hernach alle Werke, Worte, Gedanken des Menschen bauen, welches Wort der Mensch muß dankbar aufnehmen und der göttlichen Zusagung treulich

glauben und ja nicht daran zweifeln, es sei und geschehe also, wie er zusagt.“ So gewiß das neue Leben des Geistes im Menschen erst gewirkt sein muß, ehe es sich bethätigen kann, und so gewiß es fort und fort der Nahrung und Stärkung bedarf, um auch fort und fort zu wachsen und zu wirken, so gewiß muß die Verwaltung der Gnadenmittel das Hauptstück im öffentlichen Gottesdienste sein und bleiben. Damit ist nicht gesagt, daß in jedem Gottesdienst alle Gnadenmittel müßten im Gebrauch stehen. Und wenn man fragt, welches Stück Handhabung der Gnadenmittel, welche unter den hierzu gehörigen Einrichtungen als das Hauptstück zu gelten habe, so wird man diese Stellung der hörbaren Verkündigung des Evangeliums in der öffentlichen Predigt zuerkennen müssen, wie das Bekenntniß sagt: „Der allergrößte, heiligste, nöthigste, höchste Gottesdienst . . . ist Gottes Wort predigen.“ In der Predigt kommt das Evangelium am vollständigsten und vielseitigsten zu seiner Anwendung und Wirkung; da wird das Wort der Schrift gebraucht zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, zum Trost wider die Sünde und unter dem Kreuz. Daher ist es ganz richtig a parte potiore geredet, wenn man für „Kirchengehen“ auch „zur Predigt gehen“ sagt. So wird denn auch derjenige Pastor, welcher die Predigt als das Hauptstück des Gottesdienstes seiner Gemeinde weiß und würdigt, auch dadurch einen Antrieb haben, seinen Hauptfleiß dahin zu wenden, daß seine Gemeinde vornehmlich in diesem Stück wohl versorgt sei. So sind denn auch die empfindlichsten Ungehörigkeiten im Gemeindegottesdienst und in den Räumen, in welchen dieselben gehalten werden, diejenigen, welche der Predigt im Wege stehen oder Abbruch thun. Wir können uns also auch nicht zu der Auffassung des Gemeindegottesdienstes bekennen, wonach nicht die Predigt, sondern die Sacramentsfeier den Höhepunkt des Gottesdienstes bezeichnete und den Gottesdienst zum Hauptgottesdienst machte. Wir halten dafür, daß derjenige Gottesdienst eines Sonn- oder Festtages der Hauptgottesdienst sei, in welchem am ausführlichsten das hörbare Wort verkündigt und dasselbe von den meisten Zuhörern gehört wird. Andererseits ist aber auch dies festzuhalten, daß die Sacramentsfeier zu derselben Klasse der gottesdienstlichen Einrichtungen wie die Predigt gehört, nämlich der Hauptsache nach nicht ein Opfer, sondern die Verwaltung eines Gnadenmittels ist, wonach wesentlich eben das geschieht, was für die versammelte Gemeinde Zweck der Predigt ist. Aber auch in sofern als im Sacrament Gott mit den Communicanten insonderheit handelt, während die Predigt an die ganze Gemeinde geht, ist die Bedeutung der Predigt als einer Einrichtung des Gemeindegottesdienstes die überwiegende.

In zweiter Reihe stehen dann diejenigen Einrichtungen, in welchen die Gemeinde Gott darbringt, was sie vor ihn zu bringen hat, und auch diese stehen unter einander und zu den Einrichtungen der ersten Klasse in mancherlei Beziehungen, denen die Anordnung und der Aufbau des Gemeindegottes-

dienstes Rechnung zu tragen hat. Auch hier hat die Reformation die Gemeinde wieder eingesezt in den Genuß und die Ausübung ihrer Rechte, die ihr unter dem Papst waren geraubt worden, und die liturgische Ordnung wird auch darauf bezogen sein, daß in derselben und durch dieselbe die Gemeinde munter und rührig gemacht und angeleitet werde, in der Verrichtung dieser heiligen Christenwerke kräftig zusammenzuwirken. Man wird deshalb nicht Ordnung nennen, sondern als Unordnung zu meiden haben alles, wodurch dies Zusammenwirken erschwert oder verhindert wird, wie z. B., wenn der Organist mit voller Orgel der Gemeinde vorausseilt, wenn der ganzen Gemeinde unbekannt Melodien gewählt werden, wenn die Responsorien dem Chor zugewiesen werden und dergleichen. Eben aus diesem Grunde empfiehlt sich auch die Einführung und Beibehaltung einer gewissen Gleichförmigkeit der Gottesdienstordnung in einer aus einer größeren Anzahl Gemeinden bestehenden kirchlichen Körperschaft, indem durch solche Gleichheit erzielt wird, daß ein Christ ohne Mühe auch als Gast in einer Schwestergemeinde oder nach seiner Ueberfiedelung in eine solche sich an dem Gottesdienst betheiligen kann. So hat denn auch schon Luther bald nachdem das Werk der Reformation zunächst in Wittenberg Gestalt gewonnen hatte, während er den Gemeinden volle Freiheit lassen wollte, die äußerlichen Ordnungen auch des öffentlichen Gottesdienstes nach ihrem christlichen Ermessen einzurichten, doch dafür gesorgt, daß eine Form vorhanden wäre, nach der die, welche wollten, sich richten könnten; seine liturgischen Schriften aus den zwanziger Jahren waren in jeder Beziehung recht reformatorische Arbeiten, in denen Luther mit fester und doch wieder mit zarter Hand das Verkehrte ausschheidend und das Gute und Schöne schonend, der deutschen Kirche der Reformation Anleitung zu einem würdigen Aufbau des Gemeindegottesdienstes gab, und die lutherische Kirche hat auch diese Arbeiten dankbar benutzt und benutzt sie bis auf den heutigen Tag.

Auch unsere Synode ist mit ihrer Kirchenagende nicht auf neuen Bahnen eigene Wege gegangen, sondern hat ihr liturgisches Kirchenbuch „aus den alten rechtgläubigen sächsischen Kirchenagenden zusammengestellt“. Auch hat sie diese Kirchenagende mit ihrer Gottesdienstordnung und ihren Formularen nicht wie die anglicanische Episcopalkirche ihr Book of Common Prayer den Gemeinden und Pastoren durch kirchliche Gesetzgebung zu allgemeinem Gebrauch auferlegt, sondern nur als eine gute und schöne Anleitung und Formulareammlung empfohlen, und in diesem Sinn haben auch unsere meisten Gemeinden dieselbe in Gebrauch genommen. Zwar sind ja mehrfach Wünsche nach geringen Abänderungen in einem und dem andern Stücke und nach Hinzufügung einiger weiterer Formulare laut geworden; doch hat sich die Synode bis jetzt nicht entschließen können, diesen Wünschen in der angegebenen Weise Rechnung zu tragen, wohl auch aus dem Grunde, daß unser theurer Herr Pastor Lochner durch die Herausgabe einer Sammlung liturgischer Formulare, die ebenfalls allermeist aus den alten lutheri-

schen Agenden und Kirchenordnungen genommen sind, dem vorhandenen Bedürfniß Rechnung getragen hat.

Eine weitere liturgische Arbeit desselben Verfassers liegt uns nun vor unter dem Titel „Der Hauptgottesdienst der evangelisch-lutherischen Kirche“. Wir möchten diese Schrift als einen Commentar und eine Gebrauchsanweisung für unsere Kirchenagende bezeichnen. Zwar schließt sich diese auf längjährigen eingehenden liturgischen Studien beruhende Arbeit in ihrem Fortschritt nicht an die einzelnen Stücke der Agende in der daselbst vorliegenden Aufeinanderfolge an, sondern hält sich, wie schon der Titel besagt, vornehmlich an denjenigen Theil, welcher die Ueberschrift „Hauptgottesdienst an Sonn- und Festtagen mit Communion“ trägt. Dabei werden auch gewisse Stücke des Hauptgottesdienstes, welche in der Gottesdienstordnung der Agende keine Aufnahme gefunden haben, wie der Introitus, die Abendmahlsvermahnung und die Pax Domini, die sich in andern alten Gottesdienstordnungen finden, abgehandelt. Der Verfasser ist besonders darauf bedacht gewesen, die einzelnen Stücke für sich und in ihrem Zusammenhange zu historischem und liturgischem Verständniß zu bringen. Zur Gebrauchsanweisung rechnen wir neben den mancherlei Winken und Rathschlägen für die Ausführung der einzelnen liturgischen Verrichtungen besonders die sorgfältig ausgewählten und zusammengestellten musicalischen Stücke. Der Anhang über „die Stätten für die Liturgie“ dürfte besonders von solchen Pastoren und Gemeinden mit Nutzen berücksichtigt werden, welche einen Kirchbau vorhaben und darauf bedacht sein wollen, die innere Einrichtung der neuen Kirche mit liturgischem Sinn und Geschmack zu gestalten. Wohlthuend berührt uns an der ganzen Arbeit die bei aller Liebe zur Sache und einer warmen Werthschätzung liturgischer Schönheit und Zweckmäßigkeit zu Tage tretende Nüchternheit, die nicht für liturgische Formen schwärmt, nicht Schmuck und Bier zur Hauptsache im öffentlichen Gottesdienst werden läßt, sondern das Eine, das noth ist, als dasjenige festhält, dem alles Uebrige dienen muß, und wir schließen uns dem Wunsche an, welchen der geehrte Verfasser am Ende seines Vorworts ausspricht mit den Worten: „Gott erhalte uns bei seinem reinen Wort und Sacrament und lasse uns also in seinem Worte leben, daß auch in Bezug auf den öffentlichen Gottesdienst alles, was sich an Ceremonien und Weisen durch Menschenhand um die Gnadenmittel rankt, denselben diene und dabei nicht als gemachter, sondern als ein natürlicher und wirklicher Schmuck bei dem gemeinsamen Brauch der Gnadenmittel und im gemeinsamen Bekenntniß und Lob des Allerhöchsten erscheine.“

A. G.

(Eingesandt von A. F. Hoppe.)

Nachricht über den Fortgang der Arbeit an unserer St. Louiser Lutherausgabe.

Wiederholt ist von mehreren Seiten der Wunsch gegen mich ausgesprochen worden, ich möchte hin und wieder in unsern Zeitschriften Nachricht geben über unsere Lutherausgabe, damit auch in unseren eigenen Kreisen mehr Interesse für dieselbe erweckt werde, und diejenigen, welche sie noch nicht besitzen, gereizt werden möchten, sich dieselbe anzuschaffen. Ich vermag dies nun in keiner andern Weise zu thun als durch Nachweis von Fehlern in andern Ausgaben, die in der unsrigen verbessert worden sind, denn das Loben und Anpreisen meiner eigenen Arbeit kann ich begreiflicher Weise nicht besorgen.

Hiermit gebe ich also die Nachricht, daß der fünfte Band im Manuscript vollendet und in der Druckerei in Arbeit ist, und ich in der Bearbeitung des sechsten Bandes so weit vorgeschritten bin, daß ich die Uebersetzung der alten Uebersetzung der Scholien Luthers zu Jesaia, auch die Neuübersetzung der Auslegungen Luthers über Hosea in dreifacher Relation (nämlich nach der Zwidauer Handschrift, nach der Baseler Ausgabe und nach der Ausgabe Veit Dietrichs), ca. 2100 Columnen, eben beendet habe. Dies ganze Material ist, wie gesagt, lateinisch, und die Bearbeitung zum Theil mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen, weil der Text der lateinischen Vorlagen vielfach sehr verderbt ist. Dies gilt nicht allein von den schon in den alten Ausgaben vorhandenen Schriften (z. B. in der weitläufigeren Erklärung des 53. Capitels Jesaiä sind in dem kleinen Abschnitte § 207 drei schwere Textverderbnisse, welche weder von den Herausgebern des Lateinischen noch von dem alten Uebersetzer erkannt worden sind), sondern auch von den Schriften in den kritischen Ausgaben der neuesten Zeit; in höherem Maße von der Erlanger Ausgabe, in geringerem von der Weimarschen. Die Richtigkeit dieser Angabe wollen wir für diese Ausgaben an je Einer Schrift nachweisen.

Aus der Erlanger wählen wir die von Dietrich herausgegebene Auslegung des Hosea, exeg. opp., tom. XXIV, p. 165 sqq. Wir wollen nichts sagen von der hundertfach falschen, vielfach sinnlosen und sinnstörenden Interpunction, welche in der Weimarschen Ausgabe, Bd. XIII, S. XXXVI mit diesen Worten abgefertigt wird: „Die Erlanger Ausgabe ist hierin gar nicht zum Muster zu nehmen.“ Die gebräuchlichsten Compendien, als die für que, quam, quod, tur, sind nicht richtig aufgelöst, und wir begegnen S. 291 und S. 297 dem Worte quoquam statt quoque; S. 295 postque statt postquam; S. 282. 299. 348. 397. 440 quod statt quam; S. 242 und S. 485 quam statt qui; S. 377 quo statt quod; S. 322 qua statt quae; S. 235 premunt statt premuntur. Eigennamen

sind klein geschrieben: S. 222 und S. 396 aquas statt Aquas (Aach); S. 265 lyra statt Lyra; S. 523 aquila statt Aquila; S. 349 salus statt Salus (die Göttin des Heils); S. 374 cupidinem statt Cupidinem (Cupido); S. 377 priapum statt Priapum; und umgekehrt finden wir S. 209 Paulo statt paulo. Ein Curiosum ist S. 487 das Wort levinati statt Levi nati (vom Stamme Levi geboren). Wir begegnen Wörtern, die es nicht gibt: S. 223 connovatur statt concionatur; S. 279 impenditium statt impendentium; S. 375 indignationem statt indignationem; S. 499 stulus (kein Druckfehler, denn auch die Wittenberger liest so) statt stultus; S. 330 distincti statt distincti. S. 167 steht habet statt habent; S. 273 ostendit statt ostendat; S. 274 discant statt discunt; S. 277 invenire statt inveniri; S. 278 timere statt timeri; S. 180 cultis statt cultus; S. 191 respublica statt respublicae; S. 209 sic statt hic; S. 217 convenimus statt conveniunt; S. 249 beneficia statt beneficio; S. 250 vinae statt vineae; S. 279 significationis statt significationes; S. 289 at statt et; S. 295 στήθειν statt στήθεων; S. 303 dum statt tum; S. 306 vidi statt vide; S. 310 ferre statt fere; S. 318 defenderunt statt defenderent; S. 326 impositio statt imposito; S. 329 filios statt filius; S. 338 praedicat statt praecidat; S. 349 tamen misericordiam statt tam misericordem; S. 352 ingratis statt in gratia; S. 377 vocabula statt vocabulo; S. 400 in statt ita; S. 10 feri statt seri; S. 436 in Jacobum statt in Jacob, cum etc.; S. 445 docet statt docent; S. 477 queri statt quaeri; S. 504 rectum statt tectum; S. 505 ecclesia statt ecclesiae. Auch das Hebräische ist mehrfach fehlerhaft anführt, z. B. S. 395. 456 und 485. Dies Register ließe sich noch erheblich vergrößern, doch es mag genug sein.

Nun wenden wir uns zu der Weimarschen Ausgabe und nehmen aus derselben die Auslegung des Propheten Hosea nach der Zwickauer Handschrift vor uns, welche sich daselbst Bd. XIII, S. 2 ff. findet. Der Text derselben ist im Vergleich zu dem der Erlanger golden, und es sind nur wenige Lesefehler oder falsche Lesarten vorhanden, so daß wir die Erlanger Ausgabe, nach der wir die ersten Seiten bearbeitet hatten, mit Freuden aus der Hand legten, sobald wir die bessere Beschaffenheit der Weimarschen erkannt hatten. Doch auch bei Bearbeitung dieser Ausgabe hatten wir mehrfach mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn so sorgfältig in derselben auch die Handschriften zu Rathe gezogen sind, so vermiffen wir doch bei ihr eine gebührende Berücksichtigung der heiligen Schrift (resp. der Vulgata). Daraus sind in dieser Einen Schrift mehr als zwanzig Fehler entstanden: es sind die Anmerkungen zu falschen Bibelstellen gezogen; es fehlen hier und da die nöthigen Stichworte; anderswo sind Worte als Stichwort hervorgehoben, die es nicht sind; ja, es sind selbst falsche Stichworte gegeben, was natürlich den Sinn nicht wenig beeinträchtigt. Nun lassen wir Belege hiefür folgen. S. 5, Zeile 10 (Cap. 1, 7.) finden wir

„Non salvabo“ als Stichwort, während es (aus demselben Verse) *Et salvabo* heißen sollte. Die Anfangsworte der gleich folgenden Auslegung: „Mit wunderlieblichen Worten weisen alle Propheten auf das Reich Christi hin“, hätten doch dem Herausgeber die Augen darüber öffnen müssen, daß „Non salvabo“ nicht das richtige Stichwort sein kann, und hätte er dann in der Bibel geforscht, so würde er *Et salvabo* gefunden haben. — S. 9, Z. 17 (Cap. 2, 14.) *Loqui ad cor* mit seiner Auslegung, welches mit der Verszahl „15.“ bezeichnet ist, gehört zum 14. Verse und hätte vor Zeile 14 gesetzt werden sollen. Dagegen war in Zeile 14 vor *Vinitores* die Verszahl „15.“ zu setzen. In derselben Zeile wird mit der Erlanger hier statt *hoc* zu lesen sein. — S. 19, Z. 1 hätte vor *Sic melius* der erste Theil von Cap. 4, 12. (nach der Vulgata) als Stichwort gesetzt werden sollen. Es fehlt aber ein Stichwort, und die Auslegung von B. 12. ist ohne eine neue Verszahl und sonstige Unterscheidung an B. 11. angereicht. — S. 20, Z. 5 (Cap. 4, 13.) *Ideo fornicabuntur* ist mit der Verszahl „14.“ bezeichnet, wiewohl es noch zu B. 13. gehört; erst in der folgenden Zeile hätte „14.“ gesetzt werden sollen, vor: *Non visitabo*. — S. 21, Z. 3 fehlt das Stichwort und die Verszahl vor der Auslegung (Israhel zc.), welche nicht zu Cap. 4, 15. gehört, wohin es die Weimarsche Ausgabe gezogen hat, sondern zu B. 16. — S. 29, Z. 3 ist *Scientiam etc.* zu Cap. 6, 7. gezogen, während es zu B. 6. gehört. — S. 32, Z. 10 sollte die ganze Zeile: [Cap. 7,] 5. *Die regis etc.* getilgt werden, denn die ganze Auslegung Z. 11 bis 19 gehört zu B. 4., nicht zu B. 5. Die Verszahl „5.“ sollte vor Z. 20 gesetzt werden, wo *Die regis etc.* richtig als Stichwort gesetzt ist. — S. 34, Z. 16 sollte mit dem Worte *Recedere* ein neuer Absatz begonnen haben, und die Verszahl (Cap. 7.) „13.“ davor gesetzt worden sein. Nun aber macht es den Eindruck, als ob die ganze folgende Auslegung noch zu B. 12. gehöre. — S. 35, Z. 18 (Cap. 7, 14.) ist mit den Worten *Sed ego laetor in corde etc.* ein neuer Absatz gemacht, und diese Worte sind als Stichwort hervorgehoben. Hier würde es ungereimt sein, die Worte: „Sie verehren den Bauch als ihren Gott und verlassen mich“, auf die vorhergehenden Worte: „Aber ich freue mich von Herzen“, als auf ihr Stichwort zu beziehen, und die Weimarsche Ausgabe hätte schon daraus erkennen müssen, daß letztere nicht das richtige Stichwort sind. Ein Blick in die Bibel hätte ferner gelehrt, daß die Worte *sed ego laetor in corde etc.* sich hier nicht in dem auszulegenden Bibeltexte befinden, also auch überhaupt hier nicht Stichwort sein können. Vielmehr sind sie aus Ps. 4, 7. frei nach der Vulgata entnommen und gehören zum Vorhergehenden. Daß dies übersehen worden ist, darüber muß man sich um so mehr verwundern, weil im Text Psalm 4 angegeben ist, und die Weimarsche Ps. 4, 8. an den Rand gesetzt hat. — S. 37, Z. 14 sollte vor *Invocant* das betreffende Stichwort mit der Verszahl (Cap. 8.) „2.“ gesetzt werden. — S. 37, Z. 15 ist die Verszahl „3.“ zu tilgen, denn die dort gegebene Anmerkung gehört noch zu

B. 2. In derselben Zeile ist statt Allegorat zu lesen: Allegat. — S. 38, Z. 1 ist die Verszahl „3.“ zu setzen. — S. 38, Z. 11 sollte die Verszahl (Cap. 8,) „5.“ vor Projectus stehen, dagegen in Z. 14 getilgt werden. — S. 38, Z. 21 hätte mit „Ipse“, welches ein neues Stichwort ist und gesperrt sein sollte (in unserer Bibel: „das Kalb“; Vulg.: ipse), ein neuer Absatz beginnen sollen, versehen mit der Verszahl (Cap. 8,) „6.“ Dagegen ist diese Zahl S. 39, Z. 7 zu tilgen. — S. 40, Z. 12 sind die Worte: „Sed et“ zu tilgen, dagegen in die folgende Zeile zu setzen nach der Verszahl (Cap. 8,) „10.“, denn sie gehören zum Stichwort. — Die Worte S. 40, Z. 18: conturbat terras sind nach Ps. 29, 9. in conturbat cervas (er erregt die Hindinnen) zu verändern. Die Erlanger liest cerras. — In der Auslegung von Cap. 8, 12. begegnen wir S. 41, Z. 5 dem uns sinnlos scheinenden Satz: si do tanquam scriptum omnium eum, nihil tamen efficio etc. Statt omnium eum wird wohl nomen meum zu lesen sein, worauf auch das hinzudeuten scheint, was die Baseler Ausgabe bietet: aliud semper nomen indunt. — S. 43, Z. 20 ist die Verszahl (Cap. 9,) „8.“ zu tilgen. Dieselbe ist S. 44 entweder vor speculatorem oder Z. 12 vor Laqueum zu setzen. — S. 49, Z. 20 sind die Worte: Super faciem aquae als Stichwort hervorgehoben, sind es aber nicht, sondern gehören zum Vorhergehenden. Dagegen hätte unmittelbar nach den eben angeführten Worten die Verszahl (Cap. 10,) „8.“ gesetzt werden sollen mit dem Stichwort Disperdentur. In der folgenden Zeile ist dann die Verszahl zu tilgen. — S. 51, Z. 26 fehlt zu Anfang der Zeile die Verszahl (Cap. 10,) „13.“ und das Stichwort: Arastis impietatem etc. — S. 56, Z. 21 sollte die Verszahl (Cap. 12,) „2.“*) getilgt werden. Die neue Verszahl „2.“ mit dem Stichwort: Judicium ergo Domini etc., welches in der Weimarschen fehlt, hätte schon Z. 18 stehen sollen vor dem Worte Judas. — S. 58, Z. 27 fehlt das Stichwort Idolium und die neue Verszahl (Cap. 12,) „8.“ Die Auslegung ist in der Weimarschen zum siebenten Verse gezogen. — S. 62, Z. 13 fehlt vor Servavi te das Stichwort In deserto und die Verszahl (Cap. 13,) „5.“ — S. 62, Z. 14 fehlt vor den Worten: „sie haben die Fülle“ das Stichwort Juxta pascua und die Verszahl „6.“ — S. 64, Z. 12 sollte vor Pro ipse die Verszahl (Cap. 13,) „15.“ stehen, nicht erst Z. 13. — S. 65, Z. 18 sollte vor Perdetur die Verszahl (Cap. 14,) „6.“ stehen, nicht erst Z. 22. — Noch an vielen anderen Stellen als den hier angeführten haben wir Schwierigkeiten überwinden und Verbesserungen vornehmen müssen.

Auch in der alten Ausgabe Walchs haben wir nicht alles glatt vorgefunden, sondern bei der Uebersetzung vieles Höckerichte eben machen müssen. Davon wollen wir jetzt gleichfalls eine Anzeige geben. Die fol-

*) Die Verszahlen in Cap. 12 sind hier nach der Vulgata um Eins niedriger als in unserer Bibel.

genden Beispiele sind alle aus Einer Schrift hergenommen, nämlich der kurzen Auslegung über den Propheten Jesaja, Bb. VI, 1 ff. Dasselbst lesen wir Col. 95, § 7*) „Gerechtigkeit“ statt Ungerechtigkeit (injustitiam); 164, 22 „Medici“ statt Heilkunde (medicina); 184, 55 „an allen Orten“ statt an allen Arten (omnimodis); 185, 57 und ebenso 400, 2 „Nacht“ statt Nacht (nocte); 221, 120 „Verföhnung“ statt Verfehlung (praefinitio-nem); 227, 129 „sie“ statt sich; 258, 169 „im Zaume halten“ statt ver-zäumen (sepire); 266, 184 „ein Sohn“ statt in dem Sohne (in filio); 269, 189 fehlt das Wort Sorge; 293, 228 lesen wir: „ob gleich dergleichen Eigenschaften nicht wirkliche Personen (propria personae) sind, wie die Grammatici die Nomina propria nehmen“, statt: obgleich sie [Namen, die von Aemtern und Thätigkeiten hergeleitet sind] nicht Eigennamen der Person sind, wie die Grammatiker Eigennamen nennen (etiamsi non sunt propria personae, sicut grammatici vocant propria); 297, 232 „alle“ statt also (sic); 330, 1 „Hunger nach dem Wort“ statt theure Zeit, was das Wort anbetrifft (famem verbi); 454, 16 „nachmals“ statt niemals (nunquam); 493, 11 „die Worte“ statt das Wort [Gottes] (in usu verbi); 532, 13 „Ketzerien“ statt Ketzer (haeretici); 539, 26 „ein jedes Thier“ statt alles, was lebet (omne animal [Ps. 145, 2.]); 559, 65 „gemessen hat“ statt zugemessen worden ist (mensuratus est); 592, 7 „Hanes“ statt Tanis (Thanes); 761, 19 „Göthen“ statt Klöße (stipites); 766, 28 „schändlich“ statt schädlich (perniciosa); 813, 15 „andere“ statt alle (omnes); 819, 30 „Riese“ statt Kriegsmann (bellator); 821, 34 „ein Manichäer“ statt Manichäus (Manichaeus); 835, 11 „merkwürdige“ statt unaussprechliche (inenarrabilem); 865, 29 „Daß er den Herrn nennet“ statt Was der Herr sagt (Quod Dominus dicit); 954, 2 „Ihr, die ihr das Wort nicht verachtet, verzweifelt nicht, sondern suchet, daß alles überall recht zugehe und bestellet werde“, statt Ihr, die ihr das Wort nicht verachtet, sondern wolltet, daß alles überall recht zugehe und regiert werde, verzweifelt nicht! (Nolite desperare, vos, qui non contemnitis verbum, sed velle-tis, recte omnia ubique geri et administrari); 974, 8 „Böses lehren“ statt wenn nicht recht gelehrt wird (male docere); 1062, 39 „anstatt der Juden, die sich ärgern werden, soll nicht ein Volk, sondern viele Heiden in der Gestalt des Kreuzes Christi besprengt werden“, statt: anstatt der Juden, die sich ärgern werden an der Gestalt des Kreuzes Christi, soll nicht Ein Volk, sondern viele Heiden besprengt werden (loco Judaeorum, qui offenduntur formis crucis Christi, non unus populus, sed multae gentes asper-gentur); 1068, 49 „dasfelbe“ statt ihn (eum [Christum]); 1105, 120 „Ich, spricht der Satan, will dich selig machen“, statt Ich, spricht er [Christus Jef. 49, 25.], will dir helfen (Ego, inquit, te salvabo); 1118, 143 „Und

*) In dem, was jetzt folgt, zeigt die erste Zahl die Columne an, die zweite den Paragraphen.

nicht allein ist er genommen worden aus demjenigen Gerichte“, statt Und er ist nicht allein durch dasjenige Gericht verdammt (illo iudicio sc. condemnatus); 1182, 23 „häßliche“ statt hassenswerthe (odiosi); 1187, 31 „kezerische“ statt aufrührische (seditiosa). Daß 1277, 24 robore und patrem eorum geboten wird statt der richtigen Lesart der Vulgata: rubore und partem suam, daran ist Walch nicht allein schuld, sondern auch die lateinischen Ausgaben, welche dieselbe falsche Lesart haben, wohl aber ist er 1277, 23 verantwortlich für confessione statt confusione. 1129, 160 ist Luthers Uebersetzung für die der Vulgata angesehen worden. 1134, 167 sagt der Uebersetzer, daß in der lateinischen Uebersetzung der Plural, in mortibus, stehe, während dies nur im Hebräischen der Fall ist. 803, 44 fährt der Uebersetzer nach „der Aberglaube“ fort: „Diese ist die Königin und Kaiserin über alles, was hoch ist in der Welt.“ Bisweilen sind die gebotenen Uebersetzungen nicht geradezu falsch, aber doch nicht befriedigend, z. B. 1107, 126 „den ganzen Erdboden zu heilen“ statt die ganze Welt selig zu machen; 1110, 130 ist cathedra [der Stuhl oder Sitz aus Ps. 1, 1., „da die Spötter sitzen“] wiedergegeben durch: „der Catheder“. Politia ist fast ausnahmslos gegeben durch „Policey“, was hier und da einen recht komischen Eindruck macht, als, 738, 17: „also klagt er [Hiskia] hier darüber, daß er die Policey verlassen müßte“. Als eine Anzeige mag dies genug sein; eine ausführliche Angabe aller Fehler und Unebenheiten möchte wohl ein Büchlein füllen.

V e r m i s c h t e s .

Bankerott. Unter dieser Ueberschrift schreibt die „Hermannsburger Freikirche“: „Jüngst hörte ich Folgendes erzählen: Es sprachen zwei mit einander über die kirchliche Lage. Der Eine fordert den andern auf: Sage mir ein Schriftwort, welches gegen unsere Lehre zeugt, dann will ich nachgeben. — ‚Was hilft das?‘ erwidert der andere, ‚sage ich dir ein Schriftwort, so hast du ein anderes Schriftwort dagegen. Gottes Wort ist immer recht. Nimmt man’s so, ist’s recht, — nimmt man’s anders, ist’s auch recht.‘ Das ist die bequeme Weisheit der Synkretisten, der kirchliche Bankerott. Weil diese Weisheit sich jetzt in gewissen Kreisen eingebürgert hat, also von allgemeiner Bedeutung ist, so wird’s gut sein, sie einmal auf ihren Ursprung zu beleuchten. Es ist zunächst unleugbar, daß in obiger Rede des Synkretisten eine schwere Anklage gegen die Heilige Schrift enthalten ist. Es wird dieses den Betreffenden wohl nicht immer zum klaren Bewußtsein kommen, aber dennoch ist der Vorwurf gegen die Heilige Schrift da. Denn jener Synkretist gibt zu, daß sein Gegner für sich und seine Stellung Schriftworte anführen kann, — aber er behauptet, in derselben Weise für seine

eigene Stellung Schriftworte gebrauchen zu können. Da würde also die Bibel schließlich beiden Recht geben, da würde es gänzlich nutzlos sein, aus der Heiligen Schrift erkennen zu wollen, welche von beiden Lehren recht wäre. Heißt das nicht, den Heiligen Geist beschuldigen, in seinem Worte unklar und zweideutig geredet zu haben? Wird da der ewigen Weisheit nicht der Vorwurf gemacht, so in der Bibel geredet zu haben, daß wir den eigentlichen Sinn nicht mit Sicherheit erkennen können? Wer so steht, kann unmöglich mit unserer Concordienformel bekennen, daß die Heilige Schrift die einige wahrhaftige Richtschnur ist, nach der alle Lehren und Lehrer zu richten und zu urtheilen sind. Denn wenn jeder Lehrer, sowohl der rechte als der falsche, sich auf die Schrift beruft und niemand entscheiden kann, wer da Recht hat, — dann ist's unmöglich, zu urtheilen und die Wahrheit zu finden. Das ist nichts anderes, als der Bankerott an aller Wahrheit. Ja, solche strafen die Heilige Schrift Lügen. Denn sie sagt: ‚Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen‘, und wiederum: ‚Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint in einem dunklen Ort.‘ Ist aber die Heilige Schrift ein ‚Licht‘, so lügen diejenigen, welche dieselbe für ‚dunkel‘, unklar, zweideutig erklären. Nicht an dem Worte Gottes liegt die Schuld, daß viele die Wahrheit nicht mit Sicherheit erkennen können und immerdar umherirren, — sondern an dem Menschen. Als der Herr Jesus bei der Heilung eines Blinden denselben fragte, ob er etwas sähe, antwortete derselbe: ‚Ich sehe Menschen gehen, als sähe ich Bäume‘; als Jesus ihn aber zum zweiten Male sehen hieß, da ‚konnte er alles scharf sehen‘. Woran lag es, daß der Mann das erste Mal alles nur undeutlich, ja verkehrt sah? Lag es daran, daß die Sonne nicht schien, daß es Nacht war? O nein, die Sonne schien das erste Mal ebenso hell, als er nur undeutlich und verkehrt sah, wie das zweite Mal, wo er alles scharf und richtig sah. Es lag die Ursache an dem Manne, seine Augen waren noch nicht völlig geheilt. — So ist's auch mit der heiligen Schrift. Diese strahlt immer in derselben Klarheit, aber es gibt Menschen, welche trotz des hellen Lichtes dennoch mit sehenden Augen nicht sehen, oder alles verkehrt sehen. Anstatt aber sich die Schuld zu geben und um Heilung zu bitten, schieben sie die Schuld auf die Bibel. Es kommt an auf die Herzensstellung des Menschen. Manche gehen, was die Lehre anbelangt, mit einer vorgefaßten Meinung an die Schrift. Sie haben sich die Lehre schon vorher nach ihrer Vernunft zurecht gemacht, nun soll die Schrift sie bloß bestätigen. Da muß dann die Schriftstelle so lange gedreht und gewendet werden, bis sie paßt. Kommt nun ein anderer und sagt: Deine Lehre ist verkehrt, denn so stehet geschrieben, — so werden sie unsicher und unruhig, aber ihre vorher zurechtgemachte Lehre wollen sie nicht fahren lassen. Was nun? O sehr einfach: ‚Nimmt man die Schrift so, ist's recht — nimmt man sie anders, ist's auch recht‘, lautet ihre Antwort. Andere haben sich entschlossen, eine bestimmte

kirchliche Stellung einzunehmen. Sie sind zu diesem Entschluß nicht auf Grund der Schrift gekommen, sondern auf Grund vernünftiger Ueberlegung. Nachträglich wird ihnen bewiesen: Die Stellung, welche ihr einnehmen wollt, ist Schriftwidrig. Sie werden beunruhigt; aber schnell wird ein sanftes Ruhefissen wieder untergelegt und es heißt: „Darüber wollen wir nicht streiten, ihr führt Schriftstellen an, welche gegen uns sprechen, wir haben solche, welche für uns sind, die Schrift ist immer recht!“ Wer sieht nicht, daß in diesen und ähnlichen Fällen die Schrift sich nach der eingenommenen Stellung des Menschen richten muß, aber nicht des Menschen Stellung nach der Schrift? Die Schrift ist in allen Fällen klar, deutlich und hell, aber das verkehrte Herz wehrt dem Lichte. Der natürliche Mensch folgt dem Lichte der Vernunft, aber vom Lichte des göttlichen Wortes will er sich nicht erleuchten und regieren lassen. Es liegt am Tage, daß bei solchen ein vollständiger Bankerott eingetreten ist. Sie gleichen Schiffen, welche steuer- und ziellos auf dem weiten Meere umhertreiben; und gerade in dieser Zeit des großen Abfalls sind sie rathlos, wissen nicht, wohin. Bald versuchen sie's hier, bald dort. Bald schieben sie die Schuld ihrer Unsicherheit und Rathlosigkeit auf die Pastoren, bald auf die Schrift zc. Und kommen endlich solche, welche ihre Schwächen zu benutzen wissen, und werden ihre Führer, so lassen sie sich in ihrer Rathlosigkeit, ihrem Bankerott führen, wohin jene Führer nur wollen, und gerathen so immer tiefer in die Irre. Das ist die Strafe dafür, daß sie sich nicht allein führen lassen wollen von dem hellen Lichte des göttlichen Wortes, die Strafe dafür, daß sie die Heilige Schrift für dunkel und zweideutig halten, während doch bloß ihr Herz der ‚dunkle Ort‘ ist, wohin sie das Licht nicht scheinen lassen wollen. Bitten wir den Herrn, daß er uns vor solcher Rathlosigkeit bewahre. Bitten wir ihn, wenn wir diese oder jene Wahrheit noch nicht deutlich erkennen können, wenn wir unsicher sind, welchen Weg wir wandeln sollen, — daß er die Wolken und Nebel von unserm Herzen und Verstande wegnehme und uns heile, damit wir ‚alles scharf sehen können‘.“ So weit die „Hermannsburger Freikirche“. Sie deckt mit ihren Bemerkungen einen tiefen Schaden der Kirche unserer Zeit auf. Es ist wirklich mitten in der „protestantischen“ Christenheit Sitte geworden, die Bibel als ein dunkles, zweideutiges Buch zu behandeln, wenn man auch noch mit dem Munde die Klarheit der Schrift bekennt. Daher auch die modernen Bestrebungen, sich auf Grund von menschlichen Compromissen kirchlich zu vereinigen, anstatt die geoffenbarte Wahrheit der Schrift, und zwar die ganze geoffenbarte Wahrheit, zur Basis der Vereinigung zu machen. Letzteres, meint man, sei unmöglich. Es ist das die practische Verzweiflung an der Klarheit der Schrift.

F. P.

Literatur.

Unsere Stellung in Lehre und Praxis. Vortrag gehalten vor der Delegatensynode 1893 der Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten von F. Pieper. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1896. 52 Seiten. Preis: 15 Cents.

Dieser schon vor drei Jahren im „Lutheraner“ und anderen Zeitschriften veröffentlichte Vortrag bedarf innerhalb unserer Synode kaum eingehender Empfehlung. Jeder, der denselben gehört oder gelesen hat, wird mit Freude darnach greifen, nachdem er nun in handlicher Broschürenform erschienen ist. Die ganz besonderen Gaben des Verfassers sind unter uns bekannt. Sie lassen sich auch auf jeder Seite dieses Schriftchens erkennen: Klare, durchsichtige Darlegung, zwingender, überzeugender Schriftbeweis, knappe Diction, Zurückgehen auf die Principien etc. Gott lege auch fernerhin seinen Segen auf dieses kleine, aber überaus wichtige Buch! Es wird Jedem treffliche Dienste für Lehre und Wehre leisten. Ganz besonders sei es denen empfohlen, die unsere Stellung bisher nur aus den tendenziösen Veröffentlichungen unserer Gegner haben kennen gelernt. Hier haben sie eine kurze, aber gründliche authentische Darstellung derselben. Es gibt kein besseres Schriftchen, welches man auswärtigen Bekannten und Verwandten hüten und drücken, gelehrt und ungelehrt in die Hand geben könnte.

L. F.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die Delegaten-Synode der Synode von Missouri, Ohio u. a. St. tagte vom 29. April bis 9. Mai dieses Jahres zu Fort Wayne, Ind. Vicepräsident Meyer predigte, Präses H. C. Schwan hielt die Synodalrede und erstattete den amtlichen Bericht. Aus den Verhandlungen der Synode seien hier die folgenden Einzelheiten mitgetheilt, welche von allgemeinem Interesse sein dürften. Für das theologische Seminar in St. Louis wurde eine weitere, die sechste, Professur creirt und der Bau eines eigenen Wirthschaftsgebäudes, das nicht mehr als \$20,000 kosten soll, beschlossen. Die praktisch-theologische Anstalt zu Springfield soll in der Regel nur junge Leute im Alter von 17 bis 25 Jahren aufnehmen und die Zahl der Schüler auf etwa 175 beschränken. Diese Beschränkung geschah namentlich im Interesse der gründlichen Ausbildung. Aber auch deshalb, weil man hofft, daß die Zahl der Studirenden in St. Louis sich stetig steigern wird. Die Mittelschulen zu Concordia, Mo., und Neperan, N. Y., gehen in den Besitz und die Verwaltung der Allgemeinen Synode über. Die Anstalten zu St. Paul, Minn., und Seward, Neb., bleiben in statu quo. — Die Innere Mission solle mit neuem und größerem Eifer betrieben werden. Namentlich sollen die Gemeinden gebeten werden, außer den Missionsfest-Collecten noch alljährlich mindestens eine Gemeinde-Collecte für die Kasse der Inneren Mission zu sammeln. Die Bitte einer Anzahl lutherischer Christen in London, England, um Zuwendung eines Pastors wurde gewährt und die Arbeit daselbst der Verwaltung der Allgemeinen Commission für Innere Mission unterstellt. Die Arbeit in Hamburg, Deutschland, wurde der Sächsischen „Freikirche“ zugewiesen. — Unter den Heiden arbeiten in Indien die Missionare Näther, Mohn, Kellerbauer. Die Mission in Japan (Mitsuno) wurde gleichfalls der Commission der Allgemeinen Synode unterstellt. — Von der Synode wurde neu aufgenommen die Mission unter den Taubstummen dieses Landes, deren es etwa 40,000 gibt und die zum großen Theil kirchlich un-

versorgt sind. Vier Studenten von St. Louis haben die Zeichensprache gelernt. — Das „Homiletische Magazin“ soll zu einem Magazin für Homiletik und Pastoraltheologie erweitert werden. Eine theologische Vierteljahrschrift in englischer Sprache soll neu erscheinen. Das „Concordia Magazine“, ein Unterhaltungsblatt in englischer Sprache, wurde von der Synode adoptirt. In diesem letzteren Blatt, aber auch in keinem andern Blatt der Synode, können Geschäftsanzeigen Aufnahme finden. — Die kurze Auslegung des kleinen Lutherischen Katechismus, welche von dem Hochwürdigem Allgemeinen Präses ausgearbeitet und von den einzelnen Conferenzen und der betreffenden Commission geprüft war, lag der Synode im Probedruck vor. Der Katechismus wurde als ein Katechismus der Synode angenommen. — Die alten Beamten der Allgemeinen Synode wurden sämmtlich wiedergewählt. Die nächste Versammlung wird, D. v., Mittwoch vor Cantate 1899 in St. Louis zusammentreten.

J. P.

Der Talar und die einheitliche Kopfbedeckung im New York-Ministerium. Im „Herold“ finden wir wörtlich Folgendes: „Die nächste practische Frage“ (bei einer Pastoral-Conferenz des New York-Ministeriums) „ist die von P. Eucher gestellte: Wann und wo sollen wir den Talar tragen?“ Er leitete dieselbe ein durch einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Entstehung und Bedeutung des Talars. Wo ein Amtskleid angenommen ist, soll es auch getragen werden, nicht nur bei den Gottesdiensten in der Kirche, sondern auch bei Amtshandlungen, wie Taufe, Trauung, Kranken-Communion und Begräbniß. Nicht angebracht sei es, den Talar auf den Straßen zu tragen, indeß empfehle es sich, einen Talar zu besitzen, der sich leicht mitnehmen und schnell anziehen läßt. Jedenfalls sei es Beschluß der Conferenz, daß bei etwaigem Begräbniß eines Amtsbruders alle Pastoren im Talar Theil nehmen. Auch soll bei den Conferenz- und Synodal-Gottesdiensten jeder der amirenden Geistlichen einen Talar tragen. Da ein Barrett hierzulande wenig gebraucht wird, mache sich das Fehlen einer einheitlichen Kopfbedeckung der Amtsbrüder bei Grundsteinlegungen, Kirchweihen und Begräbnissen sehr bemerkbar. (Siehe sich nicht eine einheitliche Kopfbedeckung im Ministerio herbeiführen? Ann. d. Sect.)“ So weit der Bericht im „Herold“. Zu einer „einheitlichen Kopfbedeckung im Ministerio“ haben wir „Missourier“ es noch nicht gebracht. Gott erhalte uns die Einigkeit im Glauben!

J. P.

Rechtfertigung und Heiligung. Der „Lutheran Evangelist“ sagt ganz richtig: „Eine Befehung, die nicht das Herz und das Leben reinigt, ist nicht eine wahre Befehung. Eine Religion, die die Menschen in ihren Sünden liegen läßt, ist nicht eine wahre Religion.“ Wenn das Blatt aber fortfährt: „Der Apostel sprach nicht nur eine tief philosophische“ (!), „sondern auch ethische Wahrheit aus, wenn er sagte: ‚So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht‘“, so liegt ein falscher Schriftgebrauch seitens des „Evangelist“ vor. An der betreffenden Schriftstelle, Röm. 10, 10., ist nicht von der Lebens-, sondern von der Glaubensgerechtigkeit die Rede.

J. P.

Ueber den Gebrauch der deutschen und englischen Sprache in Einer Gemeinde finden wir im „Lutherischen Herold“ die folgenden Meinungen ausgesprochen: „In der Regel ist es nicht nutzbringend, wie sich aus vielen Beispielen beweisen läßt; jedoch in der Ausnahme, wie in Landgemeinden, möchte es sein. Immerhin aber ist der Gebrauch von zwei Sprachen in Einer Gemeinde ein Unbing. Einmal werden die älteren Glieder der Gemeinde um ihre Gottesdienste verkürzt. Ferner legt es dem Pastor die doppelte Arbeit auf, mit Confirmandenstunden und Sonntagsschule; er muß die doppelte Zeit haben für Herstellung seiner Predigten, denn nur in einer Sprache und demnach in einer Bibel sei man zu Hause. Wenn dann die

Gemeinden so viel „englisch“ würden und doppeltes Gehalt gäben, könnte man es von dem Standpunkt billigen.“ (?) „Zmerhin aber bewirkt es sowohl eine Zersplitterung der Arbeitskraft des Pastors und somit eine Verminderung der Redegabe, als auch einen Rückschlag in der Gemeinde. Die Glieder gewöhnen sich an, unregelmäßig den Gottesdiensten beizuwohnen. Dann aber bewies die Erfahrung, daß die, welche am meisten nach englischem Gottesdienst verlangt haben, die Gelegenheit am wenigsten benutzen. Wenn es Unrecht ist, daß deutsche Pastoren die Glieder, die thatsächlich kein Deutsch verstehen, nicht an eine englische Gemeinde desselben Bekenntnisses entlassen wollen, so sei es doppelt Unrecht, wenn englische Amtsbrüder gegen alles Recht und Gesetz ihren deutschen Brüdern die Glieder fortnehmen. . . . Um dieses Weglockens willen seien deutsche Pastoren gezwungen, englische Gottesdienste zu halten, zum Schaden der eigenen Gemeinde und der englischen Mission. Im Uebrigen klingt es doch sehr wenig schmeichelhaft für die deutsche Jugend, daß sie nicht so viel Verstand hätte, die Sprache der Eltern so nebenbei in 20 Jahren verstehen zu lernen, wenn ihre Eltern in wenigen Monaten ohne Lehrer die englische Sprache haben verstehen lernen! — Die Hauptsache ist und bleibt der lutherische Glaube, und wenn unsere englischen Brüder sich mehr in den deutschen“ (?) „Geist Luthers, seine Theologie und Gewissenhaftigkeit hineinlebten, so dürften sie sicher sein, daß mit der Zeit jeder deutsche lutherische Pastor bereit ist, englisch-lutherische Mission zu befördern.“ So weit die Aussprache im „Herold“. Wir theilen dieselbe nicht mit, weil wir sie für durchaus zutreffend hielten, sondern zur Kennzeichnung der Sachlage in östlichen Council-Kreisen.

F. P.

Ueber die Lage in der General-Synode urtheilt der „Herold“: „In der General-Synode wird es nach und nach besser. Zwar kann man auf einige alte Herren das Wort von anno 1815 anwenden: ‚Die alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht‘, und die jüngeren Herrlein, die auf den methodistischen ‚Lutheran Evangelist‘ schwören, üben sich im Schreien über die todten Orthodoxen, aber diese wie jene sind nicht mehr stark genug, die Bewegung nach rechts hin zu hemmen. Rechts hin meint dem General-Concil zu, das merkwürdiger Weise den Radikalen verhafter ist, als Missouri. Vereinigungsversuche sind schon einigemal angestellt worden; die redliche Absicht ist vorhanden, sich auf brüderlichen Fuß gegen einander zu stellen und das Werk der Aeußern und Innern Mission gemeinschaftlich zu treiben. So sind am 21. und 22. April in Washington Vertreter des General-Concils, der General-Synode und der Vereinigten Synode des Südens in freundlicher Berathung bei einander gewesen. Von unserer Seite waren Dr. Jacobs und Dr. Kapaß dort, also Männer, von denen man“ (? v. u. W.) „weiß, daß sie keine Compromißmacher sind. Wenn bei solchen Zusammentreffen vorläufig nichts weiter geschieht, als daß man sich gegenseitig ausdrückt und anhört und sich auf baldiges Wiedersehen vertagt, so ist es doch nicht umsonst und vergeblich gewesen.“

Staatliche Fürsorge in Bezug auf die Theater. Der „Lutheran Evangelist“ berichtet: „Die Legislatur von Ohio zeichnete sich letzte Woche dadurch aus, daß sie ein Gesetz passirte, welches das Tragen von hohen und großen Hüten in den Theatern und Schauspielhäusern des Staates verbietet. Der Frevel soll mit zehn Dollars bestraft werden.“ Der „Evangelist“ fügt mit Recht spottend hinzu: „Welche wichtigen Fragen beschäftigen unsere Politiker und Gesetzgeber!“

F. P.

Biographien Luthers. Dem „Lutherischen Herold“ entnehmen wir die folgenden Mittheilungen: Prof. Dr. Jacobs benutzte seine Mußstunden zur Abfassung einer Lebensbeschreibung Luthers. Ohne Zweifel wird dieses neue Lutherbuch mehr, als nur eine Biographie sein. Der theologische Character und Einfluß des Reformators und der seinen Namen tragenden Kirche wird hauptsächlich geschildert werden. Das

Buch soll gleichzeitig hier und in England erscheinen. Dort sind in den letzten Jahren mehrere Bücher über Luther erschienen, die ein arg verzeichnetes und verstümmeltes Bild Luthers fabricirt haben. — Eine andere Lutherbiographie ist ebenfalls im Entstehen. Die Publicationsbehörde der Generalsynode beabsichtigt, eine Reihe von hübsch ausgestatteten Bändchen geschichtlichen Inhalts zu drucken, um den Leuten im Verband der Generalsynode eine genauere Kenntniß des Werdens und Wesens der lutherischen Kirche zu vermitteln. Eines dieser Bücher bringt eine neue Lebensbeschreibung Luthers; Verfasser ist P. Charles Gay, der sich außerdem durch die Herausgabe eines größern Wertes, Dr. Köstlins „Luthers Theologie“, vom alten Dr. Gay übersetzt und bearbeitet, verdient gemacht hat. In Bezug auf litterarische Thätigkeit seitens der Synode als solcher ist die Generalsynode dem Generalconcil überlegen.

William Henry Green, Doctor der Theologie und Professor an dem presbyterianischen Seminar in Princeton, N. J., feierte am 5. Mai sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum als Docent jener Anstalt. Green ist nicht nur ein im Inlande und Auslande angesehener, gründlicher Kenner der hebräischen Sprache, sondern auch ein verdienstvoller Apologet der Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift und der Echtheit der alttestamentlichen Schriften, namentlich der Einheit des Pentateuchs, der „Hengstenberg Nord-Americas“, wie er von Deutschland aus genannt worden ist. Mit Klarheit, Gründlichkeit und umfassender Gelehrsamkeit ist er der „höheren Kritik“ unserer Tage seit Jahren in einer Reihe von Schriften und Artikeln entgegengetreten, die auch seinen Gegnern Achtung abgenöthigt haben, und hat dadurch namentlich die in Deutschland, England und America immer weiter um sich greifende, allen Grund und Boden einreisende Wellhausensche Richtung bekämpft. Dahin gehören: „Moses and the Prophets,“ „The Hebrew Feasts,“ „The Higher Criticism of the Pentateuch,“ und seine vielen trefflichen Beiträge zu der früheren „Presbyterian“ und jetzigen „Presbyterian and Reformed Review,“ zu „Hebraica“ und andern Zeitschriften. Wird man auch gar manches, was Green ausführt, nicht annehmen können, so gehören doch ohne Zweifel seine Veröffentlichungen zu den besten Schriften auf hebräisch-kritischem Gebiet, sind zum Theil auch ins Deutsche übersetzt worden. Greens apologetische Thätigkeit ist um so mehr anzuerkennen, als er unter den theologischen Professoren fast allein mit seinem Bekenntniß dasteht. In Deutschland glaubt schon längst kein alttestamentlicher Fachgelehrter mehr, daß der Pentateuch von Moses geschrieben ist, und der reformirte Pfarrer Dr. A. Zahn in Stuttgart und der lutherische Pfarrer C. Rupprecht in Baiern sind fast die einzigen, die noch für das Alte Testament öffentlich auftreten. In England sind die Driver, Cheyan u. A. die Vorkämpfer einer negativen Kritik, und in America suchen die Harper, Briggs, Haupt u. A. den deutschen Unglauben unter das Volk zu bringen. Dr. Greens sonstiger dogmatischer Standpunkt ist uns nicht näher bekannt. Seine Stellung in Princeton, der Anstalt der conservativen Richtung der Presbyterianer gegenüber dem freisinnigen Union Seminary in New York, schließt in sich, daß er sich zu der reformirten Westminster Confession bekennt.

II. Auslaud.

Hermannsburger Synode und die Sächsishe Freikirche. Die „Freikirche“ berichtet: Die am 13. und 14. November 1895 in Uelzen tagende Versammlung der Hermannsburger Synode hatte, wie in Nr. 2 der „Ev.-luth. Hermannsburger Freikirche“ von diesem Jahre mitgetheilt wurde, u. a. folgende Erklärung abgegeben: „Wir erkennen die Missourier als unsere Glaubensbrüder an, weil wir uns mit

ihnen in der Glaubenslehre einig wissen, und wir wünschen, daß zwischen den Missouriern, respective der sächsischen Freikirche und unserer Hermannsbürger Freikirche Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft aufgerichtet wird, aber noch nicht Synodalgemeinschaft.“ In Folge dieser uns auch direct mitgetheilten Erklärung, welche ein Frucht des vor zwei Jahren in Uelzen gehaltenen Colloquiums ist, traten am 14. und 15. April d. J. die Pastoren Wöhling, Meyer-Brunsbrol und Wetje von der Hermannsbürger Synode und die Pastoren Hübener, Stallmann, Walter und Willkomm von unserer Synode in Hannover zu einer Conferenz zusammen, um etliche die kirchliche Praxis und die Bethätigung der abzuschließenden Altar- und Kanzelgemeinschaft betreffende Fragen zu besprechen und einige Unklarheiten zu beseitigen. Das Resultat der in durchaus brüderlicher Weise verlaufenden Conferenz, bei welcher vier Sitzungen gehalten wurden, ist vollständige Einigkeit über die erörterten Punkte. In Folge dessen wird nun der am 15. Juli d. J. so Gott will in Steeden zusammentretenden Synode der ev.-luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. der Antrag der ehrw. Hermannsbürger Synode auf Abschluß der Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft, sowie ein weiterer Antrag auf Betheiligung unserer Synode an der Heidenmission der Hermannsbürger Synode vorgelegt werden, und wird dann hoffentlich das durch Gottes Gnade so weit gediehene Friedenswerk, dessen Anfänge bis 1877 zurückreichen, zum Abschlusse kommen. Dafür wollen wir alle Gott herzlich danken und Ihn bitten, Er wolle es weiter fördern, zu Seiner Ehre und der Kirche Besserung.

Medlenburg. Die „M. N.“ theilen folgende Entscheidung des Großherzogs mit: „An den Rittergutsbesitzer Möller auf Poelitz bei Schlieffenberg und Genossen. Friedrich Franz von Gottes Gnaden, Großherzog von Medlenburg ꝛc. Unfern gnädigsten Grufz zuvor! Werthe liebe Getreue! Wir erwidern euch nach erfordertem Bericht auf eure Beschwerde vom 24. Februar cr., betreffend die Weigerung des Pastors Romberg in Warnenhagen, dem in Lüningsdorf bedienstet gewesenen Knechte Kuschel das öffentliche kirchliche Begräbniß zuzugestehen, daß Wir keine Veranlassung haben, dem Pastor Romberg die von euch beantragte Klage und Weisung zu ertheilen. Wenn es auch nach eurem Bericht feststeht, daß die schwere Betrunkenheit des p. Kuschel die mittelbare oder unmittelbare Ursache seines Todes gewesen ist und nicht erwiesen ist, daß derselbe vor seinem Ende die Nüchternheit wieder erlangt hat, vielmehr angenommen werden muß, daß er in der nicht durch Buße gesühnten Sünde des Rausches dahingestorben ist, so war der Pastor Romberg (cfr. Revidirte medlenburgische Kirchenordnung, Fol. 242) berechtigt, die öffentliche Mitwirkung der Kirche bei der Beerdigung des p. Kuschel zu versagen. Auch hat derselbe zwar in Lüningsdorf selbst keine Erkundigungen eingezogen, aber mit dem Vertreter der Lüningsdorfer Gutsobrigkeit am Tage vor der Beerdigung in eingehender Unterredung den Fall besprochen, so daß ihm auch der Vorwurf mangelhafter Orientirung über den Thatbestand nicht gemacht werden kann. Wir erwarten deshalb von euch, ihr werdet dem Pastor Romberg sein Verfahren nicht als Schöffheit und Willkürlichkeit auslegen, sondern daselbe als aus seelsorgerlichem Gewissen Ernst hervorgegangen ansehen, und ihm deshalb eure Liebe und Achtung nicht entziehen. Wir verbleiben euch mit Gnaden gemogen. Gegeben Schwerin, den 9. März 1896. Ad mandatum Serenissimi proprium. Der Oberkirchenrath. (gez.) Giese.“ — Vorstehendes ist ja sehr erfreulich. Zeichnet sich doch auf diese Weise die medlenburgische Landeskirche und ihr Kirchenregiment vor andern sehr vortheilhaft aus. Wenn man sich nur nicht aus dergleichen Dingen (was wiederum so leicht geschieht) ein Pflaster für andere grobe Kirchenfünden machen wollte! (Freikirche.)

Die romanisirende Lehre von der Ehe findet durch den sie vertheidigenden Pastor Rische-Barin im „Medl. K.- u. Zbl.“ vom 10. April einen sehr bezeichnenden Ausdruck in folgenden Sätzen: „Zwei Menschen, A und B, haben sich die Hand gegeben und sagen: wir sind nun mit einander verbunden. ‚Ja‘, sagt C, ‚ich erkenne das an.‘ ‚Freilich‘, sagt D, ‚ihr seid verbunden, aber ihr könnt euch jeden Augenblick auch wieder loslassen; wir wollen noch ein Band um euch binden; — so, nun seid ihr fest.‘ — Die Deutung ist einfach: A und B sind die Brautleute, C ist der Staat, D die Kirche.“ Das heißt mit andern Worten, die Kirche allein mache die Ehe, die Verlobung aber sei löslich und die Civilehe auch, denn die „Kirche“ des Herrn Pastor Rische erklärt: „Ihr könnt euch jeden Augenblick auch wieder loslassen.“ Und diese Leute gebärden sich, als seien sie die berufenen Vertreter einer sogenannten „christlich-sittlichen Weltanschauung“. (Freikirche.)

Stöcker unter den Socialdemocraten. Die rosigen Anschauungen Pf. Naumanns und seiner Freunde über den inneren Charakter der Socialdemocratie erhalten durch eine vor kurzem abgehaltene Versammlung in Berlin, welche von Socialdemocraten und Atheisten veranstaltet war, eine entsprechende Beleuchtung. Der Zweck war, zum Austritt aus der Landeskirche aufzufordern. Hofprediger a. D. Stöcker war ausdrücklich dazu eingeladen. Der Versammlung wohnten Stadtmissionsinspectoren bei, auch Stöcker war erschienen. Er nahm zweimal das Wort und mahnte, den wichtigen Schritt des Austritts aus der Landeskirche reiflich zu erwägen und nicht unter dem Eindruck dieser Versammlung zu handeln. Alsdann antwortete der Socialdemocrat Hoffmann und versuchte Stöcker zu examiniren, wie es möglich gewesen sei, daß Jonas vom Walfisch verschluckt worden sei. Herr Stöcker möge doch in dem Jahrhundert der Röntgenstrahlen nicht mit seinen Geschichten kommen. (Große Heiterkeit.) Schließlich sprach Hoffmann noch von Stöckers Freund Hammerstein. (Lautes Weifallklatschen.) Stöcker verwahrte sich darauf gegen persönliche Beleidigungen. Es sei ein Uebersetzungsfehler, wenn gesagt ist, Jonas sei von einem Walfisch verschlungen; es soll Haiisch heißen. (? D. Ned.) Das vom Vorredner angezogene Kirchenlied: „Ich bin ein rechtes Nabenaas“ ist gewiß geschmacklos, aber ein Kind seiner Zeit. (Nein, sondern ein einfacher schlechter Witz, von einem scandallüchtigen Privatlehrer Wolf um 1840 verfaßt, der damit die Orthodogie verhöhnen wollte. D. Ned.) Es kann aber noch immer den Vergleich aushalten mit Ihrem Verse, wo es heißt: „Pflege deinen Wanst und dann schlaf im Grabe weiter, wo du still verdauen kannst.“ Herr Hoffmann habe ordinär gesprochen. Vorsitzender: Es sind ja noch mehr Geistliche hier. Sprechen Sie doch und befreien Sie doch Ihre Schafe von den Wölfen! Genosse Nettich bekennt sich als Spiritist. Er sei aus der christlichen Kirche ausgetreten, weil er nie christliche Liebe gespürt habe, auch nicht von seinen Patres, denn er war ein Jesuitenwärter. Er prophezeie, daß in zwei Jahren man die Gedanken des Menschen werde photographiren können, wie man heute das Geld im Portemonnaie photographiren kann. Dann hielt der Wirth des Locals, Zubeil, eine längere Rede, welche damit schloß: Herr Stöcker, hören Sie auf, Kirchen zu bauen. Die Arbeiter gehen vom 1. Januar bis 31. December in keine Kirche! Ein junger Mensch aus der Kreuzbergstraße ist sehr ärgerlich darüber, daß in den Verpflegungsstationen gearbeitet werden muß. (!) Das sollte durchaus abgeschafft werden, weil jetzt auch die christlichen Anstalten nur zur Füllung des Selbstsacks dienen. (Zuruf: Schluß. Aber kurz.) Halten Sie doch das Mund! (Große Heiterkeit.) Genosse Hoffmann meint, er habe Stöcker nicht beleidigt; er sei aber 1884 in einer Stöckerversammlung durchgeprügelt worden. (Große anhaltende Heiterkeit.) Das war, als Sie, Herr Stöcker, das berühmte Wort aussprachen: Deutsche Socialdemocratie und russischer Nihilismus sind das-

selbe. Sie haben nur andere Achselklappen. (Sehr gut. Stöcker: Das ist auch wirklich so gewesen!) Herr Stöcker, wenn es einen Allmächtigen gibt, dann können wir ruhig abrüsten. Da brauchen wir uns nicht vor Rußland zu fürchten. Unser Gott, an den wir glauben, wird uns schon helfen — also weg mit den Rüstungen. (Zuruf: Sie glauben ja nicht an Gott!) Herr Stöcker, knien Sie doch mal nieder, wenn Sie einen Glauben haben, der Berge versetzt, und beten Sie mal den Befehl ins Meer, der schon so viel Unglück angerichtet hat. (Lautes Gelächter.) Das ist billiger als Ihre Stadtmiffion. Ja, sehen Sie, das geht nicht. Aber die Wissenschaft versetzt Berge. Sehen Sie sich doch den Gotthardtunnel an und den Kaiser Wilhelm Canal! Da hat die Wissenschaft Berge versetzt. Hierzu geben wir dann noch eine Probe aus einem socialdemocratischen Flugblatt: „Dort (in der Hölle) will ich liegen und warten und ruhn, bis andere Zeiten gekommen, bis die Deutschen ihr Schicksal mit kräft'gem Thun selbststeigen zur Hand genommen! Bis sie mit heiliger Zornesgluth in Felsen die Throne geschlagen und sie die ganze Tyrannenbrut zur Guillotine getragen. Bis der verpestete deutsche Sumpf von Pentern und Heuchlern und Strolchen ist ausgerodet zum letzten Stumpf mit Knüppeln und Messern und Dolchen.“

(A. E. L. K.)

„Wiedergewinnung der Massen für das Evangelium.“ Die „Evangelische Kirchenzeitung“ schreibt: „Der Evangelisationsprediger Schrent aus Barmen bereist jetzt wieder Württemberg, wo er einzelnen Städten bereits seinen vierten Besuch macht. Der Zweck seiner Vorträge, wie überhaupt der sogenannten Evangelisationsbestrebungen, ist der, die Massen für das Evangelium wiederzugewinnen. Dieser Zweck nun ist dort, wie überall, wo diese Evangelisation betrieben wird, bisher in keiner Weise erreicht. Es sind immer nur kleine Kreise, die davon mehr als vorübergehend berührt werden.“ Eine wunderliche Bemerkung! Weder Christus noch die Apostel noch die Kirche späterer Zeiten haben „die Massen“ für das Evangelium gewonnen. Wohl aber ist durch die Predigt des Evangeliums aus „den Massen“ eine Kirche gesammelt worden. Das wird auch zu unserer Zeit geschehen, und etwas Anderes sollen wir nicht erwarten. Die Rückgewinnung „der Massen“ für das Evangelium ist ein Wahn, der zum großen Schaden der Kirche in landeskirchlichen Köpfen spult.

F. P.

Luxemburg. Die britische auswärtige Bibelgesellschaft hat trotz allen ihren Bemühungen nicht die Erlaubniß erhalten, daß ihre Colporteur in Luxemburg frei und ungehindert passiren können. So theilt Luxemburg mit Oesterreich die zweifelhafte Ehre, daß beide Länder die einzigen in Europa sind, in denen die Colportage der Heiligen Schrift verboten ist und bleibt.

(D. E. K.)

Aus der württembergischen Landeskirche. Das im „Staatsanzeiger für Württemberg“ veröffentlichte Abfetzungsurtheil über den Pfarrer Steudel enthält u. a. auch folgende Stelle: „Dagegen ist ein unmittelbarer Angriff auf die vorgefetzte Behörde in dem Satz unter Ziffer 4 enthalten: daß es Consistorialmitglieder gibt, die auch einen solchen, der beim Amtsantritt gar nichts zu glauben bekennt, noch zum Kirchendienst zureden, statt ihm abzurathen, dafür wird bald der Beweis veröffentlicht werden. In Ermangelung eines solchen Nachweises gereicht dem Angeeschuldigten die aufgestellte Behauptung unzweifelhaft zum Vorwurf als eine solche, welche dazu bestimmt scheinen muß, jedensfalls aber geeignet ist, nicht nur sämmtliche einzeln nicht genannte Mitglieder der Behörde jenes Verhaltens verdächtig zu machen, sondern auch die Behörde selbst als diejenige, die aus ihrer Mitte heraus solches geschehen läßt, im öffentlichen Ansehen herabzuwürdigen.“ Die „hohe“ Behörde hat in ihrer vermeintlichen Unfehlbarkeit sehr vorschnell geurtheilt. Denn nun hat Steudel in einer großen Versammlung den Namen des betreffenden Prä-

laten genannt. Es ist Prälat von Wittich. Derselbe hat nun in einer zu seiner Entschuldigung dienen sollenden Erklärung die Möglichkeit der Thatsache, deren er beschuldigt war, zugestehen müssen, indem er gesagt hat: „Einem solchen, der mir seine vielleicht weitgehenden theoretischen Bedenken und Zweifel mittheilte und hierauf das Bekenntniß seiner Unfähigkeit zum Kirchendienst gründen zu müssen meinte, kann ich gesagt haben, er solle einmal versuchen, alle Theorien (!) bei Seite zu lassen und sich rein auf den praktischen Standpunkt zu stellen in der Weise, daß er zunächst an die Sittenlehre Jesu sich halte und dieser seine Predigtgedanken entnehme, er solle aber auch sich bemühen, die Anforderungen dieser Lehre auf sein eigenes Wollen und Leben gewissenhaft anzuwenden, dann hoffe ich, werde er auch mit seinen Ansichten über die Person Christi und über das Dasein und Wesen Gottes auf einen andern Standpunkt gelangen. Sollte dieser Rath wirklich so verderblich und verwerflich sein? Wenn ja, dann fällt unter dasselbe Urtheil auch das Christumort Ev. Joh. 7, 17.“ (Wenn also der Herr Christus seinen Feinden ans Gewissen rührt und sagt: „So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede“, so soll das dasselbe sein, als wenn ein Prälat einen ausgesprochenen Atheisten, der das Christenthum für einen „Denkfehler“ erklärt, trotz seiner eigenen, wohlbegründeten Bedenken-zu bereden sucht, das heilige Predigtamt in der christlichen Kirche zu übernehmen.) Weiter hat der Herr Prälat auch das zugeben müssen, daß er „auch dann und wann einem, der es leicht nehmen zu dürfen glaubte, nach beendigtem theologischen Studium und erstandener Prüfung wegen seines augenblicklichen ‚wissenschaftlichen Standpunktes‘ vom Kirchendienst zurückzutreten und ein anderes Fach zu ergreifen, zu bedenken gab, welche Noth und Sorge er dadurch über sich selbst und seine Eltern bringe“ zc. Nunmehr hat auch bereits der betreffende Candidat selbst sich gemeldet. Es ist der Gymnasialvicar Hertlein in Stuttgart. Derselbe hat im „Stuttgarter Beobachter“ eine Erklärung veröffentlicht, in welcher er über jene Unterredung mit dem Prälaten von Wittich u. a. folgende Angaben macht: „Dabei gab ich die Ansicht kund, daß überhaupt das, was man mit ‚Religion‘ bezeichne, auf einer principiell falschen Weltanschauung oder einem ‚Denkfehler‘ beruhe. Nun meinte Herr von Wittich, ich müsse doch die Sittenlehre des Christenthums gelten lassen und könne also diese von der Kanzel herab vortragen. Ich entgegnete, daß ich die christliche Sittenlehre im Ganzen für eine richtige halte, daß dies aber für meinen Fall ganz gleichgültig sei, da ich in der Kirche die Sittenlehre nicht an und für sich, sondern mit ihrer Begründung auf eine Religion, nämlich die christliche, vortragen müßte. Herr von Wittich sprach dagegen die Ansicht aus, daß ich ganz wohl eine Sittenlehre von der Kanzel herab darbieten könne. Ich erinnere mich des Ausdrucks des Herrn Oberconsistorialraths: ich könne auf der Kanzel ‚Moral‘ predigen. . . . Ich trug nun die Bitte vor, daß mir wenigstens auf einige Zeit von der Kirchenbehörde, in deren Dienst ich schon, ohne es zu wollen, aufgenommen war, Urlaub verwilligt werde, weil ich so, wie ich nun einmal denke, nicht im Stande sei, Kanzel und Altar zu betreten. Herr von Wittich erklärte, mir keinen Urlaub gewähren zu können, da die neugeprüften Candidaten alle für den Kirchendienst nothwendig seien. . . . Bei dem — durchaus freundlich gehaltenen — Bemühen, mir begreiflich zu machen, warum ich doch in den Kirchendienst eintreten sollte, wies Herr von Wittich darauf hin, daß ich auf meine Eltern Rücksicht nehmen müsse, denen ich gewiß Kummer bereitete, wenn ich die theologische Laufbahn verliesse. Es war im Anschluß hieran oder jedenfalls nicht weit davon, daß er sagte: Und dann möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß für Ihr äußeres Fortkommen am besten gesorgt wäre, wenn Sie in der theologischen Laufbahn blieben.“

Darauf sagte ich: Aber, Herr Oberconsistorialrath, einen derartigen Grund sollte man in dieser Angelegenheit nicht vorbringen. Herr von Wittich war sichtlich betreten und sagte: Ich habe das doch nur nebenbei angeführt. Worauf ich: Herr Oberconsistorialrath, in einer derartigen Angelegenheit darf, was Sie anführten, nicht einmal nebenbei in Betracht kommen.“ . . . Kurz und gut: Der Atheist hat sich als ehrlicher erwiesen als der Herr Oberconsistorialrath, indem er sich von demselben nicht zu grober Heuchelei verführen lassen wollte. Die gesammte „hohe“ Kirchenbehörde aber, durch ihr über Pfarrer Steudel ausgesprochenes Abfegungs-urtheil in Mitleidenschaft gezogen, ist in eine Sackgasse gerathen, aus der sich, da der einzig christliche Weg der Buße für Päbste aller Art ungangbar erscheint, ein anderer Ausweg schwerlich finden wird als — die Sache im Sande verlaufen zu lassen. Es wird auch nichts anderes daraus werden, und das Schreien und Lamentiren der „Positiven“, wie des „Reichsboten“ 2c., wird nichts nützen, so lange man den christlichen Glauben wie eine „Theorie“ und die Theologie wie eine „Wissenschaft“ behandelt, das Dogma aber von der Landeskirche für unfehlbar hält. Der Bankerott aber der gegenwärtigen Landeskirchen, und gerade auch der sogenannten „lutherischen“, liegt am Tage. Die Heuchelei der „hohen“ Kirchenregimente und der offenbare Unglaube der Universitäten, also der Pharisäismus und der Sadducäismus, das sind die beiden Mülhsteine, zwischen denen sie zerrieben werden. Hier hilft nichts anderes, als das Wort Gottes: „Zieheth nicht am fremden Joche mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? Wie stimmt Christus mit Belial? Oder was für ein Theil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? Was hat der Tempel Gottes für eine Gleiche mit den Götzen? Ihr aber seht der Tempel des lebendigen Gottes; wie denn Gott spricht: Ich will in ihnen wohnen und in ihnen wandeln und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein. Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an; so will ich euch annehmen, und euer Vater sein, und ihr sollet meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr.“ 2 Cor. 6, 14—17. — Nachtrag. Gymnasialvicar Hertlein ist in Folge seiner Erklärung seines Amtes entsetzt worden. Ob auch der Oberconsistorialrath von Wittich, darüber ist bis jetzt nichts verlautet. (Freikirche.)

Die „Freie Universität“ der holländisch-reformirten Kirche. Ueber diese Anstalt berichtet die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“: „Die ‚Freie Universität‘ der holländisch-reformirten Kirche, welche vor 15 Jahren unter Hohn und Spott ihren Anfang genommen hat und viele Anfeindungen erdulden mußte, erfreut sich zur Zeit einer Frequenz von 96 Studenten, darunter 66 Theologen. Die reformirte holländische Kirche besitzt in dieser ‚freien Universität‘ eine Anstalt, in welcher ihre künftigen Prediger zu tüchtigen, schriftgläubigen Männern erzogen werden. Von welchem Geist das Collegium der Docenten erfüllt ist, zeigt die Rede, welche der Professor der Rechtswissenschaft, Dr. Jobius, beim Rectoratswechsel gehalten hat. Das Thema war: ‚Sünde und Recht.‘ Der Redner schloß mit folgenden Worten: ‚Einmal wird alles anders werden. Dann fällt alles irdische Recht dahin. Der Staat ist nicht das Höchste. Dann wird die menschliche Verzäunung der Ordnungen Gottes nicht mehr nöthig, der Verstand nicht mehr verfinstert sein, der Wille sich nicht mehr zum Unrecht neigen. Das Recht wird ohne Zwang glänzen. Gottes Recht wird der Gegenstand von Liebe und Lob sein, das Recht, in welchem Platz ist für die Rechtfertigung des Sünders durch das Lamm, welches geschlachtet ist. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und siehe, alles war sehr gut. Aber das Unrecht schlich ein. Der Herr wird jedoch einen neuen Himmel und eine neue Erde machen, in welchen Gerechtigkeit wohnt.‘“

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

Juni 1896.

No. 6.

Franks Theologie.

(Fortsetzung.)

Auf das Lehrstück von der Erlösung oder dem Heilserwerb folgt bei Frank, nach gewöhnlicher dogmatischer Ordnung, das andere von der Heilaneignung. Was hierher gehört, faßt Frank unter den Gesichtspunkt „der Auswirkung des erhöhten Heilmittlers im Heiligen Geiste durch die Gnadenmittel“.

Den Weg, auf welchem der natürliche Mensch ein gläubiger Christ oder „ein Mensch Gottes“ wird, was wir gemeiniglich die Bekehrung nennen, characterisirt Frank zunächst im Allgemeinen mit folgenden Hauptsätzen: „Alle Acte des beginnenden subjectiven Werdens, soweit sie als göttlicherseits gesetzte, nicht schon als selbstgesetzte in Betracht kommen, fassen wir unter dem Begriff der Berufung zusammen.“ System der christlichen Wahrheit II. S. 310. „Die Acte der berufenden Gnade, bei denen der Mensch sich zunächst leidentlich verhält, zielen darauf hin und wollen darauf angesehen werden, daß sie dem Berufenen kraft der dadurch verliehenen geistlichen Gabe die Möglichkeit gewähren sich selbstwollend für das dargebotene Heil zu entscheiden. Diese willentliche Zuwendung des Berufenen zu dem Heilmittler, als spontane Bethätigung dem leidentlichen Acte der Reue sich anschließend, ist der Glaube.“ S. 327. „Wir bezeichnen jene Gesetztheit des Lebensanfanges, die aber zugleich einen continuirlichen Proceß des Empfanges einleitet, als Wiedergeburt, hingegen die Selbstsetzung, in welcher jener Empfang zum gottgewollten Ziele kommt, die aber ebenfalls einen continuirlichen Proceß der freien Selbstbestimmung für Gott nach sich zieht, als Bekehrung.“ System der christlichen Sittlichkeit I. S. 186. Das ist Franks Grundanschauung. Gott macht hier den Anfang. Die von Gott gesetzten Acte gehen voran. Durch die Acte der berufenden Gnade, bei denen der Mensch sich zunächst leidentlich verhält, wirkt Gott die Wiedergeburt. Mit der Wiedergeburt ist aber die Bekehrung, der Glaube noch nicht gesetzt und gegeben, sondern nur erst ermöglicht. Es kommt darauf

an, daß der Mensch die von Gott verliehenen Kräfte recht verwerthet, sich frei für Gott bestimmt, selbstwollend für das dargebotene Heil sich entscheidet, willentlich dem Heilmittler sich zuwendet. Das ist dann die Bekehrung, so kommt der Mensch zum Glauben.

Wir besehen nun die einzelnen Stadien des Processes, den der Mensch nach diesem System durchzumachen hat, bis er bei Christo, bis er bekehrt ist. Das erste Stadium ist also die Berufung mit ihrer Wirkung, der Wiedergeburt. Hierüber äußert sich das System der christlichen Wahrheit I. S. 315—317 folgendermaßen: „Die Anbietung des in Christo beschafften Heils, der Ruf: ‚kommt her zu mir Alle‘ (Matth. 11, 28.), ‚kommt, denn es ist Alles bereit‘ (Luc. 14, 17.), will . . . sofort communicativ, kraftmittheilend, gefaßt sein; die Berufung ist ein Nachwort, jenem Christu vergleichbar, da er zu dem Sichtbrüchigen sprach: stehe auf (Marc. 2, 9.)! Das Wort Gottes, durch welches wir zunächst — denn von der Kindertaufe ist hier einstweilen zu abstrahiren — die Berufung vermittelt zu denken haben, ist seinem Wesen nach wirkungskräftiger, zeugungskräftiger Same, der in das Herz des Menschen hineingeworfen die Erlösungskräfte ihm mittheilt und den Anfang eines neuen geistlichen Lebens in ihm hervorbringt. Wenn wir diese Energie des berufenden Wortes im Allgemeinen aus Stellen wie Act. 2, 37. und Act. 16, 14. ersehen können, deren erstere ein schmerzhaftes Durchbohrtwerden im Herzen, die andere eine Oeffnung des Herzens in Folge des gepredigten Wortes ausagt, so ist doch der Ausdruck noch signifikanter, welcher von dem *ἐμφυτος λόγος* redet (Jac. 1, 21.), gemäß dem daß Gott ‚nach seinem väterlichen Willen uns durch ein Wahrheitswort aus sich herausgeboren‘ (Jac. 1, 18.); oder unter Hinweis auf das unter den kleinasiatischen Christen verkündigte Wort (1 Petr. 1, 25.), daß dieselben ‚wiedergeboren seien nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, durch lebendiges Wort, nämlich Gottes, und bleibendes‘ (1 Petr. 1, 23.). Denn hier wird jene Anfangswirkung, wie sie durch das berufende Wort erfolgt, nach zwei Seiten hin in bedeutsamer Weise charakterisirt, einmal insofern die zeugende, gebärende Thätigkeit zunächst nur Passivität des zu Zeugenden setzt, und sodann insofern die Wirkung derselben eine selbstlebende Menschenexistenz ist, als solche activ, zu ihrem Fortbestand ihre Nahrung ebendort suchend von wannen sie geworden: *ὡς ἀρτιγέννητα βρέφη τὸ λογικὸν ἄδολον γάλα ἐπιποθήσατε* (1 Petr. 2, 2.), und noch mehr: *δέξασθε τὸν ἐμφυτον λόγον, τὸν δυνάμενον σῶσαι τὰς ψυχὰς ὑμῶν* (Jac. 1, 21.). Wenn das *ἀποκεῖν* darauf hinweist, daß der ins geistliche Leben Tretende zuvor in dem Heilsgott, gleichwie das Kind in dem Mutter Schooß, beschloßen war und dann vermöge einer Geburt aus Gott aus ihm herausgesetzt ward, so dagegen der Ausdruck *σπέρμα θεοῦ*, von welchem Johannes sagt, daß es in dem Wiedergeborenen bleibe (1 Joh. 3, 9.), darauf, daß vermöge der Ueberführung einer Gottespotenz, einer lebensschaffenden, in den natürlichen Menschen solche Geburt und solch neues Leben zu

Stande komme. Daß wir das Eine wie das Andere eigentlich zu nehmen haben, nur selbstverständlich im geistlichen Sinn, bedarf an sich keines Beweises und wird zum Ueberfluß noch durch Joh. 3, 5. ff. außer Zweifel gesetzt, wo Christus die Forderung der Wiedergeburt gegenüber der Beanstandung ihrer Möglichkeit strict und unnachgiebig aufrethält. Und im Grunde ist es nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Sache, wenn die Wirkung vermöge deren ein Mensch Gottes ins Dasein tritt mit $\alpha\iota\omega\upsilon$, dieser als $\alpha\iota\omega\upsilon$ $\alpha\iota\omega\upsilon$ (Eph. 2, 10. 2 Cor. 5, 17. Gal. 6, 15. Eph. 4, 24. Col. 3, 10.) bezeichnet wird.“ Wenn man diesen Passus aus dem Zusammenhang herausnimmt, so könnte man meinen, daß hier der gemeine christliche Glaube von der Kraft und Wirkung des göttlichen Worts, von dem göttlichen Wunder der Wiedergeburt zum Ausdruck komme. Denn durch das zeugungskräftige Wort Gottes wird ja wirklich in dem Menschen ein neuer Lebensanfang gewirkt, wird der Mensch neugeboren, eine neue Creatur. Der Zusammenhang, wie er oben schon kurz skizzirt ist, beweist ja aber, daß Frank die Wiedergeburt ganz anders faßt, als wir es gewohnt sind. Wer wiedergeboren ist, der ist nach seiner Meinung damit noch nicht bekehrt, noch nicht gläubig geworden. Auch alle unbekehrten und ungläubigen Menschen, sofern sie nur mit dem Wort in Berührung gekommen sind, die sind dieser Theorie zufolge wiedergeboren, neue Creaturen, denen allen ist, wie der Lydia, das Herz aufgethan. Denn durch das berufende Wort werden mit unwiderstehlicher Gewalt Erlösungskräfte, neue geistliche Kräfte in das Herz des Menschen „hineingeworfen“, wird in den natürlichen Menschen unvermeidlich eine lebensschaffende Gottespotenz übergeführt. „Die thatkräftige, heilermöglichende Energie, welcher der Berufung als univ ersaler innewohnt und um deretwillen sie schon von Alters her als ernstliche bezeichnend wurde, involvirt zugleich sachlich jenes andere Moment, wornach der Berufene die ersten Bewegungen der erleuchtenden und belebenden Gnade erfährt ohne den Eintritt derselben hindern zu können.“ S. 326. Also in jedem Menschen, der nur Gottes Wort hört oder gehört hat, ob er auch noch in Sünden lebt und unter die Sünde und den Satan geknechtet ist, findet sich ein neues geistliches Leben, welches auch als neues geistliches Ich bezeichnet wird.

In diesem ersten Stadium der Regeneration verhält sich der Mensch zunächst „leidentlich“. Indeß diese Passivität ist doch nur eine relative. Die Ueberreste des Guten im natürlichen Menschen machen hierbei auch ihren Einfluß geltend. „Wir knüpfen was über die communicative Berufung an diesem Ort zu sagen ist, an unsere frühere Erörterung über die Erlösungsfähigkeit des natürlichen Menschen an. Jener zunächst unbewusste Wechselverkehr, in welchem der gefallene Mensch mit dem Geiste Gottes steht und welcher in den bewußten Erfahrungen und Acten des Gewissens zum Ausdruck kommt, dieses innerlichste Lebensgebiet, in welchem ein Herüber- und Hinüberströmen von Göttlichem und Menschlichem auch noch in dem

natürlichen Menschen Statt findet, will als der Ort angesehen werden, wo die regenerirenden Kräfte der Berufung, vermöge der Gnadenmittel, hineindringen und den ihnen gegenüber zunächst nur passiven Menschen zu einer durch sie ermöglichten Activität und Spontaneität erwecken.“ S. 319.

Unter die berufende Gnade subsumirt Frank S. 322 ff. die Erleuchtung, von welcher der Apostel z. B. 2 Cor. 4, 4—6. Eph. 1, 18. rede, und läßt von der Erleuchtung Erkenntniß der Sünde oder Reue, ein leidentliches Verhalten, bewirkt sein. „Wir verstehen unter Reue diejenige Schmerzempfindung, welche die berufende und insbesondere erleuchtende Gnade in dem Menschen hervorbringt, der auf Grund dessen sich als im Zustande der Verlorenheit befindlich erkennt.“

Das zweite Stadium in „dem Werden des Menschen Gottes“ beschreibt das System der christlichen Sittlichkeit I. S. 200. 201 wie folgt: „Wir fassen nämlich, um sofort den Hauptpunkt voranzustellen, die Befehung in dem speciellen Sinn, daß damit jene gesammte geistliche Selbstbewegung umspannt und begriffen wird, wodurch auf Grund und in Kraft des bei der Wiebergeburt Statt findenden Empfanges des spontane geistliche Ich als den Menschen nun zuoberst für Gott bestimmendes sich actualisirt. Lassen wir bei der Wiebergeburt unbeschadet der auf allen Punkten bestehenden und sich verwirklichenden Intention der Personbildung und Selbstbestimmung den Nachdruck auf den Empfang, den erstmaligen wie den allerwege fort-dauernden, so wendet sich hier unser Blick unbeschadet des durchweg in dem Christenleben sich fortsetzenden Bestimmtwerdens und Ueberkommens geistlicher Potenzen nach der Seite der damit zu empfangenden und zu übenden Selbstmächtigkeit, so zwar, daß wir diese Selbstmächtigkeit verfolgen von ihrem ersten Beginn bis dahin, wo der Umschlag des außer Gott gravitirenden Menschenwesens nach dem lebendigen und wiedergebärenden Gott hin sich vollzieht.“ Ferner S. 205. 206: „Wo irgend Befehung zu Stande kommt, da vollzieht sie sich auf Grund der göttlichen Gabe, mit den von dem Heilsgott empfangenen Kräften so, daß ein neues geistliches Ich den Gravitationspunkt des Menschen trotz der ihm noch widerstrebenden natürlich-sündlichen Mächte von der Creatur hinweg in Gott verlegt, um in Gott seine letzte Befriedigung, seine Seligkeit zu finden. Aber in dem Kampfe, wie er alsbald mit dem Eintritt der geistlichen Potenzen, mit der keimartigen Setzung des neuen Ich inmitten des natürlich-sündlichen Lebens zwischen diesen einander entgegengesetzten Mächten entsteht, lassen sich die verschiedensten Wechselfälle beobachten.“ Nachdem der Mensch in der Wiebergeburt neue, geistliche Potenzen empfangen hat, beginnt also das in der Wiebergeburt gesetzte neue geistliche Ich sich selbst frei zu bewegen und äußert und übt seine Selbstmächtigkeit, bis es schließlich seinen Schwerpunkt in Gott verlegt hat. Das ist dann die Befehung. Diese Selbstbewegung des neuen Ich ist ein beständiger Kampf mit den widerstrebenden Mächten des natürlich-sündlichen Lebens. Nicht immer kommt es aber nach

der Wiedergeburt auch zur Bekehrung. „Es liegt in der Wahl des Menschen, der die wiedergebärende Gnade erfährt und erfahren hat, inwieweit er sie bejahen oder auch verneinen will.“ S. 206. Verneint der Mensch die empfangene geistliche Gabe, „wird solch ein Lebenskeim nicht entsprechender Weise gepflegt“, so bleibt der göttliche Same etwa „lange im Verborgenen liegen und schlafen“ und kann zuletzt ganz „ersterben“. S. 207. 208. „Im andern Fall“, wenn der Mensch die Gnade der Wiedergeburt bejaht, die empfangenen Kräfte treu gebraucht, „entspinnt sich ein Kampf, der eine Zeit lang das Gegenbild dessen ist, welcher, wie nachher zu zeigen sein wird, das Leben des bekehrten Christen characterisirt, nämlich insofern das natürliche Ich die Angriffe der geistlichen Lebensregungen, des erstarkenden neuen Ich, einstweilen, oft auf lange hinaus, siegreich abweist und sich in seiner Herrschaft behauptet, wobei aber immer wieder das Bewußtsein sich geltend macht, daß es anders sein nicht bloß sollte sondern auch könnte, und damit einen Stachel in dem Menschen zurückläßt, welcher Anlaß zu neuen Kämpfen wird“. S. 207. 208. In dem wiedergeborenen, aber noch unbekehrten Menschen kämpft in diesem Fall das neue Ich wider das alte Ich, welches noch die Herrschaft behauptet, und kämpft sich durch, bis es schließlich den Sieg erlangt hat, bis der Mensch zu Gott sich bekehrt hat. „In der Bekehrung ist zugleich der Glaube mitgelegen.“ S. 224. „Wer bekehrt ist, der ist gläubig; und umgekehrt, wer gläubig, ebendieser bekehrt.“ S. 227. „Die von den Geisteswirkungen ermöglichte und auf Grund derselben von dem menschlichen Subject gesetzte Umkehr zu Gott in Christo ist thatsächlich der Glaube, welcher die in Christo erworbene Gerechtigkeit ergreift.“ S. 227.

Bezeichnend ist die Art und Weise, wie Frank sich mit dem „Synergismus“ auseinandersetzt. „Man sieht also, daß der Synergismus auf der einen Stelle ebenso bestimmt zu behaupten wie auf der andern zu verwerfen ist, wie ja darüber das Urtheil unserer Kirche und kirchlichen Theologie nach Abweisung der römischen und Melancthonischen Irrung im Wesentlichen einstimmig war. Während man hier die ‚Mitwirkung‘ des Menschen neben der göttlichen ‚Wirkung‘ keinesfalls so vorgestellt wissen wollte, wie wenn zwei Pferde miteinander einen Wagen ziehen“, sondern die menschliche Cooperation immer erst auf Grund der göttlichen Wirkung eintreten ließ, so werden wir diesen vollkommen richtigen Gedanken unsern bisherigen Voraussetzungen gemäß noch zu verschärfen und näher zu bestimmen haben. Die Vorstellung einer Mitwirkung von Seiten des Menschen in irgend welchem Sinne ist überhaupt irreführend: gleichwie es weder Wirkung noch Mitwirkung des Menschen gibt wenn die wiedergebärende Gnade in ihn den Keim neuen geistlichen Lebens hineinwirft, so ist die Activität des Berufenen, welche aus dieser Gabe hervorgeht und stetig auf ihr beruht, nicht sowohl eine mitwirkende als eine wirkende; der Mensch ist es der nun seine Kraft, die gottverliehene, einsetzt, um des dargebotenen und erkannten

Heils theilhaftig zu werden — es ist ganz und gar menschliches Thun, unbeschadet dessen daß es ganz und gar göttlicher Wirkung zu danken ist. Die solchergestalt mithin ermöglichte und vollzogene Hinwendung des berufenen Subjectes zu dem Heil welches die Berufung darbot, die willentliche Aneignung desselben ist der Glaube, welchen die Rechtfertigung correspondirt.“ System der christlichen Wahrheit. II. S. 331. 332. Wie der Mensch in der Berufung und Wiedergeburt sich wesentlich leidend verhält, so verhält er sich dagegen in der Bekehrung; wenn er gläubig wird, bei der Aneignung des Heils mere active. Der Mensch ist es, welcher die von Gott verliehene Kraft einsetzt und nun selber, spontan die Bekehrung und den Glauben wirkt. Es ist nur sehr übel gethan, daß Frank sich für diese seine Anschauung auf die kirchliche Theologie und auf das lutherische Bekenntniß beruft. Wenn die Concordienformel von einer Mitwirkung des Menschen auf Grund der göttlichen Wirkung redet, so beschreibt sie damit den Zustand des Menschen nach seiner Bekehrung, während sie in der Bekehrung den Menschen sich mere passive verhalten läßt.

Als Schriftbeweis führt hier Frank Stellen an, wie Act. 14, 15.; 15, 13.; 26, 18.; 1 Theß. 1, 9., in denen das Activ *ἐπιστρέφειν* gebraucht wird, also die „Selbstumkehr“ des Sünders, die „Selbsthinwendung zu Gott“ gelehrt werde. Andere Schriftausagen, welche die Umkehr Gott zuschreiben, wie Ezech. 16, 53. ff. Jer. 31, 18., deutet er dahin, daß eben durch die vorhergehende Berufung und Wiedergeburt, diese von Gott gesetzten Acte, die Bekehrung ermöglicht werde. S. 321. Betreffs der Spontanität des Glaubens bemerkt er: „Es wäre ja das Sinnloseste von der Welt zu behaupten, daß Jemand widerwillig zum Glauben käme — eine Verleugnung der menschlichen Persönlichkeit, die nur durch Selbstsetzung gerettet werden kann. Um ein Thun, ein *ποιεῖν*, handelt sich für die welche das Wort gehört und deren Herzen davon getroffen worden sind (Act. 16, 30. 2, 37.); nicht bloß um ein Sich-ziehen-laffen, ein Nachgeben gegenüber dem göttlichen Gnadenzug, sondern um ein Zusammenraffen seiner ganzen Kraft, ein Gewaltthun und Anschreißen (*βιάζεσθαι* und *ἀπράζεσθαι* Matth. 11, 12).“ S. 330.

Aus dem Mitgetheilten erhellt zur Genüge, daß Frank ein Synergist vom reinsten Wasser ist. Seine Theorie ist nur eine neue Auflage des Latermann'schen Synergismus. Er lehrt eine Selbstbekehrung, eine Selbstentscheidung des Menschen, nur nicht aus natürlichen Kräften, sondern mittelst geschenkter Kräfte, und verliert sich dabei in all' die Ungereimtheiten, die den Synergismus des 17. Jahrhunderts characterisiren. Er läßt den unbekehrten Menschen, welcher noch von der Sünde beherrscht wird, mit geistlichen Kräften operiren, der Sünde widerstehen, bis er den Kampf zum Sieg hinausgeführt hat. Der Zustand, in welchem sich der Mensch nach Frank nach der Berufung und Wiedergeburt und vor der Bekehrung befindet, ein Mensch, welcher einerseits wiedergeboren, eine

neue Creatur geworden ist, dessen Innerstes aber gleichwohl noch von Gott und Christo abgewendet und der Sünde ergeben ist, ist eine wahre Ungeheuerlichkeit. Die neueren Theologen pflegen sonst das angebliche Mittelstadium zwischen dem Stand unter der Sünde und dem Stand unter der Gnade als den Stand der Erweckung zu bezeichnen. Frank geht weiter und substituirt an Stelle des Begriffs der Erweckung den andern der Wiedergeburt. Der Vorwurf, welchen die Neueren gegen die orthodexe Lehre erheben, daß derselben zufolge einer Zwangsbekehrung angenommen werden müsse, daß dabei die Bekehrung, dieser ethische Vorgang, ganz äußerlich als ein magisch-mechanischer Vorgang gefaßt werde, fällt in verstärktem Maße auf Frank und Consorten zurück. Während derselbe sonst durchweg die freie Selbstbestimmung der freien Persönlichkeit urgirt, verleugnet er hier sein Princip und macht sich von der Wiedergeburt eine recht craft materialistische Vorstellung. Er lehrt thatsächlich eine Zwangs-Wiedergeburt. Das neue geistliche Leben, der göttliche Same wird durch das Wort in das Herz des Menschen „hineingeworfen“ — das ist ein Lieblingsausdruck von ihm — und der Mensch kann sich dem nicht entziehen. Wer nur das Wort hört, wird nolens volens wiedergeboren, eine neue Creatur. Und nun bleibt dieser Same, diese geistliche Potenz, wie eine todte Masse, auf dem Grund der Seele liegen, lange, etwa bis zum Tode liegen, auch wenn der Mensch die berufende Gnade verneint und fort und fort Gott widerstrebt. Indes die Wiedergeburt ist doch wahrlich nicht ein Proceß, welcher die Substanz des Menschen alterirt, eine neue Substanz in den Menschen hineinsenkt, sondern eine Veränderung der moralischen Bestimmtheit des Menschen, eine Veränderung der Herzens- und Willensrichtung. Gott erweckt da durch Wort und Geist *novos motus spirituales*, Bewegungen im Herzen und Willen des Menschen, welche auf Gott gerichtet sind, die ersten Fünkeln des Glaubens, der Furcht des Herrn, der Liebe, des Vertrauens zu Gott. Was soll man sich dagegen unter einem „geistlichen Leben“ vorstellen, welches zunächst Gesinnung und Willen des Menschen ganz unberührt läßt? Es ist grausam, wie Frank hier mit der Schrift umspringt. Es ist geradezu haarsträubend, wenn er die von ihm citirten, bekannten Stellen von der Wiedergeburt und der neuen Creatur dahin versteht, daß er alle Menschen, denen nur das Wort zu Ohren gekommen, die nie zum Glauben kommen, zu Wiedergeborenen stempelt. Wenn der Apostel die Christen, an die er schreibt, als Wiedergeborene anredet und sie daran erinnert, daß Gott sie, da sie todt waren in Sünden, lebendig gemacht habe, daß sie nun Gottes Werk seien, geschaffen in Christo Jesu, so erinnert er sie an das, was gerade sie und nur sie erlebt und an ihrem Herzen erfahren haben, an ihren Christenstand, der sie von den Ungläubigen unterscheidet, und an den Anfang ihres Christenstandes. Es wird Alles auf den Kopf gestellt, wenn man annimmt, daß Gott den Juden, welche dem Evangelium Pauli widersprachen und lästerten, gleichermaßen, wie der Lybia, das Herz

aufgethan habe. Die Schrift bezeugt, daß der Mensch auf jedem Punkte der Gnade Gottes, daß er gerade auch der berufenden Gnade widerstehen kann, so daß dieselbe an ihm nicht ausrichtet, was sie ausrichten will, wie das bei den Bewohnern Jerusalems der Fall war. Matth. 23, 37. Nach der Schrift sind Wiedergeburt und Bekehrung identisch. Die große Veränderung, welche bei denen eingetreten, die jetzt Christen sind, bezeichnet der Apostel das eine Mal als Wiedergeburt, z. B. 1 Petr. 1, 23., das andere Mal als Bekehrung, z. B. 1 Petr. 2, 25. Nach der Schrift fällt der Glaube, der Anfang des Glaubens mit der Wiedergeburt zusammen. „Wer da glaubet, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren.“ 1 Joh. 5, 1. Durch den Glauben wird der Mensch neugeboren. Der Glaube ist ein neu Licht und Leben im Menschen. Wer wiedergeboren ist, der ist auch bekehrt, der ist auch gläubig. Es ist Schriftverdrehung größter Art, wenn Frank als Wirkung der Erleuchtung, von welcher St. Paulus 2 Cor. 4, 6. schreibt: „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben“ 2c. die Neue oder Schmerzempfindung benennt, der zufolge „sich der Mensch als im Zustand der Verlorenheit befindlich erkennt“, während doch Paulus an eben diesem Ort die Erkenntniß Jesu Christi von der Erleuchtung gewirkt sein läßt. Und es ist schließlich just das Widerspiel von dem, was die Schrift lehrt, wenn Frank die Bekehrung, wie den Glauben als Product des Menschen, der freien Selbstbestimmung des selbstmächtigen neuen Ich, hinstellt. Die Schrift führt beides auf Gott als Autor zurück, und zwar nicht in dem Sinn, daß Gott durch irgend welche vorhergehende Wirkung es dem Menschen ermöglicht, sich selbst zu bekehren und für das Heil in Christo zu entscheiden, sondern so, daß Gott die Umkehr, den Glauben selbst wirkt. Es heißt Jer. 31, 18.: „Belehre du mich, so werde ich bekehrt.“ Auf diese Weise wird ein Mensch bekehrt, bekehrt sich ein Mensch, daß Gott ihn bekehrt. Phil. 1, 29. lesen wir: „Euch ist es gegeben . . . an ihn (Christum) zu glauben“; und Col. 2, 12.: *διὰ τῆς πίστεως τῆς ἐνεργείας τοῦ θεοῦ*, „durch den Glauben, den Gott wirkt“. Der Glaube selbst, daß wir glauben, nicht nur die Fähigkeit zum Glauben, ist Gottes Werk und Gabe. Gewiß, der Mensch bekehrt sich, lehrt von seinem Sündenwege um, zu Gott zurück, der Mensch glaubt. Die Umkehr, der Glaube ist ein Thun, ein Verhalten des Menschen, ein Willensact. Aber eben Gott ist es, welcher dieses Wollen wirkt, welcher durch Wort und Geist diesen Willensact im Menschen hervorbringt. Man sieht, auch dieser Theil des Frank'schen Systems, welcher „das Werden des Menschen Gottes“ entwickelt, ist in allen Stücken schriftwidrig und darum gewiß nicht aus dem christlichen Ich gewonnen, sondern Ausfluß des selbstherrlichen Ich, „welches nur durch Selbstsetzung gerettet werden kann“, das heißt, welches sich selber retten will und darum Gott die Ehre nimmt.

Auch in der Lehre von der Rechtfertigung ist Frank nicht sauber.

Er redet zwar stellenweise, z. B. im System der christlichen Wahrheit II. S. 338, ganz schön und orthodox von der *justitia extra nos posita*, er bemerkt S. 344. 345: „Je weniger der reuige Sünder mit diesem Act des Glaubens darauf ausgeht Etwas zu leisten, je mehr er bei der Hinwendung zu Christo sich darauf beschränkt zu empfangen, um desto reiner, ideegemäßer gestaltet sich der rechtfertigende Glaube: er faßt die dargebotene Gnade um so fester und nachhaltiger, je weniger er etwas Anderes will als sie fassen.“ Aber er faßt doch nicht ausschließlich, wie es die Schrift und unser schriftgemäßes Bekenntniß thut, den rechtfertigenden Glauben als *medium salutis*, dadurch der Mensch auch die Rechtfertigung selbst oder die Vergebung der Sünden hinnimmt. Er betont andrerseits, „daß Niemand sich einbilden soll . . . Vergebung der Sünden bei Gott zu haben, es sei denn daß er in und mit dem Glauben jene Hinkehr zu Gott, jene Gravitation der Persönlichkeit zu Gott hin vollzogen hat, ohne welche auch Gott den Menschen nicht retten kann weil er ihn nicht als Sache sondern als Persönlichkeit retten will“. S. 345. Also kommt nach Frank der Glaube in der Rechtfertigung auch qua Verhalten des Menschen, als Act der freien Selbstbestimmung in Betracht. So hält Dorner, welcher seinerseits die Rechtfertigung durch keinerlei Verhalten des Menschen bedingt wissen will, ihm mit Recht entgegen, daß solche Erörterungen „eine ganze Reihe von Bedingungen der Rechtfertigung“ in sich schließen. S. 310 bezeichnet Frank ausdrücklich die Rechtfertigung als „eine durch die Selbstsetzung des Glaubens bedingte“.

Das selbstmächtige Ich kommt bei Frank schließlich auch da zur Geltung, wo er von der Heiligung und Erhaltung handelt. Während die Kirche auf Grund der Schrift bekennt, daß Gott uns bei Jesu Christo im rechten, einigen Glauben erhält, redet Frank durchweg von „einer Selbsterhaltung des Christen“. Vgl. System der christlichen Sittlichkeit. I. S. 253 ff. Indem der Christ den fort und fort in ihn einströmenden Gnadenkräften Raum gibt, setzt er stetig diejenigen Acte, durch welche er in den Stand der Gnade und Gerechtigkeit eingetreten ist, setzt, wenn er einmal gefallen, gar abgefallen ist, von Neuem Reue und Glauben, steht selber kraft seiner „geistlichen Selbstmächtigkeit“ vom Fall wieder auf, sintemal auch in einem gefallenen David und Petrus noch geistliche Kräfte zur Genüge vorhanden sind. Summa: Der Mensch erwirkt und erwirbt sich selbst sein Heil, und was Gott an ihm thut, hat nur insofern Werth und Bedeutung, als es ihm Anlaß wird, Alles, was zu seinem Heile dient, selber zu setzen. Der Mensch ist freie Persönlichkeit und wird nur durch Selbstsetzung selig. Wir sagen: Wer je selig wird, der wird gerade auf dem entgegengesetzten Wege selig, indem er bekennt: Nicht aus mir selbst! Gottes Gabe ist es. Darum Gott allein die Ehre! G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

4. Mittel zur Erschütterung der Schriftautorität.

Alles arbeitete dahin, die Autorität der heiligen Schrift im Volke zu untergraben. Die heilige Scheu, mit welcher das Christenvolk seine Bibel betrachtete, wurde lächerlich gemacht; denn nach Semlers Meinung soll man ja jedes Buch für göttlich halten, soweit es geistreich ist und moralischen Inhalt hat. Nur Aberglaube sollte es sein, daß man die Bibel für die offene Quelle der göttlichen Wahrheit erklärte. Man wollte das Christenthum entwurzeln und eine Frömmigkeit hervorbringen, welche nach Lessings Forderung die Bibel als ein Elementarbuch für Kinder behandelte, über welches die Zeit hinaus sei. Sie brachten es auch dahin, daß die Geschichte bezeugen muß: „Es war das ehrwürdige gothische Portal gefallen, durch das man einst in den Wunderbau der heiligen Schrift einschritt; es war gefallen; denn das ärmliche Wohnhaus galiläischer Fischerleute bedurfte auch keines Portals, sondern nur einer gewöhnlichen Hausthür.“ (Tholud: Verm. Schr. II, 93.) Hundun und Säuen war ja auch diese noch zu viel; denn sie bewiesen der heiligen Schrift nicht einmal die Achtung, welche jedem ehrbaren Buche zukommt. Wie kommt's, frug der Oberconsistorialrath Teller in Berlin den Theaterdirector Pfand, daß die Kirchen immer leerer und die Theater immer voller werden? „Das macht“, antwortete dieser, „ihr gebt die Wahrheit als Dichtung und wir geben die Dichtung als Wahrheit.“ Die Theologen brachten eine neue Sprache auf, durch welche nicht bloß die ewige Wahrheit im Heiligthum als Dichtung hingestellt wurde, sondern welche die alte Bibelsprache den Gelehrten und Ungelehrten geradezu unverständlich machte. Die gottseligen alten Predigt-, Gebet- und Erbauungsbücher suchte man aus den Häusern zu verdrängen. Die Christen sollten aus Wittschels „Morgen- und Abendopfer“ rationalistisch beten lernen und Gottes Geist und Wort in diesem aufgeblasenen „Opfer“ verlieren. Die Stelle von Scriver's Seelenschatz oder Arndts Wahrem Christenthum beehrten Fschöcher's „Stunden der Andacht“, ein Werk von acht Bänden, welches den Islam als ein von den Christen mit großem Unrechte verlästertes „Geschenk der Gottheit“ für die Länder des Morgenlands preist und Muhammed mit Moses und Christus auf eine Stufe stellt, auch nicht genug rühmen kann, wie viel der Islam für „Veredlung des Geistes durch Wissenschaft und Künste“ gethan habe. Sehr offen sprechen sich diese Stunden der Andacht in den Worten aus: „Wir Christen verdanken der Einsicht und Aufklärung der arabischen Reiche vieles von unserer gegenwärtigen Einsicht und Erleuchtung.“ Damit ist der Türke als ein Kirchenvater des Rationalismus anerkannt. In Henkes „Archiv für neueste Kirchengeschichte“ Bd. II klagte man trotzdem noch, daß mit der „Vergötterung Christi und der Bibel“ noch

nicht genug aufgeräumt sei, gab sich jedoch der Hoffnung hin, daß bald „die wohlthätige Revolution in der Religion vorgehen könne“. Man schuf Katechismen, worin der Glaube an die Unfehlbarkeit der Vernunft und an die Kraft des Menschen, sich selbst selig zu machen, offen gelehrt wurde. Ein Zeuge, welcher den Katechismus des bayerischen Kirchenraths Dr. Stephani mit Luthers Katechismus verglich, mußte sagen, er werde an die rabbinische Fabel von dem Ursprung der Paviane erinnert. Darnach sollen diese nämlich entstanden sein, als Satan auch Menschen schaffen wollte. (Corr.-Bl. 1830. S. 716.) Der Confirmandenunterricht brachte Belehrungen über naturgeschichtliche Gegenstände, über Gründe des Thaumeters, Nutzen des Ohrenschmalzes u. dgl. (Rzt. 1858. S. 512.) In der Confirmandenprüfung redete ein bayerischer Pfarrer die Kinder an, sie seien „gelehrt worden, daß man rechtschaffen leben solle und daß ein Gott sei; es komme aber ganz besonders darauf an, zu wissen, was in der Welt brauchbar und nützlich sei“. Darauf wurden in der Kirche Rechenaufgaben gestellt. (Corr.-Bl. 1829. S. 577 f.) Ist es zu verwundern, wenn die Kinder einer Dorfschule der Mark Brandenburg auf die Frage des Superintendenten, ob sie schon etwas vom Sohne Gottes gehört hätten, „im feierlichen Chore mit Ne antworteten“? (Ztsch. f. Prot. 3, 111.) Der Rationalismus verbannte das Evangelium aus Kirche und Schule und richtete überall Tröge zu, die mit Träberkost gefüllt waren. Aus den Agenden entfernte er allerwärts die biblische Sprache. Einzelne Prediger hoben sogar die Taufe auf, indem sie wider ihre eigene Agende bereits taufte „im Namen des Vaters und auf die beglückende Lehre und das erhabene Vorbild Jesu Christi und auf den Geist und Sinn christlicher Rechtschaffenheit und Tugend“. (Ebd. 11, 248.) Wo sie den Glauben verunstalteten, konnte ein christlicher Taufzeuge die Frage: Willst du auf diesen Glauben getauft sein? nur mit Nein beantworten. Bei der Confirmation, dem fast an die Stelle der Taufe geschobenen Schooßkinde des Rationalismus, kam eine Umschreibung des apostolischen Symbols in Gebrauch, welche öfters geradezu auf die Sätze hinauslief: Ich glaube an keinen Schöpfer Himmels und der Erde; ich glaube an keinen Sohn Gottes; ich glaube an keinen Heiligen Geist. War doch im Jahre 1817 den Predigern in Genf die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit und von Christi Gottheit direct verboten worden, mit dem Beisatze, sie dürften nicht über die Ausdrücke der heiligen Schrift hinausgehen. (Corr.-Bl. 1830. S. 635.) So konnte sich der Unglaube anstellen, als ob er die Schrift auch achtete, weil nur wenige sie noch kannten. In den neuen Gesangbüchern blieb von den 50,000 heiligen Liedern, deren die deutsche lutherische Kirche sich rühmte, kaum eines von Verunstaltung frei. Sie boten außer dem Gefasel von Reinlichkeit, Körperpflege, Thieresliebe, Obstbaumzucht zc. noch echte Träberkost für die Gergesenerheerden, wie z. B. Busses Gesangbuch für die russischen Ostseeprovinzen, worin es heißt: „Die Gottheit schuf die Sinnen-

lust den Menschen selber in die Brust, ihr Leben zu genießen, ihr Dasein zu versüßen"; oder das Mühlhäuser Gesangbuch, das in Nr. 620 singen lehrt: „Das kleinste Thier betritt die Welt mit mir auf gleiche Weise; es fühlt sein Dasein und erhält sich auch mit Trant und Speise; hat ebenso wie ich ein Herz, hat Sinneskraft, fühlt Lust und Schmerz, verläßt wie ich das Leben.“ Von den alten Liedern blieb keines ohne Verunstaltung. Die alten Liturgieen wurden abgeschafft. Der Bruder Redner auf der Kanzel faselte von der „Gottheit“, daß ihn zuweilen ein Bauer fragte: „Meint Er unsern Herrgott?“ Mit der Habersuppe der rationalistischen Moral war man am Troge auch nicht sparsam, aber der freisinnige Professor G a ß mußte im Jahre 1805 schreiben: „Das Herz möchte Einem brechen, wenn man auf den größten Theil der Geistlichkeit des Landes sieht“, und ein öffentliches Blatt brachte einen Artikel „über die Freiheit der Prediger, so schlecht zu predigen als sie wollen“. (Rzt. 1853. S. 369. — 1829. S. 356.) Die christliche Lehre war aus den Predigten verbannt. Als Teufelspatron fing der rationalistische Pfaffe gewöhnlich seine Polemik gegen das alte Christenthum an, um bis zur Gottesleugnung fortzufahren. „Wie jener Eselstreiber sich verwunderte, daß sein Grauschimmel sogar am Hofe Freunde und Gönner habe, als ein Königlicher sich des geschlagenen Thieres eselfreundlichst annahm, so muß man sich fast verwundern, wie viele Gönner und Patrone nun der Teufel hat, die allen Ernstes fordern, man solle ihn nun in Ruhe lassen und nicht länger plagen, nachdem man ihn so lange verfolgt hat; solle über seine Existenz ein discretos Stillschweigen beobachten und ihn ebenso wenig bei Namen nennen als einen maskirten Freund, der unerkannt zu bleiben wünscht.“ (Corr.-Bl. 1828. S. 179.) Dem rationalistischen Musterprediger wurde nachgerühmt, daß er den Bibeltext „als ein unschädliches Hülfsmittel zu benützen wüßte, um nützliche Wahrheiten damit einzuprägen“; denn er sei „beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollen, alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie wohlhabend werden, daß sie Vermögen erwerben, daß sie reich werden sollen“. (Hagenb. V, 310 f.) Ein bayerischer Stadtpfarrer predigte Sonntag für Sonntag die Naturgeschichte nach Linné, und am Confirmationstage predigte man gerne wie Pf. C. A. Valentiner „von der Liebe guter Menschen zu den Bäumen“ (über Ps. 1, 3.!), wobei die Confirmanden zum Pflanzen von Bäumen angewiesen wurden. (Corr.-Bl. 1829. S. 124. 796 ff.) Als Curiosität wurde in Bd. 2 von Henkes „Archiv für neueste Kirchengeschichte“ berichtet, daß sich im Jahre 1794 noch ein Candidat fand, der vor seiner Ordination ein altes Buß- und Beichtgebet sprach, weshalb ihn der Ordinator auch fast des Amtes unwürdig achtete. Ein preußisches Kirchenlicht bedauerte, daß man noch immer über Bibeltexte predigen mußte. Wenn nur einige Männer „wie JESUS, Luther und Teller“ noch auftreten würden, so sei geholfen, hieß es in der Leichen-

rede auf den Oberconsistorialrath Teller. Der Engländer Taylor Coleridge schrieb: „Als ich (1799) in Deutschland war, fand ich dort den religiösen Zustand höchst kläglich. Nirgends lernte ich einen Geistlichen kennen, der ein Christ gewesen wäre; aber auf den Universitäten traf ich Professoren, die in ihren Vorlesungen die wichtigsten Wahrheiten des Evangeliums bestritten, und wer dieser Richtung folgte, dem war Beförderung gewiß.“ (Corr.-Bl. 1837. S. 70.) Der Kaufmann Apitz in Berlin unternahm es, die Namen aller Prediger Deutschlands, die noch den Bibelglauben predigten, auf einem Stammbuchblatte zu vereinen. (Rzt. 1845. S. 351.) Als ein Gericht ein kirchenregimentliches Gutachten begehrte, ob ein Lasterer noch als evangelisch-lutherischer Prediger gelten könne, welcher öffentlich lehre, die heilige Schrift sei nicht Gottes Wort, Moses sei ein Betrüger, Christus der größte Naturalist gewesen, seine Auferstehung gehöre nicht zu seiner Lehre und die Moral sei von der Religion himmelweit verschieden, so sprach sich das preußische Oberconsistorium dahin aus, er sei für einen christlichen Prediger zu halten, wenn auch für keinen evangelisch-lutherischen. (Tholuck a. a. D. S. 125.)

Wie sehr Gottes Wort von den Kanzeln verdrängt und die Kirche zum Aase geworden ist, kann der Leser am besten sehen, wenn ich eine Anzahl Predigtthematata aus rationalistischen Predigtsammlungen und homiletischen Zeitschriften zusammenstelle, und zwar über die Evangelien des Kirchenjahrs. Baur empfahl für 1. Advent das Thema: Die besten Mittel, gute Dienstboten zu erhalten. Andere predigten über Baumfrevel; über Garten- und Holzdieberei; über den Nutzen und Gebrauch der Thiere; über den Werth des häuslichen Glücks; über den Schlaf; über die Tugend der Wirtschaftlichkeit. — 3. Advent: Durch Fragen wird man klug. — Weihnachten: Warum Menschen schwächer als Thiere auf die Welt kommen? Oder: Von der Wohlthat, daß Menschen durch Menschen geboren werden; über das Glück, eine zärtliche Mutter zu haben; über den Aberglauben an Geistererscheinungen. — Sonntag nach Weihnachten: Wie auch das Alter noch zur Lebensverlängerung auf eine fruchtbare Art wirken könne. — Sonntag nach Neujahr: Von Schimpfnamen. — 2. nach Epiphania: Der Ehestand ein Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens. — 3. nach Epiphania: Ueber Reinlichkeit des Körpers und der Haut. — 4. nach Epiphania: Die Wohlthat des Schlafs für Gesundheit und Leben. — 6. nach Epiphania: Einfluß der reinen Luft, des Land- und Gartenlebens auf Gesundheit. — Septuagesimä: Wie gut es für einen Tagelöhner ist, wenn er mehr als eine Arbeit verrichten kann. — Quinquagesimä: Von der Wohlthat des Gesichts. — Invocavit: Von der Manichfaltigkeit der Nahrungsmittel. — Reminiscere: Gute Menschen sorgen auch für ihr Vieh. — Oculi: Das Ehrgefühl ein wirksames Erleichterungsmittel der Tugend. — Für Mariä Verkündigung empfahl Hildebrands Repertorium zur Einleitung eine „Prüfung der schmeichelnden Unterredung“ Gabriels und

Mariä und als Thema: Schmeichelnder Mund, böses Herz. — Vätare: Von der Ordnungsliebe. — Judica: Das Lächerliche und Höchstschädliche des Ahnenstolzes. — Palmsonntag: Vom Werthe der Ehrenbezeugungen. — Charfreitag: Der gute Nachruhm eines Christen im Tode. Oder: Vom Werthe eines sanften Charakters; vom Werthe öffentlicher Leichenbegängnisse. — 1. Ostertag: Vom Scheintode. Oder: Weise Benützung der Morgenstunden. — 2. Ostertag: Vom Spazierengehen. — Quasimodogeniti: Der Werth des Grüßens. — Misericordias Domini: Vom Selbstmord. Steinbrenners „Rathgeber“ empfahl: Gott als guter Hirte oder seine Fürsorge für die unvernünftigen Thiere, 1. ihre Wohnung, 2. Kleidung, 3. Nahrung, 4. Schutz (z. B. für Zittermaul, Stinkthier, Dintenfisch etc.). — Cantate: Gewohnheit, über alles zu fragen. — Himmelfahrt (Epistel): Erhebende Aussicht von hohen Bergen herab. Oder: Womit beruhigt sich der Christ, der sterbend seine hüßlose Familie zurückläßt. — Pfingsten (Epistel): Veredlung der Sprache. Oder: Die erschütternde Pracht furchtbarer Naturereignisse. — Trinitatis: Ueber Nachsünden. — 5. nach Trinitatis: Pflicht christlicher Eltern, ihre Kinder gegen die gefährlichen Blattern durch Einimpfung der Schutzpocken sicher zu stellen. — 7. nach Trinitatis: Vom guten Verhalten bei Tisch. — 8. nach Trinitatis: Obstbaumzucht. — 9. nach Trinitatis: Wohlthat der Schreibkunst. — 12. nach Trinitatis: Pflichten in Ansehung unserer Sprachfähigkeit. Oder: Wie weislich und wohlthätig es sei, daß uns Gott mit einem gedoppelten Gehörwerkzeug oder mit zwei Ohren versehen hat. — 14. nach Trinitatis: Jesus als Vorbild eines wahrhaft ehrenwerthen Staatsbürgers. — 15. nach Trinitatis: Der wohlthätige Aufenthalt auf dem Lande. Oder: Vorzüge des Menschen vor seinen Mitgeschöpfen auf Erden. — 17. nach Trinitatis: Regeln bei Bewirthung unserer Freunde. — 23. nach Trinitatis: Pflicht des Christen in Ansehung des Stempelwesens. — 25. nach Trinitatis: Warum unsere öffentliche Staatshaushaltung noch nicht vollkommener geworden sei?

Von den Universitäten, den Treibhäusern des Unglaubens, hatte sich der Rationalismus demnach so weit verbreitet, daß die ganze Kirche verwüßt worden ist. Wo jemals eine von Menschen erfundene Religion angegriffen worden ist, haben immer deren Priester das Aeußerste versucht, um sie zu retten. Die von Gott selbst uns vorgegebene Religion dagegen hat erfahren, was noch keinem Aberglauben begegnete, daß ihre Theologen fast einmüthig ihre Quelle verschütten wollten. Gleichwie die papistische Zeitschrift „Der Katholik“ im Jahre 1824 schrieb: „Wenn es dahin kommt, daß alle die Bibel lesen, so wird die Welt nur noch ein Aufenthalt für wilde Thiere sein“, so nannte der rationalistische Führer Röhr den biblischen Glauben eine Art von „religiöser Bestialität“. (Kzt. 1830, S. 812.) Wie der Pabst, so eiferten diese Protestanten gegen Verbreitung der Bibel. Prof. Gabler berichtete es im Jahre 1798 als

etwas Seltsames, daß die sonst so klugen Engländer ihr Geld wegwürfen, um Missionare nach Tahiti zu senden, und auch in Ostfriesland sich ein Verein gebildet habe, um Heiden zu Christen zu machen, welche Thorheit sich nur damit erklären lasse, daß die theologische Bildung noch nicht bis zu diesem Küstenlande gebrungen sei. (Kzt. 1845, S. 351. Corr.-Bl. 1829, S. 137.) Der Rationalismus war eben nur eine Fortbildung des Is- lam unter den einst christlichen Völkern. Der Rationalist Bretschneider schrieb: „Die allen monotheistischen Religionen zu Grunde liegende Glaubenseinheit ist der Glaube an einen Gott; den speciellen Unterschied zwischen ihnen aber bildet der Glaube, daß der Stifter ihrer Religionsgemeinschaft ein Gesandter Gottes und göttlicher Offenbarungen theilhaftig war. So ist bei den Juden das Fundament ihrer Glaubensgemeinschaft: es ist ein Gott, und Moses ist sein Gesandter und dessen Gesetz göttlich; bei den Christen: es ist ein Gott und Jesus ist sein Gesandter und seine Belehrungen sind göttlich; bei den Muhammedanern: es ist ein Gott und Muhammed ist sein Prophet.“ (Erl. Ztsch. 2, 173.) Jehova, der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, der Vater unsern Herrn Jesu Christi, und der heutige Juden- und Türkengöze waren diesem Volke eins, und Muhammed stand für sie auf den Schultern Moses und Christi. Sie konnten es auch nicht vertragen, daß Muhammed „der falsche Prophet“ genannt wird, sondern priesen ihn als edles Werkzeug der Vorsehung. (Corr.-Bl. 1832, S. 80.) Den wahren Gott hatten sie ja nicht mehr. Sie redeten nur vom „Himmel“, der ihnen günstig oder ungünstig war, oder von dem „Schicksal“, das ihr Leben lenkte, höchstens von einer wachenden „Vorsehung“, die sie nicht kannten. Sie hielten es auch für überflüssig, zu Gott in nähere Beziehung zu treten, wenn sie gleich Gewohnheits halber noch ihre Gebetsformen hatten. Am liebsten machten sie in den Leichenreden dem Papste die Heiligspredung nach und redeten nach heidnischer Weise die Verstorbenen an. Das war auch ein Beten. Das blinde Schicksal, der „Causalnerus“, das ist, die zufällige Verkettung natürlicher Ursachen und Umstände, wovon sie alles im Leben abhängig sein ließen, war ein trostloser Türkengott. Von dem allmächtigen Gott, dessen Hand in jene Verkettung eingreift, und von dem wunderbaren Christenglauben, der den nexus rerum (den Zusammenhang der natürlichen Dinge), wie Claudius (III, 91) sagt, aushebt und im Gebete auf die Höhe trägt, wie Simson die Thore der Philister, — davon wußten solche neumodische Türken nichts. Von dem geschichtlichen Glauben hatten die alten Muhammedaner mehr wie sie. Von den Wundern Jesu dachte ihre „vorurtheilsfreie Wissenschaft“, wie der Freigeist H. Lange schreibt: „Diese Geschichten sind alle vorgefallen; aber die Berichterstatter, ungebildet und leichtgläubig, wie sie waren, reicher an Einbildungskraft als an kritischer Urtheilskraft, haben die natürlichen Ursachen, die dabei thätig waren, übersehen und ihren Wunderhebel angefeßt. Freilich hat Jesus Fünftausend mit fünf Broden

gespeist, nachdem er nämlich das Mangelnde aus den Vorräthen einer eben vorbeiziehenden Karawane ergänzt hatte. Freilich hat der aufrecht wandelnde Jesus den in den See gesprungenen Petrus gerettet, aber das war am Ufer geschehen, an welchem Jesus wandelte, und nur die Abenddämmerung hatte seinen Jüngern die Täuschung eingegeben, Jesus wandle mitten auf dem Meere. Wohl hat er den Jüngling zu Nain und das Mägglein des Obersten vom Tode erweckt, aber sie waren glücklicher Weise nur schein- todt gewesen. So wurde die ganze Geschichte Jesu und der Apostel Stück für Stück rationalisirt, und man weiß nicht, wessen Dual dabei größer war, der armen Geschichte, die diese Torturen ausstand, oder des Geschichtsschreibers, der diese Unnatur sich bei jedem Stück von Neuem auferlegte. Welche Willkür! (Leben Jesu, 1872, S. 44 f.) Diese Verdrehungskünste sind selbst einem solchen Lästler wie Lange zu schwach; er will lieber sogleich herausfagen, daß er alles für Lüge hält. Auch ein E. M. Arnbt mußte sagen, was dem klaubenden Verstande zu groß ward, das zerstückelte und verkleinerte man, und „so geschah es, daß die Nartheit dieser Menschen ihr Böse ward, Gott aber und die Natur und der Glaube und jedes überschwängliche und unaussprechliche Leben wurden in ein kaltes und ödes Nichts verwandelt“. (Ansichten und Ausichten der deutschen Geschichte, 1814, S. 445.) Trostlos ging der Trostlose darum von dem Seelsorger weg und sprach: „Unser Pfarrer glaubt selbst nicht an die Bibel; er redet vom Evangelio wie ein Blinder von der Farbe; wenn er von den Vögeln und Blumen, vom Thierreiche, Pflanzenreiche, Steinreiche redet, ja, da fließt's heraus wie Wasser; wenn er aber vom Reiche Gottes redet, ja, da ist der Herr Pfarrer einem vertrockneten Bache gleich; was kann mir der in meiner Seelennoth rathen!“ Auch der Sterbende, der von keinem muhammedanischen Himmel hören wollte, mußte den Schwäger daran erinnern: „Herr Pfarrer, ich wünsche als ein Christ zu sterben und nicht als ein Jude, Muhammedaner oder Heide.“ (Corr.-Bl. 1834, S. 356.) In solcher Zeit konnte es ruhig geschehen, daß Napoleon I. in Egypten proclamiren ließ, wie er im Jahre 1798 that, die den Muhammedanern so anstößige Lehre von der Dreieinigkeit sei jetzt in der ganzen Christenheit aufgegeben und jeder Christ halte auch den Koran für ein göttliches Buch. „Ihr Kabis, Scheichs und Imams, sagt dem Volke, daß auch wir wahre Muselmänner sind.“ „Sollte jemand so ungläubig sein, bezweifeln zu wollen, daß alles in diesem großen Weltall unter der Gewalt des Berhängnisses steht? Belehret das Volk, wie von mir geschrieben steht, seitdem die Welt ist, daß ich nach Ausrottung der Feinde des Islam und Umwerfung der Kreuze aus dem fernen Abendlande kommen würde, meine Bestimmung zu erfüllen.“ (Napoleons I. Zeugnisse, 1864, S. 3.)

Finsterniß deckte das Land, das einst voll Erkenntniß des Herrn war. Die Männer des „Lichts“ führten das Volk zu dem Fürsten der Finsterniß, dem Vater der Lüge, dem Mörder von Anfang; denn sie liebten die Finster-

niß mehr denn das Licht. Als die Irvingianer in Hamburg von der „Ausstoßung des Fürsten dieser Welt“ redeten, kamen sie als gefährliche Demokraten ohne Weiteres mit der Polizei in Berührung. (Kzt. 1857, S. 972.) So blind war das Volk noch, als das Licht des Evangeliums bereits einige Strahlen wieder in das Land gesandt hatte, wie erst in der Zeit der unbedingten Herrschaft des Rationalismus. Das apostolische Symbol wurde angetastet, weil es von einer „Gemeine der Heiligen“ spricht; denn das sei katholisch und führe zum Heiligendienste. (Zsch. f. Prot. 8, 55.) Dr. Kögel erwähnt in seiner Schrift: „Die Unwissenheit in christlichen Dingen“ (Hambg. 1863), daß es geradezu Mode geworden ist, die Lehre von der Versöhnung als Molochsdiens, von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben als Pabstlehre zu verlästern. Welche Unwissenheit muß da möglich gewesen sein! Wußte doch der Bibelkritiker Schwegler nicht einmal, daß die Sprüche Salomos zum Kanon gezählt werden! (Kzt. 1846, S. 465.) Ein hochangesehenes Kirchenglied freute sich über den Beschluß der Londoner Bibelgesellschaft, die Apokryphen nicht mehr zu verbreiten; denn „die Wundergeschichten und die Berichte von brutalen Vorgängen in Büchern Moses, Josua, der Richter“ etc. könnten doch den gebildeten Geschmack nicht befriedigen. Auch diese Entdeckung wollte der studirte Mann rühmen, daß Johannes sein Evangelium und seine Briefe unmöglich habe schreiben können, weil ihn Herodes geköpft habe. Ein Anderer wollte aus theologischen Gutachten wissen, daß Luther die Bibel gemacht habe. (Ebd. 1830, S. 817 f.) Wie viel solchen Unsinn könnte man den gelehrten Schriften jener Zeit entnehmen! Prof. Gass schrieb im Jahre 1805 selbst, Characterlosigkeit sei der Character der ganzen theologischen Litteratur, die neueste sei immer noch erbärmlicher als die neue. (Ebd. 1853, S. 369 f.) Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Verwüstung der Kirche bis ins Einzelne, die daraus erwachsene sittliche Verkommenheit und das Umsichgreifen barbarischer Zustände im Volke schildern wollten. Genug; die Freigeister wurden sich selbst zum Etel. Der Rationalist Dassel in Hannover schrieb im Jahre 1818: „Es ist Thatsache, daß das Ansehen der Kirche nebst dem des Predigerstandes abgenommen hat und noch fortwährend im Abnehmen sich befindet. Die Kirchen werden immer leerer, und nur wenige noch sieht man in ihnen hie und da zerstreut sitzen. . . . In sehr vielen Gemeinden hat die Mehrzahl dem öffentlichen Religionscultus entsagt. Noch weit geringer ist die Zahl der Communicirenden. Die Krankencommunionen werden immer seltener. Die Taufe ist den meisten Eltern schon sehr gleichgültig geworden, sowie es überall denen, welche keine Verwandte haben, mit jedem Tage schwerer wird, Pauthen oder Gevattern zu finden. Derselbe Sinn herrscht gegen die Copulation. . . . Die religiöse Lectüre wird immer mehr von der politischen und ästhetischen verdrängt. Das Beten vor und nach dem Essen ist keine Sitte mehr, und des Abends sowohl als des Morgens

wird nur noch von sehr wenigen Christen ein sogenannter Segen gelesen. Nie war der Verfall des Kirchenwesens so schnell und so allgemein. . . .“ (Ebb. 1845, S. 790 f.) In einer Gemeinde Holsteins konnte der Gottesdienst aus Mangel an Hörern 40 Mal in einem Jahre, und in drei andern Gemeinden eines andern Landes 25—30 Mal ausgesetzt werden. (Kögel: Die Unwissenh. S. 15.) In Kirchen, welche 10—14,000 Seelen zählten, waren oft nicht mehr als drei Hörer, oft auch keiner vorhanden. (Kzt. 1829, S. 361.) Berlin hieß schon zu Hamanns Zeit das aufgellärte Babel. (Ebb. 1838, S. 763 ff.) Wenn aber die Welt der rationalistischen Lehre auch satt war, so war sie doch keiner Sehnsucht nach dem Evangelium Christi fähig, sondern die geistliche Finsterniß war eins mit der bitteren Feindschaft wider das wahrhaftige Licht. Auch der rationalistische deWette hielt eine Wiedergeburt der Kirche für nöthig, aber nicht das alte Evangelium. (Hagenbach VI, 347 f.)

5. Die Christen zogen sich auf die Defensiv zurück.

War denn nun keine Salbe mehr in Gilead und war nirgends mehr ein Arzt zu finden? Die zehn Jungfrauen waren bei dem Aufkommen des Rationalismus alle schläfrig geworden und eingeschlafen. Die unionistischen und chiliaistischen Schwärmereien und Träumereien der Pietisten haben die Herzen von dem Mittelpunkte des Heils und von der Quelle des Geistes und der Kraft weggezogen. Es fehlte das Zeugniß: „Mein Volk, deine Tröster verführen dich.“ Jes. 3, 12. Man ließ den Feind Raum gewinnen und hoffte immer noch Gutes; denn die Schlange sagte es ja nicht, daß sie Böses bringe; die Wölfe boten den Schafen oft noch Frieden an unter der Bedingung, daß die Hunde abgethan würden. Man wollte sich wenigstens auf die Defensiv zurückziehen, und so entstand eine Apologetik oder Anleitung zur Vertheidigung der belagerten Burg Gottes. Sie trug von Anfang an den Character ihrer Zeit und war oft nur für Klageweiber eingerichtet, die aus allen Secten heimlich zusammenkrochen, um gemeinsam den 137. Psalm zu beten. Das Kriegspanier Zions war eingezogen. Wo man sich gegen die Lasterer wehrte, geschah es mit stumpfen Waffen und, wie Hamann (II, 58) sagt, „mit parfümirtem Pulver und Blei“, mit langweiligen Disputationen, unter vielen Complimenten gegen den gelehrten und tiefsinnigen Teufel. Auch die besten apologetischen Schriften aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie Lilienthals umfangreiches Werk: „Die gute Sache der göttlichen Offenbarung“, haben den Geist des freudigen Glaubens und der Kraft nicht gesehen, der auf den Köpfen der jungen Löwen und Drachen muthig einherschreitet, so viel treffliches Material sie auch zur Rettung des menschlichen, geschichtlichen Glaubens enthalten. Dieser geschichtliche Glaube ist ja gut, für sich allein aber nur eine Stufe des Unglaubens. Wer ihn für den ganzen Christenglauben hält, ist noch ferne vom Reiche Gottes, steht auf

schlüpfrigem Grunde und hat die Würmer des Zweifels schon in sich. Nur der Glaube, welcher selbst ein Wunder des Geistes Gottes ist, hat das göttliche Zeugniß von dem Worte bei sich und sieht die Sonne in ihrem eigenen Lichte. „Muß aber erst bewiesen werden, daß etwas möglich sei, wenn es wirklich ist? Dann ist es doch sonderbar, daß die Leute beim Sonnenaufgang ihr Nachlicht auslöschen, ehe die Astronomen die Möglichkeit des Sonnenaufgangs demonstirt haben.“ (Corr.-Bl. 1828, S. 582.) Nein, Herr, in deinem Lichte sehen wir das Licht, und daher kommt uns alle göttliche Gewißheit, die der Feinde spottet. Die vielen apologetischen Predigten mit ihrer Sucht, das Fleisch von der Wahrheit der biblischen Berichte zu überzeugen, haben den Grund des Glaubens noch untergraben. Es heißt die Perlen vor die Säue werfen, wenn man den Glauben vor-demonstirt, und disputiren will mit kritiklosen Kritikern, die, mit Pilati Sinn erfüllt, schon nach dem Hute greifen, wenn sie fragen: „Was ist Wahrheit?“ Gottes Gesetz, das in jedem Gewissen seinen Anknüpfungspunkt findet, muß hier nur mit Kraft bezeugt werden, so wird es schon Wunden schlagen, an die das Evangelium zu seiner Zeit herantreten kann, um seine Samariterdienste zu verrichten. Wäre Gottes Wort denn also als Gotteswort bezeugt worden, es würde schon bewiesen haben, von wannen es ist; aber es war ein Schlaf von Gott ausgegossen wie zu Eliä Zeiten, und die Wächter Zions, welche ihre Apologien auf den Studierzimmern und nicht auf dem Kampfplatze fertig machten, steckten auch unter der Schlafhaube. Sie wurden immer schwächer. Die Kirche hatte mit ihren Apologeten schlechtes Glück, und das schlechteste gerade mit den theologischen; denn was Laien wie Hamann, Claudius, A. v. Haller schrieben, hatte viel mehr Zeugenkraft. Ach, jene weibischen Pfaffen, wie sie Frau Philosophia gebiert, in denen weder Geist noch männlicher Muth in Christo ist! rufen wir mit Luther aus. Sie konnten nicht gut deutsch reden. Ihrer mit so vielen Fremdworten geschmückten, geschraubten und ängstlichen Sprache war durchweg der Stempel aufgedrückt: „Das ist wirklich schlimm. Da müssen wir sehen, wie wir uns salviren.“ (Tholuc: Berm. Schr. I, 163.) Man tanzte um das goldene Kalb der „Wissenschaft“; denn man wollte auf der Höhe der Zeit bleiben und wagte es nicht, um Christi willen als unwissenschaftlich, als ein Narr zu erscheinen. Man bezeugte den ungläubigen Gelehrten seine Anerkennung und zog sich vor dem aufgeblasenen Teufel zurück. Die Vertheidigung wurde oft zur bloßen Entschuldigung der Schrift. Gottes Wort wurde preisgegeben, die göttliche Lehre verwässert, das Bekenntniß der Väter verleugnet. Weil die Apologeten zu feig waren, um in des Teufels Festung zu schießen, mußten sie sich von den Feinden selber verspotten lassen. Lessing hielt ihnen vor, mit ihren matten Apologien hätten sie ihn erst um allen Glauben gebracht, obgleich er zuvor auch keinen hatte. „Man macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philo-

sophen“, spöttelte er. (Rzt. 1828, S. 594. f.) Der freche Bube J. Chr. Edelmann schrieb: „Das Beste für diese armen Leute ist, daß sie ihre confusen Gedanken noch in die babylonische oder lateinische Sprache versteckt haben. . . . Denn wo sie nur die bloßen Streitfragen in ihrer deutschen lieben Frau Muttersprache vorgetragen hätten, es wäre schon längst der ganze Plunder ihrer Buchstaben verstopfen und verfliegen.“ (Silienthal: Die gute Sache. Bb. III, Borr.) Mit Recht hat A. v. Haller an die schwere Verantwortung erinnert, welche man auf sich nehme, wenn man die Helden des Unglaubens mit allzu schwachen Kräften angreift (Briefe über einiger Freigeister Einwürfe, 1778, Bb. I, S. 3—9.); denn wenn diese nichts von Geist und Kraft merken, jubeln sie alsbald siegestrunken, sie sähen die Säulen der Kirche wanken, und tragen jeden Strohhalme, welchen sie den knieschwachen Apologeten entreißen, als Siegeszeichen umher. Lessing hatte Recht, wenn er die Weise dieser theologischen Wetterfahnen „mit einem Feldherrn vergleicht, der seine Leute vor den Grenzfestungen verliert, und den Christen dagegen mit einem kühnen Eroberer, der gleich vom Lande Besitz nimmt, ohne sich um die Festungen zu bekümmern, welche dann von selbst fallen müssen“. (Auskommen und Sinken des Rationalismus, 1829, S. 88.) Gerade von den aus dem Englischen übersetzten saft- und kraftlosen Apologien, die seinen Wolfenbüttler Fragmenten entgegengesetzt wurden, urtheilte Lessing, nach ihnen sei der Glaube auch nichts weiter mehr als eine durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft und die Vernunft ein rasonnirender Glaube. (Ztsch. f. Protest. 41, 297. Tholud: Verm. Schr. II, 27 ff.) Damit ist der reformirte Geist, der zwischen Christo und Belial, zwischen Wahrheit und Lüge vermitteln will, gut gekennzeichnet. Von diesem ließen die Apologeten seit den Tagen des Pietismus sich leiten, da man angefangen hatte, die subjectiven Gefühle und Erfahrungen über das unfehlbare Gotteswort zu stellen. Auf diesem unsicheren Standpunkte fiel alle göttliche Gewißheit dahin; denn wie der Wurm am faulenden Baume, so nagte der subjectivistische Geist mit seinen Zweifeln an allem objectiv Feststehenden. Die der Weltanschauung sich anbequemenden Apologeten stimmten zwar der „Aufklärung“ nicht offen zu, sie konnten sich aber auch nicht freudig, voll und ganz zu dem Schriftworte bekennen. Man verlor das Schwert des Geistes. Auf der abschüssigen Bahn, auf welche man gerathen war, gab es kein Aufhalten mehr. Ein Uebersetzer einer englischen Apologie muß selbst erwähnen, daß darin Licht und Finsterniß vereinigt würden; denn „es ist fast die allgemeine Krankheit der Herrn Reformirten, doch sonderlich der englischen Gottesgelehrten, daß sie die Vernunft an sich und die Erkenntniß des Menschen, die Weisheit aus Gott und die Weisheit dieser Welt, die übernatürlichen Geheimnisse und die natürlichen Wissenschaften mit einander verwechseln. . . . Sie machen sich die Glaubensartikel aus natürlichen Gründen und formiren sich erst ein gewisses System, nach welchem nachher die Erklärung der Schrift sich richten soll, anstatt daß sie

von der Schrift den Anfang machen, die Schrift durch sich selbst erklären sollen". Trotzdem hat man diesen falschen Geist eingeführt und die apologetischen Schriften aus England geholt, wozu auch ein Tholud bemerkt: „Wenn eine schlechte Vertheidigung schlimmer ist als gar keine, so kann man sich über die Mehrzahl dieser Vertheidigungsschriften eben nicht freuen. Die meisten englischen Apologeten sind jenem tollen Hausvater ähnlich, der über die Diebe Mord und Zeter schreit, während er seinen besten Hausrath selbst zum Fenster hinauswirft.“ (Bd. I, 163. 165. f.) Man war eben in den letzten Abschnitt der Kirchengeschichte eingetreten, auf welchen Johannes mit seinem Sendschreiben an die Gemeinde zu Laodicäa deutete, die weder kalt noch warm war, Offenb. 3, 14. ff., und darum das Sinnbild der Kirche der letzten Zeit ist, in welcher die Jungfrauen schläfrig werden und die Auserwählten kaum erhalten werden. Die lauen Lüfte des laodicäischen Unionismus, welche das Lebenswasser der heilsamen Lehre schon vor dem Aufkommen des Rationalismus verpestet hatten, legten alle Glaubenskraft lahm. In Preußen, Hannover und Württemberg hatte man von der Mitte des 18. Jahrhunderts an von den Anzustellenden eigens ein „liberales Verhalten gegen Andersdenkende“ gefordert, das heißt, in Staatskirchen eine Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit und brüderlichen Verkehr mit allen Christenmördern. Man konnte es nirgends stark genug betonen, daß man mit der Polemik der Väter gegen den reformirten Sectenstamm nichts gemein habe. So wurde alles Zeugniß ertödtet. Die Apologien wider den größten Unglauben waren von solcher Art, daß sie eine Christenseele verwunden mußten. Dr. Heubner schrieb bald nach Offenbarwerden der Früchte: „Auf die Apologetik habe ich früher viel gehalten, bin aber jetzt etwas zweifelhaft geworden. Binzendorf sagt, mit diesen Dingen gibt man sich in Laodicäa ab. Ich kenne nur einen Anfangspunkt, und das ist der: Du bist ein Sünder. So lange das der Mensch nicht glauben lernt, ist eben nicht viel mit ihm anzufangen.“ (Kat. 1827, S. 386.) So hieß es denn bei den Christen: „Wir hoffeten, wir sollten heil werden, aber siehe, so ist mehr Schadens da.“ Jer. 14, 19.

In Preußen wollte man im Jahre 1788 mit einem Religionsedict dem groben Rationalismus wieder wehren, nachdem schon der gottlose König Friedrich II., der ihn so gefördert hatte, in seinen letzten Tagen geboten hatte: „Schafft mir wieder Religion ins Land!“ Die eingefetzte Religionscommission mußte aber erfahren, daß sich da nicht mit Edicten helfen lasse. Eins ihrer Glieder bekannte, sie könnten keinen lästernden Dorfpfaffen absetzen; denn es helfe alles wider sie zusammen und die sogenannten Gläubigen seien auch nur „negative Aufklärer“, Leisetreter, die stille ein Mobiliar nach dem andern aus dem Hause Gottes wegtragen ließen. Prof. Marezoll erklärte ihnen offen, der Jammer stehe nicht darin, daß man zu viel, sondern darin, daß man noch zu wenig vom Christenthum fortgeworfen habe. Eine solche Staatscommission konnte demnach kein

Kauschen der Auferstehung auf dem Gefilde hervorrufen, das voller Todtengebeine lag. Man sagt, das Gericht, welches Napoleon I. bald darauf über die deutschen Länder führte, und die politische Erhebung des Volkes habe die Gottesfurcht wieder ins Land gebracht. Wohlán, die Welt wurde so fromm, als sie sich unter der Führung eines C. M. Arndt, M. Schenkendorf, Th. Körner u. dgl. selbst machen konnte; sie war aber nicht geschickt zum Reiche Gottes; denn sie bedurfte keiner Buße und verschmähte das wahrhaftige Licht. Die Fürsten Europas schlossen im Jahre 1815 auf Anregung Rußlands (mit Ausnahme des Königs von England, des Papstes und des Sultans) einen heiligen Bund zu dem Zwecke, „abgesehen vom Zwiespalte der Kirchen als eine große christliche Familie das Gesetz des Christenthums zum höchsten Gesetze des Völkerlebens zu machen“. (Hase: Kgesch. S. 595.) Kam da nicht die Kraft Gottes mit neuem Leben? Wenn im Himmelreiche nicht kleine Kinder für die Größten zu halten wären, wenn die Kirche Gottes jemals Fleisch für ihren Arm halten dürfte, dann wäre diese heilige Allianz der Fürsten nach solcher Zeit der Verwüstung allerdings etwas Großes gewesen. „Der Herr aber sprach zu Gideon: Des Volks ist zu viel, das mit dir ist, daß ich sollte Midian in ihre Hände geben. Israhel möchte sich rühmen wider mich und sagen: meine Hand hat mich erlöst.“ Richt. 7, 2. Die heilige Allianz blieb ohne Früchte. Kein Lebenslichtlein leuchtete den Blinden, welche umhertappten und etwas Festes und Gewisses suchten. Kein Lebenshauch Gottes berührte auch die neuen Kirchenbaumeister, welche zwar von einer Rückkehr zu dem Glauben der Väter sprachen, aber nur „das Wesentliche des Glaubens“ mit Ausschluß aller Confessionsunterschiede mit dem Zeitgeiste vereinigen wollten. Eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten, worauf seit hundert Jahren hingearbeitet war, sollte der Anfang zum Ausbau von Laodicäa werden. Gott mußte sich selbst einen Zeugen erwecken, wenn es mit der Kirche nicht bald gar aus sein sollte.

G. G.

(Fortsetzung folgt.)

B e r m i s c h t e s .

Deutschländische Bücherkritik. In der literarischen Beilage der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ wird über den Inhalt eines Buches von C. Göze „Die Sonne ist bewohnt“ so referirt: „Der Verfasser nimmt von einem mittelst des geistigen Auges zu erkennenden Nebelfleck an, daß er den Urstoff, die Materie enthalte. In dessen glühende Mitte stürzen die Atome hinein. Dank der Schwerkraft und der Centrifugalkraft entstehen die Himmelskörper. Der Verfasser glaubt, auch auf andern Körpern als auf der Erde sehr günstige Lebensbedingungen für Menschen und Thiere

zu erkennen, ja letztere sowohl auf den dunkeln Sonnen als auf den flammenden gefunden zu haben. Daß die Welt als eine geordnete entstand, führt er auf einen Gott zurück, der durch seinen Atem als durch eine Kraft wirkt. Zu einer Schöpfung durch Gott bekennt sich der Verfasser freilich nicht. Die Menschen sind entstanden und zwar überall; Beweis dafür ist, daß man überall eingeborne Menschen vorgefunden hat. Daß sich der Mensch vom wirbellosten Wurm zum Wirbelthier, zum Affen, schließlich zu seinem eigenen Wesen durchgearbeitet habe, wird vom Verfasser zurückgewiesen. Vielmehr sei er im warmen Schlamm aus zwei Keimen entstanden, habe sich dann herausgearbeitet, ähnlich wie das junge Huhn aus seiner Schale.“ Zu diesem Unsinn bemerkt der „theologische“ Kritiker nur Folgendes: „Neben vielen kühnen, als Behauptungen aufgestellten Hypothesen weist das Buch auch manche Darstellungen auf von Thatsachen, die sorgfältig beobachtet und geschildert sind.“ Solche lahmen Kritiker sind schuld daran, daß die „Gelehrten“ immer wieder Muth bekommen, mit ihren unsinnigen Hirngespinnsten vor das Publicum zu treten. F. P.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Bischöfe und Presbyter. Der „Lutheran Observer“ wendet sich in der Nummer vom 5. Juni gegen die Episcopalen, welche behaupten, daß „Bischöfe“ nach göttlichem Recht über den „Presbytern“ stehen. Er sagt unter Anderm: „Angesichts des Nichts, das exegetische Studien des Neuen Testaments auf die apostolische Geschichte neuerdings geworfen haben, ist die Behauptung von der göttlichen Autorität und der ‚apostolischen Succession‘ der Bischöfe wirklich ein curioses Ding (presents quite a spectacle) unter den Gelehrten.“ Diese Bemerkung verschiebt die ganze Sachlage. Nicht erst durch die exegetischen Studien der Neuzeit oder gar der letzten Jahre ist der episcopalistische Irrthum erkannt worden. Jeder einfältige Christ, der Apost. 20, 17—28. liest, kann ohne „exegetische Studien“ erkennen, daß der Apostel dieselben Leute, welche er B. 17. „Älteste“ (πρεσβυτεροι) genannt hatte, B. 28. „Bischöfe“ (ἐπίσκοποι) nennt und daß somit die „Bischöfe“ nicht eine höhere Klasse von Leuten sind als die „Ältesten“. Bemerkungen, wie sie der „Observer“ macht, sind sehr schädlich. Sie erzeugen den Eindruck, als ob die Streitfragen, die doch jeden Christen angehen, nur von den „Gelehrten“, die „exegetische Studien“ treiben, beurtheilt und entschieden werden könnten. F. P.

Die General-Conferenz der bischöflichen Methodisten. Im verflossenen Monat tagte vier volle Wochen lang, vom 1. bis zum 28. Mai, die General-Conferenz der bischöflichen Methodisten in Cleveland, O. Dieselbe versammelt sich alle vier Jahre, und gerade diese Zusammenkunft hat von Anfang an große Aufmerksamkeit in unserm Lande beansprucht. Der „Christliche Apologete“, das Organ der deutschen Methodisten, dem wir auch den folgenden Bericht entnehmen, hatte schon vor Beginn der General-Conferenz gesagt: „Ohne Zweifel wird es eine der denkwürdigsten werden in der Geschichte unserer Kirche. Tiefgreifende Principienfragen werden zur Entscheidung kommen, und seit 1844 hat die Kirche keiner General-Conferenz

mit mehr Spannung entgegengesehen.“ Es war dabei zu bedenken, daß diese Versammlung eine ungeheure, fast unumschränkte Macht auszuüben hatte. Nach der Kirchenordnung der Methodisten besitzt die General-Conferenz gesetzgebende, richterliche und executive Gewalt, macht die Gesetze, ist verantwortlich für die Ausführung derselben, und ist zugleich der höchste Gerichtshof der Kirche, welcher das Gesetz auslegt. In ihr ist die ganze und höchste Autorität der Kirche niedergelegt, der sich alle Pastoren, Gemeinden und Gemeindeglieder zu fügen haben. Einer ihrer eigenen Bischöfe, Merrill, hat deshalb einmal, Mißbrauch dieser Gewalt fürchtend, gesagt: „Die gefährlichste Zeit für die Kirche sind die vier Wochen, in welchen die General-Conferenz tagt.“ Insonderheit hatte die „Frauenfrage“, das heißt, die Frage, ob von nun an auch Frauen als Delegaten bei den Conferenzen Sitz und Stimme beanspruchen dürften, schon vor der Sitzung die methodistischen Kreise erregt, war vielfach in den verschiedenen Kirchenblättern bejahend und verneinend besprochen worden. Nachdem die jährlichen Conferenzen, an welche schon vor vier Jahren die Frage verwiesen worden war, mit einer knappen Majorität sich für die Zulassung der Frauen ausgesprochen hatten, wobei jedoch einige ausländische Versammlungen nicht betheiligt waren, erwartete man von der General-Conferenz eine abschließende Bestimmung. — Die Conferenz wurde von dem ältesten Bischof, Bowman, eröffnet, wie sie überhaupt unter der Leitung der Bischöfe ihrer Kirche stand. Zugegen waren 537 Delegaten aus allen Welttheilen, aus Deutschland allein 34, welche über 2½ Millionen Gemeindeglieder vertreten. In ihrer amtlichen Ansprache verbreiteten sich die Bischöfe über mancherlei Gegenstände: Arbeit der Bischöfe, constitutionelle Verbesserungen, Erfolg der Kirche (sie ist innerhalb der letzten vier Jahre um 386,000 Glieder gewachsen, hat große Missionen, viele Lehranstalten und darin Studierende z.), Diakonissenwerk, Kirchenbau-Gesellschaft, Epworth League, Stadtmission, kirchliche Einheit, Kirchenverfassung, Conferenzen, weltliche Vergnügungen, berauschende Getränke, irdischer Besitz, Capital und Arbeit zc. In Betreff der „christlichen Einheit“ sagten die Bischöfe, daß sie sich „stets an folgende vier große Elemente christlicher Einheit gehalten“ hätten: „1. Anerkennung und Aufnahme der Glieder jeder evangelischen Kirche auf Grund eines Gliederscheins, und Empfehlung unserer eigenen Glieder an andere Kirchen. 2. Herzliche Bewillkommnung von Gliedern anderer Kirchen zum Genuß des heiligen Abendmahls, wie wir dasselbe verabreichen, und Theilnahme am Genuß desselben nach ihrem Gebrauch. 3. Freien und herzlichen Kanzel-Wechsel. 4. Practisches Zusammenwirken mit andern Kirchen in allen christlichen Unternehmungen.“ Ernste Worte redeten sie gegen die in die Kirche immer mehr eindringende weltliche Vergnügungssucht und ermahnten zum Festhalten des Grundgesetzes ihrer Kirche, welches verlange, sich „keine Vergnügungen zu erlauben, die man nicht im Namen des Herrn Jesu genießen kann“. In Bezug auf „Capital und Arbeit“ stellten sie folgende Grundsätze auf, die „von der Kanzel in nicht mißzuverstehender Weise gelehrt werden sollten: 1. Jedermann hat ein Recht, sich auf gesetzlichem Wege Eigenthum zu erwerben, sei es nun durch Thätigkeit, Vorsicht, Erfindung oder Erbschaft. 2. Niemand hat das Recht, seine Besitzungen zur Unterdrückung seiner Mit- und Nebenmenschen auszunützen. 3. Jedermann hat ein Recht, aus seiner eigenen Arbeit Gewinn zu erzielen. In dieser Beziehung ist er ein Capitalist. 4. Niemandem steht das Recht zu, seine Arbeit zur Unterdrückung seiner Mit- und Nebenmenschen auszunützen. 5. Jeder freie Mann hat ein Recht, sich zu weigern, für einen andern zu arbeiten. 6. Kein Mann hat ein Recht, einen andern von der Arbeit abzuhalten, arbeite er nun für wen er wolle. 7. Jedermann ist Gott verantwortlich für den Gebrauch seiner Zeit, Arbeit und deren Resultat“. — Gleich in der ersten Sitzung begann der

Kampf über die Frauenfrage, da vier weibliche Delegaten von einzelnen Conferenzen abgeordnet waren, von denen jedoch nur eine auf ihrem Recht bestand. Nach mehrtägigem vielem Debattiren und merkwürdigem Argumentiren, wobei (wie auch später bei der Bischofswahl und andern Agitationen) die methodistische Lehre von der „vollkommenen Heiligung“ gründlich in die Brüche ging, nach Gottes Wort nichts gefragt, sondern lediglich über das constitutionelle Recht gehandelt wurde, ob nämlich der Ausdruck „Laieodelegat“ Frauen ausschließe oder nicht, wurde schließlich — ein Compromiß-Committeebericht angenommen, der eigentlich die ganze Frage nochmals an die jährlichen Conferenzen zur Abstimmung verweist. Damit ist die endgültige Entscheidung nochmals hinausgeschoben. Doch verhehlen sich die Gegner der Zulassung der Frauen nicht, daß sie für eine verlorene Sache kämpfen. Der Hauptprediger derselben, der überhaupt auf der Conferenz fast am meisten in den Vordergrund tretende Redacteur des „Christian Advocate“, Dr. J. M. Buckley, sagte in seiner Schlußrede: „Ich bin vom biblischen Standpunkt aus, wie auch aus anderen Gründen ein Gegner der Zulassung der Frauen. Es ist mir unmöglich, dieselbe in irgend einer Weise zu befürworten. Ich sehe indessen klar und deutlich, daß die große Majorität der Kirche in diesem Fall meine Ansichten nicht theilt. Ich sehe eben so klar und deutlich, daß es zwei Wege gibt, dieselben hineinzubringen: auf eine gefährliche, agitatorische und temporäre Weise durch Auslegung der Constitution — oder durch Veränderung der Constitution.“ Und durch Veränderung ihrer Constitution werden wohl bald die Methodisten das gestatten, was der Apostel verboten hat. Eine dies ermöglichende Abänderung der Constitution wird den jährlichen Conferenzen zur Abstimmung vorgelegt werden. Wohl widersetzte sich bis zuletzt die deutsche Partei jeglichem Zugeständniß, aber sie hat zu wenig Einfluß und zu wenig Stimmen gegenüber den radicalen Elementen, an deren Spitze Dr. Leonard stand. — Von den übrigen Verhandlungen erwähnen wir noch, daß zwei Bischöfe, Bowman und Forster, in den Ruhestand versetzt wurden, so daß das Bischofscollegium mit den Neuwählten aus folgenden Männern besteht: Merrill, Andrews, Warren, Foss, Hurst, Rinde, Walden, Mallaliuu, Fowler, Vincent, FitzGerald, Joyce, Kemman, Goodfellow, McCabe und Cranston. Unter den zum Theil wiedererwählten Redacturen der zwölf kirchlichen Zeitschriften befindet sich auch der Sohn des Gründers des deutschen Methodismus in America, Dr. Albert Rast, als Redacteur des Apologeten.

Die Americanische McAll-Verbindung, welche kürzlich ihre Jahresversammlung in Elizabeth, N. J., abhielt, hat der McAll-Mission in Frankreich im letzten Jahre die Summe von \$32,436 zugewendet.

Einen Protest gegen die Lehre von der vollkommenen Heiligkeit veröffentlichte kürzlich das Baptistenblatt „Religious Herald“. Dieses Blatt schrieb kürzlich, nach dem Bericht der Theol. Zeitschrift u. A. Folgendes: „Der Mensch, der sich mit der Vorstellung betrügt, daß er nichts Verkehrtes thut, ist eine Gefahr für die Gesellschaft. Es macht praktisch für ihn keinen Unterschied, ob er bloß meint, er könne kein Unrecht thun, oder ob er thatsächlich nichts Unrechtes vollbringt. Es ist bloß eine Verschiedenheit des Ausdrucks. Natürlich ist bei einem Menschen, der diese Vorstellung hat, die Gefahr vorhanden, daß ihm alle sittlichen Unterscheidungen verschwinden. Es ist das thatsächlich eine fixe Idee, und wo sie ungehemmt ist, macht sie ihr Opfer unfähig zu einem sittlichen Urtheil. Man verstehe es recht; wir wollen nicht sagen, daß alle, welche diese Lehre annehmen, daß es möglich sei, sündlos zu werden, sittenlose Leute seien. Wir würden niemals daran denken, so etwas zu behaupten. Wir zweifeln gar nicht daran, daß manche von ihnen zu den besten auf Erden gehören.“ (?) „Was wir behaupten, ist das: Sobald die Vorstellung,

man habe die Gefahrlinie, wo das Unterworfensein unter das Böse aufhört, überschritten, voll angenommen und danach gehandelt wird, so verwißt sie die Unterscheidung zwischen gut und böse. Was so als richtige Theorie erscheint, hat sich auch in der Wirklichkeit thatsächlich als wahr erwiesen. Die „Gesellschaften von Heiligen“, die sich von Zeit zu Zeit in verschiedenen Orten zusammengethan haben und diese Lehre bis zu ihrer Grenze getrieben haben, haben unmißverständlich die Gefahr gezeigt, die dahinter lauert, nämlich, daß Religion und Sittlichkeit auseinandergerissen werden. Wir wollen Leute von einfältigem Herzen aufrichtig vor dieser Täuschung warnen. Ihre Geschichte zeigt nicht, daß diejenigen, welche vorgeben, diese außerordentliche Höhe erreicht zu haben, vor ihren Mitchristen sich besonders durch die Gaben und Tugenden hervorgethan haben, welche die christliche Persönlichkeit zieren. Das Gegentheil ist oft der Fall. Diese Lehre ist nicht harmlos; sie ist entschieden gefährlich.“

Ueber die Schulden der americanischen Missionsgesellschaften berichtet die „Theologische Zeitschrift“: Die Berichte der americanischen Missionsgesellschaften weisen eine ganze Reihe von Deficits auf, die sämmtlich das Hunderttausend überschreiten. Die Missionsschuld der Bischöflichen Methodistenkirche beträgt \$238,000 und es wurde offen ausgesprochen, daß die Generalconferenz bei diesem kritischen Zustand werde eingreifen müssen, obwohl schwer zu sagen ist, wie sie eine wirksame Abhilfe schaffen kann, denn das fortwährende Verringern der Bewilligungen führt nothwendig zum Aufgeben mancher Missionsgebiete. Die Baptisten wissen von einer Schuld von \$198,958 zu berichten; die Presbyterianer haben für Heidenmission eine Schuld von \$174,830, obwohl sie ihre Ausgaben um etwa \$200,000 vermindert haben; für einheimische Mission haben dieselben eine Schuld von \$258,000. Die Americanische Missionsgesellschaft gibt ihr Deficit auf 114,630 und die Congregationalisten das ihrige auf \$179,000 an. Die Wesleyanischen Methodisten in England haben ebenfalls eine Missionsschuld von \$150,000. Der Gesamtbetrag dieser Schulden ist etwas über \$1,500,000. Damit ist freilich noch lange nicht die Gesammtsumme aller Missionsschulden in America angegeben, da die unter Hunderttausend fallenden Beträge auch ziemlich zahlreich sein müssen.

Die Prohibitionisten sind in zwei Parteien auseinandergegangen. Die Einen wollen nur Prohibition; die Andern wollen daneben auch die „Doppelmährung“ und andere „Reformen“. An der Spitze der letzteren steht der bekannte St. John.

J. P.

Die Thätigkeit der Swedenborgianer ist wahrhaft großartig. Seit Jahren verbreiten sie ihre Schriften in Millionen von Exemplaren — umsonst. Daß doch die Christen so eifrig wären in der Predigt des Evangeliums!

J. P.

Die Profanirung des Gebetes bei der Eröffnung von politischen Versammlungen wurde aufs Neue bei der republicanischen National-Convention illustriert, die kürzlich in St. Louis tagte. Den Politikern, welche die Versammlung leiteten, paßte es aus irgend welchen Gründen nicht, daß ein Protestant oder Katholik zur Eröffnung der Versammlung „bete“. So machte man einen Compromiß und engagirte als „Veter“ den — Juden Dr. Sale.

J. P.

Religionsparlament. Dr. J. H. Barrows, eine Reihe von Jahren Prediger einer Presbyterianerkirche in Chicago, namentlich bekannt geworden als Vorführer des Religionsparlament's im Jahre 1893, hat vor einigen Monaten sein Amt niedergelegt, um sich auf mehrere Jahre dem Studium der Weltreligionen zu widmen. Zunächst studirt er in Göttingen und will dann den Orient bereisen und Vorträge über sein Lieblingssthema halten. Dies wird ihm ermöglicht durch den Ertrag eines Fonds, der der Universität in Chicago zur Verfügung gestellt wurde behufs Stu-

diums und Lehrens der vergleichenden Religionswissenschaft. Der „Lutherische Kirchenfreund“ des zur General-Synode gehörigen Dr. Severinghaus rühmt an Barrows, daß er sich sehr eigne „für eine solche Weltmission, die das Gute in allen Religionen betonen und ein freundliches Verhältniß unter den Völkern der Erde anbahnen soll“. (!) — Zu gleicher Zeit kommt von Paris der Vorschlag, im Jahre 1900 ein zweites Religionsparlament dort abzuhalten in Verbindung mit der für jene Zeit geplanten Weltausstellung. Ein Papist, der Abbe Charbonnel, hat in einer einflußreichen französischen Zeitschrift jetzt schon einen Aufruf veröffentlicht und steht mit Cardinal Gibbons von Baltimore, der den Religionscongreß in Chicago mit Gebet eröffnete, in Verbindung. Erzbischof Ireland von St. Paul verspricht sich große Erfolge von der Verwirklichung des Planes. Natürlich soll die Papstkirche dann auch besonders hervortreten und Ruhm ernten, und nach der Meinung seiner Befürworter muß auch das zukünftige Religionsparlament, dieser Hohn auf das Christenthum, schließlich dienen ad majorem gloriam antichristi.

L. F.

II. Auslaud.

Aus Pommern. Zu einem „Bibelbunde“ ist seit April 1894 ein Kreis von Männern zusammgetreten, um sich im Glauben an Gottes Wort zu stärken. Die Grundzüge seiner Bestrebungen hat dieser Bund vorläufig dahin zusammengefaßt: Die Mitglieder bekennen sich zu dem Glauben, daß die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments nach ihrem Zeugniß über sich selbst das völlig irrtumslose Wort Gottes und darum die einzige Richtschnur unseres Glaubens und Lebens ist. Sie verbinden sich zu der gemeinsamen Arbeit, die biblischen Bücher im Einzelnen und im Ganzen zu durchforschen, das der heiligen Schrift als dem Worte Gottes gebührende Ansehen ihren Segnern gegenüber zu vertheidigen und dadurch mitzuhelfen, daß ihre seligmachende und heiligende Kraft in allen Kreisen der Gemeinde sich entfalte. Die Veröffentlichungen des Bibelbundes sind daher a. wissenschaftliche Arbeiten der Sprachforschung, Schriftauslegung, biblischen Geschichte, Erdbeschreibung, Alterthumskunde zc.; b. besonders auch Kritik der Kritik; c. gemeinverständliche Arbeiten auf den vorgenannten Gebieten. Die Mitglieder, soweit sie dazu bereit sind und Kraft und Amt es zuläßt, erwählen jeder ein oder mehrere Bücher der heiligen Schrift, die sie ganz besonders zum Gegenstand ihres Studiums und ihrer Arbeit machen. Ebenso werden die Hülfswissenschaften vertheilt. Bisher hat man im Stillen gewirkt, jetzt denkt man wenigstens in etwas an die Oeffentlichkeit zu treten. Der Bund hält im Frühjahr und Herbst jeden Jahres eine Versammlung. Sup. Kölling in Pleß und Prof. Beyer in Neu-Stettin sind wohl seine in der Oeffentlichkeit bekanntesten Mitglieder. Im vorigen Herbst hielt Sup. Vogel in Wollin einen Vortrag über „Die Bibel und Gottes Wort in Luthers kleinem Katechismus“, und Pastor Quistorp in Schwerinsburg über „Die Angriffe der modernen Theologie gegen die heilige Schrift im Lichte des Wortes Gottes“. Am 14. April war in Stettin wieder eine Versammlung, in der Pastor Steinmeyer aus Jarben über „Luthers Stellung zur heiligen Schrift“ und Pastor Diekmann aus Beggerow über „Die Gottmenschheit Jesu und die Gottmenschlichkeit der heiligen Schrift in Parallele und Zusammenhang“ rebete. (A. E. L. R.)

Aus der preussischen Landeskirche. Die Professoren-Frage gab auf der Kreis-synode Berlin-Cölln zu einer lebhaften Debatte Anlaß. Hofprediger a. D. Stöcker hatte folgenden Antrag eingereicht: „Kreis-synode wolle beschließen, folgenden Antrag an die nächste Provinzialsynode zu richten: Provinzialsynode wolle beschließen: a. Hervorragend wissenschaftlich befähigte und zugleich fest im kirchlichen Bekenntniß

stehende Geistliche der Provinz Brandenburg durch ihren Vorstand aufzufordern, daß sie sich dem academischen Lehramt widmen, entsprechend dem der Organisation der Universität zu Grunde liegenden Princip freier Betheiligung am wissenschaftlichen Unterricht. — b. Die dazu erforderlichen Kosten zu übernehmen. — c. Den Herrn Cultusminister zu bitten, daß er die nach dem Beschluß a in Betracht kommenden Persönlichkeiten, nach geschehener Prüfung ihrer Befähigung, zu außerordentlichen Professoren der hiesigen Universität ernenne.“ Prof. Dr. Weber erklärt sich in scharfer Weise gegen den Antrag und nennt den Schlußsatz geradezu demagogisch. Der Synodale Probst D. Freiherr v. d. Goltz gibt zwar zu, daß die academischen Lehrer auch die Praxis kennen lernen sollten, und daß im letzten Jahrzehnt seitens der Unterrichtsverwaltung zu sehr die „Züchtung von reinen Gelehrten“ begünstigt worden ist. Allein auf dem von Stöcker vorgeschlagenen Wege sei eine Besserung nicht zu erwarten. Es wäre „heillos“, wenn neben die berufsmäßigen Professoren noch solche mit der *missio canonica* versehene Lehrer gesetzt würden. Der Antrag sei der Einfall von jemand, der von den Dingen nichts versteht. Darum „fort mit dem Zeug, damit ist nichts anzufangen! Eine im Antrag vorgeschlagene Einrichtung würde in die Lehrerschaft Zwiespalt, in die Studentenschaft Zwiespalt und Mißtrauen bringen. Die Studenten würden dem Synodalprofessor eine bestimmte Tendenz und dem Ministerprofessor eine bestimmte Tendenz zuschieben“. Schließ- lich wurde der Antrag abgelehnt. (A. G. L. K.)

Protestantenverein. Mittwoch nach Ostern tagte in Berlin der 19. deutsche Protestantentag, natürlich pomphaft angekündigt in einem Aufruf des Vorsitzenden, Kammergerichtsrath Schröder, und in den verwandten liberalen Stimmungsorganen. Seine Thätigkeit seit der letzten Versammlung 1890 in Gotha umfaßte: 1. eine Petition an den Reichstag gegen Zulassung der Jesuiten, 2. eine Kundgebung gegen den Jedliß'schen Volksschulgesetzentwurf, 3. eine Auslassung zur Wahrung des Rechtes protestantischer Gewissensfreiheit gegenüber dem Apostolicum-erlaß des preußischen Oberkirchenraths, desgleichen eine gegen die neue Agende. Im Protestiren also, freilich in ganz anderer Weise, als einst in Speier geschah, hat er Erkleckliches geleistet. Sonst ist von der Versammlung nicht viel zu berichten. Der „Fall Steudel“ in Württemberg wurde nach Kräften ausgebeutet, und bittere Klage über die entsetzliche Unbuddsamkeit der Landeskirchen geführt. Das Merkwürdige dabei ist nur, daß kein Verein unbuddsamer ist, als dieser Verein. Wenn in Heidelberg fünf große evangelische Kirchen leer stehen, weil niemand nach den protestantenvereintlichen Predigten Verlangen hat, während die Positivgesinnten daselbst sich in einer kleinen Kapelle versammeln müssen, so ist das ein lautredendes Zeugniß dafür, daß er Buddsamkeit nur für Geister seiner Richtung kennt, oder von Buddsamkeit nur zu reden weiß. Die Gleichberechtigung aller Richtungen, die er auf seine Fahne geschrieben, ist übrigens in einer Kirche eine Unmöglichkeit. Zulezt hat man dann Prediger, die auf der Kanzel auch den ersten Artikel leugnen. Dies einzusehen fehlt eben den Protestantenvereintlern jegliches Verständniß. Geklagt wurde auf der Versammlung darüber, daß überall, außer in Bremen, Hamburg und Darmstadt, die Zahl der Mitglieder abnimmt. So waren auch die Vorträge, die der Verein in Offenbach abhalten ließ, sehr wenig gut besucht. Zugeschrieben wurde dies der Concurrenz des Evangelischen Bundes. Ob dieses Lob oder Tadel für den Bund ist, wer kann's sagen? (Sächs. Kirchen- und Schulblatt.)

Der Staat und die Altkatholiken. Der „Pilger a. S.“ schreibt: Die Art und Weise, in welcher der zum Nachfolger des Bischofs Reintens von der altkatholischen Synode zu Bonn erwählte bisherige Generalvicar Professor Dr. Theodor Weber in Folge königlichen Auftrages vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz ver-

eidigt worden, gibt zu denken. Die vom 16. April datirte Anerkennungsurkunde erklärt den Vereidigten als „katholischen Bischof“ ohne weitere Denomination. Das ist eine Abweisung in bester Form der Centrumpartei, die in der letzten Kultusdebatte die Gelegenheit des Todes von Bischof Keinkens benutzte, um die Regierung zur Aberkennung des katholischen Charakters der Altkatholiken zu bewegen, nur das gab der Kultusminister zu, daß die Altkatholiken sich nicht mehr als römisch-katholisch betrachteten. Der Eid des altkatholischen Bischofs wurde unter Weglassung der auf den Pabst bezüglichen Stelle gemäß der königlichen Verordnung vom 18. Februar 1887 geleistet. Die Ultramontanen werden sich daran gewöhnen müssen, daß es neben den römisch-katholischen in Preußen und Deutschland noch andere Katholiken gibt. Von Coblenz begab sich Bischof Weber nach Darmstadt und Karlsruhe, um auch für Hessen und Baden, deren Regierungen ihn unter dem 21. bezw. 23. März anerkannt haben, als katholischer Bischof vereidigt zu werden.

Bayern und die Römischen. Wenn sich in Bayern neuerdings der sogenannte „Particularismus“ regt, so geht das eine kirchliche Zeitschrift nichts an. Ob und wie weit der „Particularismus“ berechtigt ist und sich mit der Reichsverfassung verträgt, ist eine politische Frage. Und doch wird jeder Christ, der einige Daten der neueren Kirchengeschichte kennt, unwillkürlich fragen: Wie stellt sich die Clerisei des Pabstes zu dieser neuesten politischen Bewegung? Die Erfahrung zeigt, daß die Ultramontanen Bayerns den „Patriotismus“ herauskehren, wenn sie dem deutschen Kaiserthum, das sie nun einmal als ein „protestantisches“ ansehen, Schwierigkeiten bereiten wollen. In dieser Beziehung sind die neuesten politischen Vorkommnisse in Bayern auch vom kirchlichen Standpunkt aus von großem Interesse. Komt sucht alle Staaten zu zerstören, die sich ihm nicht unterwerfen wollen. So lange das deutsche Reich eine „protestantische Spitze“ hat, werden die Ultramontanen im vollen Sinne des Wortes Reichsfeinde bleiben. Daran wird auch die Thatsache nichts ändern, daß man der Pabstkirche aufs Freundlichste entgegenkommt und sie in vielen Fällen noch besser als paritätisch behandelt. Die bloße „protestantische Spitze“ ist für die rechten Pabstdiener ein stehendes Aergerniß. Die Pabstkirche ist, was ihre Stellung zu dem Staat anlangt, viel schlechter als ihr Ruf.

F. B.

Island. Die „D. E. R.“ schreibt: Ein neuerer Beobachter urtheilt, daß in Island geistige und sittliche (christliche? L. u. W.) Bildung allgemein verbreitet ist, daß in diesem Stück die Isländer alle übrigen Völker Europas übertreffen. Im 9. Jahrhundert war Island bevölkert worden. Um das Jahr 1000 fand das Christenthum Eingang, 1080 wurde ein Bischofthum in Holar, 1105 einer in Stalholt errichtet. Im Lauf des Mittelalters fiel Island an Norwegen, namentlich weil es durch innere Zwistigkeiten geschwächt war, sodann mit ganz Norwegen an Dänemark, und unter dem dänischen König Christian III. wurde von 1540 bis 1561 die Kirchenreformation ins Werk gesetzt. Da schon im Jahre 1530 Bischof Jon Arason die Buchdruckerkunst eingeführt hatte, konnte 1540 eine Uebersetzung des Neuen Testaments erscheinen (v. Odd Gottskalkson, gest. 1556). 1584 vollendete Bischof Gubbrand Thorlaksön die Uebersetzung der ganzen Bibel (aus dem deutschen Texte Luthers). Im 17. Jahrhundert that sich besonders Hallgrimur Petursön (1614—1674) hervor und zwar als Dichter von 60 Psalmen. In denselben wird vor allem die Leidensgeschichte Christi besungen. Sie sind noch jetzt das geschätzteste Gesangbuch auf Island. Gegenwärtig zählt die Insel 72,000 Einwohner (sämmlich lutherisch), welche trotz rauhem Klima, trotz dürftigen Verhältnissen ein frommes, ernstes, grundehrliches Volk darstellen. Nur ausnahmsweise reist ihnen Getreide; Brod ist außerhalb der Hafenstädte ein Lederbissen. Der kirchlichen Organisation

nach bildet Island ein Bisthum; unter demselben stehen 20 Propsteien und gegen 300 Kirchen. Die meisten Andachtsstätten sind aus Holz gebaut, bloß 12 aus Stein; 29 sind Torrkirchen, errichtet aus Grasboden und einzelnen losen Steinblöcken. Schmuck fehlt meistens auch im Innern völlig; die Wände sind kahl. Nur in 51 Kirchen ist ein Harmonium vorhanden, eine Orgel nicht einmal in der Domkirche zu Reykjavik. Aber das Beste fehlt nicht, das lautere Gotteswort; auch findet sich der schönste Schmuck eines Gotteshauses, die zahlreiche Versammlung der gläubigen Gemeinde. Dem entspricht ein schönes Familienleben. Die Bibel wird fleißig gelesen. Nicht in Schulen, sondern durch die Eltern unter Aufsicht der Pastoren empfangen die Kinder ihren Unterricht; so kann jeder Isländer lesen und schreiben. In diesem Land wollen nun die Römischen wieder Mission treiben. Zwei Missionare erlernen in Kopenhagen die isländische Sprache. In derselben wollen sie dann Katechismus, Gebet- und Gesangbücher herausgeben. Öffentlich wird die Bibelfkenntniß und lebendiger Glaube die Isländer davor bewahren, sich irgend durch römische Irrthümer verführen zu lassen.

Der Methodismus in der Schweiz. Die „D. E. R.“ berichtet: Der Methodismus entfaltet in der Schweiz eine blühende Thätigkeit. Im vergangenen Jahre konnte er einen Zuwachs von 200 Mitgliedern verzeichnen. Ueber die ganze Schweiz verbreitet, ist er besonders rühlig im Kapellenbau. In Zürich, bekanntlich Mittelpunkt des schweizerischen Methodismus, wurde abermals ein neuer Prediger angestellt.

Die Baptisten in Wien. Die Baptisten haben in Wien nach 25jähriger Arbeit nur 117 Glieder. Es werden ihnen von der Polizei besondere Hindernisse in den Weg gelegt. Der „Wahrheitszeuge“ schreibt: „Der Klerus hat hier noch eine Macht, die an das Mittelalter erinnert. So dürfen, nach einem Erlaß des Cultusministers, unsere Versammlungen nur von einer beschränkten Zahl geladener Gäste besucht werden, die im Besiz einer auf ihren Namen lautenden Einladungsarte sein müssen. Christliche Schriften öffentlich zu verbreiten, ist nicht erlaubt. Schulpflichtigen Kindern einer gesetzlich anerkannten Kirche, selbst wenn es Kinder unserer Mitglieder sind, ist das Anhören der Predigt nicht gestattet.“ (D. E. R.)

Passorengehälter in Ungarn. Die „D. E. R.“ schreibt: „Das Parlament wird sich bald mit der wirtschaftlichen Lage der protestantischen Geistlichen beschäftigen, die eine sehr gedrückte ist. In mehr als 1000 Gemeinden beziehen die Geistlichen weniger als 600 Gulden“ (1 Gulden etwa 45 Cents), „in 200 Gemeinden in Siebenbürgen sogar weniger als 300 Gulden jährlich. Seitdem die neuen Gesetze in Kraft getreten sind, ist durch Fortfall der Stolzgebühren dieses geringe Einkommen noch um $\frac{1}{3}$ vermindert worden. Es soll nun versucht werden, durch staatliche Beihilfe das Einkommen der Geistlichen auf 6—700 Gulden als das mindeste festzusetzen.“

Die Methodisten und Luther. Am Tage der Einweihung der großen neuen Methodistenkirche in Rom, am 20. September v. J., sandten die italienischen Methodisten folgendes Telegramm an den Bürgermeister in Wittenberg: „Brüderliche Grüße und Ausdrücke der Erkenntlichkeit für das ruhmreiche Wittenberg, Heimath des großen Reformators Martin Luther.“ (D. E. R.)

Wunderliche Bekämpfung der Freimaurerei. In Frankreich ist eine Weltliga gegen Freimaurerei gegründet worden; dieselbe führt den Namen Labarum (nach der Kreuzesfahne Constantins) und zählt schon zahlreiche katholische Mitglieder weltlichen und geistlichen Standes. Um eher zum Ziele zu gelangen, beschloßen die Labaristen, die Freimaurer mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen; sie haben daher eine Organisation geschaffen, die der freimaurerischen ähnlich ist und überdies noch einen militärischen Charakter hat. Das Haupt der Liga führt den Titel „Groß-

lanzler“ und „Generalsecretär“. Dazu soll ein bekannter französischer Schriftsteller gewählt worden sein, welcher den Kampfnamen Br. Paul de Adgüs angenommen hat.

(D. E. R.)

Aus den Ostseeprovinzen. Die einst blühende deutsche Universität Dorpat ist zu einer jüdischen Hochschule geworden. Die russische Presse trat seiner Zeit mit größtem Eifer dafür ein, daß Dorpat ein Hort russischer Intelligenz und ein Eckstein des orthodoxen Glaubens werden müsse. Sogar der Name Dorpat sollte vertilgt und durch den russischen Namen Jurjew ersetzt werden. Die Russificirung ist nun allerdings fast durchgeführt worden; aber anstatt ein Eckstein des russischen Glaubens zu sein, ist Dorpat vom innern Rußland aus durch 347 Juden unter 588 Studirenden aufgesucht worden; 241 kommen auf die christlichen Kirchen, darunter aber nur 98 auf die griechisch-orthodoxe Kirche. Und für diese 98 hat der Rector eine besondere Universitätskirche erbauen lassen.

(D. E. R.)

Aus Rußland. Zur Characterisirung des orthodoxen Priesterstandes in Rußland geben wir aus den „Erinnerungen eines russischen Dorfgeistlichen“ folgende drastische Schilderungen wieder, deren eine die Befehrungsmethode gegen Sectirer beleuchtet, die andere das Examen von Priestergehilfen. Der verstorbene Propst in der Stadt R. war Missionar. Die Fahrten zur Befehrung der Sectirer unternahm er stets im Sommer zur Arbeitszeit. Einst kommt er mit dem Isprawnik in ein großes, von Sectirern bewohntes Dorf und beruft alle Bauern zu einer religiösen Unterhaltung. Das Haus, in welchem er abgestiegen war, bestand aus zwei, durch eine gemeinschaftliche Thür getrennten Zimmern. In dem ersten ließ sich der Isprawnik nieder, das andere nahm der Propst ein. Der Isprawnik läßt dann jeden Bauern und jedes Weib zu sich kommen und prügeln. Nachdem er sich damit genug gethan, schickt er sie zum Propst behufs Ermahnung. Dieser sagt: „Man hat dich, mein Freund, wie mir scheint, getränkt. Du thust mir leid, sehr leid! Unterzeichne hier, daß du rechtgläubig sein willst, dann magst du in Gottes Namen leben, wie du willst, die Obrigkeit wird dich nicht weiter belästigen. Für den Schutz aber, den ich dir gewähren will, gib mir ein Rubelchen.“ So machte er es mit diesem, mit jenem — mit achthundert Leuten. Die Sectirer erhoben keinen Widerspruch, weder wegen der Unterschrift, noch wegen der Rubelchen. Darauf nahm der Isprawnik drei Rubel von jedem verirrten Schaf, worauf die Herren Missionare ihre Reise fortsetzten. — Der örtliche Geistliche berichtete später, daß seine Sectirer auch nicht daran dächten, rechtgläubig zu sein, sondern ihr früheres Leben fortsetzten. Da kam der Propst zu ihm angefahren: „In drei Tagen habe ich den Leuten ihren Irrthum klar zu machen gewußt, du aber lebst hier seit Jahren und verstehst deine Sache nicht. Ich werde dem Bischof berichten, daß du hier schädlich bist, damit er dich in eine schlechtere Pfarre versetzt.“ Und der unglückliche Geistliche gibt dem Missionar einen Zehnrubelschein, damit er nur nicht durch dessen Bericht zum Bettler werde. Nach einem Jahre kommt der Propst wieder mit dem Isprawnik in das Dorf und jetzt behandeln sie die Bauern nicht mehr als Sectirer, sondern als von der Orthodoxie Abtrünnige; die Unglücklichen werden am Fell und Geldbeutel in noch gewissenloser Weise geschunden. Einer dieser Missionare war auch zugleich Examinator der Priestergehilfen. Einst kam ein Psalmsänger, Fedor Irgisow, aus dem Dorfe G. von jenseits der Wolga, 400 Werst gefahren, um sein Examen zu absolviren. Der Prüfende stellte ihm eine Frage und sagte darauf: „Schlecht, schlecht! Lerne weiter und komme nach einem Jahre wieder.“ Irgisow nimmt einen Silberrubel und legt ihn auf den Tisch. Der Examinator schiebt das Geldstück, ohne viel hinzusehen, unter das Tischtuch und begibt sich ins andere Zimmer, wobei er murmelt: „Es muß noch gelernt werden. Es genügt nicht.“

Durch sein Fortgehen bot er Jrgisow Gelegenheit, noch ein Kubelchen aus dem Beutel zu nehmen. Aber dieser ging auf den Fußspitzen zum Tisch heran und zog seinen Kubel unter dem Tuche hervor. Als der Examinator wieder ins Zimmer tritt, sagt Jrgisow: „Euer Hochwürden, haben Sie Erbarmen!“ Zugleich legt er den Kubel wieder auf den Tisch. Der Examinator verbirgt ihn wie früher und wiederholt: „Es muß noch gelehrt werden, es genügt nicht!“ So ging es mehrmals fort, bis der Examinator meinte: „Her mit der Acte, du thust mir leid, hast weit zu fahren“, und ihm dann ein gutes Zeugniß ausstellte. (A. E. L. R.)

Transvaal. Die „D. E. R.“ ergeht sich in der folgenden begeisterten Beschreibung des Präsidenten Krüger: Die schmächtig abgel Laufene Vergewaltigung der Holländer durch Dr. Jameson und seine Hinterleute hat die Blicke Europas auf die Buren und ihren kühnen Führer, den Präsidenten Krüger gelenkt. Ueber seine Lebensgeschichte werden viele nicht unterrichtet sein. Aus den kleinsten Verhältnissen ist er allmählich durch seine kraftvolle Persönlichkeit zur Höhe gestiegen und der Hirtenstab, den ihm sein Vater in die Hand gegeben, ist zum Scepter geworden; der es jetzt seit 15 Jahren mit Festigkeit und Klugheit führt, bekennt frei vor aller Welt, daß es ihm nicht aus eigener Kraft, sondern allein durch Gottes Gnade gelungen sei, die hohe Stellung zu erringen. Eine einfache, unerschrockene und von Herzen fromme Natur, hat er sich große Achtung und Liebe unter den Buren erworben. Er hat nicht studirt und hat die Diplomatie nicht gelehrt. Seine diplomatische Kunst heißt Ehrlichkeit und seine Kraft ruht auf dem Boden des Rechts. Von seinem neunten Jahre an hat er die Schafe und Ochsenheerden seines Vaters geweidet und hat manchen Löwen durch seine Kugel erlegt. In diesem an Gefahren reichen Leben, das ein sicheres Auge, eine starke Hand und entschlossenen Muth verlangte, hat er eine Erfahrungsschule durchgemacht, die ihm den Weg zu der höchsten Stelle in seinem Volk ebnete. Zu seinem gesunden Menschenverstand gesellte sich ein angeborenes diplomatisches Talent, das sich reich bewährte unter all den Ränken und Intriguen, mit denen die Engländer das zwar thatkräftige, aber an Zahl kleine Volk der Buren seit acht Jahren verfolgt haben. Das Volk weiß es auch, was es an seinem Präsidenten hat. Auf die Frage, wie es gekommen, daß die Engländer 1880 so glänzend besiegt wurden, gaben die Buren meist die Antwort: „Das hat Gott allein gethan und unser Krüger mit seinen Gebeten.“ Der Präsident ist nicht nur ein großer Staatsmann, sondern auch ein großer Vetter. Alle seine Staatsgeschäfte unternimmt er im Aufblick zu Gott. Er scheut sich vor niemand, seinen Glauben zu bekennen. Ein Drittel der Johannesburger Bewohner sind Juden. Mehr als einmal hat er diesen aus der Bibel ihren Unglauben nachgewiesen. Als nach den großen Schwindeleien der Krach und die Arbeitslosigkeit in Johannesburg eintrat, heßten die Schwindler das Volk gegen die Regierung auf. 20—30,000 Menschen versammelten sich vor der Wohnung des Präsidenten, schimpfend, schreiend, um ihn zu ärgern, englische Lieder singend. Krüger erschien auf dem Balkon und sah sich in größter Ruhe den wüthenden Haufen an. Endlich rief er in die Menge hinein: „Wenn ihr redet, kann ich nicht reden.“ Es trat tiefe Stille ein, er konnte das Regierungsprogramm entwickeln. Nach fünf Minuten brach der Scandal von neuem los. Da kehrte er der Gesellschaft den Rücken und rief: „Wer von mir noch etwas will, der melde sich später.“ Dem muthigen Manne wurde kein Haar gekrümmt. Mit einem so kräftigen und frommen Präsidenten an der Spitze, der ein klares Bewußtsein von seinem Recht und ein unerschütterliches Gottvertrauen hat und hinter dem ein ihm unbedingt ergebenes Volk steht, kann sich die Burenrepublik auf ihrer Scholle sicher fühlen. Das auch in ihre Sprache übersezte große Trutzlied Luthers ertönt durch das Land und wird jetzt erhobenen Hauptes gesungen.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

Juli und August 1896.

No. 7. u. 8.

Sind politische Pastoren ein Unding?

In den deutschländischen kirchlichen Zeitschriften wird zur Zeit vornehmlich die Frage besprochen, ob die Pastoren auch politisch thätig sein dürften und sollten. Die Erörterung dieser Frage ist durch das bekannte kaiserliche Telegramm veranlaßt, in welchem die politische Thätigkeit des früheren Hofpredigers Stöcker verurtheilt wird. Das Telegramm hat den folgenden Wortlaut: „Berlin, Schloß, 28. II. 96. Stöcker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch ‚social‘, christlich-social ist Unfinn und führt zur Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht. Wilhelm I. R.“ — Das ist grob und deutlich. Die von der Kritik des Kaisers getroffenen Pastoren sind darob ziemlich niedergeschlagen. Sie glaubten mit ihrer „christlich-socialen“ oder politischen Thätigkeit nicht nur dem Vaterlande einen Dienst zu leisten, sondern auch im Sinne des Kaisers zu handeln. Nun vernehmen sie mit einem Mal aus der Feder des Kaisers: „Politische Pastoren sind ein Unding.“ „Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht.“ Das „Kaisertelegramm“ wird denn auch gerade von der „positiven“ kirchlichen Presse Deutschlands ziemlich allgemein „bebauert“ und sachlich beanstandet. Stöcker selbst, der in seiner „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ das Telegramm veröffentlicht, sagt zwar: „Die Ehrerbietung hindert uns, mit seiner Majestät über die geäußerten Worten zu discutiren.“ Aber er erlaubt sich doch, auf mehrere „Thatsachen“ hinzuweisen, z. B. auf die Thatsache, daß „der gegenwärtig regierende Monarch selbst als Prinz Wilhelm die christlich-socialen Thätigkeit als das Mittel zur Ueberwindung der Socialdemokratie bezeichnet hat“.

Die „Evangelische Kirchenzeitung“, ein Organ der Lutheraner innerhalb der Union, will zwischen dem Kaiser, wenn er eine Privatansicht äußert, und dem Kaiser, wenn er ex cathedra redet, unterscheiden. „Wir können nicht glauben“, schreibt sie, „daß unser Kaiser, wenn er statt im Telegrammstil, und zwar im vertraulichen Telegrammstil, vom Throne her geredet hätte, schlangweg gesagt haben würde, christlich-social sei Unsinn, und die Pastoren ginge die Politik gar nichts an.“ Zur Sache spricht sie sich dahin aus, daß den im Telegramm geäußerten Ansichten „die Ansichten vieler erzönigstreuer Christen im Lande gegenüberstehen“. Selbst amerikanische politische Zeitungen haben für Stöcker Partei ergriffen und sich dahin geäußert, daß man den Pastoren nicht alle politische Thätigkeit untersagen dürfe.

Welche Stellung hat ein Christ, der lediglich nach Gottes Wort urtheilt, in dieser Streitfrage einzunehmen? In den deutschen kirchlichen Zeitschriften geht es bei der Erörterung derselben ziemlich wild durcheinander. Während die Einen voll und ganz für die politische Thätigkeit des Pastors, insofern es sich um die „sociale Reform“ handelt, eintreten, suchen Andere für diese Thätigkeit gewisse Grenzen zu gewinnen und festzulegen. Aber es kommt zu keiner klaren principiellen Auseinandersetzung. Und das ist auch nicht zu verwundern. Mit der klaren Erkenntniß des Evangeliums hat man drüben auch die Erkenntniß des Unterschiedes von Kirche und Staat, wie derselbe z. B. im 16. und 28. Artikel der Augsburgerischen Confession und im 16. Artikel der Apologie dargelegt ist, verloren. Man weiß weder was die Kirche noch was der Staat sei. So kann man auch nicht kirchliche und staatliche oder politische Thätigkeit gehörig scheiden. Auch ist wohl kaum anzunehmen, daß der Kaiser aus der rechten Erkenntniß heraus geredet hat, wenn er in seinem Telegramm sagt, daß politische Pastoren ein Unding seien. Wo bliebe, wollte er den Unterschied zwischen Staat und Kirche geltend machen, die preussische Staatskirche sammt ihm, dem summus episcopus? Wenn dem Kaiser principiell klar war, daß Politik treibende Pastoren ein Unding sind, so konnte ihm auch kaum verborgen bleiben, daß die Kirche regieren wollende Fürsten gleichfalls ein Unding sind, „dieweil sie das gar nichts angeht“. Nun hat der Kaiser bisher noch nicht zu erkennen gegeben, daß er sich mit dem Gedanken trage, sein Oberbischofthum niederzulegen, wie dies bei König Friedrich Wilhelm IV. der Fall war. So wird seine energische Abweisung der politischen Thätigkeit der Pastoren leider! andere Gründe haben, als die Erkenntniß des Unterschiedes zwischen Staat und Kirche.

Doch sei dem, wie ihm wolle! Gehen wir nun an eine kurze principielle Erörterung der Frage, ob Politik treibende Pastoren eine normale, gottgewollte Erscheinung, oder ein Unding seien. Der Gegenstand ist ja auch für unsere hiesigen Verhältnisse von der größten Wichtigkeit. Wohl in keinem Lande wird von den Pastoren mehr Politik getrieben als in den

Vereinigten Staaten. Politische Themata sind bei vielen Sectenpredigern kaum noch Ausnahme, sondern Regel.

Um Zweideutigkeiten zu vermeiden, wird es dienlich sein, sich zuvor über die in Betracht kommenden Ausdrücke zu verständigen und den Streitpunkt genau festzustellen. Das Wort „Politik“ gebraucht man heutzutage auch vielfach in dem Sinne von Verschlagenheit, List, gewissenlose Parteilichkeit zc. „Er ist ein Politiker“ bedeutet oft so viel als „Er ist ein gewissenloser Mensch, der Wahrheit und Recht dem Interesse der Partei und dem eigenen Interesse nachsetzt“. Daß mit der Politik in diesem Sinne der Pastor und überhaupt der Christ nichts zu schaffen habe, versteht sich von selbst. Die Politik in diesem Sinne sollte selbst von dem ehrbaren Weltmenschen verabscheut werden. Wir verstehen hier vielmehr unter Politik und politischer Thätigkeit ein ehrliches Geschäft, die Thätigkeit, welche es mit den Angelegenheiten des Staates oder des bürgerlichen Lebens zu thun hat. Dazu gehört natürlich auch die Gesetzgebung auf bürgerlichem Gebiet und die Handhabung der Gesetze. Was wir Politik nennen, wird von Luther und unsern alten Theologen zumeist „weltliches Regiment“ genannt. Darunter verstanden sie nicht etwa bloß den weltlichen Herrscher und dessen Thätigkeit, sondern die ganze Ordnung des bürgerlichen Lebens mit seinen Gesetzen und der Handhabung dieser Gesetze. Vgl. Artikel 16 der Augsburgerischen Confession und der Apologie, sowie Artikel 28 der Augsburgerischen Confession.

Kommt nun dem Pastor, wenn das Wort „Politik“ in diesem Sinn genommen wird, politische Thätigkeit zu? Hat der Pastor es auch mit der Ordnung des staatlichen oder bürgerlichen Lebens zu thun? Ehe wir hier mit Ja oder Nein antworten, ist es dienlich, noch eine Unterscheidung anzubringen. Wir unterscheiden zwischen dem Pastor als Pastor oder Diener der Kirche und dem Pastor als Bürger oder Privatperson. Der Pastor ist, wie jeder Christ, Bürger in zwei Reichen, im Staat und in der Kirche. Insofern er Staatsbürger ist, gehen ihn auch die Angelegenheiten des staatlichen oder bürgerlichen Lebens an. Er nimmt Notiz von denselben und bildet sich ein Urtheil darüber. Der Pastor darf und wird eine Ueberzeugung auch in bürgerlichen Dingen haben. Er wird als Bürger auch von seinem Stimmrecht Gebrauch machen und so sich an der Ordnung der bürgerlichen Dinge betheiligen. Das ist sein Recht, unter Umständen auch seine Pflicht als Bürger. Ob es rathsam sei, daß die politische Meinung des Pastors sowie der Gebrauch des Stimmrechts zur Unterstützung einer bestimmten politischen Partei bekannt werde, ist eine andere Frage. Dr. Walther pflegte den Rath zu geben, daß die Pastoren ihre politische Meinung in ihren Gemeinden nicht bekannt werden lassen. Es könnten daraus dem Pastor in Zeiten politischer Aufregung Hindernisse für sein Amt erwachsen. Wir unsern Theils halten diesen Rath für beherzigenswerth. Dem Pastor soll das Predigamt so Ein und Alles sein,

daß er aufs Sorgsamste meidet, woraus ihm ein Hinderniß für sein Amt erwachsen könnte. Aber das bleibt fest stehen: Der Pastor als Bürger oder Privatperson darf und wird eine politische Ueberzeugung haben. Er darf und wird von seinem Stimmrecht Gebrauch machen und so an der Ordnung und Leitung der bürgerlichen Verhältnisse theilnehmen.

Die Frage, um die es sich hier handelt und die uns zu beantworten übrig bleibt, ist die, ob dem Pastor als Pastor eine politische Thätigkeit zukomme. Ob es zum Amt des Pastors gehöre, in die bürgerliche Gesetzgebung einzugreifen. Und da das Predigtamt nicht dem Pastor für seine Person zukommt, sondern der christlichen Gemeinde, der Kirche zugehört, so ist die Frage gleichbedeutend mit der, ob die Kirche die Aufgabe habe, auch die bürgerliche Ordnung und Gesetzgebung nach ihren, den kirchlichen, Gesetzen einzurichten. Diese Frage hat die rechtgläubige Kirche mit einem entschiedenen Nein beantwortet, und wir schließen uns von ganzem Herzen diesem Nein an. Dieses Nein gründet sich auf die Unterscheidung von Staat und Kirche oder von weltlichem und geistlichem Regiment, wie sie in der Schrift gelehrt ist.

Sehen wir in die Schrift, so können wir in allen Stellen, welche von dem Zweck und der Aufgabe der christlichen Kirche handeln, nichts anderes finden, als daß die Kirche das Evangelium zu predigen und die Menschen selig zu machen habe. „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden“, Marc. 16, 15. 16. Evangelium predigen, Glauben erwecken, selig machen — das ist das Geschäft der christlichen Kirche hier auf Erden. Durch die Thätigkeit der christlichen Kirche, resp. des christlichen Predigtamts, geschieht eine gewaltige Sammlung in der Welt. Es ist aber nicht eine leibliche Sammlung zu einem oder mehreren irdischen Reichen, sondern eine geistliche Sammlung der Herzen und Gewissen zu Gott, zu Christo; eine Sammlung im Heiligen Geist und Glauben an das Evangelium. „Lasset euch verfühnen mit Gott“ ruft die christliche Kirche durch das Predigtamt den Menschen zu. Nirgends in der Schrift finden wir als die Aufgabe der christlichen Kirche angegeben, da, wo sie hinkommt, sich als ein gesondertes weltliches Reich zu constituiren, oder, was dasselbe ist, die Ordnung der bürgerlichen Gemeinwesen in die Hand zu nehmen und durch sogenannte christliche Gesetzgebung umzugestalten. Im Gegentheil wird den Christen eingeschärft, der bestehenden bürgerlichen Ordnung unterthan zu sein: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“, die bestehende bürgerliche Ordnung vor aller „christlichen Umgestaltung“ als göttliche Ordnung anzuerkennen: „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet“, Röm. 13, 1., für die bestehende bürgerliche Ordnung als eine gute Ordnung Gottes zu beten, 1 Tim. 2, 1—3., und dem Christennamen dadurch Ehre zu machen, daß sie „aller menschlichen Ordnung“ unterthan sind,

1 Petr. 3, 13—17. Gott hat, sagt Luther, „zwei Regiment verordnet“ hier in der Welt, „das geistliche, welches Christen und fromme Leute macht, durch den Heiligen Geist unter Christo; und das weltliche, welches den Unchristen und Bösen wehret, daß sie äußerlich müssen Fried halten“. 1) Daß diese zwei Regimente, Staat und Kirche, beide Gottes Ordnung, aber wesentlich verschiedene Reiche mit verschiedenen Gesetzen seien, ist durch die Reformation Luthers wieder klar ins Licht gestellt. Der Pabst hatte beide Reiche in einander gemengt. Und die Schwärmer bemühten sich reblich, ein Gleiches zu thun. Darum erklärt die Kirche der Reformation in ihrem Bekenntniß: der Artikel „vom Unterschied des geistlichen Reichs Christi und weltlichen Reichs“ ist „ein ganz wichtiger, nöthiger Artikel“. 2) „Christi Reich ist geistlich, da er regieret durch das Wort und die Predigt, wirket durch den Heiligen Geist und mehret in uns den Glauben, Gottesfurcht, Liebe, Geduld inwendig im Herzen, und sähet hie auf Erden in uns Gottes Reich und das ewige Leben an.“ 3) Das weltliche Regiment dagegen „geht mit viel andern Sachen um, denn das Evangelium“; es „schützt nicht die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerlicher Gewalt mit dem Schwert und leiblichen Poenen“. 4) Durch die Gewalt der Schlüssel oder durch die Thätigkeit des geistlichen Reichs „werden gegeben nicht leibliche, sondern ewige Ding und Güter, als nämlich ewige Gerechtigkeit, der Heilige Geist und das ewige Leben“. 5) Auf Grund dieser Verschiedenheit von Staat und Kirche nach Art und Zweck schärft das Bekenntniß dann immer wieder ein, daß die Kirche nicht die Gesetzgebung für den Staat oder das bürgerliche Leben zu besorgen habe. Die Kirche „soll weltlicher Gewalt nicht Gesetz machen und stellen von weltlichen Händeln“, non praescribat leges magistratibus de forma reipublicae. Dies begründet das Bekenntniß so: „Wie denn auch Christus selbst gesagt hat, Joh. 18, 36.: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt.‘ Item, Luc. 12, 14.: ‚Wer hat mich zu einem Richter zwischen euch gesetzt?‘ Und St. Paulus zum Philippern am 3, 1.: ‚Unsre Bürgerschaft ist im Himmel.‘ Und in der zweiten zum Corinthern 10, 4.: ‚Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig für Gott zu zerstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntniß Gottes.‘“ 6) Noch weiter heißt es im Bekenntniß in Bezug auf diesen Punkt: „Das Evangelium läßt nicht allein bleiben die äußerlichen Polizeien, Weltregiment und Ordnung, sondern will auch, daß wir solchen sollen gehorsam sein.“ 7) Christus hat die Apostel und damit alle Prediger dahin belehrt, „daß ihr Amt wäre zu predigen vom geistlichen Reich, nicht einiges Weltregiment zu verändern“ (non mutare civilem sta-

1) E. A. 22, S. 68.

3) A. a. D.

5) A. a. D.

7) Apologie, Art. 16, S. 216.

2) Apologie, Art. 16, S. 215.

4) Augsb. Conf. Art. 28, S. 63.

6) A. a. D. S. 63. 64.

tum). „Das Evangelium lehret, wie man für Gott und im Gewissen von der Sünde, Hölle, dem Teufel erlöst wird, und läßt auswendig der Welt ihr Regiment in äußerlichen Dingen.“¹⁾ Das Evangelium oder die christliche Kirche „bringet nicht neue Gesetze im Weltregiment (non fert evangelium novas leges de statu civili), sondern gebeut und will haben, daß wir den Gesetzen sollen gehorsam und der Oberkeit, darunter wir wohnen, es seien Heiden oder Christen.“²⁾ Ja, was in das Gebiet des weltlichen Regiments gehört, „gehet das Amt des Evangeliums gar nichts an.“³⁾

Hier wirft man ein: Soll denn das Christentum gar keinen Einfluß auf das „sociale Leben“ ausüben? Macht nicht das Christentum alles neu (2 Cor. 5, 17.)? Hat somit das Christentum nicht auch einen großen Einfluß auf die Politik? Allerdings! Das Christentum macht auch in der Politik alles neu, übt den gewaltigsten Einfluß auch auf die Politik aus, insofern es ehrliche, gewissenhafte Politiker macht. Das Christentum macht ehrliche und gewissenhafte Politiker, wie es ehrliche und gewissenhafte Schuhmacher, Kaufleute zc. macht. Aber bleiben wir einmal bei dem Beispiel des Schuhmachers stehen. Welche Wirkung übt das Christentum auf das Schuhemachen aus? Die, daß die Schuhe machenden Personen zunächst einmal ihre ganze Thätigkeit als Gottesdienst ansehen und ausüben, sodann in ihrem Handwerk nicht täuschen, nicht lügen und trügen, nicht aus schlechtem Leder gefertigte Schuhe für gute ausgeben, sondern alle ihre Kunden ehrlich bedienen. Das ist gewiß ein gewaltiger Einfluß der Kirche auf das „sociale Leben“. Hier ist auch der Punkt, wo der Pastor, beziehungsweise die Kirche, bei der Hantirung des Schuhmachers aus Gottes Wort mitzureden hat, und der Pastor darf sich nicht durch die Einrede irre machen lassen, Schuhemachen sei ein weltlich, irdisch Ding, ein Geschäft, und gehe den Pastor nichts an. Was den Pastor, resp. die Kirche, beim Schuhemachen nichts angeht, das sind die Regeln der Schuhmacherkunst, der Leisten, der Schnitt der Schuhe zc. Diese Dinge bestimmt nicht Gottes geoffenbartes Wort, sondern die Vernunft und Erfahrung, da Schuhemachen ein weltlich Ding ist. So ist es auch bei der Politik. Die Politik ist ein rein weltlich Ding. So schärft die Kirche zwar dem christlichen Politiker ein, daß er bei seiner politischen Thätigkeit nicht lüge und trüge, aber sie schreibt ihm nicht den Leisten vor, das heißt, sie erhebt nicht den Anspruch, daß nach kirchlichen Gesetzen das öffentliche, bürgerliche Leben zu ordnen oder das weltliche Regiment zu bestellen sei. Das ist es, was unser Bekenntniß immer wieder ausführt, wenn es von der Kirche oder der geistlichen Gewalt sagt, sie „soll weltlicher Gewalt nicht Gesetze machen und stellen von weltlichen Händeln“. Man hatte, wie be-

1) A. a. D.

2) A. a. D. S. 215.

3) Augsb. Conf. Art. 28, S. 64.

reits angedeutet, zur Zeit der Reformation auch insofern Veranlassung, auf diesen Punkt einzugehen, als Carlstadt und die Schwärmer die bestehende bürgerliche Ordnung durch eine vermeintlich christliche ersetzen und so die Reformation Luthers ergänzen wollten.

„Christliche“ Gesetzgebung auf staatlichem, bürgerlichem Gebiet, das ist es eigentlich, was Stöcker und viele, die mit ihm den Pastoren eine politische Thätigkeit gewahrt wissen wollen, anstreben. Um ihnen nicht Unrecht zu thun, muß man hervorheben, daß sie manches „social-politisch“ oder auch kurzweg „politisch“ nennen, was dies nicht ist. So citirt Stöcker z. B. Prof. von Nathusius, welcher schreibt: „Ich muß sagen, daß ein Pastor, in dessen Gemeinde zum ersten Mal die Socialdemokraten einbrechen, wo zum ersten Mal der Ruf erklingt: wir wollen euch befreien von den Herren und Pfaffen! — daß, wenn er in diese Versammlungen nicht geht, um den Heterereien und Lügen entgegenzutreten, er den Namen eines stummen Hundes verdient. Sagt man, er fühle sich dieser Aufgabe nicht gewachsen, so ist er eben zu seinem Amte ungenügend vorbereitet.“ Hierin wird man Prof. Nathusius recht geben. Er setzt den Fall, daß Socialdemokraten in die Gemeinde einbrechen, auch mit Gliedern der Gemeinde Versammlungen veranstalten, um sie gegen Kirche und Staat aufzuheben. Wenn der Pastor in diese Versammlungen geht und da das Rechte sagt, so nimmt er sich nur der ihm befohlenen Seelen an. Er übt nicht eine politische, sondern pastorale Thätigkeit aus. Auch das ist keineswegs politische, sondern nur kirchliche Thätigkeit, wenn die Pastoren von der Kanzel, in der Privatseelsorge und auch in Schriften in der Weise „auf die sociale Frage eingehen“, daß sie alles in das Licht des Wortes Gottes stellen. Das ist nicht nur ihr Recht, sondern auch ihre Pflicht. Auch sollen sie zeigen, wie die Kirche „für die sociale Noth ein Herz habe“, die Ungerechtigkeiten an Hoch und Niedrig strafe und die Mittel besitze, den Conflict zu beseitigen, wenn man nämlich Gottes Wort annähme. Aber Stöcker und die mit ihm — wenn auch nicht in völliger Uebereinstimmung — christlichen Socialismus treiben wollen, gehen weiter. Ihnen liegt der „christliche Staat“ im Sinne. Sie wollen „die christlichen Grundsätze“, welche dem Conflict ein Ende machen sollen, durch staatliche Gesetzgebung gesichert wissen. Anders kann man es nicht verstehen, wenn es z. B. in der Stöcker'schen Kirchenzeitung heißt: „Christlich-socialer Thätigkeit ist demnach ebenso die Arbeit des Staatsmannes, der die socialen Gebiete christlich beurtheilt und nach göttlichem Gebote ordnet, wie die Thätigkeit des Volksfreundes oder Geistlichen, der an die socialen Aufgaben den Maßstab der göttlichen Gebote wie der christlichen Grundsätze legt und darauf dringt, daß dieser Maßstab gelte“ (nämlich bei der Ordnung der Dinge durch die bürgerliche Gesetzgebung). In diesem Sinne sagt Stöcker denn auch, daß das Christentum nicht nur „persönliche sociale Tugenden“ zu predigen, sondern auch „bestimmte sociale Ordnungen“

zu vertreten habe. Er meint die staatliche Ordnung nach „christlichen Grundsätzen“. In diesem Sinne erhebt Stöcker auch einen Vorwurf gegen Luther. Derselbe habe anfänglich „mit mächtiger Hand in das sociale Leben eingegriffen“, später aber um gewisser Gefahren willen „das Sociale preisgegeben“. Dadurch habe „die Volksthümlichkeit des reformatorischen Gedankens Schaden erlitten“. Die Kirche habe nicht den gehörigen Einfluß auf den Staat ausgeübt. Kurz, Stöcker tadelt an Luther, daß dieser nicht die Neuordnung des öffentlichen, bürgerlichen Lebens nach „christlichen Grundsätzen“ durchgesetzt habe. Und er meint, die Kirche der Reformation werde zu unserer Zeit zum zweiten Mal Schaden leiden, wenn sie nicht diese „übersehene Seite des Christenthums“ mit Nachdruck zur Geltung bringe. Was Luther übersehen oder doch liegen ließ, will Stöcker nachgeholt wissen. Damit beweist Stöcker, daß er eine Hauptwahrheit der Reformation, den Unterschied zwischen Kirche und Staat, nicht begriffen habe. Hätte er diesen Unterschied erkannt, so würde er mit Luther sprechen: „Es ist zu merken, daß die zwei Theil Adams Kinder, deren eins in Gottes Reich unter Christo, das andere in der Welt Reich unter der Oberkeit ist, zweierlei Gesetz haben; denn ein jeglich Reich muß seine Gesetz und Rechte haben, und ohne Gesetz kein Reich noch Regiment bestehen kann, wie das genugsam täglich Erfahrung gibt. Das weltlich Regiment hat Gesetz, die sich nicht weiter strecken, denn über Leib und Gut, und was äußerlich ist auf Erden.“¹⁾

Um es recht hervorzuheben, daß die Reiche dieser Welt nicht nach „christlichen Grundsätzen“ regiert werden können, sagt Luther sogar von den Worten Matth. 5, 39.: („Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel“), daß sie die Unchristen „nichts angehen“.²⁾ Luther will damit natürlich nicht leugnen, daß jedes Tüttelchen des göttlichen Gesetzes, und gerade auch dies Gebot von der Nichttrache, alle Menschen, Christen und Unchristen, vor Gott verbinde, sondern er redet hier von dem Unterschied des geistlichen und weltlichen Regiments. Er will einschärfen, daß die Welt mit andern Mitteln und nach andern Grundsätzen regiert werden müsse, als die Kirche. So erklärt er sich selbst, wenn er ausführt: „Wenn alle Welt Christen wäre, so gingen sie alle diese Worte an, und thät also. Nun sie aber Unchristen ist, gehen sie die Wort nichts an, und thut auch nicht also; sondern gehört unter das ander Regiment, da man die Unchristen äußerlich zwingt und bringt zum Fried und Gute.“ Kurz zuvor hat Luther erklärt: Gib die Welt zuvor voll rechter Christen, ehe du sie christlich und evangelisch regierst. Das wirst du aber nimmermehr thun. Denn die Welt und die Menge ist und bleibt Unchristen, ob sie gleich alle getauft sind und Christen heißen. . . . Darum leidet sich's in der Welt nicht, daß ein christlich Regiment gemein werde über alle Welt, ja, noch über ein Land oder

1) E. A. 22, 82.

2) E. A. 22, 70.

große Menge, denn der Bösen sind immer viel mehr denn der Frommen. . . . Darum muß man diese beide Regiment mit Fleiß scheiden, und beides bleiben lassen. Eins, das fromm macht; das andere, das äußerlich Fried schaffe und bösen Werken wehret; keins ist ohne das andere genug in der Welt. Denn ohne Christi geistlich Regiment kann Niemand fromm werden vor Gott, durchs weltlich Regiment. So gehet Christi Regiment nicht über alle Menschen, sondern allezeit ist der Christen am Wenigsten.“

F. B.

(Schluß folgt.)

Franks Theologie.

(Fortsetzung.)

Wir vergegenwärtigen uns weiter Franks Anschauung von den Gnadenmitteln und vergessen hierbei nicht, daß es sich bei ihm hier nur immer um eine primäre Wirkung der Gnade handelt, welche die freie, selbständige Entscheidung des Menschen ermöglicht.

Ueber das Gnadenmittel des Worts äußert sich Frank folgendermaßen: „Entsprechend dem gottmenschlichen Character Christi und der Bestimmung seiner Erlöserfülle für die Menschheit vollzieht sich die Wirksamkeit des heiligen Geistes behufs der Selbstmittheilung des Erlösers primärer Weise durch das Gnadenmittel des Worts, als des geisterfüllten Zeugnisses von Christo.“ „Dies Wort fällt nicht zusammen mit der heiligen Schrift Neuen Testaments, von welcher erst später, im Anschluß an die Lehre von der Kirche geredet werden kann.“ System der christlichen Wahrheit. II. S. 243. „Wir dürfen andrerseits als zugestanden voraussetzen, daß das in der Kirche lebende Zeugniß von Christo nicht bloß insofern generative Kraft besitzt als Schriftworte in demselben wiederholt werden. Der seiner Gemeinde die er aus sich selbst hervorgezeugt einwohnende Christus erfüllt sie stetig mit der Erlöserfülle, die in ihm zunächst beschlossen ist: wo immer aus diesem Besitz heraus das Zeugniß von Christo in der Gemeinde und durch die Gemeinde ertönt, da hört man geisterfülltes Gotteswort, welchem die Kraft eignet Menschen Gottes in's Dasein zu rufen.“ S. 252. 253. Das Gnadenmittel des Worts ist also nach Frank das Zeugniß der Gemeinde von Christo. Dieses Zeugniß, welches aus dem geistlichen Besitz der Gemeinde hervorgeht, in welchem die Erkenntniß und Erfahrung der Gläubigen zum Ausdruck kommt, gilt ihm als geisterfülltes Gotteswort, welches als solches, auch losgelöst von der Schrift, mit der es nicht zusammenfällt, die Kraft besitzt, Menschen Gottes ins Dasein zu rufen. Wir erinnern hier an das zurück, was wir früher über die Theorie Franks von der Schrift bemerkt haben. Es ist Falschmünzerei, wenn das Wort, welches aus dem Innern des Menschen, wenn auch des erleuchteten Menschen, her-

vorgeht, zu „Gottes Wort“ gestempelt wird. „Gottes Wort“ kann füglich Weise nur dasjenige Wort genannt werden, welches aus dem Herzen Gottes hervorgeht, dasjenige Wort, welches Gott geredet hat, sei es direct, sei es indirect, durch den Mund der Propheten und Apostel. In keinem andern Sinn redet die Schrift je von Gottes Wort. Dieses Gotteswort, welches das wirklich ist, was es heißt, ist für uns jetzt, die wir keine unmittelbare Offenbarung mehr haben, in die Schriften der Propheten und Apostel niedergelegt. Außer der Schrift gibt es für uns kein Gotteswort. Wenn Menschen, Christen, christliche Prediger Gottes Wort verkündigen, so thun sie nichts Anderes, als daß sie das Wort der Schrift denen, die es hören, vorlegen, auslegen, verständlich machen. Und eben dieses Gotteswort, das Schriftwort, welches auch in der christlichen Predigt wiederklingt, ist Gnadenmittel und hat, eben weil Gott selbst hier zu den Menschen redet, die Kraft, in den Herzen der Menschen ein neues geistliches Leben zu erwecken. Das Zeugniß der Gemeinde, die christliche Predigt ist „generativ“, wirkt eine neue Geburt, nur darum, weil und insoweit, als sie das Schriftwort in seinem rechten Sinn und Verstand den Menschen zum Verständniß und Bewußtsein bringt. „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes.“ Röm. 10, 17. Was in der Predigt wirkt, den Glauben wirkt, das ist allein Gottes Wort, welches eben durch die Predigt den Menschen nahegebracht wird. — Frank kommt in diesem Abschnitt, S. 255—258, auch auf den Unterschied von Gesetz und Evangelium zu sprechen. Wenn er da aber bemerkt: „Wo das Wort Gottes so wie es soll verkündigt wird, da ist die Gesetzespredigt durchströmt mit dem Hauche des h. Geistes der von dem Erfüller des Gesetzes ausgeht“ — so beweist er, daß er die Kunst eines Theologen, zwischen Gesetz und Evangelium zu scheiden, nicht gelernt hat.

Was das Sacrament der Taufe betrifft, so erschließt Frank aus allerlei Prämissen das Recht und die Pflicht der Kindertaufe und betont, daß „mit jenem Einsetzungsworte Christi ein bestimmtes Mandat hinsichtlich der Kindertaufe nicht gegeben ist“. S. 274. Wie? Umfaßt denn der Ausdruck „alle Völker“ Matth. 28, 19. nicht alle Menschen, Große und Kleine? Von Kinder glauben kann in diesem System nicht die Rede sein. Es heißt da wohl: „Wir kennen die Taufe als Sacrament der Wiedergeburt, welche ihrem Begriffe nach keine entgegengesetzte oder mitwirkende Action fordert“, aber es wird sofort hinzugefügt, „daß wirkliche und bleibende Errettung des Menschen nicht möglich ist ohne persönliche Aneignung und Bejahung des ihm Zugeeigneten und Empfangenen“. S. 276. Und solche Aneignung und Bejahung beruht dem System zufolge immer auf freier, eigenmächtiger Selbstentscheidung. Demgemäß wird in der Taufe, dem Sacrament der Wiedergeburt, ein göttlicher Same in das Kindesherz hineingeworfen, aber daraus entwickelt sich erst später, wenn das Kind für freie Willensaction fähig ist, der Glaube, und erst wenn Letzteres geschehen, ist

der Getaufte „wirklich und bleibend“ errettet. Wehe dann den armen Kindern, die in ihrer Unmündigkeit dahinsterven!

Characteristisch ist, wie Frank die Lehre von dem Abendmahl behandelt. Er erzeuget die Einsetzungsworte im Ganzen richtig, dahin, „daß die Brod und Wein bei dieser Handlung, diesem Gedächtnismahl, Genießenden Leib und Blut des Herrn thatsächlich, wie immer, genießen“. S. 287. Indeß an dieser Erzeugete ist ihm nicht so viel gelegen. Er schreibt: „Gehen wir von der Taufe zu dem Abendmahl weiter, als dem andern Gnadenmittel bei welchem Christus einen äußerlich sichtbaren Stoff zum Träger und Vermittler seiner Erlöserfülle gemacht hat, so werden wir die Gleichartigkeit dieses andren Sacramentes mit dem ersteren zunächst darin zu erkennen haben, daß eine wirkliche Mittheilung der Heilsgabe und zwar dieser Heilsgabe als ihrem Wesen nach einheitlicher hierdurch geschieht. Denn wenn doch die Einsetzung des Herrnmahls als einer in der Kirche fortzusetzenden Handlung von Seiten des Heilmittlers eine mindestens ebenso gewisse geschichtliche Thatsache ist wie die Einsetzung der Taufe, so folgt nach den für uns feststehenden Voraussetzungen ohne Weiteres noch vor der erzeugetischen Untersuchung der Testamentsworte, daß hiermit keinesfalls eine bloß symbolische, bildlich bezeichnende oder vorschreibende Handlung eingesetzt sein könne, sondern jedenfalls, dem Wesen des neuen Bundes entsprechend, eine zugleich und zunächst communicative, heilsvermittelnde. Die Kirche hat auch von Anfang an, bei aller Mannigfaltigkeit der Auffassung und trotz des unzureichenden Bewußtseins von dem nichtgesetzlichen Character des neuen Bundes, an der Glaubenshatsache festgehalten, daß mit dem Abendmahlsgenuß eine reale Heilsgabe, in welcher Modalität immer, sich verbinde; und in der reformirten Kirche hat ebenfalls dieser so zu sagen instinctive Zug des Glaubens die anfängliche gänzliche Entleerung des Sacramentes überwunden. Man muß diese Sachlage sich präsent erhalten, um von vornherein des Wahnes ledig zu werden, als wenn nur von dem etwaigen Ausfall der erzeugetisch-logischen Exercitien über die Testamentsworte, speciell über die mögliche oder nothwendige Bedeutung des *εστιν*, der Christenglaube hinsichtlich dieses Sacramentes abhinge. Es müßte denn die dogmatische Aussage des Glaubens überhaupt in einer Mosait erzeugetischer Resultate bestehen, die man über diese oder jene Lehrpunkte aus dem Schriftcodex gewonnen.“ S. 279. 280. Ferner S. 285: „Wir haben bereits oben daran erinnert und wollen es auch hier nicht unausgesprochen lassen, wie wenig auf die geschichtliche Entwicklung des Glaubens der Kirche gesehen derselbe durch die möglichst sorgfältige grammatisch-logische Interpretation der Einsetzungsworte bedingt gewesen ist. Würde doch sonst auch das Verhältniß zwischen dem Glauben der Kirche und der theologischen Erkenntniß sich umkehren; und während der einfältige Laie, der nicht im Stande wäre die peinlichen Untersuchungen über die logische Relation zwischen Subject und Prädikat mitzumachen, seines Glaubens an die Rea-

lität des Gnadenmittels gar nicht gewiß werden könnte, müßte die Kirche von den Virtuosen grammatischer Exegese ihren Glauben sich vermitteln lassen, heute etwa in dieser, morgen in jener Weise. Dem gegenüber also sagen wir, daß die gläubige Gemeinde, welche um den Heilmittler in dem bisher erörterten Sinne weiß, von vornherein gar keine andere Richtung im Verständniß jener Testamentsworte einschlagen kann als diese, daß es sich um eine reale Mittheilung des so oder anders gefaßten Heilsgutes dabei handle; und eine Differenz der Auffassung innerhalb der christlichen Gemeinde kann im Grunde erst auf dieser gemeinsamen Basis hervortreten."

Frank basirt hier wohl das Abendmahl auf die gewisse geschichtliche Thatsache der Einsetzung von Seiten des Heilmittlers und auf die Einsetzungsworte, wie er auch in dem System von der christlichen Gewißheit II. S. 102 hervortreibt, daß „nur durch das wirkungskräftige Wort des Heilmittlers die Sacramente zu dem constituirt werden, was sie sind und wofür sie dem Christen gelten“. Aber er bestreitet, daß der Christenglaube hinsichtlich dieses Sacraments von dem genauen grammatischen Verständniß der Worte Christi abhängt. Es genügt ihm, wenn man nur festhält und die Testamentsworte dahin versteht, daß sich mit dem Abendmahlsgenuß in irgendwelcher Modalität eine reale Heilsgabe verbinde. Damit scheint ihm der Sacramentsbegriff vollkommen gewahrt zu sein. Auch innerhalb der reformirten Kirche, welche die anfängliche gänzliche Entleerung des Sacraments, also die zwinglische Auffassung, überwunden, hat sich nach Franks Anschauung der allgemeine Christenglaube vom Abendmahl erhalten oder wieder Bahn gebrochen, indem auch gläubige reformirte Christen, die etwa mehr calvinistisch gesinnt sind, alles Ernstes meinen, daß sie bei dem Abendmahlsgenuß des Heilsgutes des Neuen Testaments, der Vergebung der Sünden, in irgend einer Weise theilhaftig werden. Auf dieser gemeinsamen Basis erscheinen alle Differenzen betreffs des Sinnes der einzelnen Testamentsworte als ziemlich bedeutungslos, so auch die Differenz, ob im Abendmahl unter Brod und Wein der wahre Leib und das wahre Blut Christi ausgetheilt, gegessen und getrunken werde, oder ob Brod und Wein Leib und Blut des HErrn nur bedeuten, oder ob sich da die gläubige Seele in den Himmel erhebe und geistlicher Weise den verklärten Leib des HErrn genieße.

Das ist eine krasse Verkehrung des Sachverhalts. Mag man immerhin im Allgemeinen ein Sacrament dahin definiren, daß uns da durch äußere, sinnliche Mittel Gottes Gabe und Gnade mitgetheilt und verbürgt werde, so darf man doch bei dem Abendmahl nun und nimmer die sichtbaren Elemente, Brod und Wein, „als Träger der Erlöserfülle“ von den speciellen himmlischen Gütern, für welche der HErr dieselben als Medien verordnet hat, von Leib und Blut des HErrn loslösen. Der Stifter des heiligen Abendmahls hat in seiner Stiftung nicht nur über Zweck und Nutzen, das ist wesentlich die Vergebung der Sünden, sondern auch über das Wesen

dieses Sacraments sich ausgesprochen. Das Sacrament des Abendmahls ist nach dem Testament des HErrn wesentlich der wahre Leib und das wahre Blut Christi, unter dem Brod und Wein uns Christen zu essen und zu trinken. Leib und Blut Christi gehören zur Substanz des Sacraments. Nicht der bloße Genuß von Brod und Wein, sondern daß wir unter Brod und Wein Christi Leib und Blut essen und trinken, ist der rechte Abendmahls genuß, und nur dieser Abendmahls genuß ist ein Gnadenmittel, vermittelt uns eine reale Heilsgabe. Der HErr hat die Vergebung der Sünden gerade an den Genuß seines Leibes und Blutes geknüpft. Wer daher von Brod und Wein Leib und Blut des HErrn absondert, wie die Reformirten aller Richtungen und Schattirungen thun, der nimmt aus der Stiftung des HErrn den Kern heraus, der zerstört das Sacrament, die Substanz des Sacraments, für den fällt auch der Segen des Sacraments dahin. Die Reformirten haben gar kein Abendmahl und empfangen keinerlei Segen, wenn sie da Brod essen und Wein trinken. Und wenn nun Frank den Reformirten gleichwohl den gemeinen Christenglauben vom Abendmahl zuküßt, so beweist er damit, daß er auch in diesem Stück nicht mehr auf lutherischem Grund und Boden steht, daß ihm das Geheimniß des Sacraments verschlossen ist. Indem er diese eine Hauptscheidewand zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche niederreißt, erzeigt er sich als ein echter Unionsmann.

Und was soll man dazu sagen, daß Frank alle sorgfältigen grammatischen Erörterungen über die wahre Bedeutung der einzelnen Testamentsworte ironisch als exegetisch-logische Exercitien, als peinliche Untersuchungen bezeichnet, die der einfältige Laie nicht mitmachen könne? Damit ist auch die gewaltige und schlagende Polemik Luthers gegen die Sacramentirer als für den Glauben der Kirche werthlos, als bloßes Wortgezänke verurtheilt. Wir lassen uns durch solche hämische Bemerkungen nicht einschüchtern. Nein, der Christenglaube hinsichtlich des Sacraments, die ganze Abendmahlslehre hängt einzig und allein an der genauen Interpretation der Einsetzungsworte, ohne die es überhaupt kein Abendmahl geben würde, sonderlich der Worte: „Das ist mein Leib.“ „Das ist mein Blut.“ Mit der allgemeinen Reflexion, daß das Abendmahl von dem Heilmittler eingesetzt sei und folglich eine reale Heilsgabe mittheilen müsse, ist hier nichts gethan, die trifft nicht den eigentlichen Inhalt des Dogma, das Wesen des Abendmahls. Und jene Testamentsworte des HErrn sind in Wirklichkeit nicht so disputabel, wie sie Frank hinstellt, die gehören zu den klaren, sonnenlichten Stellen der Schrift. Nur die Irrgeister, deren stolze Vernunft sich nicht unter das einfältige Wort Christi beugen wollte, haben sie verdunkelt. Ob auch rechtgläubige Theologen das *ἄρα* verschieden gefaßt haben, entweder synedochisch oder als auf Brod und Wein hindeutend, so berührt diese Differenz nicht im mindesten den Sinn jenes Doppelsatzes. Die Meinung ist und bleibt immer dieselbe, nämlich daß das, was der HErr uns im

Sacrament darreicht und was wir essen und trinken, nicht nur Brod und Wein ist, sondern zugleich Leib und Blut des HErrn, und zwar sein wahrer Leib, der für uns in den Tod dahingegeben ist, und sein wahres Blut, das für uns vergossen ist. Und das kann auch jeder einfältige Christ, jeder christliche Confirmand gar wohl verstehen. Wenn auch die specifisch theologischen termini und Distinctionen, mit denen die lutherischen Theologen in den Abendmahlsstreitigkeiten operirten und welche durch die Kunstgriffe der Gegner veranlaßt waren, einem einfältigen Laien nicht ohne Weiteres verständlich sind, so kann man doch das, was die Gelehrten unter sich in wissenschaftlichen Ausdrücken verhandeln, im Wesentlichen auch ungelehrten Leuten in ihrer Weise und Sprache deutlich machen und jeden hiefern Christenmenschen, der in der Schriftlectüre geübt ist, von dem Schriftgrund der lutherischen Abendmahlslehre und von der Haltlosigkeit der reformirten Lehre überzeugen. Wenn Frank bei dieser Gelegenheit im Allgemeinen bemerkt, die dogmatische Aussage des Glaubens bestehe nicht in einer Mosaik aus dem Schriftcodex genommener exegetischer Resultate, die Kirche brauche sich ihren Glauben nicht von den Virtuosen der Exegese vermitteln zu lassen, so ist das Hohn und Spott auf die Schrift und alle wahre Theologie. Allerdings wird alle christliche Lehre, alle christliche, wie theologische Erkenntniß einzig und allein aus der Schrift gewonnen, welche sich über alle Lehrpunkte vornehmlich in den sogenannten *sedibus doctrinae* klar und deutlich ausspricht, und jede dogmatische Aussage, die nicht aus der Schrift gewonnen ist, ist Irrthum und Lüge. Die schriftgläubige Exegese aber leistet hierbei der Kirche den Dienst, daß sie den rechten Sinn und Verstand der Schrift ins Licht setzt und die Mißdeutung und Verkehrung der Schrift von Seiten der Irrgeister bloßstellt und zurückweist.

Ueber die Wirkung des Abendmahls äußert sich Frank S. 290, 291 noch folgendermaßen: „Wir verstehen es vollkommen aus der historischen Gesamtrichtung unserer älteren evangelischen Theologie, daß sie den Nachdruck auch bei diesem Stück der Lehre auf jenen Hauptpunkt der Sündenvergebung legte, welcher der Centralpunkt ihres Glaubens war: aber wir sind zugleich dessen eingedenk, daß in dem Bekenntniß selbst schon (Sol. Decl. VII, 63, vgl. 81 ff.) die weitere Wirkung angedeutet und von der gleichzeitigen lutherischen Theologie ausdrücklich gelehrt wird, daß der HErr Christus im Abendmahl nicht allein die Seele, sondern auch den Leib und unser Fleisch und Blut mit seinem Leib und Blut speisen und tränken wolle, daß diese Speisung und Tränkung ein gewiß Zeugniß sei von der hohen und unbegreiflichen Vereinigung zwischen ihm als dem Haupt und seinen Gliedern, bergestalt, daß der unsterbliche Leib Christi unsers Leibes Sterblichkeit und Nichtigkeit in seine Natur, das ist, zur Unsterblichkeit, Leben und Herrlichkeit verwandele, und in Summa, daß wir hierdurch im Glauben von der Auferstehung unsers Fleisches zum ewigen Leben gestärkt werden (Vgl. Theol. d. E. F. 3, 162). Solche Lebenswedung im geistlichen Sinn

überhaupt, insonderheit aber mit Beziehung auf die zukünftige leibliche Auferstehung, als Frucht des Abendmahls genusses anzusehen, haben wir nicht bloß ein sachlich wohlbegründetes Recht, insofern der Leib Christi den wir empfangen wohl der dahingegebene, aber zugleich der durch den Tod hindurchgebrungene, die Kräfte des ewigen Lebens in sich tragende ist, sondern überdem noch speciellen Anlaß im Hinblick auf die Rede Christi Joh. 6, in welcher ewiges Leben und Auferweckung am jüngsten Tage der Manducation des Fleisches und Blutes Christi zugeschrieben wird.“ Frank schreibt, wie die meisten neueren Theologen, dem Abendmahl auch einen Einfluß auf das Leibesleben zu, eine Lebenswirkung mit Beziehung auf die zukünftige leibliche Auferstehung, durch welche also die künftige Auferstehung des Fleisches irgendwie vorbereitet und angebahnt werde. Das ist auch ein Menschenfündlein. Davon weiß die Schrift nichts. Die Stelle, auf die sich Frank beruft, Joh. 6, handelt gar nicht vom Abendmahl, sondern von dem geistlichen Essen und Trinken des Fleisches und Blutes Christi, vom Glauben. Desgleichen deutet das lutherische Bekenntniß mit keiner Silbe auf eine dergleichen Wirkung des Sacraments. Die Paragraphen der Concordienformel, welche Frank citirt, sagen von dem mündlichen oder sacramentlichen Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi, und das ist ein ganz anderes Ding, als das, von dem Frank hier redet. Es spottet aller Kritik, wie derselbe das Bekenntniß der Kirche für sich ausbeutet. Auch was er aus der älteren Theologie beibringt, daß der Abendmahls genuß ein Zeugniß sei der innigen Vereinigung zwischen Christo, dem Haupt, und seinen Gliedern, eine Bürgschaft unserer künftigen Auferstehung und Verklärung, schließt nicht im mindesten die Annahme einer solchen „Lebenswirkung“ in sich, die zu unserer künftigen leiblichen Auferstehung in realer Beziehung stünde.

In der Lehre von der Kirche folgt auch Frank seinerseits dem romanisirenden Zuge der modernen „confessionellen“ Theologen. Er definiert die Kirche als „die Menschheit Gottes“ oder „als die Gemeinde der Gläubigen, welche stetig durch Influx der Gnadenmittel geworden und werdend kraft innerer, geistlich-sittlicher Nothwendigkeit die Gnadenmittel behufs ihrer intensiven und extensiven Selbstvollendung stetig gebraucht“. Er fügt hinzu: „Hiernach ist alles Anstaltliche der Kirche in der Natur der sie constituirenden Gemeinschaft begründet.“ System der christlichen Wahrheit II. S. 369. Wiewohl er primo loco die Kirche für die Gemeinde der Gläubigen erklärt, so schließt er doch das Anstaltliche, den steten Gebrauch der Gnadenmittel, in den Begriff und in das Wesen der Kirche ein. Und darum ist ihm die wesentliche Kirche nicht unsichtbar, sondern sichtbar. „So gewiß aber die Kirche nach ihrem Wesensbestande genommen lediglich aus lebendigen, niemals zugleich aus abgestorbenen und nur scheinbaren Gliedern des Leibes Christi besteht, so wäre es doch thöricht diese wesentliche Kirche als die unsichtbare Kirche zu bezeichnen, etwa gar in dem Sinn daß nun aus dieser unsichtbaren Kirche die sichtbare hervorgehe. Wie sollte denn

die Kirche unsichtbar sein, zu deren Wesen es gehört daß sie die Gnadenmittel behufs ihres intensiven und extensiven Wachstums handhabe?" S. 385. Das ist arge Begriffsverwirrung. Die ecclesia, von der die Schrift sagt, ist eine Versammlung, Vereinigung von Menschen, und zwar die Gemeinschaft der Gläubigen, der Heiligen. Damit ist der Begriff erschöpft. Daß diese Gemeinde durch Influxenz der Gnadenmittel geworden ist und wird und kraft innerer Nothwendigkeit die Gnadenmittel stetig gebraucht, macht doch die Gnadenmittel und deren Gebrauch nicht zum Wesensbestandtheil der Kirche. Dieselben erscheinen vielmehr nur als Kennzeichen, und zwar untrügliche Kennzeichen der Kirche. Wenn alle die Factoren, durch deren Influxenz die Gemeinde der Gläubigen geworden ist und wird, zum Wesen der Kirche gehörten, dann müßte man auch Gott, Christum, den Heiligen Geist als Wesensbestandtheile der Kirche ansehen. Denn die Kirche ist eine Schöpfung Gottes, ein Werk Christi, eine Stiftung des Heiligen Geistes. Nein, die Kirche besteht aus Personen, aus Menschen, nicht zugleich aus Dingen und Handlungen. Die Kirche ist ihrem Wesen nach *communio sanctorum*, weiter nichts. Indeß wollen wir Frank dafür Credit geben, daß er einen Schluß, welchen diese falsche Begriffsbestimmung der Kirche sehr nahelegt und welchen andere Theologen der Neuzeit wirklich gezogen haben, zurückweist. Rechnet man die Gnadenmittel und die Handhabung der Gnadenmittel zum Wesen der Kirche, so kommt man leicht darauf, daß man alle diejenigen Personen, welche irgendwie, auch nur äußerlich mit den Gnadenmitteln Berührung haben oder einmal in Berührung gekommen sind, also alle Getauften, den ganzen *coetus vocatorum*, auch die Vielen, die nicht glauben, in die Kirche, und zwar in die *ecclesia proprie dicta* hineinzählt. Denn der gesunde Menschenverstand wird, um mit Frank zu reden, „durch einen instinctiven Zug“ getrieben, unter der Kirche sich immer einen Haufen Menschen, nicht einen Complex von Dingen, vorzustellen. In dem zuletzt angeführten Citat lehnt Frank die Auffassung ab, daß die Kirche zugleich auch aus den abgestorbenen und nur scheinbaren Gliedern bestände. Und S. 389 bemerkt er: „Wir weisen die Consequenz zurück daß nun die Kirche ihrem Wesen nach aus der Gesamtheit der Berufenen oder auch der Getauften bestünde, und daß die abgestorbenen Glieder ebenso zu dem Leibe Christi gehörten wie die lebendigen.“

Was das Amt der Kirche anlangt, so verweisen wir nur auf einen Passus des „Systems der Wahrheit“, in welchem die sogenannte Uebertragungslehre kritisiert wird. „So gewiß nun diese einzelnen mit Aemtern Betrauten im Auftrage des Ganzen, der Gemeinde, ihres Amtes zu warten haben, auch wenn der Auftrag durch Einzelne, Apostel oder Apostelschüler oder Presbyter u. s. w., ihnen zu Theil wurde, so ist doch die Vorstellung einer ‚Uebertragung‘ Dessen was zunächst der Gemeinde competirte um desswillen schief und irreleitend, weil es dadurch den Schein gewinnt, einmal als hätten von vornherein alle Einzelnen gleiches Recht zur Uebernahme

solcher amtlichen Functionen, und dann, als entäußerten sich damit jene Einzelnen oder die übertragende Gesamtheit, der Pflicht an ihrem Theile Objekt—Subjekt des geistlichen Werdens zu sein. Aber nach des Herrn Willen haben nur diejenigen das Recht in der Gemeinde zu lehren, die er der Gemeinde hiefür vermöge ihrer singulären Begabung schenkt und welche sie als hiefür qualificirt erkennt und anerkennt: und kein Christ entleibigt sich vermöge jener ‚Uebertragung‘ der Pflicht selbstthätig die Heilsfactoren für sich zu gebrauchen.“ II. S. 397. 398. Diese Ausführung zeigt, wie wenig Frank geneigt ist, der Lehrstellung seiner Gegner, sonderlich derer, welche entschieden auf Schrift und Bekenntniß stehen, gerecht zu werden, oder auch nur dieselbe objectiv zu referiren. So, wie es Frank darstellt, hat noch Niemand von der Uebertragung des Amtes gelehrt. Wir Missourier — denn ohne Zweifel hat Frank hier die Missourier im Auge — lehren und bekennen, im Einklang mit Luther und den alten lutherischen Theologen, auf Grund der Schrift, Matth. 18, 17—20. Matth. 28, 18—20. 1 Petr. 2, 9. 10., 2c., daß Christus seiner Gemeinde alle Kirchengewalt übergeben hat, daß alle gläubigen Christen Recht und Pflicht haben, das Evangelium zu predigen, zu taufen, zu absolviren 2c. Daneben erkennen wir an, gleichfalls auf Grund der Schrift, Apost. 20, 28. 1 Cor. 12, 28. Eph. 4, 11., daß Gott selbst das öffentliche Predigtamt verordnet hat, und daß nach seiner Intention dasselbe nicht von jedweden Christenmenschen, sondern von besonders hierzu qualificirten Personen, die der Herr selbst seiner Kirche schenkt, verwaltet werden soll. Und wenn wir nun von einer Uebertragung des Amtes reden, so verstehen wir das dahin, daß die Gemeinde, indem sie einen Prediger beruft, diesem die Rechte und Pflichten ihres geistlichen Priesterthums überträgt, insoweit und zu dem Zweck, daß er öffentlich, im Namen und zum Besten Aller den Dienst am Wort und Sacrament versee. Wir haben nicht nöthig, diese unsere Lehre gegen Franks Insinuationen zu vertheidigen, da dieselbe eben nur einen selbstfabricirten Popanz bekämpft, und bemerken nur noch, daß, wer da leugnet, daß alle kirchlichen Functionen ursprünglich in der Gemeinde wurzeln, den zuerst angeführten klaren Schriftworten widerspricht.

Mit seiner Darstellung der christlichen Hoffnung, mit seiner Anschauung von den letzten Dingen segelt Frank gleichfalls ganz in dem Fahrwasser der neueren Theologie. Er ist Chiliaist, und sein Chiliasmus ist wahrlich auch nicht nur eine species des feineren Chiliasmus. Er unterscheidet „ein vorläufiges Ziel“ und „ein Endziel“. „Solch vorläufiges Ziel ist für den einzelnen Gläubigen das durch den leiblichen Tod vermittelte Daheimsein der abgethienen Seele bei dem Herrn; für die Gemeinde Jesu eine von dem Endziel unterschiedene innerweltliche, zeitlich begrenzte Verkörperung und Herrschaft, welcher die universale Predigt des Evangeliums, die Belehrung des Volkes Israels, die Erscheinung des Antichrist, die Wiederkunft Christi und die erste Auferstehung bedingend vorangehen.

Wenn Beides sich als unmöglich erweist, sei es das Millennium zusammt der ersten Auferstehung einzuschieben in den hinter uns liegenden oder in den ihm gleichartigen vor uns liegenden Werdepocess, sei es die damit bezeichnete Zeitperiode, so wenig sie buchstäblich zu bemessen ist, der seligen Ewigkeit gleichzusetzen, so folgt daraus, daß auch diese Auswirkung der Erlösungs-idee und des Erlösungswerkes, so gewiß sie den Momenten des Endes sich einordnet, doch andererseits in Abweckung gesetzt ist auf das definitive Endziel, die völlige und abgeschlossene Realisation der Heilsgedanken Gottes, und nur von hier aus betrachtet dem dogmatischen Verständniß sich einigermaßen öffnet.“ S. 446. 447. „Das vorläufige Ziel der Menschheit Gottes führt mit innerer Nothwendigkeit zum Endziel, mit dessen Erreichung die bisherige zeitliche und sachliche Entwicklung abschließt. Die Lösung Satans, welche nach der Weissagung dem Ablauf des Millenniums folgt, will als nicht zufällige Thatsache combinirt sein mit der nothwendigen intensiven Steigerung und Ausreifung der Sünde innerhalb desjenigen Menschheitskreises welcher sich auch während jener schlüsslichen Gnadenfrist nicht innerlich überwinden läßt. Und ebenso begreiflich ist nun der letzte gewaltige Ansturm der ungläubigen Völker wider die Gottesgemeinde, welchem aber durch wunderbare Machtwirkung von Oben alsbald ein Ziel gesetzt wird. Unverzüglich schließt sich daran die allgemeine Todtenerweckung und das Endgericht, in welchem das Resultat des Gewordenseins constatirt und durch den definitiven Urtheilspruch des nun als Weltenrichter sich bezeigenden Weltheilandes festgestellt wird. . . . Die Abgabe der Herrschaft des Sohnes an den Vater entspricht der nun vollzogenen Auswirkung des in ihm realisirten Heilrathschlusses. Fortan ist Gott Alles in Allem“ 2c. S. 474. 475.

Was das vorläufige Ziel der Gemeinde anlangt, das tausendjährige Reich sammt dem, was ihm angeblich unmittelbar vorangeht und nachfolgt, so beruft sich Frank, wie die andern Chiliaften, sonderlich auf solche Schriftstellen wie Röm. 11, 26. 1 Cor. 15, 25. 2 Theff. 2, 1. ff. Offenb. 20, 1—10. Aber er hat hier die exegetische Untersuchung so kurz abgemacht und die entgegenstehende, orthodoxe Fassung so wenig beachtet, daß wir keinen Anlaß haben, das, was wir anderwärts über das rechte Verständniß jener Schriftausagen bemerkt haben, zu wiederholen und zu bekräftigen. Im Grund ist auch hier für Frank nicht die Schrift die entscheidende Instanz, sondern „die christliche Erfahrung“, welche „eine Auflösung der jetzigen Disharmonie auch in der Welt der Objecte“, innerhalb des jetzigen Weltbestandes fordert. System der christlichen Gewißheit. I. S. 204 ff. Freilich ist es in Wirklichkeit nicht die christliche Erfahrung, welche solche Forderung stellt. Das echte christliche Bewußtsein sträubt sich vielmehr aus allen Kräften gegen die abenteuerliche Vorstellung von einer „Herrschaft der Gemeinde unter ihrem verklärten Haupte gegenüber und inmitten einer sündigen Welt“. (S. d. B. II. S. 473.) Die chiliaftischen Träumereien von einer Verklärung und Herrschaft der Kirche in dieser Weltzeit sind fleisch-

liche Ideen, fleischliche Herrschaftsgelüste, wie sie sich hin und wieder schon in den Herzen der ersten Jünger des Herrn regten, ehe sie den Geist der Pfingsten empfangen hatten.

Frank gesteht selber ein, daß die Schrift seiner Auffassung von dem Verlauf der letzten Dinge etliche Schwierigkeiten in den Weg legt, aber er setzt sich mit leichter Mühe über diese Schwierigkeiten hinweg. Er schreibt: „Für uns ist . . . schon die Hauptschwierigkeit gelöst oder wenigstens gemindert, welche gegen die Setzung eines vorläufigen Zieles der Gemeinde erhoben zu werden pflegt. Diese Schwierigkeit besteht darin, daß in einer Reihe von Schriftstellen . . . das Ziel als definitives, als einheitliches Schlußtableau am Horizonte des Uebergangs von der Zeitlichkeit in die Ewigkeit dargestellt wird, wornach es denn schien als widerspreche dem die successive Auseinanderschließung der dort unter Einen Aspect fallenden, einheitlich verbundenen Momente. Die Hinälligkeit dieser Instanz dürfte nun im Allgemeinen aus dem früher Gesagten abfolgen; denn es ist ja wesentlich dieselbe Zusammenschiebung von alsdann zeitlich auseinander tretenden Momenten, die wir schon bei der messianischen Hoffnung des A. T. und dann wieder im N. T., z. B. bei Verbindung des Endgerichtes mit dem Gericht über Jerusalem gewahren. Wer um jener Einheitlichkeit der Endanschauung willen die Möglichkeit einer Scheidung und Succession in Abrede nimmt, der muß den gleichen Anstoß nehmen bei den schon hinter uns liegenden Thatfachen der Weissagung und Erfüllung im A. wie im N. T.“ System der Gewißheit. II, S. 449. 450. Ferner: „Der einzige scheinbar bedeutende Einwand gegen die Wirklichkeit einer vorläufigen Vollendung der Gemeinde, im Unterschied von dem Endziel, der Hinweis auf die Zusammenfassung der Wiederkunft des Herrn mit der allgemeinen Todtenauferstehung, dem allgemeinen und letzten Gericht (vgl. Joh. 5, 28. 29 mit Matth. 25, 31 ff.) ist bereits am Anfang dieses Abschnitts von uns geprüft und in seiner Nichtigkeit erkannt worden. Man soll sich mit diesem Einwand nicht weiter auf den Gehorsam gegen die Schrift berufen — es ist doch nur ein Gehorsam gegen die mißdeutete und mißverstandene Schrift.“ S. 463. Was Frank als Mißdeutung und Mißverstand der Schrift hinstellt, ist in Wahrheit die rechte Deutung und das rechte Verständniß der Schrift. Der Hinweis auf die Thatsache, daß die Weissagung öfter zeitlich auseinanderliegende Vorgänge in Ein Gesamtbild zusammenfaßt, ist nicht geeignet, das andersartige unzweideutige Zeugniß der Schrift von dem Ende aller Dinge irgendwie zu entkräften. Wir erinnern nur an die allerbesten Schriftstellen, wie Joh. 5, 28. 29. 6, 40. 44. Matth. 24, 27—31. 37—39. 25, 31. ff. Apost. 17, 30. 31. 1 Cor. 15, 23—26. 51. 52. 1 Thess. 4, 15—17. 2 Thess. 1, 6—10. 1 Petr. 4, 5. 2 Petr. 3, 7—10. Offenb. 20, 11—15. Was die Schrift hier klar und deutlich lehrt, ist, auf die Hauptmomente gesehen, in Kürze Folgendes. Am jüngsten Tag, das heißt an dem letzten Tage aus der großen Reihe der Tage, welche diese Weltzeit

ausmachen (Matth. 24, 36. 42.), wird jene große Wandlung der Dinge eintreten, auf welche die Christen hoffen. Dann wird ihr Leiden in Herrlichkeit verkehrt werden. Bis zu jenem Tage ist und bleibt die Kirche dem Kreuz und der Trübsal unterworfen. An jenem Tage, nicht eher, wird Christus sichtbar wiederkommen in des Himmels Wolken. Und dann werden, zu gleicher Zeit, Alle, die in den Gräbern liegen, die Stimme des Sohnes Gottes hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Auch alle Gläubigen wird Christus am jüngsten Tage auferwecken. Wenn des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, dann, zur selben Zeit, wird er sich setzen auf den Stuhl seiner Herrlichkeit, um über alle Völker der Erde Gericht zu halten. Er hält sich schon jetzt bereit, zu richten die Lebendigen und die Todten. Der zeitliche Zusammenhang, welcher nach der Schrift zwischen der Wiederkunft Christi, der allgemeinen Todtenauferweckung und dem Endgericht besteht, ist so evident, daß alle einfältigen Christen von Anfang an in diesem Stück nichts Anderes geglaubt und bekannt haben, als was der Katechismus in die Worte sagt: „Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.“ „Und am jüngsten Tage mich und alle Todten auferwecken wird und mir sammt allen Gläubigen in Christo ein ewiges Leben geben wird.“ Wer von einer Verklärung und Herrlichkeit und Herrschaft der Gemeinde vor dem jüngsten Tage träumt, wer zwischen „die erste Auferstehung“ und „die allgemeine Todtenerweckung“, die dann eben keine allgemeine mehr ist, zwischen die Wiederkunft Christi und das Endgericht einen langen Zeitraum einschleibt, straft die Schrift Lügen. Und so schließt Franks System, wie es begonnen hat und seiner ganzen Anlage und Entwicklung gemäß, mit einem kräftigen Widerspruch und Protest gegen die Wahrheit der Schrift.

(Schluß folgt.)

G. St.

Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.

(Fortsetzung.)

Die von den Tagen der Apostel bis zur Reformation in der Christenheit herrschende Lehre von der heiligen Schrift war die des Nicänums, daß nämlich der Heilige Geist durch die Propheten und Apostel geredet habe, die heiligen Schreiber somit nur Werkzeuge des Heiligen Geistes gewesen seien, und daß in Folge dessen die Schrift irrtumslos, unfehlbar sei, in allem, was sie berichtet. Gerade auch der römische Antichrist hat diese Thatsache, wenn gleich wider seinen Willen, bestätigen müssen, indem er sich gezwungen fühlte, für seine Machtanmaßungen in der Kirche und seine gottlosen Lehren die heilige Schrift zu citiren, um so den Schein zu erwecken,

als ob das, was er lehre, in Gottes Wort wohl gegründet sei. Erst in neuerer Zeit, da die heilige Schrift in Millionen von Exemplaren verbreitet ist und sich in unzählig vielen Händen und Häusern befindet, und da der Satan nicht mehr durch seinen Knecht, den Papst zu Rom, das Bibelbuch den Händen der Christen entreißen und den Flammen übergeben kann, hat der Teufel die Wirkung des Wortes Gottes dadurch zu vernichten gesucht, daß er die göttliche Würde der heiligen Schrift selber angetastet hat und im Namen der höheren Kritik die Bibel für ein menschlich Buch erklärt, das auf rein natürlichem Wege entstanden und darum auch mit menschlichen Mängeln und Gebrechen behaftet sei. Befänden sich nun gleich in den Schriften unsers Reformators und unsers Bekenntnisses keine Aussagen über Ursprung, Autorität, Göttlichkeit, Inspiration und Unfehlbarkeit der heiligen Schrift, so wäre dieses Schweigen noch lange kein Beweis dafür, daß Luther und unser lutherisches Bekenntniß die Lehre des Nicänums und der ganzen Christenheit von der heiligen Schrift verwerfe oder doch in der Schwebe lasse, vielmehr, im Lichte der gegebenen Verhältnisse betrachtet, ein *argumentum e silentio* dafür, daß unsere Kirche in diesem Stücke den Glauben der alten Kirche theilt, denn *qui tacet, consentire videtur*. Erst dann hat die moderne Theologie ein Recht, in der Bekämpfung der Wortinspiration Luther und das lutherische Bekenntniß für sich in Anspruch zu nehmen, wenn sie nachgewiesen hat, daß dieselben die von der alten Kirche überlieferte Lehre von der Inspiration verworfen und durch eine lagere Schriftanschauung ersetzt haben. Statt sich nun aber gegen die Lehre der Kirche von der Inspiration der heiligen Schrift wie z. B. gegen die Autorität des Papstes, der Väter, der Concilien, der Menschensayungen und vorgeblichen unmittelbaren Offenbarungen zu erklären, oder auch nur die ganze Frage mit Schweigen zu übergehen, tritt Luther wie auch unser lutherisches Bekenntniß mit vielen gewaltigen Zeugnissen für dieselbe ein. Aus der Augustana, der Apologie, den beiden Katechismen Luthers und den Schmalkaldischen Artikeln haben wir bereits gesehen, daß unser lutherisches Bekenntniß dafür hält, daß die Schrift vom Heiligen Geiste eingegeben, das irrthumslose, unfehlbare Gotteswort und darum die göttliche und reine Quelle der Wahrheit und die untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens sei. Obwohl nun die Concordienformel keinen besonderen Artikel über die heilige Schrift im Allgemeinen und die Inspiration im Besonderen aufgenommen hat, so läßt doch auch sie es nicht fehlen an vielen gewaltigen Zeugnissen für die Autorität der heiligen Schrift, wie auch für den göttlichen Ursprung und die Unfehlbarkeit derselben. Insonderheit ist es die Vorrede zum Concordienbuch und die Principienklärung der Concordienformel „Von dem summarischen Begriff, Regel und Richtschnur“ etc., welche die Lehre von der heiligen Schrift zum klaren Ausdruck bringen.

Wie die Augustana das Geschrei der Feinde, daß die Lutherischen neue Lehren aufbringen und in die Kirche einführen, zurückweist, so ver-

wahrt sich auch die Concordienformel gegen diesen vielseitig erhobenen Vorwurf mit aller Entschiedenheit. Ihr ist der Kirche mit der Schrift alles gegeben, was sie zu glauben hat. Die christliche Kirche der Gegenwart hat nicht mehr und nicht andere Glaubenslehren, als die Kirche der ersten drei Jahrhunderte. Und das in der modernen Theologie gerühmte Streben der Theologen, durch eigenes Suchen und Denken über die Summe der Schriftwahrheiten hinauszukommen, ist in den Augen der Concordienformel nicht etwa etwas Lößliches, sondern etwas durchaus Verwerfliches und überaus Schredliches. Ihr besteht eben der Beruf der Kirche nicht darin, Lehren zu entwickeln, sondern sich nach den in der Schrift gegebenen zu richten. Wirklich neue Lehren in der Kirche sind unserm Bekenntniß nichts anders als ärgerliche und falsche Lehren. Dadurch daß die lutherischen Fürsten in Raumburg in Thüringen abermals die Augustana einhelliglichen unterschrieben, hätten sie dem Kaiser und jedermann ja „bezeugt und dargethan, daß unser Gemüth und Meinung gar nicht wäre, einige andere oder neue Lehre anzunehmen, zu vertheidigen oder auszubreiten, sondern bei der zu Augsburg Anno 1530 einmal erkannten und bekannten Wahrheit mittelst göttlicher Verleihung beständig zu verharren und zu bleiben, der Zuversicht und Hoffnung, es sollten nicht allein dadurch die Widersacher der reinen evangelischen Lehre von ihrem erdichten Lästern und Verunglimpfung wider uns abgestanden, und andere gutherzige Leute durch solche unsere wiederholte und repetirte Bekenntniß erinnert und angereizet worden sein, mit desto mehrerm Ernst der Wahrheit des allein seligmachenden göttlichen Wortes nachzuforschen, beizupflichten und zu ihrer Seelen Heil und ewigen Wohlfahrt dabei ohne einige fernere Disputation und Gezänk christlich zu bleiben und zu verharren“. S. 6. 7. Der Zweck für die Verabfassung der Concordienformel sei demgemäß darum auch nicht der, durch dieselbe „einige neue, falsche oder irrige Lehre einzuführen, zu beschönigen, bestätigen oder von der Anno 1530 übergebenen Augsburgischen Confession im geringsten abzuweichen“, sondern vielmehr der, die in Raumburg vorbehaltene und erbotene „fernere Ausführung“ zu geben. S. 11. 12. Seite 20 und 21 heißt es: „Denn wir, abermals schließlich und endlich zu wiederholen, durch dieses Concordienwerk nichts Neues zu machen, noch von der einmal von unsern gottseligen Vorfahren und uns erkannten und bekannten göttlichen Wahrheit, wie die in prophetischer und apostolischer Schrift gegründet und in dreien Symbolis, auch der Augsburgischen Confession Anno 1530 Kaiser Carolo dem Fünften hochmilder Gedächtniß übergeben, der darauf erfolgten Apologia, in den Schmalkalbischen Artikeln und dem großen und kleinen Katechismo des hocherleuchteten Mannes Doctor Luthers ferner begriffen ist, gar nicht, weder in rebus noch phrasibus abzuweichen, sondern vielmehr durch die Gnade des Heiligen Geistes einmüthiglich dabei zu verharren und zu bleiben, auch alle Religionsstreite und deren Erklärungen darnach zu reguliren gesinnet.“ Nichts ist darum verkehrter, als

von einer Lehrentwicklung oder Veränderung in der Concordienformel zu reden. Aus einer sorgfältigen Betrachtung und Vergleichung der Concordienformel mit den andern Bekenntnißschriften werde vielmehr der Leser finden, daß das, „was von einem jeden Artikel in dem summarischen Begriff unserer Religion und Glaubens anfangs bekannt, nachmals zu unterschiedlichen Zeiten erklärt, und durch uns in dieser Schrift wiederholet, keinesweges wider einander, sondern die einfältige, un wandelbare, beständige Wahrheit sei, und daß wir demnach nicht von einer Lehre zu der andern fallen, wie unsere Widersacher fälschlich ausgeben, sondern bei der einmal übergebenen Augsburgerischen Confession und in einhelligem, christlichem Verstande derselben begehren uns finden zu lassen, und darbei durch Gottes Gnade standhaftig und beständig wider alle eingefallene Verfälschungen zu verharren“. 573, 20. Eben zu dem Ende, damit sich jedermann überzeugen könne, daß gerade auch in der viel umstrittenen Lehre von Christi Person und Majestät „ermeldtes Buch nicht neue, fremde, selbsterdachte, unerhörte paradoxa und Reden in die Kirche Gottes eingeführt“, wurde der Catalogus Testimoniorum mit seinen Zeugnissen der Schrift und der Kirche der Concordienformel beigegeben. 737. In der Vorrede zu demselben heißt es S. 733: „Nachdem besonders im Artikel von der Person Christi etliche mit Ungrund vorgeben, daß im Buch der Concordien von den phrasibus und modis loquendi, das ist, von Weise und Art zu reden der alten reinen Kirchen und Väter abgewichen, dargegen neue, fremde, selbsterdachte, ungebräuchliche und unerhörte Reden eingeführt werden, und aber die Zeugnissen der alten Kirchen und Väter, darauf sich dies Buch gezogen, demselben einzuleiben etwas zu lang sein wollen, welche hernach etlichen Churfürsten und Fürsten, mit Fleiß ausgezeichnet, übergeben worden: sind dem christlichen Leser zum wahrhaftigen und gründlichen Bericht dieselbigen zum Ende dieses Buches in guter Anzahl auf unterschiedliche Punkten beigegeben worden, darin er sich zu ersehen und alsbald zu befinden, daß in ermeldtem Buch nichts Neues, weder in rebus noch phrasibus, das ist, weder in der Lehre oder Art und Weise zu reden, gesetzt, sondern daß eben also, wie zuvörderst die heilige Schrift und folgender die alte reine Kirche gethan, von diesem Geheimniß gelehret und geredet werde.“ Nicht Entwicklungs- und Neuerungsucht, sondern nur das Eine Verlangen beseelte und beherrschte die frommen lutherischen Fürsten und Theologen, die Lehre der heiligen Schrift, sincera doctrina verbi Dei, zum klaren Ausdruck und zur praktischen Geltung zu bringen. Das war ihr Wunsch und Gebet, „daß unsere Kirchen und Schulen in der Lehre Gottes Wortes, auch lieblicher, christlicher Einigkeit erhalten und wie bei Lebzeiten D. Luthers nach Anleitung Gottes Wortes christlich und wohl an gestellt und fortgepflanzt werden möchten, und daß besonders die Jugend, so zum Kirchendienst und heiligen Ministerio aufgezogen, in solcher mit Treu und Fleiß unterrichtet werde, damit auch bei unsern Nachkommen die

reine Lehre und Bekenntniß des Glaubens bis auf die herrliche Zukunft unsers einigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi durch Hülf und Beistand des Heiligen Geistes erhalten und fortgepflanzt werden möge". 5, 18. Zu den ökumenischen und den specifisch lutherischen Symbolen bekennt sich denn auch die Concordienformel nur aus dem Grunde, weil sie in denselben die Lehre der heiligen Schrift gefunden habe, oder wie es z. B. insonderheit von den Katechismen Luthers heißt: „Als zu der Laienbibel, darin alles begriffen, was in heiliger Schrift weitläufig gehandelt, und einem Christenmenschen zu seiner Seligkeit zu wissen vonnöthen ist.“ 518, 5. Siehe auch 568, 1. 2.

Nach der Concordienformel muß demgemäß jede Frage in der Kirche aus der heiligen Schrift erklärt, dargelegt und entschieden werden. Luther hat die fürnehmsten Artikel des Glaubens „wiederum aus Gottes Wort erläutert und gereinigt“. 565, 1. In seinen Schriften wider das Pabstthum hat er „aus Gottes Wort“ gefochten. 570, 9. Die Bekenntnisschriften haben darum so großen Werth, „weil sie aus Gottes Wort genommen sind“. 571, 10. Die ökumenischen Symbole enthalten die wahre christliche Lehre „aus Gottes Wort zusammengezogen“. 569, 4. Und die Lutherischen haben in Augsburg die Augustana „als eine christliche Confession aus dem Worte Gottes stellen lassen“, 565, 3, „aus und nach Gottes Wort zusammengezogen“. 569, 5. Zu derselben bekennen sich die Verfasser der Concordienformel auch „nicht deshalb, daß sie von unsern Theologen gestellt, sondern weil sie aus Gottes Wort genommen und darinnen fest und wohl gegründet ist“. 569, 5. Was ferner die Apologie betrifft, so ist und soll sie nichts anderes sein, als der Beweis dafür, daß die Lehren der Augustana aus der Schrift genommen sind. 570, 6. In den Schmalkaldischen Artikeln werden nur etliche Lehren der Augustana „aus Gottes Wort weiter erklärt“. In den beiden Katechismen endlich ist „die christliche Lehre aus Gottes Wort für die einfältigen Laien auf das Richtigste und Einfältigste begriffen“. 570, 8. Und was die Concordienformel betrifft, so ist auch sie „aus Gottes Wort zusammengezogen“. 568, 1. In derselben sind die nach Luthers Tode strittig gewordenen Artikel „aus Gottes Wort“ erklärt. 567, 10. Von Anfang an war es den frommen Theologen der Concordienformel klar, „daß den täglich weiter einreißenden Religionsstreitigkeiten besser nicht zu begegnen (sei), denn so die eingefallenen Spaltungen von allen streitigen Artikeln gründlich und eigentlich aus Gottes Wort erklärt, entschieden und falsche Lehre ausgesetzt und verworfen, die göttliche Wahrheit aber lauter bekennet, dadurch den Widersachern mit beständigem Grunde der Mund gestopft und den einfältigen frommen Herzen richtige Erklärung und Anleitung sùrgestellt würde, wie sie sich in solchem Zwiespalt schiden und künftiglich durch Gottes Gnade für falscher Lehre bewahret werden möchten“. 8. Dem entsprechend war der Weg, den diese Theologen einschlugen, dieser, daß sie „durch ausführliche Schriften aus Gottes Wort

gegen einander deutlich und richtig erklärt, welchergestalt mehrgedachte ärgerliche Spaltungen ohne Verrückung der göttlichen Wahrheit beigelegt und aufgehoben und dadurch den Widersachern aller gesuchter Schein und Ursach zu lästern abgestriekt und benommen werden könnte". 8. Ihr Princip für die Beurtheilung aller Lehren drückt die Concordienformel mit den Worten aus: „Von den Artikeln des Glaubens soll allein aus Gottes Wort geurtheilt werden.“ 589, 8. Sie will „aus Gottes Wort berichten, e verbo Dei docere“, 600, 48, und „vermöge Gottes Wort“ erklären. 611, 8. Ohne Schriftberechtigung will sie keine theologische Aussage machen. Es handelt sich eben um lauter *mysteria fidei*, die keine Vernunft weiß und kennt, und allein aus der Schrift Offenbarung, *ex scripturae patefactione*, gelehret und geglaubt werden. 575, 8. Durch von der Schrift unabhängige Reflexion ist die Concordienformel zu keiner Lehraussage in irgend einem Artikel des Glaubens gekommen. Insonderheit die Lehre vom Abendmahl betreffend heißt es 544, 42: „*Hoc enim mysterium in solo Dei verbo revelatur et sola fide comprehenditur.*“ Auch die vielumstrittene Lehre von der menschlichen Natur Christi mitgetheilten göttlichen Majestät ist nicht durch Lehrentwickelung geworden, auch nicht aus Vernunftschlüssen, sondern „aus gutem Grunde der heiligen Schrift“ genommen, 687, 61, und die Concordienformel hat nur das aufgenommen, was schon die alte rechtgläubige Kirche in dieser Sache „aus der Schrift erklärt hat“. 688, 64. Nur was sie „aus Offenbarung der heiligen Schrift wissen“, glauben und bekennen die Theologen der Concordienformel von der mitgetheilten göttlichen Majestät Christi. 736. Daß der rechte Verstand einer Glaubenslehre nur auf Grund der Schrift erklärt und aus und nach dem Vorbilde der göttlichen Wahrheit geführt werden muß, wird insonderheit in der Darlegung der Lehre von der Gnadenwahl betont. 704, 2. 712, 36. Solche, welche in falsche Lehren gerathen sind, müssen darum „aus Gottes Wort“ belehrt und zurecht gebracht werden. 17.

Wie also jede Lehre, welche in der Kirche Anspruch auf Berechtigung erhebt, aus Gottes Wort genommen sein will, so muß sie nach der Concordienformel auch in göttlicher Schrift wohl gegründet sein, *solidis scripturae testimoniis suffulta*, 4, *verbo Dei fundata*, 18, *e verbo Dei exstructa*. 19. 21. „Gottes Wort — so heißt es Seite 571, 13 — legen wir als ewige Wahrheit zu Grunde, *verbum Dei tamquam immotam veritatem pro fundamento ponimus.*“ 581, 13. Eben das ist der Zweck der Concordienformel, das christliche Bekenntniß „wider allerlei gefährlichen Mißverstand mit Gottes Wort zu verwahren, *contra corruptelas ac depravationes sacrarum literarum testimoniis munire et confirmare.*“ 10. Die Lehre von der Gnadenwahl betreffend betont die Concordienformel 704, 2: „Der rechte Verstand muß auf Grund der Schrift erklärt werden.“ Von der Person Christi wiederholt sie nur, was die alte rechtgläubige Kirche „aus gutem Grunde der heiligen Schrift“ ge-

lehrt hat. 687, 60. Das ist ihr genug, wenn sie von ihrer Lehre von der Erbsünde ausrufen kann: „Die Schrift zeuget gewaltiglich“, 582, 43, oder: „Diese Lehre ist in Gottes Wort gegründet“, 595, 28. Ausdrücklich erklären die Fürsten, daß „die Christen im Handel von des Herrn Abendmahl auf keinen andern, sondern auf diesen einigen Grund und Fundament, nämlich auf die Wort der Stiftung des Testaments Christi gewiesen werden sollen, welcher allmächtig und wahrhaftig, und demnach zu verschaffen vermag, was er verordnet und in seinem Wort verheißet hat, und da sie bei diesem Grund unangefochten bleiben, von andern Gründen nicht disputiren, sondern mit einsältigem Glauben bei den einsältigen Worten Christi verharren, welches am sichersten und bei dem gemeinen Laien auch erbaulich, der diese Disputation nicht ergreifen kann“. 14. 15. Nicht mit Vernunftgründen, sondern „mit Christi Worten“ haben demgemäß auch die treuen Lutheraner ihre Gegner gedrungen, zu bekennen, daß der Leib Christi im Abendmahl zugegen sei. 647, 5. Symbole können eine Lehre zwar bekennen und approbiren, aber eine Lehre gründen kann nur die Schrift. 4. Ist doch das Bekenntniß selber nur darum ein christliches, weil es „auf das Zeugniß der unwandelbaren Wahrheit göttliches Wortes gegründet“. 6.

Wie demnach alles in der Theologie aus der Schrift genommen und in der Schrift gegründet sein muß, so muß auch Glauben und Leben der Christen der heiligen Schrift gemäß sein. Die lutherischen Fürsten haben darum ihre Kirchen „christlich dem Worte Gottes gemäß reformiren lassen“. 565, 3. Und das, worauf es ihnen bei einer Bekenntnißschrift imprimis ankam, war die Beantwortung der Frage, ob das Bekenntniß auch der Schrift gemäß sei. Seite 11 wird von den lutherischen Fürsten gesagt, daß sie, „nachdem sie die Erklärung der eingefallenen Zwiespaltungen zuvörderst dem Worte Gottes und dann auch der Augsburgerischen Confession gemäß und gleichförmig befunden . . . mit erfreutem Gemüth und herzlichem Dankfagung gegen Gott den Allmächtigen dies Concordienbuch für den rechten christlichen Verstand der Augsburgerischen Confession freiwillig und mit wohlbedachtem Muth angenommen, approbirt, unterschrieben und solches mit Herzen, Mund und Hand öffentlich bezeuget“ hätten. Das war auch der Grund, warum die Lutherischen so fest an der Lehre Luthers, insonderheit vom Abendmahl und der Person Christi hielten, weil sie dem Worte Gottes gemäß war. 675, 4. Und was die Concordienformel selber betreffe, so wolle sie die verlorne Lehreinigkeit auf keine andere Weise wiederherstellen, als „nach Anleitung Gottes Wortes, secundum regulam verbi Dei“. 5. Gleich auf ihrem Titelblatt bringt die Concordienformel dies zum Ausdruck. Das soll von vornherein feststehen, daß alle Artikel christlich erklärt werden sollen „nach Anleitung Gottes Wortes, secundum verbi Dei praescriptum“, 515, oder wie es auf dem Titelblatt zur Solida Declaratio heißt 563: „Nach Anleitung Gottes Wortes, ad normam et analogiam verbi Dei“. Im summarischen Begriff, Grund, Regel und Richtschnur wird das-

selbe betont, daß „alle Lehr nach Gottes Wort geurtheilet, und die eingefallenen Irrungen christlich erkläret und entschieden werden sollen“. 568. Auch was die einzelnen Worte und Redeweisen betrifft, so ist die Concordienformel bemüht, sich nach der Schrift zu richten. 584, 50. Dem Vorbild der gesunden Lehre und Wortis ungemäße propositiones verwirft sie. 624, 1. 2. Der Schrift gemäße Redeweisen dagegen, wie die: „Gute Werke sind nöthig“, vertheidigt sie. 627, 14. Im Catalogus Testimoniorum weist die Concordienformel nach, daß sie weder in rebus noch in phrasibus von der Schrift und der alten Kirche abgemichen sei. 733. Auch fordert sie, daß theologische Begriffe, wie z. B. der der Erbsünde, nur aus der Schrift, nicht aber aus der Philosophie, bestimmt werden dürften. 586, 60. Die Concordienformel will dem aufmerksamen Leser nur behülflich sein, zu erkennen, „was er vermöge Gottes Wortis, der Propheten und Apostel Schriften für recht und wahr halten und annehmen, und was er als falsch und unrecht verwerfen, fliehen und meiden solle“. 572, 16. In den einzelnen Artikeln bringt sie dies immer wieder zum Ausdruck, daß jede Lehre so geführt werden soll, daß sie der Schrift gemäß ist. So will der Artikel von der Erbsünde nur die „reine Lehre vermöge Gottes Wortis von diesem Artikel darlegen, sincera doctrina de hoc articulo, cum immota regula verbi divini congruens“, 523, 2, „den Zwiespalt in dieser Lehre christlich und nach Gottes Wort erklären und die reine Lehre von der Erbsünde aus und nach Gottes Wort recht führen“. 574, 3. 4. Was ferner die Concordienformel „einheilig vermöge Gottes Wortis und nach Inhalt der Augsburgerischen Confession in unsern Kirchen bekennet, daß wir arme Sünder allein durch den Glauben an Christum vor Gott gerecht und selig werden“, will der dritte Artikel zeigen. 527, 1. Auch vom Abendmahl wird „vermöge der Wort seines Testaments“ gelehrt; und daß Christi Leib und Blut mit dem Brod und Wein genossen werde, glauben wir „vermöge der einfältigen Wort des Testaments Christi“. 544, 42. Die Mittheilung der göttlichen Eigenschaften und die Person Christi betreffend erklärt der achte Artikel: „Wovon wir nun in der Schrift in diesem Falle klare, gewisse Zeugniß haben, das sollen wir einfältig glauben, und in keinem Wege dawider disputiren, als könnte die menschliche Natur in Christo desselben nicht fähig sein“, 685, 53, und 687, 60.: „Daß nun Christus nach seiner menschlichen Natur solches empfangen, und der angenommenen menschlichen Natur in Christo solches gegeben und mitgetheilt sei, sollen und müssen wir nach der Schrift glauben.“ So kennt die Concordienformel nur Einen Leitstern der göttlichen Wahrheit, die Schrift. Sie will nicht mit der Vernunft der Schrift voranleuchten, sondern sich durch die Schrift erleuchten und leiten lassen. Alle ihre Aussagen sollen nur geschehen gemäß und vermöge der Schrift. In der Theologie läßt sie alles einzig und allein von der Schrift, und nichts, gar nichts vom Menschen bestimmt sein. Und was vom christlichen Glauben, gilt ihr auch vom Wandel. Die Christen sollen

„lernen, Gott nicht nach ihren eigenen Gedanken, sondern nach seinem geschriebenen Gesetz und Wort zu dienen, welches eine gewisse Regel und Richtschnur sei eines gottseligen Lebens und Wandels, nach dem ewigen und unwandelbaren Willen Gottes anzurichten“. 640, 3.

Ist nun nach der Concordienformel nur diejenige Lehre recht, welche der Schrift gemäß ist, so ist ihr auch jede Lehre falsch, welche der Schrift ungemäß oder zuwider ist. Gerade darum ist ihr die falsche Lehre so etwas überaus Schreckliches, weil sie dem Zeugniß der Schrift zuwider, 684, 50, und eine Abweichung von der reinen Lehre des Evangelii ist. 698, 5. Was nicht in der Theologie der Schrift vermöge und gemäß gelehrt wird, soll nach der Concordienformel von jedem Christen als Irrlehre verworfen und verdammt werden. In der Vorrede zum Concordienbuche sagen die Fürsten Seite 16: „Was die *condemnationes*, Aussetzung und Verwerfung falscher, unreiner Lehre, besonders im Artikel von des Herrn Abendmahl, betrifft, . . . ist unser Wille und Meinung, daß damit die falschen und verführischen Lehren und derselben halsstarrige Lehrer und Lasterer eigentlich verworfen werden, dieweil dieselbe dem ausgedrückten Wort Gottes zuwider und neben solchem nicht bestehen können.“ Dem entspricht dann auch die Condemnationsformel in den einzelnen Artikeln. So wird die Antithese in der Lehre von der Erbsünde also eingeführt: „Demnach verwerfen und verdammen wir alle nachfolgende Irrthum als der Richtschnur Gottes Wortes zuwider.“ 524, 7. Siehe auch 578, 25. Im Artikel von der Person Christi lautet die Verwerfungsformel also: „Demnach verwerfen und verdammen wir als Gottes Wort und unserm einfältigen christlichen Glauben zuwider alle nachfolgende irrige Artikel.“ 548, 19. Siehe 695, 88. Im Artikel vom Abendmahl lautet die *condemnatio*: „Demnach verwerfen und verdammen wir mit Herzen und Mund als falsch, irrig und verführisch alle Irrthum, so dieser obgesagten, und in Gottes Wort gegründeten Lehre ungemäß, zuwider und entgegen sein.“ 670, 107. Endlich erklärt die Concordienformel die Schwärmer betreffend, „daß wir mit derselben Irrthümen, es sein ihrer viel oder wenig, weder Theil noch Gemein haben, sondern solche allzumal als unrecht und ketzerisch, der heiligen Propheten und Aposteln Schriften, auch unserer christlichen und in Gottes Wort wohlgegründeten Augsburgerischen Confession zuwider verwerfen und verdammen“. 726, 8. So verdammt unser Bekenntniß alle Lehre, die nicht mit der Schrift stimmt. Und das ist nicht etwas Neues und Unerhörtes in der Kirche. Eben also haben es hierin die alten bewährten Concilien auch gemacht. Darauf bezieht sich auch die Concordienformel, wenn sie 688, 62 die Irrlehren die Person Christi betreffend schreibt: „Denn solche und dergleichen irrige Lehren sind in den alten bewährten *conciliis* aus Grund der Schrift billig verworfen und verdammt.“ Siehe auch 572, 17.

Die Schrift ist nach der Concordienformel alleinige Autorität in der Kirche. In allen Kämpfen und Religionsstreitigkeiten ist sie Richter,

Schiedsrichter. Sie ist Brüststein, Regel und Richtschnur, nach der in der Theologie alles bemessen und beurtheilt werden muß. Sie ist *unica regula, norma, fundamentum, Lydius lapis* aller Lehren und Lehrer in der Kirche. Nach der Schrift muß jede Kirche beurtheilt, jeder Lehrer gerichtet, jede Lehre geprüft, jeder Streit entschieden werden. Auf dem theologischen Gebiete kennt unser Bekenntniß keine Duonomie oder Polynomie, sondern nur die Mononomie der Schrift. Mit der Schrift auf gleicher Linie steht weder das Zeugniß der Kirche in ihren Bekenntnissen, Gesangbüchern, Katechismen und Kirchenlehrern, noch die Vernunft, sei sie christlich oder heidnisch bestimmt. In demselben souveränen Verhältniß, wie Gott zu allen Creaturen steht, steht die Schrift zum Glauben der Menschen. In der Theologie anerkennt unser Bekenntniß nichts als Schriftabsolutismus. Eben dies, daß die Schrift alleinige Autorität, Monarchin in der Theologie und Kirche ist, stellt die Concordienformel als Principienklärung, als erste Fundamentalparagraphen an die Spitze ihrer Ausführung. Den Abschnitt „Vom summarischen Begriff, Regel und Richtschnur“ zc. beginnt die Concordienformel S. 517, 1 also: „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilet werden sollen, sind allein die prophetischen und apostolischen Schriften altes und neues Testaments, wie geschrieben stehet: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege, Ps. 119. Und St. Paulus: Wenn ein Engel vom Himmel käme und predigte anders, der soll verflucht sein, Gal 1.“ Ferner wird Seite 518, 7 bezeugt: „Solcher Gestalt wird der Unterschied zwischen der heiligen Schrift altes und neues Testaments und allen andern Schriften erhalten, und bleibt allein die heilige Schrift der einige Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher als dem einigen Probirstein sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurtheilet werden, ob sie gut oder böß, recht oder unrecht sein.“ Zur Schrift bekennt sich die *Solida Declaratio*, „als zu den prophetischen und apostolischen Schriften altes und neues Testaments als zu dem reinen lautern Brunnen Israels, welche allein die einige wahrhaftige Richtschnur ist, nach der alle Lehrer und Lehre zu richten und zu urtheilen sein“. 568, 3.

Diese göttliche Autorität und Majestät nun theilt die heilige Schrift mit keiner menschlichen Schrift. Die Schrift steht absolut an der Spitze der Theologie, was in keiner Weise von irgend einer andern Schrift gesagt werden kann. Auf einen tieferliegenden Felsen als die heilige Schrift lassen sich die Glaubenslehren nicht zurückführen. Die Schrift ist das Grundaxiom für theologische Wahrheiten. Alle andern Schriften, wenn sie anders reine Schriften sind, legen nur Zeugniß davon ab, was die Kirche in der heiligen Schrift gefunden hat und wozu sie sich also bekennt. Die Schriften der großen Kirchenlehrer, wie auch die Bekenntnißschriften der Kirche, und zwar nicht bloß die Partikularbekenntnisse der lutherischen Kirche, sondern auch die ökumenischen Symbole sind der heiligen Schrift

in keiner Weise neben-, sondern schlechtweg untergeordnet, wie alle Creaturen dem allmächtigen Schöpfer. Wie Luther, so will auch die Concordienformel diesen Unterschied ausdrücklich gesetzt und gewahrt wissen, „daß alleine Gottes Wort die einige Richtschnur und Regel aller Lehre sein und bleiben solle, welchem keines Menschen Schriften gleich geachtet, sondern demselben alles unterworfen werden soll“. 571, 9. Und 517, 2: „Andere Schriften aber der alten oder neuen Lehrer, wie sie Namen haben, sollen der heiligen Schrift nicht gleich gehalten, sondern alle zumal mit einander derselben unterworfen, und anders oder weiter nicht angenommen werden, denn als Zeugen, welcher Gestalt nach der Apostel Zeit und an welchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden.“

Damit steht nun nicht im Widerspruch, wenn die Fürsten in ihrer Vorrede Seite 21 erklären, daß sie von den Symbolen der lutherischen Kirche „weder in rebus noch in phrasibus abweichen, sondern vielmehr durch die Gnade des Heiligen Geistes einmüthiglich dabei verharren und bleiben, auch alle Religionsstreite und Erklärung darnach reguliren wollen“. Auch widerspricht dem nicht die Aussage der Theologen von den Symbolen Seite 571, 10: „Was bisher von der Summa unser christlichen Lehr gesagt, wird allein dahin gemeinet, daß man habe eine einhellige, gewisse, allgemeine Form der Lehre, dazu sich unsere evangelische Kirchen sämmtlich und ingemein bekennen, aus und nach welcher, weil sie aus Gottes Wort genommen, alle andern Schriften, wie fern sie zu probiren und anzunehmen, geurtheilet und regulirt sollen werden.“ Ferner streitet es mit der alleinigen Schriftautorität nicht, wenn unsere Theologen erklären, daß sie den Streit hinlegen wollen „nach Anleitung unsers christlichen Glaubens, juxta analogiam fidei nostrae christianae“, 545, 4, oder „nach Anleitung Gottes Wortes und summarischem Inhalt unser christlichen Lehr, ad normam et analogiam verbi Dei et compendiarium christianae nostrae doctrinae formulam et rationem“. 563. Das Bekenntniß, der summarische Inhalt der christlichen Lehre und die analogia fidei sind eben der Concordienformel keine Größen außer, neben und unabhängig von der Schrift, nach welcher die Schrift ausgelegt und woimmer nöthig corrigirt werden müßte, sondern in der Schrift gegeben und von der Schrift abhängig. Daß sie nicht daran denkt, das Bekenntniß der Schrift zur Seite zu rücken, oder gar an die Stelle der Schrift zu schieben, bezeugt die Concordienformel selber klar und deutlich. Sie schreibt Seite 518, 8: „Die andern Symbole aber und angezogene Schriften sind nicht Richter wie die heilige Schrift, sondern allein Zeugniß und Erklärung des Glaubens, wie jederzeit die heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirchen Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt, und derselben widerwärtige Lehre verworfen und verdammet worden.“ Das Bekenntniß ist der Concordienformel nicht norma normans, sondern nur norma normata, und zwar, wie sie selber sagt, „weil sie aus Gottes Wort genommen“. 571, 10.

Die Schrift ist als Richter „imprimis, zuvörderst“ zu hören, dann erst, „deinde“, das Bekenntniß der Kirche als Zeugniß und Erklärung des Glaubens. S. 11. Die Augustana ist ein Bekenntniß, „bei dem sich dieser Zeit rechte Christen nächst Gottes Wort sollen finden lassen“. In ihren Lehrausführungen legt die Concordienformel selber dementprechend die Schrift zum Grunde und führt die Symbole als Zeugen an. „Ut enim — heißt es 571, 13 — verbum Dei tamquam immotam veritatem pro fundamento ponimus: ita illa scripta tamquam veritatis testes in medium recte producimus.“ Die Autorität des Bekenntnisses ist darum in jeder Beziehung der der heiligen Schrift subordinirt. Das gilt erst recht von den Aussprüchen der alten Kirchenlehrer. Ihr Zeugniß hat nur dann Bedeutung, wenn es aus der Schrift genommen ist. 685, 51. In dem „Beschluß“ zum „Catalogus Testimoniorum“ heißt es Seite 759: „Diese Zeugnisse der alten Kirchenlehrer, christlicher Leser, sind nicht der Meinung hieher gesetzt worden, daß unser christlicher Glaube auf Ansehen der Menschen gegründet sei. Denn der wahrhaftige seligmachende Glaube auf keines alten oder neuen Kirchenlehrers, sondern einig und allein auf Gottes Wort gegründet sein soll, so in den Schriften der heiligen Propheten und Aposteln, als ungezweifelten Zeugen der göttlichen Wahrheit, begriffen ist.“

So ist der Concordienformel einzig und allein die Schrift das Princip der Theologie. Dem entspricht denn auch ihre Art und Weise des Theologirens. Denn obwohl sie jeden Artikel gründlich behandelt, so kennt sie doch keine neue, andere Weise, die alte Wahrheit zu lehren, als die der übrigen Symbole. Nach der modernen Theologie soll ja der Theologe das, was der Laie aufs Wort der Schrift und Kirche hin einfach zu glauben habe, wissenschaftlich im dialectischen Denken erkennen. Statt sich mit dem $\delta\tau\iota$, den Thatfachen, welche die Schrift darbietet, zu begnügen, sucht der moderne Theologe das philosophische $\delta\iota\acute{o}\tau\iota$, das Rationale der Glaubensthatfachen zu erfassen und die Glaubenssätze als denknöthwendig von einem allgemeinen Obersatze abzuleiten. Diese rationalistische Weise des Theologirens aber, welche das Schriftprincip abthut, ist der Concordienformel völlig fremd. Ihre theologische Methode ist keine andere als die des kleinen Katechismus auch. Hier wie dort heißt es: Wie geschrieben steht, 523, 2, sicut scriptum est enim, 524, 3, wie Christus spricht, 540, 15, St. Paulus sagt, 546, 14, wie der Apostel zeuget, 547, 18. Die Lehre von der Person Christi betreffend heißt es 685, 53: „Aber der beste, gewisste und sicherste Weg in diesem Streit ist dieser, nämlich was Christus nach seiner angenommenen menschlichen Natur durch die persönliche Vereinigung, Glorification oder Erhöhung empfangen habe, und was seine angenommene menschliche Natur über die natürlichen Eigenschaften ohne derselben Abtilgung fähig sei, daß solches niemand besser oder gründlicher wissen könne, denn der Herr Christus selber; derselbige aber hat solches, so viel uns in diesem Leben davon zu wissen vonnöthen, in seinem Wort

offenbart. Wovon wir nun in der Schrift in diesem Falle klare, gewisse Zeugniß haben, das sollen wir einfältig gläuben, und in keinem Wege dawider disputiren, als könnte die menschliche Natur in Christo deselben nicht fähig sein.“ So lenkt die Concordienformel keine andere Methode als das Citiren von Schriftstellen, keinen andern theologischen Beweis, als den Schriftbeweis. Im „Beschluß“ zum Catalogus heißt es Seite 760: „Derwegen denn das Buch der Concordien männiglich in die heilige Schrift und in den einfältigen Katechismus weist. Denn wer sich zu derselben Einfalt mit rechtem einfältigem Glauben hält, der verwahret seine Seele und Gewissen zum besten, als das auf einem festen und unbeweglichen Felsen gebauet ist. Matth. 7 und 17. Gal. 1. Psalm 119.“ Wer sonach eine Lehraussage auf die Schrift zurückgeführt hat, der hat nach der Concordienformel an derselben das theologische und zwar einzige Kriterion der Wahrheit als vorhanden nachgewiesen.

Nie geht unser Bekenntniß über die Schrift hinaus. Wo die Schrift redet, redet auch sie, und wo sie schweigt, schweigt auch die Concordienformel. Auch da, wo die Schrift uns nur Brocken göttlicher Wahrheiten vorlegt, nicht alles auslichtet, und gar manches unerklärt läßt, macht die Concordienformel keinen Versuch, mit eigenem Denken den Faden weiter zu spinnen, die fehlenden Glieder in der Gedankenreihe zu ersetzen und so das Dunkel zu lichten. Zwar weiß unser Bekenntniß gar wohl, daß sich in der Schrift gar manche unlösbare Schwierigkeiten finden. Aber der Vernunft zu Trotz bleibt sie bei den Aussagen der Schrift stehen und macht keinerlei Versuche, über dieselben hinaus zu gelangen und die scheinbar widersprechenden Aussagen in einer höheren Synthese zu vereinigen. Seite 696, 96 sagt die Concordienformel: „Diese Irrthum und alle, so der obgesetzten Lehre zuwider und entgegen, verwerfen und verdammen wir, als dem reinen Wort Gottes, der heiligen Propheten und Apostel Schriften und unserm christlichen Glauben und Bekenntniß zuwider, und vermahnen alle Christen, dieweil Christus ein Geheimniß in der heiligen Schrift genennet wird, darüber alle Rezer den Kopf zerstoßen, daß sie nicht fürwitziger Weise mit ihrer Vernunft in solchen Geheimnissen grübeln, sondern mit den lieben Aposteln einfältig gläuben, die Augen der Vernunft zuschließen, und ihren Verstand in den Gehorsam Christi gefangen nehmen und sich dessen trösten, und also ohne Unterlaß freuen, daß unser Fleisch und Blut in Christo so hoch zu der Rechten der Majestät und allmächtigen Kraft Gottes gesetzt. So werden wir gewißlich in aller Widerwärtigkeit beständigen Trost finden, und vor schädlichem Irrthum wohl bewahret bleiben.“ Die Lehre von der Höllensfahrt betreffend macht die Concordienformel das Schriftprincip in derselben Weise geltend, wenn sie sagt: „Dann ist es genug, daß wir wissen, daß Christus in die Hölle gefahren, die Hölle allen Gläubigen zerstöret, und sie aus der Gewalt des Todes, Teufels, ewiger Verdammniß des höllischen Rachens erlöset habe. Wie aber solches

zugangen, sollen wir uns mit hohen spitzigen Gedanken nicht bekümmern (denn dieser Artikel eben so wenig als der vorhergehende, wie Christus zur Rechten der allmächtigen Kraft und Majestät Gottes gesetzt, mit Vernunft und fünf Sinnen sich begreifen läffet, sondern will allein gegläubet und an dem Wort gehalten sein), sondern sparen bis in die andere Welt, da uns nicht allein dies Stück, sondern auch noch anders mehr geoffenbaret, das wir hie einfältig geglaubet, und mit unser blinden Vernunft nicht begreifen können.“ 551, 4. 696, 2. Insonderheit tritt es im Artikel von der Gnadenwahl an den Tag, wie ängstlich besorgt die Concordienformel ist, mit keinem Worte über die Schrift hinaus zu gehen, sei es, derselben etwas abzubrechen oder hinzuzufügen, einem Artikel, in welchem die menschliche Vernunft so großen Reiz verspürt, den Faden da, wo die Schrift ihn fallen läßt, etwas weiter zu spinnen oder etwas kürzer abzuschneiden, so daß entweder Synergismus oder Calvinismus die Lösung wird. Ist die Concordienformel an den von der Schrift gesteckten Grenzpfählen unsers Erkennens in göttlichen Dingen angelangt, so ruft sie aus: „Hucusque sacra scriptura in revelando divinae praedestinationis mysterio progreditur.“ 713, 43. Ausdrücklich erklärt die Concordienformel 556, 13: „Und so fern, huc usque, soll sich ein Christ des Artikels von der ewigen Wahl Gottes annehmen, wie sie im Wort Gottes geoffenbaret.“ 554, 6. Ferner 715, 52: „Es muß aber mit sonderem Fleiß Unterscheid gehalten werden, zwischen dem, was in Gottes Wort ausdrücklich hiervon offenbaret oder nicht geoffenbaret ist. Denn über das, davon bisher gesaget, so hiervon in Christo offenbaret, hat Gott von diesem Geheimniß noch viel verschwiegen und verborgen, und allein seiner Weisheit und Erkenntniß vorbehalten, welches wir nicht erforschen, noch unsern Gedanken hierinnen folgen, schließen oder grübeln, sondern uns an das geoffenbarte Wort halten sollen. Welche Erinnerung zum höchsten vonnöthen. Denn damit hat unser Fürwitz immer viel mehr Lust sich zu bekümmern als mit dem, das Gott uns in seinem Wort davon offenbaret hat, weil wir's nicht zusammenreimen können, welches uns auch zu thun nicht befohlen ist.“ 715, 52. 53. — „Weil aber solches Geheimniß Gott seiner Weisheit vorbehalten, und uns im Wort davon nichts offenbaret, vielweniger solches durch unsere Gedanken zu erforschen uns befohlen, sondern ernstlich davon abgehalten hat Röm. 11.: sollen wir mit unsern Gedanken nicht folgen, schließen, noch darinnen grübeln, sondern uns an sein geoffenbartes Wort, darauf er uns weist, halten.“ 716, 55. Siehe auch 717, 64.

F. B.

(Schluß folgt.)

Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

6. Das Morgenroth des Glaubens.

Die nahende Jubelfeier der Reformation im Jahre 1817 sollte die Veranlassung dazu werden, daß der deutschen Kirche noch einmal ein Morgenroth aufging. Die im Jahre 1815 zu Altona erschienene, vom Kirchenregimente zum Volks- und Schulgebrauch privilegierte Rationalistenbibel, deren Umdeutungen unter jeden Vers mit denselben Letztern als der Text gedruckt waren, so daß unerfahrene Leser Text und Erklärung nicht unterscheiden konnten, rief den Streiter Gottes auf den Kampfplatz. Es war der Archidiaconus Claus Harms in Kiel, ein Mann, der einst als Müllerknecht sein Brod verdient hatte und nun ein gläubiger Prediger war, der auch an Gelehrsamkeit allen seinen Gegnern überlegen war. Am 4. Juli 1817 hatte er sich an die Regierung mit der Bitte gewandt, die Altonaer Bibel einzuziehen, hatte aber keine Antwort erhalten. Die nahende Jubelfeier ließ ihn daran gedenken, daß „Luthers Thesen, diese Windeln der lutherischen Kirche, so ganz unbekannt geworden“ waren. (Harms: Selbstbiogr., S. 114.) Das mochte ihm Anregung dazu geben, auch 95 Thesen über die Noth der Kirche seiner Zeit zu veröffentlichen, wiewohl er hernach sagen mußte: „Ich bin nicht anzugeben im Stande, wann und woher der Gedanke, Thesen zu schreiben, mir zugegangen sei.“ (S. 113.) Am Morgen, ehe er das Concept in die Druckerei sandte, trat er nochmals damit vor Gottes Angesicht und prüfte sich, ob er etwas Anderes als Gottes Ehre und der Kirche Bestes suche. Darum redet er in dem Vorwort von einem „vorgelegten Vaterunser“, worüber die Welt spottete. Der Geist des Herrn drängte ihn, mit der Freudigkeit des Glaubens Hand ans Werk zu legen. Seine Thesen wiederholten Protest und Reform wider den Pabst der Vernunft, der die Lehre „nunmehr also geformt, daß im Ganzen die Menschen schon hineinpassen“. Wir nehmen einige Kernworte heraus: „Mit der Idee einer fortschreitenden Reformation reformirt man das Lutherthum ins Heidenthum hinein und das Christenthum aus der Welt hinaus. — Diese Operation, in Folge deren man Gott vom Richterstuhl herab- und jeden sein eigenes Gewissen hinaufhat setzen lassen, ist geschehen, während keine Macht in unserer Kirche war. — Nach dem alten Glauben hat Gott die Menschen erschaffen; nach dem neuen Glauben erschafft der Mensch Gott, und wenn er ihn fertig hat, spricht er: Hoja! Jes. 44, 12—20. — Sie (die Vernunftreligion) zieht das Heilige des Glaubens in den Kreis gemeiner Erfahrung und spricht wie Muhammed: Wie sollte Gott einen Sohn haben? er hat ja keine Frau! — Uebrigens hat es das Ansehen, als wären alle Ketzereien wieder losgelassen auf einmal: Gewissener und Naturalisten, Socinianer und Sabelianer, Pelagianer, Synergisten, Kryptocalvinisten, Anabaptisten, Syn-

ketisten, Interimisten u. a. m. — Wir haben ein festes Bibelwort, darauf wir achten, 2 Petr. 1, 19.; und daß niemand mit Gewalt uns dasselbe verdrehe gleich einem Wetterhahn, davor ist durch unsere symbolischen Bücher gesorgt. — Man soll die Christen lehren, daß sie nicht ein blindes Vertrauen auf die Prediger setzen, sondern selbst mit zusehen und forschen in der Schrift wie die Berrhoenser, Apost. 17, 11., ob sich's also verhalte. — Man soll die Christen lehren, daß sie das Recht haben, Unchristliches und Unlutherisches auf den Kanzeln wie in Kirchen- und Schulbüchern nicht zu leiden. — Die Vernunft geht rasen in der lutherischen Kirche; reißt Christum vom Altar, schmeißt Gottes Wort von der Kanzel, wirft Roth ins Taufwasser, mischt allerlei Leute beim Gevatterstand, wischt die Anschrift des Beichtstuhls weg, zischt die Priester hinaus und alles Volk ihnen nach, und hat das schon lange gethan. Noch bindet man sie nicht? Das soll vielmehr ächtlutherisch und nicht carlstädtisch sein! — Es wäre zu wünschen, daß man in verschiedenen lutherischen Ländern auch den Text zu einer Sæcularpredigt hätte: Luc. 15, 18.: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. — Sagen, daß man ja fortgeschritten sei in der Aufklärung, das wird man doch nicht begründen mit der gegenwärtigen Finsterniß im wahren Christenthum? Viele Tausende können erklären wie einst die Johannisjünger Apost. 19, 2.: Wir haben auch nie gehöret, ob ein Heiliger Geist sei. (Note der Altonaer Bibel: Gl. Geist = vollständiger Unterricht im Christenthum.) — Als eine arme Magd möchte man die lutherische Kirche jetzt durch eine Copulation reich machen. Vollziehet den Act ja nicht über Luthers Gebein! Es wird lebendig davon und dann — weh euch! — Matth. 25, 9.: Nicht also! auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Kräthern! — Gleichwie die Vernunft die Reformirten gehindert hat, ihre Kirche auszubauen und zur Einigkeit zu bringen, so würde die Aufnahme der Vernunft in die lutherische Kirche nur Verwirrung und Zerstörung in derselben anrichten. — Das religiöse Element im Menschen, wenn es nicht gebunden liegt an einer göttlichen Offenbarung, ist ein furchtbares Element.“ — In einigen Thesen wird die Gottlosigkeit der Altonaer Bibelklärung aufgedeckt. In zwei Thesen ist auch bezeugt, daß es „ein in Eil und Unordnung gemachter Fehler“ in der lutherischen Kirche sei, daß man den Landesherrn zum Landesbischof gemacht habe, auch ihren Grundsätzen ganz und gar widerspreche, daß den Gemeinden das Wahlrecht entzogen sei.

„Sogar die Bibel kommt wieder!“ meinte ein Bayer, als in einer Gesellschaft von Erfindungen der Neuzeit die Rede war. (Corr.-Bl. 1828, S. 217.) Das war der Eindruck, den Harms' Thesen in der Christenheit hervorriefen, als sie wie ein Wort zu seiner Zeit unvermuthet durch die Länder flogen. Freude erwachte unter den Siebentausend, welche ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt hatten. Zorn entbrannte unter den Gottlosen, von einem Schleiermacher bis zu den dummen Straßenjungen,

welche auf den Straßen von Kiel den Leuten, die Harms' Kirche besuchten, nachsangen: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!“ In zwei Jahren erschienen an zweihundert Schriften für und wider. „Eine kleine Wolke, die auf einmal Blitze auf die erstaunte Menge herabschleuderte!“ rief ein Gegner aus. „Ein Bannstrahl und Zeichen der Ohnmacht!“ spottete P. Funk, der Herausgeber der Altonaer Bibel; aber der dänische König ordnete am 29. November 1817 an, daß alle noch unverkauften Exemplare dieser Bibel auf königliche Rechnung aufgekauft und neue Auflagen nicht mehr erlaubt würden. Die rationalistischen Pfaffen kamen zusammen, um für Harms Strafe von der Regierung zu fordern, weil sie sich durch seine Zeugnisse beleidigt glaubten; sie konnten sich aber nicht einigen. „Ein Dämon ist dem Hölleereich entstiegen“, sang ein Schulmeister in einem veröffentlichten Schmähdgedichte. Studenten beschimpften den P. Harms auf der Straße. Ein Brief an ihn war statt an den Archidiaconus an den „Archidiabolus (Erzteufel), Harms den Papst zu Kiel“ adressirt. Dr. Johannsen predigte am 1. Advent darauf in Harms' Kirche und wollte der Vernunft wider ihn auf die Beine helfen, doch umsonst. Sterbend rief Prof. Kleuker in Kiel damals noch: „Die Rationalisten werden doch sehen, daß sie Unrecht haben.“ (Kzt. 1829, S. 363.) Consistorialrath Boysen schalt den Harms in einer Gegenschrift einen dummen Jungen und so wimmelte es allenthalben an Lästerungen wie: „der Buchstabenknecht ohne alle gelehrte Bildung; der Finsterling, der am Buchstaben klebt und den finstern Glauben früherer Jahrhunderte zurückeruft; ein blindes Werkzeug der Obscuranten und Jesuiten, der das Licht (das heißt, die Bildung der Zeit) nicht gesehen hat, der die edelste Gabe Gottes, die Vernunft, lästert; der blinde Zionswächter, Glaubensdictator, Rehermacher und selbst der ärgste Reher.“ Ein Freund meinte: „Wäre jede Verunglimpfung und Beschimpfung an ihm eine Wunde geworden, kein Krieger trüge so viele Narben als er.“ (Ebd., S. 459.) Harms aber spottete: „Ist das Mäuschen denn so gewaltig böse? Ich meine die Vernunft.“ (Briefe zu einer näheren Verständigg. 1818, S. 87.) „Wer glaubet, der fleucht nicht. Jes. 28, 16. . . Ich nehme von Tag zu Tag an derjenigen Stärke zu, die mich bald von dem grimmigsten Stich wird sagen lassen, er thut nicht weh.“ (Ebd., S. 5 f.) Er war seiner Sache göttlich gewiß und konnte darum den Gelehrten mit dem Zeugnisse entgegentreten: „Ich bin gelehrter denn alle meine Lehrer; denn Gottes Zeugnisse sind meine Rede. Sind diese meine Rede, wer will dawider ein Wort nur? So wir der Menschen Zeugniß annehmen, sagt Johannes, so ist Gottes Zeugniß doch größer.“ (S. 12 f.) „Wollt ihr Gelehrsamkeit?“ fragte er seine Feinde in einer Schrift vom Jahre 1819. „Der eurigen weiß ich alle Tage zu begegnen. . . Wie sollte der kleine Archidiaconus etwas vermögen wider die hohe Geistlichkeit des Landes, die ihr ihm entgegensetzt, und stellet euch dahinter? So thut ihr in euren Schriften. Wie sollte der ungelehrte Archidiaconus etwas vermögen wider alle hohen Doc-

toren und Professoren, der Diener des Wortes wider die Herren des Wortes, die nach dem Alphabet als Rationalisten von euch aufgeführt werden? Stände ich in eurer Hand, so würdet ihr mich, das habt ihr ja drucken lassen, in die Mühle zurückschicken. . . . Wollet es doch nur eingestehen, wider Cl. Harms sei nichts auszurichten.“ (Daß es mit der Vernunftreligion nichts sei. 1819, S. 117 f.) Er wollte gar nicht in Sauls Rüstung einhergehen, sondern mit David sagen: „Habe ich ja doch, da ich bei meiner früheren Herde war, Löwen und Bären geschlagen ohne diesen Apparat; warum sollte ich denn jetzt nicht zum Bach gehen des lebendigen Wassers, zur Bibel, und mir einige glatte Steine suchen, sie zu schleudern gegen die Philister, welche den Zeug des lebendigen Gottes höhnen, und alle Gemeinden sehn, daß der Herr nicht durch Schwert noch Spieß hilft? Wie jener Kasse, Offenb. 9, ist dieser Leute Macht in ihrem Munde, aus welchem Feuer und Rauch und Schwefel geht, davon getödtet werden das dritte Theil der Menschen. Was gilt's, ich stopfe sie eher mit Gottes als mit der Menschen Wort?“ (Briefe 1818, S. 53.) Im Kampfe wuchs er an Erkenntniß und Kraft, so daß er den Schmählingen, welche die Königin der Vernunft nicht so unsanft gestürzt sehn wollten, Luthers Worte entgegenhielt: „Unser Herrgott muß zuvor einen guten Platzregen mit einem Donner lassen hergehen, hernach fein mählich lassen regnen; darnach feuchtet es durch. Ich wollte aber, daß ich lauter Donnerschläge wider das Pabstthum reden könnte und daß ein jegliches Wort eine Donneragt wäre.“ So sollten seine Thesen den Rationalisten wie Pflugscharen auf dem Rücken und wie die Zinken einer Egge in ihrem Fleische werden. (S. 22.) „Lasset sie!“ schrieb er, „die von der Zollbude und von den Fischnezen, die von den Schafen und Rügen (Amos), die haben das Wort gepredigt und ihm Raum gemacht vor aller Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntniß Gottes. 2 Cor. 10, 5. Gepredigt muß denn von Neuem werden, und nicht Abhandlungen müssen vorgelesen werden in der Academie für die Academie, wie jetzt so häufig auf den Kanzeln geschieht. Gepredigt muß werden, und nicht Rollen müssen gespielt werden, die vielleicht vor dem Spiegel ausstudirt sind. . . . Dienen mögen die Wissenschaft und die Kunst als die vorgeblich von ferne kommenden Gibeoniten, Jos. 9, daß sie Holz hauen und Wasser tragen zum Hause Gottes; freilich je gesunder das Holz und je reiner das Wasser, je schätzbarer ihr Dienst; aber auf Kanzel und Altar dürfen sie nicht kommen. . . . Es wird noch dahin kommen, befehret sich die Wissenschaft nicht bald und läßt sich taufen, daß in Deutschland, wie schon in England geschehen ist, der Glaube sich von der Wissenschaft freimacht.“ Siebenzig gläubige Prediger, zerstreut über ganz Deutschland, würden mehr thun als alle gelehrten Bücher. (Vernunftreligion, S. 61 ff.) Dem wilden Gewässer des Heidenthums wäre dann ein fester Damm entgegengesetzt.

Das lauernde Oberconsistorium zu Glü ckstadt forderete dem Pastor Harms seine zwei Jubelfestpredigten vom Jahre 1817 ab, konnte

ihm aber nicht ankommen. Aergerlich darüber und über die Einziehung der Altonaer Bibel, begehrte es im Frühjahr 1818, er sollte sich über 22 seiner Thesen weiter erklären, worin „ahnungswürdige und ungeziemende Aeußerungen und Ausdrücke enthalten sein möchten“. Auf seine Bitte, ihm diese Aeußerungen zu nennen, kam nach langer Besinnung am 10. August 1818 ein zahlreiches Rescript, wornach er nur sich darüber auszusprechen hatte, wen der Vorwurf treffen sollte, daß „keine Wacht in der Kirche war“; ob seine „leidenschaftliche Mißbilligung der Altonaer Bibel in geziemenden Ausdrücken abgefaßt“ sei und „woher er sich zu einer so bestimmten Verheißung befugt halten konnte“, daß sie bald werde verworfen werden; ob er dem Volke nicht Ursache zum Spotten gebe; ob es nicht den Schein habe, als fordere er das Volk „zur Uebernahme des Richtersamts über seine Prediger und zur Selbsthülfe gegen vermeintliche Irrlehrer“ auf. Er sollte auch nachweisen, daß die Uebertragung der obersten Leitung und Entscheidung in geistlichen Dingen an den Landesherren „ein in Eil und Unordnung gemachter Fehler sei“, und daß die staatskirchliche Art der Besetzung der Pfarrstellen unprotestantisch sei. (Kät. 1829, S. 469 f.) In seiner Antwort hob er hervor: „Eure kgl. Majestät wollen sich nicht Vorbildern lassen“, — NB. Schreiben an eines Monarchen unmittelbare Rathgeber haben immer die Form, als wären sie an den Fürsten selbst gerichtet — „als könnte vorliegende Sache in Glückstadt oder Kopenhagen abgemacht werden. Nein, es ist wahrlich ein Senfskörlein Glaubens darin, das schon aufgegangen ist und nicht mehr unterdrückt werden kann, würfe man auch einen Berg darauf. Ich kann unterdrückt werden, mag auch gefehlt haben in diesem oder jenem Betracht und unterliege dann mit Recht; der Glaube aber, der in den Thesen lebt, wird nimmermehr gedämpft. Deß nimmt sich an, deß waltet und wacht, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort. Hebr. 1.“ Der Vorwurf, die Wacht in der Kirche unterlassen zu haben, sollte alle Kirchenbehörden treffen, denn die Rationalisten hätten den Glauben auf den Kopf gestellt und offen wider ihren Eid gelehrt, die Kirchenbeamten aber hätten noch mitgeholfen, wie er an Beispielen nachwies. Anstatt sich seines Zeugnisses zu freuen und ihn wider die giftigen Pfeile seiner Widersacher zu trösten und zu schützen, behandelten sie ja auch ihn wie einen Beklagten. „Soll ich denn, was mir doch unnöthig scheint, Namen nennen? Es wird mir hoffentlich der Muth zugetrauet, mit Rathans Worten zu sagen, 2 Sam. 12, 7.: Du bist der Mann.“ — Ob er nicht Ursache zum Spott gegeben habe? Ja; aber nicht zum Spott über das Heilige, sondern über die Spötter. „Spotten sie über unser Heiliges, so wollen wir spotten über ihr Unheiliges. — Ich möchte gerne noch stärker gespottet haben, um diese Menschen und deren Verfahren noch lächerlicher zu machen. Wenn es mir einigermaßen gelungen ist damit, so danke ich das einer Weisung Luthers, der irgendwo sagt dem Sinne nach: Wenn du zum Volke reden willst, so

sieh dem Volke auf den Mund, wie es selber redet. Darin liegt's gegründet zur andern Hälfte, wenn meine Schriften und Reden überhaupt einigen Einfluß mehr haben als die mancher andern Prediger und Schriftsteller. Meine Regeln sind geschliffen durch den Sprachgebrauch; daher gehen sie weiter." — Zum Spott über den Gott der Rationalisten und dessen Schöpfer habe er aufgefordert, weil der Christ dazu verpflichtet sei. Es sei ja einerlei, ob man sich einen Gott aus Holz oder Elfenbein oder aus seinen Gedanken mache; er sei eben ein gemachter Gott oder ein Göze. Die Wärme der Rationalisten und Idealisten für ihn sei das fremde Feuer, wovor 3 Mos. 10 gewarnt wird. Sie „rührt her von ihrer Arbeit in die Tiefe und in die Höhe über Kopf; und ihr Eifer, daß wir auch diesen Götzen anbeten sollen, ist der Eifer jener Ephesinischen Goldschmiede mit dem Geschrei: Groß ist die Diana der Epheser!" Im Rationalismus habe das Morgenroth des Islams geleuchtet; er habe „die Nachsprecher Muhammets" nur bloßgestellt. Wenn die Rationalisten nicht schon die Bibel vorgefunden hätten, sie würden sie nie annehmen. Wenn sie zwischen Bibel und Koran zu wählen hätten, würden sie ganz gewiß nach dem letzteren greifen. Es solle ihm jemand auf Ehr und Gewissen antworten, ob dem nicht so sei. — Daß er die Altonaer Bibel als das aller schlechteste Buch dargestellt habe, brauche er vor Christen nicht zu verantworten. Sie habe kein Fünkeln apostolischen Christenthums mehr; denn sie kenne keinen Sohn Gottes, keinen Heiligen Geist, kein Sacrament, keine Offenbarung, keine heiligen Schreiber. Zu Matth. 26, 26. hat sie die Note: „Sehet in diesem zerbrochenen Brode das Schicksal meines bald zerfleischten Leibes." Nach der Behandlung, welche die Apostel darin erfahren, müßten diese die schlechtesten Schreiber sein. „Wenn der Heilige Geist, unter dessen Antriebe und Mittheilung die heiligen Männer Gottes geredet haben, jeden Augenblick ein verkehrtes Wort nimmt", wie es nach den Noten dieser Bibel scheint, „so ist die Bibel ein sehr fehlerhaftes, höchst unzuverlässiges Buch." . . . „Wenn Christus selbst so ungenau und mißleitend redet, daß man gleichsam ihn beständig in Acht nehmen muß, damit er nicht bald Aberglauben, . . . bald eine verkehrte Moral vortrage, . . . so verwirrte auch Christus Kopf und Gewissen." Man stelle durch die Erklärung die Bibel als ein Buch dar, das dem Volke gefährlich sei, Kopf und Gewissen verwirre und für die Schule vollends nicht taue. „Die Vernunft, wenn in göttlichen Dingen sie spricht, ist immer und seit Evas Zeit des Teufels Mund. Durch die Altonaer Bibelausgabe ist aber diese Erklärung auch in Worten ausgestellt." Ihre Einleitung sei schon von Anderen ein Judastuß genannt worden. „Ich möchte sie nennen das Nest einer Schlangenbrut, die nachher in die Bibel selbst auskriecht und mit ihrer Schalkheit die Sinne der Leute ver-rückt, 2 Cor. 11, 3., von der Einfältigkeit in Christo, der Schulmeister größtentheils, und auch vieler Pastoren." Das müsse wiederholt werden, „bis von dieser Burg der Rationalisten kein Stein (kein Blatt) auf dem

andern liegt“. Er werde als ein Gebundener Jesu Christi auch niemand und nichts scheuen, sondern Luther seinen Hauptmann sein lassen, der gewarnt hat: „Hütet euch vor euren eigenen Gedanken und Klugheit! Es wird der Teufel das Licht der Vernunft anzünden und euch vom Glauben führen.“ — Zu der Verheißung, die Altonaer Bibel werde bald verworfen werden, habe ihn berechtigt 1. die Wissenschaft; denn das Nachwerk sei zu jämmerlich; 2. die Bibliothek; denn Text und Noten drucke man nicht also, daß beide nicht unterschieden werden könnten; 3. die Glaubenslehre; denn Gottes Wort sei lebendig und kräftig und lasse nicht also mit sich umgehen; 4. das Kirchenrecht; denn darnach darf kein solches Buch mit lgl. Privilegium und Zustimmung des Generalsuperintendenten ausgehen; 5. die alte Geschichte, wornach schon dreimal eine glaubenswidrige Bibelausgabe in Holstein verboten worden; 6. die neue Geschichte, welche berichte, daß die Christen noch nicht ausgestorben seien, die beten und zeugen können; 7. das Staatsrecht, das sich noch auf die Augsburgerische Confession berufe. Zudem habe er der persönlichen Frömmigkeit des Königs auch etwas zugetraut. — Das Richteramt über die Prediger schreibe er dem Laien nicht im juristischen, aber im biblischen Sinne zu. Es seien freilich urtheilsfähige Christen gemeint und nicht die ins Heidenthum zurückfallenden Leute. Er fordere nicht zu Unruhen auf; es werde aber von selbst kommen, daß „die Gemeinden um ihrer und ihrer Kinder Seel und Seligkeit willen nicht länger mehr zu dem rationalistischen Unwesen in der Kirche stille schweigen. Wenn ihnen denn in der Nacht, dahinein sie geführt sind, ein Licht aufgeht, und sie erhalten dann nicht Beistand von ihren Behörden, — sie machen es dann wie zur Zeit der Reformation, jagen die falschen Lehrer fort, und setzen, wen sie für einen treuen Lehrer ihres Glaubens halten; und eine Gemeinde steckt die andere an; denn der Glaube geht nicht wie der Rationalisten Wissenschaft einen gewiesenen naturgemäßen Weg, läßt nach Herkunft und Ziel sich nicht bestimmen, nicht begreifen und ergreifen auf seinem Weg und Fluge; auch ist er kühn, heißt freudig das Leben einsetzen, um zu gewinnen das Leben, und macht jeden geschickt, Vorkann zu sein, wo es gilt. Zeigt die Kirchengeschichte, wo er jemals durch Gewalt sich habe dämpfen lassen?“ — Den Landesherren wollte Harms nicht ganz vom Kirchenregimente ausgeschlossen haben; das von dem Kirchenrechtslehrer Thomafius im vorigen Jahrhundert ausgebildete Staatskirchenrecht aber erklärte er für schlechter als „ein Kirchenrecht für den Sultan“. Er berief sich auf Art. 28 der Augsburgerischen Confession, wornach geistliches und weltliches Regiment nicht vermengt werden sollen. Luther habe die Folgen erkannt und im Jahre 1530 an Melanchthon geschrieben: „Eine Person kann nicht Bischof und Fürst sein. Man muß eher sterben als solche Gottlosigkeit und Unbilligkeit zulassen“; und anderswo: „Als bald wenn der Fürst sagt: höreſt du, Prediger, lehre mir so und so, schilt und strafe nicht also! — dann ist's

gemenet.“ In der ersten Freude habe man zwar manche Unordnung übersehen, aber keinen Pabst und kein Concil über die Glaubens- und Gewissenssachen gesetzt, sondern die Schrift, welche sagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und nicht, was Gottes ist, nämlich Glauben und Gewissen. Der Historiker Spittler schreibe: „Fast alle Reformation in Deutschland war nur vom Regenten erhörte Bitte des Volkes; der Regent hat also dem Volke nicht die Religion gegeben, sondern er hat sie ihm nur nicht genommen.“ Anmahnung sei es, daß Fürsten später bischöfliche Rechte beanspruchten. Ihnen die oberste Leitung und letzte Entscheidung in geistlichen Sachen einräumen, heiße die Kirche für ihre Sclavin erklären. Man könnte wieder wie Luther ein Buch „von der babylonischen Gefangenschaft“ schreiben; denn die Kirche sei keine freie, keine Kirche mehr, sondern ein Staatsinstitut. Daher auch ihr allgemeiner Verfall; denn es wurden ihr glaubenswidrige Predigten, Kirchen- und Schulbücher aufgezwungen nebst Wächtern, die zu ihrem Dienst nicht geschickt waren. Staatsbehörden ließen den Feind ein, weil sie es nicht besser verstanden. Die unfreie Kirche nützt dem Staate selbst nichts, sondern seufzt: Wie könnte ich! Ps. 137. „Nur in der Freiheit kann die Kirche dem Staate nützlich werden.“ In dem Staatskirchengefängnisse steht der Einfluß des Predigtamts „so gut wie still; Selbstmorde aber und Hurerei und Brandstiften und Bankrotte und Diebstähle werden zahlreicher in demselben Verhältnisse, wie die Kirche in den Dienst, das heißt, in den Undienst des Staates tritt“. Die lutherische Kirche habe sich keinen König erwählt und in ihr gebe es keinen Unterthan, sondern die Fürsten wollten ihr zuerst dienen mit Anordnung von Kirchenvisitationen. Es wurde aber bald anders. Sie wurde ihrer Rechte beraubt. Der Anhang der Schmalkaldischen Artikel zeuge noch für das Berufungsrecht der Gemeinden und Luther habe im Jahre 1536 geschrieben: „Wie wir denn allhier zu Wittenberg laut der Visitation auch den Pfarrherren wohl lassen ohne Wissen und Rath des weltlichen Regiments annehmen und erlauben.“ Die Theologen hätten aber mit den Staatsbehörden zusammen die größte Verwirrung im Laufe der Zeit angerichtet. Wer dem Volke eine Kirche erbaut hat, sollte sich nicht das Berufungsrecht dafür zueignen; sonst nehme er mehr als er gebe. Will man den Raub damit begründen, daß Gemeinden sich doch oft bei der Berufung von fremden Rücksichten leiten lassen, so läßt sich darauf kein Recht bauen. Schlechter könnten sie übrigens nicht für sich sorgen, als es von außen geschieht. Soll das Berufungsrecht der Fürsten davon kommen, daß sie das Schwert für den lutherischen Glauben gezogen haben, so ist das auch kein Grund. Zudem vergesse man nicht, daß die Gemeinden zuvor dafür Blut gelassen und auch das obrigkeitliche Schwert erst dem Pabste entzissen und den Fürsten wieder zugestellt haben. Uebrigens könne man keinem Christen das Recht nehmen, einem Irrlehrer seine Anerkennung als Seelsorger zu entziehen; denn dieses Recht liege im Gewissen, einem Archive, wohin keine

Motten und Mäuse kommen. Demselben sollten alle erworbenen Rechte weichen. — Zum Schlusse bat Harms noch, die Thefensache aufs Genaueste zu untersuchen. Das Oberconsistorium hat aber nichts mehr von sich hören lassen.

7. Humor der Wahrheit.

Die Wahrheit rumorte. Ein Hauch des Lebens ging mit dieser Sprache des Glaubens über das Leichengefilde, daß es hie und da fast schien, als sollte die rechtgläubige Kirche wieder grünen wie in ihrer Jugend. Die zehn Jungfrauen erwachten von dem Geschrei und begrüßten das Morgenroth des Evangeliums. Licht und Finsterniß rangen mit einander also, daß das Licht auch in manchem finstern Rationalistenherzen zündete. Ein solcher hielt die Bekehrung des Saulus nicht mehr für ein durch ein schweres Gewitter und einen Traum verursachtes „natürliches Factum“ (vgl. Schmidt: Krit. Gesch. 1804. I, 188 f.). Er ist es inne geworden, daß das Bibelwort ein Feuer vom Himmel ist; ein Hammer, der felsenharte Herzen zerschmeißt; ein zweischneidiges Schwert, das durch Seele und Geist, durch Mark und Bein geht; ein Licht von Gott über Sünde und Gnade; eine heilende Salbe aus Gilead; ein Same zu lauter Pflanzen des himmlischen Vaters; Milch und Speise des Lebens für den neuen Menschen; Geist und Kraft Gottes zur Seligkeit; das Wort der Wahrheit, das Frieden in Gott und eine lebendige Hoffnung gibt. Von Herzen bekannte er nun auch mit dem P. Rußwurm im Lauenburgischen: „Ich danke meinem Gott, daß mir die Schuppen von den Augen gefallen sind; daß ich mich als einen von Natur verlorren Sünder und Jesum Christum, den wahren Gottessohn, als meinen Heiland erkannt habe und nun weiß, an wen ich glaube, und im Glauben das trostreiche Evangelium verkündigen kann. Ueber vierzig Jahre — ach, eine lange, traurige Zeit! — lag auch ich in Finsterniß und Unglauben. . . Aber mit weinendem Herzen seufze ich jetzt: Vergib mir, Heiliger, ich wußte nicht, was ich that. Als Beleg kann ich mich citiren, daß der natürliche Mensch nichts vernimmt vom Geiste Gottes, daß es ihm eine Thorheit ist und kann es nicht begreifen; denn ehe der Herr durch seine Gnade mir die Augen öffnete, schien das ganze Evangelium . . . mir lächerliche Thorheit. Jetzt ist es mir göttliche Kraft und Weisheit. Und so geht und wird es jedem gehen, der noch nicht wiedergeboren ist und im Vertrauen auf seine Vernunftweisheit und sein natürlich gutes Herz keines Erlösers zu bedürfen meint. Nur erst, wenn man im Geiste arm sich fühlt und ein Feigenblatt nach dem andern abfällt, womit gewöhnlich unser Stolz seine Blöße verhüllen will, beugt man sich vor dem, der die Sünder zu sich ruft und die Armen selig macht.“ (Kzt. 1829. S. 261.) So hat gar mancher Prediger es öffentlich bezeugt, daß er vordem die Bibel mehr gehaßt habe als ein Papist, nun aber, von der Wahrheit überwunden, erst ein Diener des Wortes werde. (Vgl. Corr.-Bl. 1826, S. 405 ff. 1829, S. 441 ff.)

Trotzdem die verstockten Rationalisten spotteten, wütheten und fluchten, so wurde doch wieder einmal nur offenbar, was für ein wunderbares Buch unsere Bibel ist. Einmal ist sie bei dem Satan so verachtet, daß er zu stolz ist, um eines ihrer Sprüchlein anzuhören; dann wieder so gefürchtet, daß er die ganze Welt mit all ihrer Wissenschaft und Macht wider sie aufbietet und es ihren Jüngern gehörig einbläut, nicht mit Fleisch und Blut nur, sondern mit Fürsten und Gewaltigen der Hölle haben sie zu kämpfen. Immer wieder andere Einlegungstribunale erweckt er, die bald wie das Ungeziefer über sie hinlaufen, bald ihr unter vielen Complimenten seine Freundschaft anbieten. Umsonst führt er aber die Mächtigen der Erde wider sie; umsonst die schreienden Frösche; umsonst den fluchenden Pabst; umsonst die geistlichen Leute, die der Aberglaube vor dem Buchstaben außer Fassung bringt; umsonst die Hochgelehrten, die sie als Abschäum für das gemeine Volk ansehen; umsonst den Pöbel, der sie den Gelehrten zuwirft. Sie schafft mit göttlicher Kraft neues Leben, wann und wo Gott will. Die Rationalisten verspürten wenigstens einen Schlag von der Hand des Herrn. Prof. Gabler war schon im Jahre 1799 ehrlich genug gewesen, seinen Unglaubensgenossen den Austritt aus der christlichen Kirche vorzuschlagen, da die rationalistische Bibelerklärung doch nur eine gezwungene sei. Er schrieb noch im Jahre 1802: „Eine unbefangene biblische Theologie . . . muß ihrer Natur nach ziemlich orthodox sein. Erst wenn der Glaube an unmittelbare Offenbarung und an Wunder durch Philosophie und Geschichte wieder wankend wird und höchstens in einen Glauben an mittelbare göttliche Offenbarung übergeht, löst sich die biblische Orthodogie wieder in rationalistische Heterodogie auf.“ (Kzt. 1828, S. 360. 366.) Jetzt wurden alle Theologen, die sich der biblischen Wahrheit widersetzten, kräftig daran erinnert, daß sie eigentlich nicht in die christliche Kirche gehörten. Der bairische Großherzog Ludwig klagte in einem Decrete vom 1. Juli 1824, daß „die reine und lautere Verkündigung des Evangeliums hier und da immer mehr vernachlässigt, manche wichtige Lehren desselben in Predigten und Katechisationen ganz umgangen oder zweifelhaft gemacht oder gar bestritten und an die Stelle des ewigen göttlichen Wortes menschliche vorübergehende Meinungen und Ansichten gelehrt und gepredigt werden; ferner daß manche Geistliche, die Verkündigung der Hauptglaubenslehren unserer heiligen Religion ganz beseitigend, die Moral derselben zur Hauptsache erheben, andere wieder einem Rationalismus huldigen, der die Grundstützen des Glaubens an das unmittelbar von Gott durch unsern göttlichen Erlöser und Heiland geoffenbarte Evangelium untergräbt und nur gar zu deutlich die Tendenz verräth, das positive Christenthum allmählich zu antiquiren“. Die theologischen Professoren sollten bei der biblischen Lehre bleiben und Studenten von rationalistischen Universitäten ferngehalten werden. Pfarrer, Lehrer und Candidaten solle man hinsichtlich ihrer Lehre auch überwachen. Im neuen Katechismus dürfe sich kein Rationalismus mehr einschleichen. (Corr.-Bl. 1832, S. 123 f.)

Nach dem Tode dieses Großherzogs wurden die Rationalisten so er-
 hitzt, daß sie in der badischen Generalsynode vom Jahre 1834 nur zwang-
 weise Ausrottung des Pietismus — so wurde der christliche Glaube
 nun gelästert — forderten und der Kultusminister öfters dazwischen rufen
 mußte: „Nur nicht verfolgt, meine Herren, nur nicht verfolgt!“ Dem
 Rationalismus erschien alles gefährlich, weil er sich nicht mehr zu leben ge-
 traute. Die Adresse des Karlsruher Dekanats stellte vor: „Wie viele auch
 in unserer Gegend sind schon zu Separatisten oder gar zu Verrückten ge-
 worden, bloß weil die Pietisten sie in ein theologisches Denken hinein-
 gezogen, dem ihre ungebildete Geisteskraft nicht gewachsen war und das
 überhaupt für Menschen von ungebildeter Geisteskraft in jeder Hinsicht
 weit mehr gefährlich als nützlich ist.“ (Ebd. 1835, S. 84 f.) Wie alte
 Klageweiber lamentirten die Fürther und Nürnberger Freigeister in einer
 Adresse an den bayerischen König vom Jahre 1832 über das schnelle Um-
 sichtiggreifen des alten Glaubens. (Ebd. 1832, S. 775 ff.) Wo man es nur
 möglich machen konnte, bot man um diese Zeit die Polizei auf, um den
 Conventikeln oder Zusammenkünften der Laien zum gemeinsamen Bibel-
 lesen zu wehren. Selbst in der freien Schweiz stellte man dabei öfters
 zum Schein Schnaps und Tabak auf den Tisch und steckte die Bibel bei
 einem polizeilichen Ueberfall schnell unter den Tisch, so blieb man unbe-
 helligt. Als ein Friedensrichter in Lausanne bei dem Eintritt in eine
 solche Versammlung auf dem Tische statt der Bibel Walter Scott fand,
 sprach er: „Das lasse ich gelten; wäre es aber die Bibel gewesen, so
 hätten Sie es mit mir zu thun gehabt.“ (Ebd. 1835, S. 591. — 1827,
 S. 700. — 1828, S. 793. — 1834, S. 295. 457 ff.) Einzelne politische
 Zeitungen forderten schon auf, die Sperlinge besser zu schonen und dafür
 „das pietistische Ungeziefer auszurotten“. (Ebd. 1827, S. 731.) Flegel-
 haft benahmen sich die Rationalisten gegen den nach Sachsen berufenen, als
 Zeuge der göttlichen Wahrheit bekannten Dr. Rudelbach schon bei seinem
 Colloquium in Dresden, flegelhaft von dem Oberconsistorial-Präsidenten
 v. Ammon an bis herab zu den dummen Buben, die ihn mit Lärmen zur
 Kirche hinausstürmten. (Ebd. 1829, S. 709 ff. 741 ff.) Bayerische Pfarrer
 tranken während ihrer Synode „auf das Wohl der Erbsünde“. Einer
 zerschmetterte sein Glas und rief, so wenig dieses Glas sich wieder zu-
 sammensfüge, so wenig würden die Todten wieder auferstehen. (Ebd. 1827,
 S. 134. — 1833, S. 791.) Alle appellirten an den „gesunden Menschen-
 verstand“, der bei den rationalistischen Leithämmeln scheffelweise vorhanden
 ist, so daß ihre Haufen auch nur hinten nach denken sollen, was jene ihnen
 vordanken. Daß eine Bibel ohne Glossen gefährlich sei, galt ihnen für so
 selbstverständlich als den Papisten. Der freche Dertel konnte darum eben-
 sowohl Rationalist als Papist sein, der in seiner Kritik der Augsburgerischen
 Confession S. 18 von den schriftgläubigen Lutheranern schrieb: „Wissen
 oder bedenken denn diese Herren nicht, daß die Bibel schon vor 1800 und

mehr Jahren geschrieben, und zwar für Morgenländer geschrieben ist, deren Denkungsart, Handlungsweise, Sprache und Sitte von der unsrigen ganz verschieden war? — daß folglich die Bibel, wenn man sie streng nach den Worten versteht, die größten Irrthümer, Widersprüche und Thorheiten veranlaßt? — daß sie daher auch, was sie schon vor und zu Luthers Zeiten war, noch fernerhin ein Rezerbuch bleibt?“ (Kzt. 1836, S. 538.) Nachdem der Oberconsistorial-Director Bretschneider von Gotha bis in sein hohes Alter sich abgeschwächt hatte, es gebe keine göttliche Offenbarung, Gott lasse sich nicht zu den Menschen herab, die menschliche Wissenschaft müsse zu ihm emporsteigen, hat er sich noch „die Aufgabe gestellt, der mächtig aufstrebenden Pietisterei und reactionären Symbolgläubigkeit entgegen zu wirken“ durch eine gemeine, niederträchtige Lästerchrift („Clementine oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage.“ Halle. 1841), worin der Romanschreiber die Bibelgläubigen in moralischer Hinsicht verdächtigen will. So hat sich der Rationalismus gegen das wieder kommende Gotteswort also mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln der Lüge und Bosheit gewehrt. Dennoch waren es lauter Beweise der Schwachheit, und wenn nichts weiter gekommen wäre, so hätte es nach Harms' Prophezeiung gehen können, daß der Rationalismus bald dürre Stätten durchwandeln, Ruhe suchen und nicht finden werde; denn die Freigeister hatten meist die Regierungsreligion und waren jenem Prediger ähnlich, von dem Harms erzählt, daß er ihm gegenüber einen Fluch darauf gesetzt habe, er glaube nicht, daß Christus Gottes Sohn sei, hernach habe er es drucken lassen, er glaube es und habe es stets bekannt. (Daß Vernunftreligion nichts sei. S. 55. 59.) Dr. Bückel in Hamburg schrieb, nach seinem Glauben habe ihn kein Mensch, auch keine Obrigkeit zu fragen. (Corr.-Bl. 1830, S. 825.) Der Maulheld Dr. Röhr wurde so zweijüngig, daß er äußerte, es gehöre ein Generalpächtervermögen dazu, wenn man seine Meinung vom Christenthum offen auf der Kanzel bekennen solle. (Ebd. 1833, S. 772 f.) Sie lehrten schon zu ihrem Türteingott beten: „Erhalte uns den freien Gebrauch deiner ewigen Kerze, den freien Gebrauch der Vernunft, den wir Jesu verdanken.“ (Harms a. a. D., S. 71.) So schlimm war es um ihre Vernunft bestellt.

In einer öffentlichen Disputation zu Leipzig vom Jahre 1827 und etlichen sich daran schließenden Schriften forderte Prof. Dr. Hahn alle Rationalisten auf, endlich offen hervorzutreten, der Wahrheit die Ehre zu geben und von der christlichen Kirche auszuscheiden. (Kzt. 1827, S. 74.) Gar manche Christen stimmten dieser Entschiedenheit zu. Man sprach bereits von Aufhebung der Denkmäler des Rationalismus für die Nachkommen. (Corr.-Bl. 1830, S. 145.) Schon hieß es: „Jener alte und wenigstens materiell (an Zahl der Köpfe) mächtige Feind, der unter der Firma des Rationalismus sein flaches und unwissenschaftliches Wesen lange genug getrieben hat, erscheint nun, dem Herrn sei Dank! auf dem theo-

logischen wie auf dem philosophischen Gebiete, auf allen Gebieten geschlagen und zurückgedrängt. . . . Bald wird das alte rationalistische Unwesen nur noch als Antiquität in der Geschichte der Kirche wie der Philosophie aufbewahrt bleiben.“ (Ebd. 1834, S. 86.) „Es wandelt seit manchen Jahren ein belebender, allmächtiger Hauch Gottes über das Gefilde, so voller dürrer Todtengebeine lag, und ein Rauschen der Auferstehung in der Kraft des Herrn läßt sich überall hören. . . . Läßt sich nicht allenthalben eine frohe Stimme hören: siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin; die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen und die Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande; der Feigenbaum hat Knospen gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen und geben ihren Geruch? Sagt dir's nicht das ängstliche Winseln der Nachtgeister in allen öffentlichen Blättern, daß sie den Hahnenruf gehört haben und Morgenluft wittern? Ist nicht die ärgste Periode der Vernunftlosigkeit und des sündlichen Abfalls schon größtentheils vorüber, und müssen sie nicht schon überall ums Leben kämpfen, die stolzen Herzen, die noch vor kurzem nur von neuen Eroberungen und von einer Weltherrschaft träumten? Kommen sie nicht schon bald da, bald dort zum Parlamentiren heran und senden ihre Trompeter, zur gütlichen Zwiesprache einzuladen? Zwar noch machen sie Front auf allen Höhen und kanoniren frisch nach allen Seiten; aber es ist nur, um ihren Rückzug zu sichern, und ihre kühnsten Feldherren können nichts weiter, als diesen einigermaßen zu decken suchen. Ihre allgemeine Retirade ist nicht mehr zu verbergen und alle Tage verlieren sie mehr an Terrain und an Leuten. Wie könnte es auch anders sein? . . . Jene halten sich an den Geist der Zeit, wir an den Geist Gottes; jene suchen die Wahrheit im Leipziger Meßcatalog, wir in der Bibel; jene berufen sich auf den Prof. Paulus“ (einen rationalistischen Leithammel), „wir auf den Apostel Paulus; jene schwören auf das Wort irgend eines Magisters, wir auf das Wort des Herrn; jene zerschellen sich an dem ewigen Felsen, wir bauen auf ihn die Burg unserer Zuversicht; jene singen: Ein freies Leben führen wir; wir: Ein feste Burg ist unser Gott.“ — „Seitdem die christliche Kirche wieder ein Pfingstfest feiert und der Herr seinen Geist ausgießt über alles Fleisch, daß Söhne und Töchter weissagen und die Alten Träume haben, daß wunderbare Erweckungen geschehen und viele, die da selig werden, der Herr zu seiner Gemeinde hinzuthut, seitdem ist auch ein großes Klageschrei zu hören wie das der Rahel auf dem Gebirge, als es aus war mit ihren Kindern; ein jammervoller Weheruf über die Christenheit wie jenes Sehers im belagerten Jerusalem; und wie die Käuzlein an verstorbenen Stätten, so seufzen nun viele, welche durchaus Freunde der Menschen heißen wollen, über das finstere, traurige, angstvolle Christenthum, welches die Mystiker“ — so schalt nun die verkehrte Welt alle Schriftgläubigen! — „verbreiten.“ (Ebd. 1827, S. 212 f. 229 f.) G. G.

(Fortsetzung folgt.)

V e r m i s c h t e s .

Ein Beitrag zur astronomischen „Wissenschaft“. Chicago, Ill., 22. Juli. Eine Specialdepesche aus Boston, Mass., meldet: Lowell, Bostons berühmter Astronom, befindet sich zur Zeit auf dem Wege nach Flagstaff, Arizona, an der Spitze einer ungemein wichtigen astronomischen Expedition. Zweck derselben ist, Beobachtungen betreffs des Planeten Mars anzustellen und, wenn möglich, vollgültige Beweise dafür zu beschaffen, daß Mars von hochorganisirten Lebewesen bewohnt ist. Herr Lowell hat seit mehreren Jahren dem Mars seine Studien gewidmet und 1894 entwarf er von ihm eine sehr vollständige Karte, und seine Angaben, daß die auf dem Mars beobachteten Canäle das Werk zielbewußt arbeitender Lebewesen und nicht die Frucht lebloser Naturkräfte ist, haben großes Aufsehen unter den Astronomen Europas hervorgerufen. In Folge dessen wird den Beobachtungen, die Herr Lowell jetzt zu machen gedenkt, von Astronomen der ganzen Welt mit großer Spannung entgegengesehen. Dazu bemerkt die Redaction einer hiesigen Zeitung: Es ist nicht richtig, daß Lowell der Erste und der Ausgesprochenste war in der Behauptung, daß Mars von intelligenten Lebewesen bewohnt sein müsse. Der Italiener Schiaparelli und der Franzose Flammarion waren vor Lowell die Hauptbeobachter des Mars und die Hauptverfechter der Ansicht, daß derselbe von intelligenten Lebewesen bewohnt sei. Luther schreibt: „Es ist nicht möglich, daß die Natur erkannt werde von der Vernunft nach Adams Fall, der sie verblendet hat, weiter denn die Erfahrung oder göttliche Erleuchtung gibt. So mag die unruhige Vernunft nicht still bleiben und sich daran begnügen lassen, will's alles wissen, wie ein Affe; darum hebt sie an und dichtet und forscht weiter, denn ihr befohlen ist, und verachtet, was ihr die Erfahrung oder Gott gegeben hat; und ergreift doch auch nicht, das sie suchet. Also wird eitel Narrenwerk alle ihr Studiren und Wissen. Daher ist's kommen, daß die Menschen, da sie die natürliche Kunst verachten oder nicht erlangen mochten, sich haben getheilt in unzählige Stüde und Secten. Etliche haben von der Erde, etliche von den Wassern, etliche hievon, etliche davon geschrieben, daß des Büchermachens und Studirens kein Maß gewesen ist. Zuletzt, da sie sich müde auf Erden studirt haben, sind sie gen Himmel gefahren, haben auch wissen wollen die Natur des Himmels und der Gestirne, davon doch keine Erfahrung je gehabt werden mag. Da haben sie recht freie Macht überkommen zu dichten, lügen, trügen, und vom unschuldigen Himmel sagen, was sie gewollt haben. Denn wie man spricht: Die von fernem Landen lügen, die lügen mit Gewalt, darum daß sie mit der Erfahrung nicht zu bestreiten sind. Also auch, weil Niemand an den Himmel reichen mag und Erfahrung holen ihrer Lehre und Irthums, lügen sie mit voller und sicherer Gewalt.“ (St. Louiser Ausg., XI, 301.)

F. P.

Die Bibel in Africa. Der Stöder'schen Kirchenzeitung entnehmen wir die folgende interessante Mittheilung: Die Heilige Schrift ist in den letzten hundert Jahren in etwa 300 Sprachen heidnischer Völker übersezt worden. Auch 85 Sprachen africanischer Neger und Bantu-Völker sind durch Missionare zu Schriftsprachen gemacht worden und in 67 dieser Sprachen und Dialecte ist die Heilige Schrift ganz oder zum Theil übersezt. Die Missionare fanden die africanischen Heiden überall ohne Schrift und ohne Bücher; ihrer treuen unermüdblichen Arbeit ist dieser große Erfolg zu danken. Einige Anfänge und Ansätze zu einer Schriftsprache finden sich in Malereien von Thieren, finden sich im Gebiet der Buschleute an Felswänden, daneben auch Striche, Kreuze und Ringe; ähnliche Versuche zeigen sich unter Negern und Bantus, wie die „Eigenthumszeichen“, welche in West-Africa häufig an Geräthen sichtbar und den Eingeborenen in ihrer Bedeutung verständlich sind, ferner die mit Zeichen versehenen „Lesstäbe“ im Maschonaland. Abgesehen davon hat nur ein einziger africanischer Stamm sich am Anfang dieses Jahrhunderts selbständig seine Schriftsprache gebildet. Es ist der Stamm der Jez, der auf der Westküste im südlichen Theil des englischen Gebiets von Sierra Leone lebt. Nicht allein die einzelnen Laute, sondern ganze Silben waren durch die angewandten Zeichen wiedergegeben, und diese africanische Schrift war so brauchbar, daß sich die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ihrer eine Zeit lang zu ihren Veröffentlichungen bediente. Die Africaner verstehen leicht die ihnen gebrachten Schriftsprachen und eignen sie sich gern an, was auf die Ausbreitung des Evangeliums großen Einfluß hat. Die ältesten Leute lernen oft noch lesen; Erwachsene lernen es meist einer vom andern ohne besonderen Leseunterricht der Missionare, und die schwarzen Kinder lernen in den Schulen mindestens ebenso schnell lesen, als die weißen in der Heimath. Für die früher ziemlich allgemein und noch jetzt häufig bezweifelte geistige Befähigung der Africaner spricht auch eine besondere Geschicklichkeit der Kinder. Bei ihren Spielen nämlich bilden sie Thiere in Lehm und dergleichen nach mit den Eigenthümlichkeiten, welche sie an ihnen wahrnehmen, und das oft in überraschender Naturwahrheit. Die Schwarzen lieben auch die Musik sehr und singen bei Anleitung sehr schön mehrstimmig. Die Missionare haben daher nach Aneignung und schriftlicher Fixirung der africanischen Sprachen nicht nur Bibelübersetzungen (und zwar aus dem hebräischen und griechischen Urtext), Wörterbücher, Grammatiken, Lesebücher, sondern auch Liederübersetzungen anfertigen müssen. Die africanischen Sprachen haben in ihrem Bau eine enge, gegenseitige Verwandtschaft. Vom Süden bis zum Kilimandscharo und dem Kamerungebirge sprechen all die vielen Bantu-Stämme im Grunde doch nur eine Sprache, wenn sie auch in sehr viele Dialecte zerspalten erscheint. So sind die mühevollen Arbeiten der ersten Sprachforscher und Uebersetzer bahnbrechend gewesen für alle späteren Missionen und über die weitesten Landstrecken hin. Die ersten Schriften und

Bücher werden auf neuen Gebieten noch jetzt von den Missionaren gedruckt. Von den Missionsgesellschaften werden ihnen gelernte Drucker geschickt, Druckereien einzurichten, und die Schwarzen lernen das Setzen leicht. In den Handelsstädten an den Küsten fehlt es jetzt nicht an Druckereien, werden doch in Süd-Africa z. B. südlich vom Sambesi in allen Theilen des Landes Zeitungen gedruckt, im Ganzen 120 verschiedene Blätter; daher sind hier Missionsdruckereien nicht mehr nöthig, wohl aber im Innern. Uebersetzungen der ganzen Heiligen Schrift freilich werden meist in Europa unter Leitung eines der Uebersetzer gedruckt. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft scheut dabei keine Mühe und Kosten. Die Bedeutung dieser zu gewaltigem Umfange angewachsenen Literatur in africanischen Sprachen ist für die Evangelisation des Erdtheils um so größer, als manche dieser Sprachen auch weiter im Innern gesprochen oder verstanden werden. Die Sulu-Sprache wird westlich vom Nyassa, auch östlich davon am oberen Rovuma, ja bis an den Victoria-Njansa hin von größeren und kleineren Völkerschaften gesprochen. Was in Suaheli gedruckt ist, kann als Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums dienen bis an die Seen im Innern und über diese Seen hinaus. Es gibt Beispiele dafür, daß Bücher und Blätter da und dort Heilsverlangen erweckt haben, bevor ein Missionar hingekommen war. Die Baseler Missionare fanden 1888, als sie von Kamerun aus nach dem Abolande kamen, mitten im Urwalde eine christliche Gemeinde vor. Durch ein Neues Testament war der Häuptling mit dem Evangelium bekannt geworden, hatte eine Gemeinde um sich gesammelt und das Leben nach dem Worte Gottes eingerichtet. In Uganda sind nur wenige evangelische Missionare; zum Theil haben sie auch nur vorübergehend dort arbeiten können, trotzdem besuchen Tausende den Gottesdienst und 200,000 stehen mehr oder weniger unter dem Einfluß des Evangeliums, dank den begierig gelesenen, auch in den Verfolgungszeiten treu bewahrten Bibeln und anderen christlichen Schriften. Ein Missionar verkaufte 1894 in sechs Monaten 12,000 kleine Katechismen. In vier Wochen wurden 7271 Schriften, darunter 688 Evangelien verkauft. Und es steht geschrieben: „Das Wort, so aus meinem Munde geht, soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.“

Wahnsinn als Scheidungsgrund. Die Depesche, welche die Annahme des neuen bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich meldet, enthält auch die Worte: „Vorher“ (nämlich kurz vor der Schlußabstimmung bei der dritten Lesung) „hatten der preussische Justizminister Schönstedt, der Bundesbevollmächtigte für Sachsen, Graf von Hohenthal, und der stellvertretende Bundesbevollmächtigte für Baden, Dr. v. Jagemann, sich noch lebhaft für den Antrag des freisinnigen Abgeordneten Mundel ins Zeug geworfen, nach welchem unheilbarer Wahnsinn als Scheidungsgrund gelten soll. Sie hatten auch die Genugthuung, den Antrag mit 161 gegen

133 Stimmen in die Ehegesetze aufgenommen zu sehen.“ Man kann nicht erwarten, daß sich die Welt von Gottes Wort regieren lasse. Aber schon die Vernunft lehrt, daß die Ehecheidung auf Grund von Wahnsinn eine Nothheit ist. Auch der „unheilbare“ Wahnsinn macht die Sache nicht besser. Zudem lehrt die Erfahrung immer wieder, daß nach einigen Jahren Heilung eintrat, wo die ärztlichen „Autoritäten“ unheilbaren Wahnsinn „constatirt“ hatten. F. P.

Litteratur.

Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. Unter Mitwirkung vieler Theologen und Gelehrten in dritter und verbesserter Auflage herausgegeben von Dr. Albert Hauck, Professor in Leipzig. — 1. Heft. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. (Philadelphia: Schäfer und Korabi.) 1896. 80 Seiten. Preis: 1 Mark.

Die erste Auflage dieses großen Werkes, von Prof. Dr. J. J. Herzog herausgegeben, erschien in den Jahren 1853—1868; die zweite Auflage, von demselben Theologen in Verbindung mit Prof. Dr. G. L. Plitt besorgt, wurde 1876 begonnen und 1888 vollendet. Beide Auflagen haben in dieser Zeitschrift Besprechungen gefunden. Vgl. Jahrgang III, 257. XXIII, 21. XXIX, 416. Wir glauben auch über die jetzt begonnene dritte Auflage einige Worte sagen zu sollen, die von dem Professor der Kirchengeschichte in Leipzig, Dr. Albert Hauck, herausgegeben wird, der auch schon die zweite Auflage nach dem Tode Herzogs und Plitts zu Ende geführt hatte. Der Umfang des Werkes ist auf 18 Bände zu je 800 Seiten festgesetzt, die in 180 Lieferungen zu je 1 Mark erscheinen und in 9 Jahren vollendet sein sollen.

In Deutschland ist diese neue Auflage sofort beim Erscheinen der ersten Lieferung warm empfohlen worden. Die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“ sagt am Schluß einer längeren Besprechung: „Die Betonung des Geschichtlichen, die Ergebnisse gewissenhafter Forschung, die Kritik, das wird überhaupt die Signatur der neuen Auflage werden und wir hoffen diese heilsame Wirkung für Theologie und Kirche, wenn nur immer das Maßlose fern gehalten bleibt; es wird bei vielen klärend und fördernd wirken.“ Das „Theologische Litteraturblatt“ Luthardts begrüßt die neue Auflage „freudig und dankbar“ als „in der That ein Werk der protestantischen Wissenschaft Deutschlands“. Und Egers „Theologischer Litteratur-Bericht“ nennt es „das große Unternehmen, das die wissenschaftliche theologische Welt in Deutschland mit Stolz und Freude begrüßt. Einer Empfehlung bedarf das Werk nicht. Jeder Theologe, der irgendwie wissenschaftlich weiterarbeiten will, kann dasselbe schlechterdings nicht entbehren“. In solche unbedingten Lobspprüche und Empfehlungen können wir in keiner Weise einstimmen, und zwar auf Grund der Ähnlichkeit des Characters der dritten Auflage mit dem der zweiten, die wir aus mehrjährigem Gebrauche ziemlich genau kennen; auf Grund des Verzeichnisses der 177 gegenwärtigen Mitarbeiter, und auf Grund der Beschaffenheit der uns vorliegenden ersten Lieferung. Es ist nicht nöthig, dieses Orts und dieser Zeit Ausführlicheres über die jetzt nahezu vergriffene zweite Auflage zu sagen. Das ist schon früher gesehen. Aber so viel steht fest: Wer sich aus derselben über wahre, schriftgemäße Theologie informieren will, wird sich bitter getäuscht und auf verkehrte Wege geführt finden. Die dritte Auflage soll sich aber laut des Prospectes „in den leitenden Grundzügen den früheren anschließen“. „Die gemeinsame Grundlage aller Arbeiten“, heißt es weiter in der Ankündigung, „ist der Glaube an die Heils-offenbarung Gottes in Christo Jesu und die Liebe zu der Kirche der Reformation.“ Nach Durchsicht des Mitarbeiterverzeichnisses glauben wir sagen zu können, daß sich leicht ein Duzend derselben wird herausgreifen lassen, die zwölf verschiedene, schriftwidrige Ansichten von dem „Glauben an die Heils-offenbarung Gottes in Christo

Jesus“ hegen. Und die „Liebe zu der Kirche der Reformation“ wird so wenig in dieser Realencyclopädie zu erkennen sein, daß dieselbe vielmehr ein Zeugniß sein wird, daß die ganze theologische „Wissenschaft“ Deutschlands, die in diesem Werke zu Gehör kommt, von den Grundsätzen und Grundlehren der lutherischen Reformation abgefallen ist. Man sehe nur das Verzeichniß der Mitarbeiter etwas näher an! Männer aller Richtungen und Schulen, durch welche der protestantismus zerrissen ist, finden sich darunter, Theologen der äußersten Linken, die die unverhülltesten Angriffe auf das Centrum des Christenthums machen, wie sogenannte „Positive“. Die Ritschlianer sind kräftig vertreten: Harnack, Achelis, Brieger, Gottschick, Herrmann, Kattenbusch, Schürer, Loofs, Krüger, Bornemann u. A. Die Genannten sind Docenten der exegetischen, systematischen, historischen und practischen Theologie. Sie alle werden mehr oder minder im Interesse ihrer Schule arbeiten und schreiben. Radicale Kritiker, die mit dem Alten und Neuen Testamente mehr oder minder ausgeräumt haben, wie Kamphausen, Kauffsch, Guthe, Weizsäcker u. A. werden höchstwahrscheinlich Artikel, die in das Gebiet der exegetischen Theologie einschlagen, behandeln. Offenbare Leugner der Gottheit Christi, wie Beshlag, Reformirte, Unirte, Lutheraner aller Färbungen, daneben solche, die sich überhaupt nicht klassificiren lassen, so lange sie nur „Protestanten“ sich nennen und einen „Namen“ haben, sind für die Realencyclopädie als Mitarbeiter genommen worden. Daß dem liberalen Element gegenüber auch eine ganze Reihe „positiver“ und „lutherischer“ Namen sich finden, verschlägt nichts und darf nicht beirren. Ist es doch allgemein bekannt, daß gerade die Zöckler, Cremer, Zahn, Strack, König, v. Drelli, Köhler, Bold u. A. der Kritik und der modernen Theologie die weitgehendsten Concessionen gemacht, insonderheit die altlutherische, biblische Inspirationslehre längst über Bord geworfen haben.

Der Eindruck, der sich uns aus dem Prospect und dem Mitarbeiterverzeichniß ergibt, wird durch die erste, 15 längere oder kürzere Artikel enthaltene Lieferung bestätigt. Wir greifen einige der wichtigeren Arbeiten heraus. Ueber den französischen Scholastiker Abälard heißt es in der Schlusscharacteristik (S. 25): „Immerhin bleibt er vermöge seiner Persönlichkeit, seiner Schicksale und seines wissenschaftlichen Einflusses auf Zeitgenossen und Nachwelt . . . eine bedeutende Erscheinung, der wir auch unsere Sympathie nicht entziehen können, wenn wir bedenken, daß seine Kritik nicht nur protestantische, sondern auch evangelische Spuren zeigt und daß seine Liebe zu Heloise, die selbst ein ‚romantisch großer‘, anfangs durch wissenschaftliche, dann durch religiöse Idealität gehobener Charakter war, bei aller Verirrung nicht nur ein romantisch ansprechender, sondern auch menschlich rührender Zug ist.“ Was soll man zu solch einem Urtheil sagen? — Ueber „Abendmahl“ schreiben verschiedene Theologen, nicht jedoch, wie in der zweiten Auflage, ein Lutheraner über die lutherische Kirchenlehre, und ein Reformirter über die reformirte Kirchenlehre, sondern der Unirte Cremer stellt die Schriftlehre dar, und der Ritschlianer Loofs die Kirchenlehre. Sehr charakteristisch! Wir finden auf den sechs Seiten der „Schriftlehre“ auch nirgends die allein schriftgemäße Lehre der lutherischen Kirche klar und unmißverständlich dargelegt. Da ist uns doch die Weise der zweiten Auflage noch lieber. Von Cremer ließ sich freilich nichts anderes erwarten. Gebraucht er doch, wie P. v. Darm kürzlich in der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“ mittheilte, die unirte Spendeformel, wenn er in Greifswald das Abendmahl verwaltet. Auf den 30 Seiten umfassenden Artikel von Loofs können wir hier nicht eingehen. Nur so viel sei constatirt, daß auch darin nie und nirgends die Lehre unserer Kirche zu ihrem Rechte kommt. Und in welcher „Liebe zu der Kirche der Reformation“ das Ganze geschrieben ist, zeigen gleich die Anfangsätze: „Je weniger das Neue Testament der Exegese früherer Zeiten die Fragen zu entscheiden vermochte, deren leidenschaftliche Erörterung das Abendmahl des Herrn, das Liebesmahl der ältesten Kirche, zu einem Hadermahl des confessionellen Kampfes gemacht hat, desto eifriger ist die Geschichte des Abendmahls in die Lehrstreitigkeiten mit hineingezogen worden. . . . In Marburg ist am 3. October 1529 lange und nutzlos über die Väterstellen verhandelt worden. Und noch in unserm Jahrhundert haben die wiederaufgefrischten confessionellen Gegensätze in der verschiedenartigen Behandlung der Geschichte der Lehre vom Abendmahl sich gespiegelt. . . . Die Geschichte des Abendmahls ist eine Leidensgeschichte, die leichter Unmuth und Aergerniß als Interesse erregt, — einer der unerfreulichsten Abschnitte der Dogmengeschichte. Vollends unfruchtbar aber muß die Beschäftigung mit der Geschichte des Abendmahls bleiben, wenn man sie unter dem Gesichtswinkel der confessionellen Streitfragen des 16. Jahrhunderts betrachtet.“

Wir brechen ab. Wir wollen im Vorstehenden nicht so verstanden sein, als ob wir der Realencyclopädie jeglichen Werth absprächen. Sie hat ihren Werth, meinetwegen ihren großen Werth. Die zweite Auflage hat uns manche Dienste geleistet. Sie ist namentlich ein bequemes Nachschlagebuch für den, der sich von Beruf wegen mit manchen Fragen beschäftigten und über den Stand der modernen Theologie Deutschlands in ihren hervorragendsten Vertretern orientiren muß. Ihre historischen, archäologischen, isagogischen, biographischen Artikel z. B. enthalten reiches Material, zum Theil in guter Weise bearbeitet und mit werthvollen bibliographischen Angaben versehen. Dies wird auch von der dritten Auflage gelten. Gleich der erste Artikel über A und Ω bringt eine bis ins Minutiöse sorgfältige und gründliche archäologische Abhandlung von dem Berliner Prof. Dr. Mik. Müller, dem Director des dortigen reichhaltigen und interessanten „Christlichen Museums“. Aber auch viele der nicht eigentlich dogmatischen Artikel müssen mit großer Vorsicht und Prüfung aufgenommen und gebraucht werden, lassen oft die mühsamsten Genauigkeit, die von ihren Verfassern viel gerühmte Objectivität und die rechte Beurtheilung vermissen, werden nur demjenigen nützen, der sich nicht durch kühn aufgestellte Hypothesen und led. hingeworfene Behauptungen imponiren läßt. Wir irren wohl nicht in der Annahme, daß sich in den meisten americanisch-lutherischen Pfarrersbibliotheken noch manche Lücken finden, die erst durch gute, lutherisch-theologische Litteratur auszufüllen wären, ehe man an die Anschaffung dieses großen, aber auch kostspieligen Wertes denkt. L. F.

Die Kanones der wichtigsten altkirchlichen Concilien nebst den apostolischen Kanones. Herausgegeben von Lic. Dr. Friedrich Lauchert, Professor am altkath. theol. Seminar in Bonn. Freiburg i. B. und Leipzig. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1896. XXX und 228 Seiten.

Dieses uns zur Anzeige zugesandte Buch bildet das zwölfte Heft der „Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellschriften als Grundlage für Seminarübungen.“ Herausgegeben unter Leitung von Professor Dr. G. Krüger“. Es zeichnet sich aus durch eine kurze, aber gut orientirende historische und bibliographische Einleitung, durch saubere, accurate, mit dem nöthigen textkritischen Apparat versehene Wiedergabe der Actenstücke im Original und durch ein ausführliches Sach- und Namenregister. Die hier zum Abdruck gebrachten Documente umfassen die Beschlüsse aller ökumenischen Kirchenversammlungen bis zum zweiten Nicänum im Jahre 787, unter denen die Kanones von Nicäa, Konstantinopel, Ephesus, Chalcedon u. bekanntlich besonders wichtig sind. Es ist bequem, dieselben in solch handlicher Zusammenstellung zugänglich zu haben. Ueberhaupt sind diese Editionen patristischer Schriften, soweit sie uns zu Gesicht gekommen sind, recht empfehlenswerth. Erschienen sind bis jetzt mehrere Schriften Tertullians (de praescriptione haereticorum, de poenitentia etc.), Augustins de catechizandis rudibus, ausgewählte Reden des Bernhard von Clairvaux, Schriften von Clemens Alexandrinus, Hieronymus und Andern. Der Preis eines Heftes stellt sich je nach dem Umfang auf 1—4 Mark. L. F.

Die Lehre von den letzten Dingen besonders für Nichttheologen. Auszug aus der „christlichen Eschatologie“ von † Dr. Th. Kliefoth, bearbeitet von Traugott Witte, Pastor in Kirchdorf in Mecklenburg. Leipzig. Dörffling und Francke. 1895. 82 Seiten. Preis: 1 Mark.

Das letzte Werk des verstorbenen Oberkirchenrathspräsidenten von Mecklenburg, Kliefoth, die im obengenannten Verlage erschienene umfangreiche „Christliche Eschatologie“, hat in dieser Zeitschrift seiner Zeit eine eingehende Besprechung gefunden, auf welche wir hiermit verweisen haben möchten, vgl. Jahrgang XXXIV, S. 65 ff. Die vorliegende Schrift ist nur ein Auszug aus dem großen Werke. In den Händen von „Nichttheologen“ wünschen wir diese Lehre von den letzten Dingen durchaus nicht zu sehen. Für solche Leser enthält die „Christliche Eschatologie“ und demgemäß auch dieser Auszug zu viele schriftwidrige Irrthümer, wie die genannte Rezension nachweist. Für solche Leser ist der Auszug auch nicht einfach genug geschrieben.

Was sollen Fremdwörter wie Potentialität zc., die nicht erklärt werden? Ob aber Theologen, die sich einmal mit Kieftoths Anschauungen beschäftigen wollen, durch diesen Auszug ganz befriedigt werden, scheint uns etwas zweifelhaft. Es ist doch ein fast gar zu dürres Gerippe, das uns vorgeführt wird; gerade die Ausführungen und Begründungen fehlen, nach denen man zuerst fragt. Doch stellen wir nicht in Abrede, daß man sich aus diesem Schriftchen schnell über Kieftoths Meinungen orientiren kann; und daß manche seiner Ausführungen treffend sind, ist schon früher gesagt worden. L. F.

Die Offenbarung St. Johannis nach den Vorlesungen des weil. Prof. Dr. J. Ch. R. von Hofmann für das Verständniß der Gemeinde bearbeitet von E. von Lorenz, Pfarrer. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1896. 274 Seiten. Preis: 3 Mark 25 Pf.

Der exegetischen Arbeit des verstorbenen Erlanger Theologen v. Hofmann ist in dieser Zeitschrift schon wiederholt gedacht, die philologische Genauigkeit und Schärfe der Gedankenentwicklung anerkannt, die Gewaltthätigkeit, zu der er sich im Interesse seines theosophischen Systems hinreißen läßt, zurückgemessen worden. Fast zwanzig Jahre nach seinem Tode erscheint diese Auslegung der Offenbarung St. Johannis, nach seinen Vorlesungen bearbeitet. Alle gelehrten, sprachlichen Erörterungen sind vermieden, die Sprache ist nicht so dunkel und schwer, wie sonst in den Hofmann'schen Schriften. Die Auslegung soll auch Schriftliebenden und schriftforschenden Laien dienen. Aber solchen kann das Buch durchaus nicht empfohlen werden. Wohl hält der Verfasser die Offenbarung für johanneisch und sagt nach einer längeren Erörterung: „Wir haben also guten und festen Grund unter den Füßen, wenn wir bei derselben Ueberzeugung von dem apostolischen Ursprung unsers Buches bleiben.“ Wohl finden sich manche treffende Einzelbemerkungen und -erklärungen. Aber sonst halten wir Hofmann's durchweg endgeschichtliche, realistische Auslegung für verkehrt. Chiliasmus und allgemeine Judenbetehrung werden gelehrt, der Pabst zu Rom wird als Antichrist nicht erkannt. S. 10 heißt es z. B.: „Die christliche Gemeinde hat zu hoffen, daß Israel als Volk zur Erkenntniß des Heils kommen und der Wahrheit gehorsam werde, welche jetzt in der Völkermelt eine Gemeinde des Gehorsams sich sammelt; daß Christus in seiner Machtherlichkeit sich offenbaren und sich zu seiner Gemeinde bekennen werde; daß die Gemeinde des Namens Christi, es sei aus dem Tode oder bei Leibesleben, in die Gleichheit seiner Herrlichkeit verklärt und, was nothwendig daraus folgt, die ganze erschaffene Welt in eine ihr ebenbildliche Herrlichkeit unvergänglichen Wesens hergestellt werde. Erst dann kann die Geschichte zu Ende gehen; erst nachdem die Erhebung von Gut und Bösa schlechthin vollzogen, so daß an denen, welche Gottes sind, nichts mehr von Sünde und Uebel ist. Hier schließt sich aber die Aussicht auf einen Zwischenraum zwischen der Wiederoffenbarung Christi und der völligen Hinausführung dessen, wozu seine Wiederoffenbarung geschieht, an.“ Wir können darum nicht in die Lobsprüche einstimmen, die dieses Werk sonst erfahren hat. Doch werden die Besitzer des großen, aber unvollendet gebliebenen Hofmann'schen Commentars, „die heilige Schrift neuen Testaments zusammenhängend untersucht“, nach diesem Bande behufs Vervollständigung greifen. L. F.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die Redaction kirchlicher Zeitschriften. Der Redacteur der „Lutheran World“, P. F. G. Gotwald, hat sein Pastorat niedergelegt, um sich ganz der Redactionsarbeit widmen zu können. In Bezug hierauf bemerkt der „Lutheran Standard“: „Es tritt immer deutlicher zu Tage, daß ein Redacteur nur Redacteur und nichts anderes sein sollte. Will ein Redacteur orientirt bleiben, so muß er so viel lesen, daß dazu allein drei Tage der Woche kaum hinreichend sind. Was für eine Nacht

könnte ein Kirchenblatt sein, wenn es recht redigirt wird! Wird die Allgemeine Synode (von Ohio) in Bezug auf diesen Gegenstand zu spät aufwachen? Die Redaction der Zeitschriften ist eine zu verantwortliche Arbeit, um leicht genommen zu werden. Wir sollten Redacteurs haben, die ihre ganze Zeit dieser Arbeit widmen.“ So weit der „Standard“. Wir stimmen dem bei, was er über die Wichtigkeit der Redactionsarbeit sagt. Auch ist außer Frage, daß die damit verbundene Arbeit wohl die ganze Kraft und Zeit eines Mannes selbst dann noch in Anspruch nehmen könnte, wenn er fleißige Mitarbeiter hat. Aber es ist uns bis jetzt noch zweifelhaft, ob Jemand, der „Redacteur und nichts als Redacteur“ ist, auf die Dauer zur Redactionsarbeit tüchtig bleibt. F. P.

Eine wunderliche Beschreibung des General Council findet sich im „Lutherischen Herold“ vom 27. Juni. Da heißt es: „Hier in America bildet das General Council die einigende Mitte zwischen zwei ungesunden Extremen. Links steht die General-Synode, die es noch heute duldet, daß Professoren in ihren Seminaren gewisse Artikel der Augsburgerischen Confession angreifen und verwerfen, anstatt sie zur Rechenschaft zu fordern; ja es ist in diesem Körper das Unerhörte vorgekommen, daß man einen Professor der Theologie deshalb verklagt hat, weil er in einem lutherischen Seminar die Lehre der lutherischen Kirche vorgetragen hat, so wie diese in den Bekenntnisschriften niedergelegt ist. Rechts haben wir uns gegen eine Richtung zu wehren, welche Dinge in die Bekenntnisse hineinträgt, welche sie nicht enthalten und die unsere lutherische Kirche nie gelehrt hat und die dem geoffenbarten Heilswege widerstreiten.“ Die hier genannten „ungesunden Extreme“ finden sich allerdings in der lutherischen Kirche Americas. Aber das Council bildet nicht die „einigende Mitte“ zwischen den beiden, sondern sein Characteristicum besteht darin, daß es „links“ und „rechts“ zugleich steht. F. P.

General Council und die Logen. Der „Herold“ berichtet aus der Pennsylvania-Synode: „Gerechten Anstoß erregt die verbürgte Nachricht, daß zwei jüngere Pastoren sich unlängst dazu verleiten ließen, frei (?) mauernde Logenbrüder zu werden. Wie stimmt das zu der von beiden unterschriebenen Synodal-Constitution, die den Gliedern des Ministeriums — nach dem Grundsatz, ‚Niemand kann zween Herrn dienen‘ — die Angehörigkeit zu Geheimbünden verbietet? Ein lutherischer Geistlicher darf um der evangelischen Freiheit willen sich unter kein menschliches Joch fangen lassen; er muß als Christ ‚einseitig‘ sein.“ So weit der „Herold“. Was soll das, wenn hier in Bezug auf die Gliedschaft in der Loge gesagt wird: „Ein lutherischer Geistlicher darf um der evangelischen Freiheit willen sich unter kein menschliches Joch fangen lassen“? F. P.

Die Heidenmission des General Council hat 8 Missionare und 4 Evangelisten. Die Stationen zählen 4800 Christen, eine Zunahme von 272 Seelen in den letzten zwei Jahren.

Die General-Synode der reformirten Kirche ist am 27. Mai dieses Jahres in Dayton, Ohio, eröffnet worden. Unter die angenehmsten Berichte gehörten diejenigen über Heiden- und Innere Mission. Von der ersteren konnte erklärt werden, daß nicht nur die frühere Schuld getilgt sei, sondern sich auch noch ein Ueberschuß von \$3000 in der Kasse befände. Einen fast ebenso lautenden Bericht gab das Committee für Innere Mission ab; nur ist die Höhe des Ueberschusses nicht angegeben. Es wurde beschlossen, diese Arbeit namentlich im Süden und Westen, insbesondere an der Küste des Stillen Oceans, eifriger zu betreiben. Außerdem wurde eine jährliche Aufwendung von \$6000 für Mission unter eingewanderten Ungarn, Böhmen und Polen beschlossen. Die jährlichen Gesamtausgaben für Innere Mission wurden auf \$45,000, die für Heidenmission auf \$35,000 festgesetzt. (Theol. Zeitschr.)

Ueber Dr. Harper, Präsident der Universität von Chicago, sagt Dr. Henson, Prediger der ersten Baptistengemeinde in Chicago: „Ich gestehe es offen und frei, daß ich lieber ‚Bob Ingersoll‘ an der Spitze der Chicago Universität sehen würde, als Dr. Harper. Ingersoll ist ein ausgesprochener Ungläubiger, man weiß daher, mit wem man es zu thun und wie man ihm zu begegnen hat. Dr. Harper ist ein Mann mit zwei Gesichtern und ein Mann, welcher den Mantel nach dem Winde hängt. Bei einer öffentlichen Versammlung, in welcher Dr. Harper zugegen war, hielt ich eine Rede, in welcher ich meinen Glauben an die Lehren der Bibel bekannte und erklärte. Ich wußte, daß meine Ansichten von verschiedenen Punkten gerade das Gegentheil von dem waren, was Dr. Harper glaubt. Zu meiner größten Verwunderung erhob sich der Doctor und erklärte, daß er herzlich mit meinen Ansichten über die von mir besonders hervorgehobenen Punkte übereinstimme. Als kurz danach Dr. Harper seine Zweifel und seinen Unglauben wieder frei bekannte, sagte ich zu ihm: ‚Herr Doctor, ich kann sie nicht recht begreifen; Sie haben doch ganz kürzlich meine Ansichten in meiner öffentlichen Versammlung indofirt und nun lehren Sie wieder gerade das Gegentheil.‘ ‚Ich habe es‘, antwortete er mir, ‚freilich gethan, aber nur bis zu einem gewissen Grade.‘ Mit Widerwillen über solche Doppeltzüngigkeit wandte ich mich von ihm ab. Ein solcher Mann steht an der Spitze der großen Chicago Universität. Diese Lehranstalt ist eine Brutstätte des Unglaubens geworden, in welcher der alte Bibelglaube zerstört wird. Die religiöse Luft in jener Anstalt ist vergiftet, daher gefährlich für die Studenten und alle, welche sich dort aufhalten. Es würde mir nie einfallen, eines meiner Kinder in jene Lehranstalt zu senden und sie dem verderblichen Einfluß, welcher dort ausgeübt wird, auszusetzen. Für diese traurigen Zustände halte ich Dr. Harper verantwortlich. Er ist ein unpassender Mann, an der Spitze einer Lehranstalt, welche von Baptisten gegründet wurde. . . . Christliche Familien sollten ihre Kinder nicht nach der Chicago Universität senden, wenn sie wünschen, daß denselben der christliche Glaube an Gottes Wort bewahrt bleiben soll.“ (Theol. Zeitschr.)

II. Ausland.

In Thüringen war in diesem ganzen Jahrhundert der Nationalismus zu Hause und ist es bis auf den heutigen Tag. Vor kurzem erschien ein neues „Gesangbuch zum Gebrauche in Kirche, Schule und Haus für die Herzogthümer Sachsen-Koburg und Gotha“. Während sonst seit den fünfziger Jahren in den meisten Landeskirchen Deutschlands das Bestreben sich zeigte, die alten, elenden Gesangbücher abzuthan und in den neuen die Kernlieder der lutherischen Kirche in unverfälschter Gestalt dem Volke in die Hand zu geben, kann dies von dem in Rede stehenden Gesangbuch nur in sehr beschränktem Maße gesagt werden. Wir entnehmen einer Besprechung desselben in der „Siona“ folgende Einzelheiten: Eine Anzahl der schönsten Lieder, die Gemeinut der Kirche geworden sind, fehlen, z. B.: Nun freut euch, lieben Christen gmein. Vater unser im Himmelreich. Nun lob, mein Seel, den Herren. Lobt Gott, ihr Christen allzugleich. Nun laßt uns den Leib begraben. Herzlich lieb hab ich dich, o Herr. Wir danken dir, Herr Jesu Christ. So wahr ich lebe, spricht dein Gott. Wo soll ich fliehen hin. Auf meinen lieben Gott. Ach Gott und Herr. Wir Menschen sind zu dem, o Gott. O Traurigkeit, o Herzeleid. Seelenbräutigam u. A. Statt dessen sind viele neuere Lieder aufgenommen, Gedichte von Spitta, dem kürzlich verstorbenen Julius Sturm u. A., die ja an und für sich ganz schön und erbaulich, aber sicherlich keine Kirchenlieder sind. Noch weniger gehören Gedichte von Friedrich de la Motte-Fouquet und Gottfried Kinkel in ein Kirchengesangbuch. Was soll man aber erst davon halten, daß der alte, vul-

gäre Rationalismus, dazu die klüglichsie Heimerei, in Versen wie dem folgenden enthalten ist:

Eiß Stillsamkeit in unsre Brust
Und Wärme für die Tugend,
Und lehr uns jede Pflicht mit Lust
Schon üben in der Jugend!

In unverantwortlicher Weise hat man ferner die bekanntesten Lieder verändert, verkürzt und verschlechtert. Da heißt es z. B.: Ein Lamm geht hin und trägt die Schuld. Das herrliche, altlutherische Lied: Es ist das Heil uns kommen her zc. ist von 14 Versen auf 5 verkürzt und außerdem stark umgearbeitet worden. Der dritte Vers des Liedes: Sollt ich meinem Gott nicht singen? lautet hier:

Seinen Sohn, den Eingebornen,
Gibt er aus Erbarmen hin
Für mich Armen und Verlornen
Zu des ewigen Heils Gewinn.
O du Gnade sonder Schranken,
Unergründlich tiefes Meer,
Dich umfassen nitimmermehr
Unsre menschlichen Gedanken zc.

Von welcher Beschaffenheit mag das bisher im Gebrauch stehende Gesangbuch gewesen sein, wenn der Recensent von dem neuen sagt: „Alle, die bisher unter dem höchst elenden Gesangbuch von 1827 geseufzt haben, werden, wie von einem schweren Druck befreit, aufathmen“? Was kann man aber auch Anderes in jener Gegend erwarten, wenn man auf die kirchlichen Würdenträger der sächsischen Herzogthümer sieht! Der Herzog von Gotha hat neuerdings einen Berliner Protestantenvereiner, Bahnsen, zum Generalsuperintendenten ernannt, wie der Herzog von Sachsen-Meiningen vor einigen Jahren den Verfasser des „undogmatischen Christenthums“, Dreyer, zum Oberkirchenrath. Und soeben kommt die Nachricht, daß der Großherzog von Sachsen-Weimar den ersten Missionar der protestantenvereinlichen Mission in Japan, Spinner, zum Oberhofprediger und Generalsuperintendenten bestellt habe. L. F.

Kirchenbauten in Berlin. Bei der Jahresversammlung des Evangelischen Kirchbauvereins in Berlin wurde von dem Vorsitzenden ein Ueberblick über die ganze Thätigkeit des Vereins gegeben. Seit dem Entstehen des Vereins, 1888, sind in Berlin und den Vororten durch Zusammenwirken des Königshauses, der Behörden, der Stadtsynode, des Magistrats, der Kirchengemeinden, des kirchlichen Hilfsvereins und des Kapellenvereins dreißig Kirchen vollendet worden, fünf sind noch im Bau begriffen und vier werden in kurzem in Angriff genommen werden. Der Bau dieser 35 Kirchen nebst einigen Pfarr- und Gemeindefhäusern nahm etwa 15 Millionen Mark in Anspruch. Der Werth der zum größten Theile geschenkten oder unentgeltlich überwiesenen Bauplätze beträgt gegen 6,000,000 Mark. Selbständig hat der Kirchenbauverein drei Kirchen gebaut mit einem Kostenaufwand von 3,850,000 Mark für die Bauten selbst und 761,000 für Bauplätze. Außerdem hat er zu sieben andern Kirchen Mithülfe im Betrage von 2,730,500 Mark für Bauten und 1,585,000 Mark für Bauplätze geleistet. (Theol. Zeitschr.)

Der deutsche Lehrertag, welcher dieses Jahr in Kiel tagte, war von 280 Abgeordneten besucht, welche 80,000 Lehrer vertraten. Die Stellung, welche der Lehrertag in Fragen des christlichen Glaubens und in Zusammenhang damit in Fragen des Religionsunterrichts einnahm, trat mehrfach deutlich hervor. Ein Kieler Universitätsprofessor sprach es aus, daß, nachdem die sittlichen und religiösen Vorstellungen der Vergangenheit ins Wanken gerathen, die Naturwissenschaften berufen seien, das Denken der Zukunft zu bestimmen; sie belehre uns z. B., daß unsere ersten Vorfahren räuberische Thiere gewesen seien, deren böse Triebe noch heute in

uns wirksam sind, daß intellectuelle Fähigkeiten den Menschen über das Thier erheben zc. In einem andern Vortrag wurde betont, daß der Religionsunterricht sich den wissenschaftlichen Erfordernissen anpassen müsse; über die Art und Weise habe nur die Pädagogik zu entscheiden; demnach sei zu fordern, daß er in engster Beziehung zu der Behandlung sittlicher Fragen stehen müsse. Ein anderer Lehrer führte in demselben Sinne aus: Daß der Religionsunterricht heute eine große Aufgabe zu erfüllen hat, darüber herrscht bei uns volles Einverständnis. Wer Jesu Lebensbild in sich aufgenommen hat, wer seine Lehren in der Bergpredigt beherzigt, der besitzt sociale Ethik, der hat alles, was zum Fortschritt nothwendig ist: Nächstenliebe, Bruderliebe, der kennt keine Klassen- und Rangunterschiede. Es ist eine große und schöne Aufgabe für uns Lehrer, die sociale Ethik Jesu in das Volk zu tragen. Wenn man uns sagt: wir thun das nicht mit der nöthigen Energie, so sagen wir, das ist nicht wahr. Wir halten es aber mit Jean Paul, der gesagt hat: Die Menge der Pfeiler verdunkelt die Kirche. Die Menge der Dogmen läßt das Ethische zu sehr zurücktreten. Wir werden uns mit manchen Bestrebungen auseinandersetzen haben, z. B. mit den Egidy'schen, an denen vieles menschlich ist, vielleicht auch mit denen, wie sie die Gesellschaft für ethische Kultur vertritt zc. (M. C. L. K.)

Aus Baden. Die beiden größten Städte Badens, Mannheim und Karlsruhe, wurden mit der Bekanntmachung überrascht, daß die Regierung über die Köpfe des Stadtraths hinweg die Fronleichnamsp processionen erlaubt habe. Durch eine sehr ausführliche Zugordnung wurde eine vorläufige Controlle über alle Teilnehmer angekündigt, damit man sehe, daß und welche Behörden, Officiere, Vereine, Schulen vertreten sind. Der ultramontane „Badische Beobachter“ forderte mit leisem Druck und versteckter Androhung des Boycotts „zur Beispielsnachfolge“ vieler Städte auf, „in denen die Andersgläubigen durch Schmutz ihrer Häuser diese Feier noch unterstützt und gefördert haben, sodaß an diesem Festtage nicht nur der katholische Glaube, sondern auch die gegenseitige Toleranz der verschiedenen Confessionen aufs schönste offenbart würde“. (M. C. L. K.)

Die Thüringer kirchliche Konferenz. Auf dieser Konferenz, zu welcher sich die „positiv“ gerichteten Pastoren der Thüring'schen Staaten halten, referirte in diesem Jahre Pastor D. P. Ewald aus Erlangen über „die Glaubwürdigkeit der Evangelien“ und behandelte folgende 10 Thesen: 1. Erste Voraussetzung erwogener Anerkennung der Glaubwürdigkeit der Evangelien ist das Heilsbedürfniß und der Heilsglaube, da nur wo diese vorhanden das Wunder der Person und des Wirkens Jesu, von dem die Evangelien berichten, unanstoßig erscheint. Darum ist auch der Glaube nicht abhängig zu denken von einer vorangehenden Ueberführung betreffs der „Glaubwürdigkeit“ der evangelischen Schriftsteller. 2. Ebenso wenig schüzt der Glaube an Christum ohne Weiteres vor weitgreifendem Zweifel an der Verlässlichkeit des evangelischen Geschichtsberichtes, wird aber allerdings auf die Dauer aufs schwerste dadurch geschädigt, ja gefährdet werden, weil der gepredigte Christus, an den wir glauben, nun einmal nicht losgelöst werden kann von dem Christus der Evangelien. 3. Es ist darum eine wichtige Aufgabe der positiven Theologie, die gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien sich erhebenden Bedenken zu prüfen und zu widerlegen, um so den etwa bereits angefochtenen Seelen eine Handreichung zu thun und andererseits das Recht, diese Schriften nicht nur als Bücher von religiöser Stimmung und religiösem Werth, sondern als Norm und lautere Quelle der Verkündigung von Christo zu gebrauchen, der Kirche immer neu zu bewähren. 4. Hierzu genügt aber nicht die noch so bestimmte Versicherung, daß wir die Evangelien, die obendrein selbst nirgends ausdrücklich diesen Anspruch erheben, als inspirirte Schriften anzusehen haben, noch auch der Hinweis auf den in der christlichen Kirche

aller Zeiten immer neu sich geltend machenden und von den Gläubigen immer wieder empfundenen Eindruck der Wahrhaftigkeit dieser Schriften, bezw. auf das sogenannte testimonium Spiritus Sancti, so hochbedeutungsvoll dieser Hinweis auch ist, sondern es gilt die durch intellectuelle Bedenken, durch welche eben jenem Eindruck widersprochen wird, hervorgerufene Disharmonie im Bewußtsein des Gläubigen dadurch zu heben, daß die Wege zur Ueberwindung jener Bedenken im Einzelnen nach Möglichkeit aufgewiesen werden. 5. Als Hauptbedenken und Angriffspunkt für die auflösende Kritik wird, da wir entsprechend These 1 von der Frage der Wundermöglichkeit absehen dürfen, die Differenz zwischen dem synoptischen und johanneischen Evangelientypus zu bezeichnen sein, die zumeist besonders gegen den letzteren ausgespielt wird. Doch concurrirt damit die bei aller Gleichartigkeit um so auffallendere Differenz in vielen Stücken der synoptischen Darstellung. Hinzu treten der angeblich mythische Charakter mancher Erzählungen, scheinbare Wiederholungen, Ungenauigkeiten u. dgl., die wenigstens verbunden mit den erstgenannten Schwierigkeiten größeres Gewicht erlangen und dazu dienen können, die thatsächlich relativ späte Fixirung der Evangelien und selbst wohl ihrer Quellen zu einer Beunruhigung erregenden Instanz zu machen. 6. Die Berufung auf die ausdrücklichen Erklärungen des dritten und vierten Evangelisten über die Stellung der beiden Autoren zu ihrem Stoff ist das erste, was beachtet sein will, hebt jedoch nicht die Schwierigkeiten, sondern verschärft die Probleme. 7. Weiter führt die genauere Untersuchung der Frage nach der Vereinbarkeit der berichteten Thatsachen. Speciell die beiden Typen setzen sich gegenseitig voraus. 8. Das Nebeneinander aber der vier verschiedenen Berichte erklärt sich einerseits aus dem Umstand, daß unsere vier Evangelien sämmtlich nicht den Charakter chronikartiger Darstellungen des Lebens Jesu tragen, sondern daß offenbar bestimmte schriftstellerische Sonderabsichten bei ihrer Entstehung wirksam waren. 9. Doch wird dies nicht genügen, sondern es werden andererseits eigenthümlich geartete Quellschriften anzunehmen sein, welche einerseits den Anlaß zu der auffälligen Einseitigkeit des älteren synoptischen Typus gaben, anderentheils in Verbindung mit weiteren Ueberlieferungen u. dgl. das merkwürdige Miteinander- und Auseinandergehen der drei Synoptiker erzeugen halfen. Die Näherbestimmung dieser Quellen ist Sache eingehender literarritischer Forschung. 10. Die auf dem doppelten Wege der Feststellung der Sonderabsichten der Evangelisten und der Annahme eigenthümlicher Quellen für die Synoptiker nicht erreichbaren Schwierigkeiten werden sich zumeist als nicht objectiver Art erweisen. Der möglicherweise verbleibende spröde Rest fällt jedenfalls nur dann ins Gewicht, wenn man von vornherein durch eine falsch gefaßte Inspirations-theorie, die übrigens schon durch die Textbeschaffenheit ad absurdum geführt wird, Alles auf Schrauben gestellt hat. Die Inspiration ist vielmehr betreffs der Evangelien ebenso wie betreffs der ganzen Schrift nach Maßgabe des Gegebenen zu bestimmen und nicht das Gegebene nach Maßgabe einer abstracten Theorie zu vergewaltigen. — Diese Auslassungen sind ein neuer Beweis dafür, daß auch die neueren „confessionellen“ Theologen Alles auf den Kopf stellen. Die Sache verhält sich in Wirklichkeit gerade umgekehrt, als wie Ewald angibt. Die Evangelien geben sich selbst als Gottes Wort, als inspirirte Schrift. Ueber die Inspiration haben wir allein nach der Schrift zu urtheilen. Die Schrift lehrt klar und deutlich, z. B. 2 Tim. 3, 16., daß Alles, was geschrieben steht, von Gott eingegeben und darum unfehlbare Wahrheit ist. Der Glaube an Christum ist allerdings von der Glaubwürdigkeit der Evangelien abhängig. Denn ohne Wort kein Glaube, kein Heilsglaube. Der rechte Glaube, der sich einfältig ans Wort hält, schützt vor Zweifel, schließt allen Zweifel aus. Wenn ein gläubiger Christ einmal an irgend einem Bestandtheil zu

zweifeln beginnt, so kommt solcher Zweifel nicht aus dem Glauben und Geist, sondern aus dem Fleisch. G. St.

Aus der Rheinprovinz. Der seines Amtes entsetzte Pastor Jdel, z. Z. in Elberfeld wohnhaft, zieht als Wanderprediger umher. Der Character seiner Predigten mag aus einer jüngst erschienenen Broschüre erkannt werden, die er im Selbstverlag erscheinen läßt: „Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Jdel vertritt die Idee, ein wahrhaft Wiedergeborener sündige nicht mehr. Von seiner eigenen Sündlosigkeit ist er fest überzeugt — den Reformatoren aber und der ganzen evangelischen Kirche schiebt er die Lehre unter, auch der durch Gottes Geist Wiedergeborene bleibe nothwendig ein „schlechter Mensch sein Leben lang“ (S. 25). Und nun folgt ein leidenschaftlicher Ausfall auf sämtliche Reformatoren, auf die „sogenannte“ Reformation, auf sämtliche Pastoren der Gegenwart. „Können Luther, Calvin, Zwingli und die Reformatoren überhaupt unsere Vorbilder und Führer zum Himmel sein? Sind sie vom Geiste Christi und seiner Apostel erfüllt? Wir antworten mit einem ganz entschiedenen Nein! und tausendmal Nein!“ (S. 16.) „Die bestehenden Kirchen sind das Babylon, der falsche Prophet.“ „Die sogenannten Reformatoren sind arme bethörte Männer gewesen“ (S. 4). Luthers „falsche unbiblische Lehre hat die Millionen der evangelischen Kirche in die Verzweiflung und in die Hölle geführt. Luther und seine blinden bethörten Nachfolger sind daran schuld“ (S. 5). „Laßt uns den armen Mann (Luther) der Gnade und Barmherzigkeit Gottes befehlen“ (S. 9). Zu dem Verse Luthers: „So ist auch unser Thun nicht rein auch in dem besten Leben“ (Ursprünglich: „Es ist doch unser Thun umsonst auch in dem besten Leben“) bemerkt Jdel: „Und bei einer solchen Jammerlehre sollte das Volk sich glücklich fühlen.“ Denkt Pastor Jdel gar nicht an den traurigen Ausgang so mancher seiner Vorgänger auf diesem Weg der Selbstverblendung? (A. G. L. K.)

Die diesjährige lutherische Pfingstkonferenz in Hannover beschäftigte sich vornehmlich mit dem Thema: „Die Versöhnung durch den Tod Jesu.“ Das Referat des Pastor Dittrich setzte der Ritschl'sche Schule manche richtige Behauptungen entgegen, die aber nicht neu waren. Was dagegen neu war, das war nicht richtig. Es wurde im Vortrage, wie in der darauf folgenden Discussion der Gedanke „in den Vordergrund gestellt“: „Nicht was für uns erlitten ist, sondern wer für uns gelitten hat, ist das Entscheidende.“ Das ist offenbar Einfluß des Frank'schen Systems, welches dem Leiden Christi als solchem allen Werth abspricht und leugnet, daß Christus die Strafe unserer Sünden gelitten habe. Dieser Irrthum, welcher das Herz der Versöhnungslehre, das Herz des Christenthums trifft, frist in den „kirchlich“ gesinnten theologischen Kreisen Deutschlands immer weiter um sich. So wird er z. B. in der kürzlich erschienenen Schrift A. Seebergs, Professors in Dorpat, betitelt „Der Tod Christi in seiner Bedeutung für die Erlösung“, cultivirt. G. St.

Kaiser und Sonntagsfeier. Die „Ev. Kirchenzeitung“ schreibt: „Der Kaiser war von dem Berliner Yachtklub zu einer Regatta auf dem Müggelsee an einem der letzten Sonntage während der Zeit des Hauptgottesdienstes eingeladen. Er hat darauf durch das Hofmarschallamt antworten lassen, daß er bedauere, einer in der Zeit des Hauptgottesdienstes stattfindenden Regatta nicht beiwohnen zu können. Das wird hoffentlich den Veranstaltern solcher Regatten und ähnlicher Vergnügungen während der gottesdienstlichen Stunden eine Lehre sein.“

Der Chiliasmus als Bekämpfer der Socialdemokratie. Bei der in der Trinitatiswoche abgehaltenen Berliner Pastoralconferenz meinte P. Israel, wenn man in Deutschland fleißig gepredigt hätte, daß Jesus auch in dieser Weltzeit siegen müsse, die Socialdemokratie nicht so viel Erfolg gehabt haben würde. Da-

gegen bemerkt der Redacteur der „Ev. Kirchenzeitung“: „Die Annahme ist doch anzutühn, daß die Predigt vom tausendjährigen Reich, und zwar in der Fassung, in welcher es manchen gläubigen Kreisen gerabegu zum Lieblingsdogma geworden ist, sicher im Stande genesen wäre, die socialdemokratische Hochfluth, von der der gesellschaftliche Bestand der heutigen Gesellschaft bedroht ist, zu verhindern. Nicht in der Idee eines tausendjährigen Reichs, sondern in der Thatsache, daß Jesus, der Gekreuzigte und Auferstandene, uns erlöst hat von Sünde, Tod und Teufel, liegt die Kraft der christlichen Predigt.“

F. V.

Gelehrte Irrfahrten. Die „Ev. Kirchenzeitung“ berichtet: „Professor Lütgert-Greißwald behandelte (bei einer Berliner Pastoralconferenz) die Frage: Kann ein Christ sündlos sein? Das Thema war gestellt, um Stellung gegenüber der Heiligkeitschwärmerei des Sectirerthums zu nehmen. Der Vortrag bewegte sich im Wesentlichen zwischen den beiden Stellen: ‚Wer aus Gott geboren ist, der sündigt nicht‘, 1 Joh. 3, 9., und: ‚So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns‘, 1 Joh. 1, 8. Das erstere Wort wurde als ein Glaubensurtheil bezeichnet. Es will geglaubt sein, daß Gott in seiner Allmacht allen Sünden ein Ende machen kann. Ohne den Glauben an die Macht Jesu, von der Sünde frei zu machen, haben wir den Herrn nicht. Die Macht des Herrn ist absolut und unbeschränkt. Das andere Wort, 1 Joh. 1, 8., wurde als ein Erfahrungsurtheil bezeichnet. Und gerade indem wir immer wieder die Erfahrung von unserer Sündennoth machen und darauf angewiesen sind, Gott immer wieder um Vergebung zu bitten, bindet Gott uns dauernd an sich. In seinem Schlußwort bekannte Lütgert, das Problem nicht gelöst zu haben. Sobald er die Lösung gefunden habe, werde er sie drucken lassen.“

Aus Hannover. Der hannoversche Bezirkslehrerverein, welchem von ca. 1000 Lehrern des Bezirks 936 angehören, nahm auf seiner kürzlich abgehaltenen Jahresversammlung folgende Thesen über die Bedeutung der biblischen Geschichte als Grundlage des christlichen Religionsunterrichts an: 1. Die biblische Geschichte ist das Fundament des Religionsunterrichts, denn sie entspricht durch ihren Inhalt am meisten dem Wesen der christlichen Religion, befriedigt durch ihre Anschaulichkeit am besten die Bedürfnisse der Kindesnatur, ist der geeignetste Stoff für die sittlich-religiöse Charakterbildung. 2. Bei der Stoffauswahl im biblischen Geschichtsunterrichte sind von den alttestamentlichen Geschichten alle religiös minderwerthigen, sowie sittlich bedenklichen auszuschließen und der Schwerpunkt des Unterrichts muß in das Neue Testament verlegt werden. 3. Die Behandlung des Alten Testaments muß vom Geiste des Neuen Testaments beherrscht werden; der geschichtliche Charakter darf bei der Behandlung nicht durch einen abstract lehrhaften Zug vermischt werden; bei der Behandlung des Neuen Testaments muß die Person Christi stets im Mittelpunkt stehen.

(A. C. L. R.)

Aus Paris. In Paris hat sich ein Bund zur Wiederherstellung des Heidenthums gebildet. Die Anbetung des Zeus und der andern olympischen Götter, sowie der schrankenlose Cultus des Schönen und der Kunst sind die Verpflichtungen, welche die Mitglieder des Bundes auf sich nehmen müssen. Die Stelle, wo die Beitrittserklärungen entgegengenommen werden, ist die Redaction eines sittenlosen illustrierten Blattes, das wegen seiner Sittenlosigkeit von der doch in diesen Dingen ziemlich lazen Pariser Staatsanwaltschaft zahllose Male beschlagnahmt worden ist. In einem, an zahlreichen Eden in Paris veröffentlichten Anschlag heißt es: „Werden wir ewig und, ohne uns je aufzulehnen, die Häßlichkeit und die Verzweiflung des modernen Lebens ertragen? Das Leben, das die allmächtigen Götter für den Glanz und für die Freude geschaffen hatten, hat sich seit neunzehn Jahrhunderten in eine

entfesselte Hölle umgewandelt! Seit dem Tage, da Jesus von Nazareth gekreuzigt wurde, haben seine Jünger das Kreuz verherrlicht: die Krönung der Todesqual ist das Symbol des Lebens gemorden! Die Erhebung unserer Seele, die Genüsse unserer Körper werden durch das Rad gebrochen, an das wir arme Sklaven uns selbst gebunden haben, anstatt daß wir unsere Ketten abschütteln und die Augen aufschlagen zum Licht, zur Schönheit und zur Liebe.“ Dieser Aufruf wird an alle gerichtet, die „nicht an die düsteren Religionen glauben, deren Dhnmacht seit neun- zehn Jahrhunderten täglich hervortritt, und die das heitere und schöne Leben der antiken Civilisation wieder herbeiwünschen.“

(A. E. L. K.)

Aus Italien. Ein Stück der ältesten Polyglottenbibel, welche durch Origenes veranstaltet wurde, ist dieser Tage wieder gefunden, wie Prof. Dr. E. Nestle in Ulm in der Beilage zur „Allg. Zeitung“ Nr. 123 mittheilt. Diese Polyglottenbibel, die Hexapla des Origenes genannt, wurde seiner Zeit deshalb veranstaltet, weil bei den Disputationen zwischen Juden und Christen es öfter vorkam, daß griechische Christen, die sich auf das in ihren Händen befindliche Alte Testament beriefen, von ihren jüdischen Gegnern hören mußten, im hebräischen Original laute diese oder jene Stelle ganz anders als in der den Christen allein bekannten griechischen Uebersetzung. Dieses brachte Origenes auf den Gedanken, eine Polyglottenbibel herzustellen. Weil das Werk größtentheils aus sechs Spalten bestand, nannte man es die Hexapla; für einzelne Bücher, namentlich die poetischen, insbesondere den Psalter, soll es sogar acht und neun Spalten enthalten haben. In die erste stellte er den hebräischen Text mit hebräischen Buchstaben, in die zweite denselben in griechischer Transcription, in die dritte eine ganz buchstäblich wörtliche Uebersetzung, die ein Jude Namens Aquila zur Zeit des Kaisers Hadrian angefertigt hatte, in die vierte die eines Samaritaners, Namens Symmachus, in die fünfte die bei den Christen gebrauchte, die sogenannte Septuaginta. Endlich kam dazu die Uebersetzung eines Theodotion, und für einzelne Bücher noch die eine oder andere, welche Origenes aufgefunden hatte. Zu diesem Unternehmen stellte ein reicher Senator Ambrosius die Mittel zur Verfügung, sodaß Origenes sieben Schnellschreiber und sieben schön schreibende Mädchen beschäftigen konnte. Das Werk war bisher verschwunden. Nun kommt plötzlich die Nachricht, daß in Mailand in einem griechischen Palimpsest ein Stück der Hexapla entdeckt wurde. Der Finder ist der Geistliche Giovanni Mercati, der 1893 über die Zeit eines dieser Bibelübersetzer, des Symmachus, Untersuchungen anstellte. Mit wenig Lücken erstreckt es sich über 11 Psalmen. Die erste Spalte (hebräisch mit hebräischer Schrift) fehlt, aber, was viel wichtiger, die zweite (hebräisch in griechischer Transcription) ist da, in der dritten — abweichend von den bisher bekannten Beschreibungen der Kirchenväter, welchen die obige Aufzählung folgt — steht Symmachus, dann Aquila, dann die Septuaginta, dann Theodotion, dann Varianten. Hinsichtlich der Bedeutung des Fundes macht Prof. Dr. Nestle u. a. darauf aufmerksam, daß sich an der Hand desselben besser studiren lasse, wie die alexandrinischen und palästinischen Juden zur Zeit des Origenes ihr Hebräisch sprachen und transcribirten.

(A. E. L. K.)

Fahrende Kapellen in Rußland. Die transsibirische Eisenbahn, die sich gegenwärtig im Bau befindet, wird auf Anordnung des Zaren mit fahrenden Kapellen und allen für den orthodoxen Cultus nöthigen Gegenständen versehen werden. Auch die Ernennung eines besonderen Geistlichen zur Abhaltung des Bahngottesdienstes ist angeordnet. Diese Einrichtung ist getroffen worden, weil die Dörfer und Städte, welche auf der betreffenden Strecke liegen, meist zu weit von der Bahn selbst entfernt sind, um dem Bahnpersonal den Kirchenbesuch möglich zu machen.

(Theol. Zeitschr.)

Rauchverbot in der griechischen Kirche. Der Bischof von Kurst und Belgorod hat an die griechisch-katholischen Geistlichen ein ernstliches Rauchverbot erlassen: „Aus persönlichen Unterredungen mit vielen Vertretern der Geistlichkeit unserer Eparchie, sowie aus mir zugesandten schriftlichen Klagen habe ich mich mit Betrübniß davon überzeugen müssen, daß einige Vertreter der Geistlichkeit und sogar ihre Frauen die widerlich schlechte und für Diener des Altars durchaus unziemliche Angewohnheit des Tabakrauchens haben. Diese Gewohnheit, die schon an sich der Gesundheit schädlich ist und dem gesunden Denken zuwiderläuft, gibt vielen Gemeindegliedern Anlaß zum Aergerniß, während im Evangelium, wie wir alle wissen, der Herr denen Strafe androht, die Aergerniß geben (Matth. 18, 6. 7.). Aus diesem Grunde halte ich es für meine Pflicht, den Oberhirten anzuempfehlen, darauf ihre besondere Aufmerksamkeit zu richten und in meinem Namen den Geistlichen und Kirchenbeamten, die an der sittlichen Krankheit des Tabakrauchens leiden, einzuschärfen, daß sie, eingedenk ihrer Hirtenpflichten und aus Furcht vor der Strafe Gottes für das dem Nächsten gegebene Aergerniß, die sündliche Angewohnheit aufgeben. Ich meinerseits richte durch diese Zeilen dieselbe Bitte an alle Geistlichen und Kirchenbeamten, welche dieser vererblichen Angewohnheit unterworfen sind. Wenn eingewandt wird, daß es schwer ist, eine langjährige Gewohnheit aufzugeben, so antworte ich: Es ist wahr, doch möglich, und muß es um Gottes und seiner Befehle willen kraft der Hirtenpflicht aufgegeben werden.“ (Theol. Zeitschr.)

Aus Africa. Der Präsident der südafrikanischen Buren- oder Transvaal-Republik, Paul Krüger, erregt fortwährend das Interesse der politischen Welt und hat durch sein muthiges und entschlossenes Auftreten gegen die Engländer viel Sympathien gewonnen. Eine kleine Charakteristik des Mannes wird darum den Lesern dieser Kirchenszeitung nicht unwillkommen sein. Der Vater Krügers, reformirten Bekenntnisses gleich den andern Buren, gehörte zu den sogenannten „Doppers“, das heißt, Leuten, welche in besonderem Maße durch Festhalten am Althergebrachten, z. B. auch in der Tracht, sich auszeichnen. Auch in religiöser Beziehung bewahren sie eine strenge Richtung. Paul Krüger wollte ursprünglich Prediger werden, aber sein Vater bestimmte, er solle Landbauer bleiben, wie er selbst war. Später schloß auch der Sohn sich der „abgeschiedenen“ Kirche an, welche altreformirte Lehre und Gebrauch betonte. Sein ernstester christlicher Sinn hat neben seiner ungewöhnlichen Beredtsamkeit dazu beigetragen, daß er von Jahr zu Jahr in der Achtung seiner Volksgenossen stieg. Als im Jahre 1860 sich zum ersten Male deutsche Missionare unter den Buren niederließen zur Bekehrung der dortigen Heiden, war Paul Krügers Name bereits ein hochgeachteter. Bei einem Kriegszug gegen den Natabelehäuptling Mapela im Jahre 1856 nahm er im Burenheer eine Führerstellung ein und erstürmte in einer Nacht die feindlichen Befestigungen. Als Ende der siebziger Jahre der englische General Wolseley unter großen Versprechungen um seine Unterstützung warb, gab er den Boten zur Antwort: „Saget dem General, der will, daß ich ihm solle sein Haus bauen helfen, ich verweigere meine Hülfe; sein Haus ist auf Sand gebaut, es wird fallen; er hat sein Werk ohne den allmächtigen Herrn begonnen, es wird keinen Bestand haben.“ Im Jahre 1880 sodann kam es zum Aufstand der Buren gegen England. Krüger war zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen. Als im Anfang des Aufstandes bedauerliche Ausbreitungen vorkamen, Neuschelmorde an wehrlosen Engländern, trat er ernst und erfolgreich dagegen auf. Nach dem Abschluß des Friedens hielten die Führer Ansprachen an die Sieger. Den tiefsten Eindruck machte Paul Krüger. „Gott hat euch geholfen“, sagte er u. a., „möge seine Güte euch zur Buße leiten, daß ihr euch recht schaffen zu ihm wendet und bekehret.“ Einem englischen Caplan, der seine Er-

folge bewunderte, antwortete er: „Ich habe einen guten General gehabt, meinen Herrn Jesus Christus.“ Die Buren selbst urtheilten über den Sieg: „Das hat Gott allein gethan und unser Krüger mit seinen Gebeten.“ Schließlich sei noch sein charakteristisches Auftreten bei einer Synagogeneinweihung vor einigen Jahren erwähnt, der er als Präsident anzuwohnen hatte; er begleitete zur Verwunderung der anwesenden Juden seinen Segensspruch mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ (A. E. L. R.)

Ueber die Zustände der holländisch reformirten Kirche im Lande der Buren findet sich der folgende Bericht in der „D. E. Kirchenzeitung“: Die kirchlichen Verhältnisse der reformirten Staatskirche Transvaals sind nicht erfreulich. Dem Uneingeweihten wird es schwer, sich in den Streitigkeiten zurechtzufinden, welche die Buren schon seit Jahrzehnten spalten und einen großen Umfang angenommen haben. Religiöse Uneinigheiten sind unter den Buren schon an der Tagesordnung gewesen, als die „Bortrekker“ ihre alten Sitze in der Capcolonie aufgaben, um nach dem unbekanntem Norden zu ziehen. Als sie nach langem Umherwandern und vielen Kämpfen sich allmählich in dem Gebiet festsetzten, welches die jetzige Südafrikanische Republik ausmacht, hielten sie noch eine Weile an den Satzungen der holländisch reformirten Kirche fest, deren Synoden und Synodalbeschlüsse auch für sie als bindend galten. Allmählich lösten sie sich aus diesem Verbande, waren aber nicht im Stande, sich zu einer einzigen allumfassenden Landeskirche zu vereinigen, sondern spalteten sich in drei Secten, welche folgenden Namen annahmen: „Nederduitische Gereformeerde Kirche“, „Nederduitische hervormde Kirche“ und „Doppertkerke“, zu welcher letzteren Präsident Krüger gehört. Die beiden ersteren unterscheiden sich eigentlich nur im Namen von einander, in ihren Lehren, Gottesdiensten, in ihren inneren cultischen und äußeren Verfassungseinrichtungen waren sie gleich. Der Gedanke einer Wiedervereinigung beider lag also sehr nahe und es fehlte auch nicht an Versuchen, die Vereinigung herbeizuführen. Aber erst nach Schluß des Unabhängigkeitskrieges gegen England fühlten die Buren sich veranlaßt, diesem Bedürfnis endgültig Folge zu leisten, und so kam der religiöse Friede in allen Punkten zu Stande bis auf einen: die Wahl des — Namens! (?) Jede der beiden Parteien wollte ihren Namen auf die vereinigte Kirche übertragen wissen und da beide Theile mit echt burischer Zähigkeit am Namen festhielten, sich darüber durchaus nicht einig werden konnten, beschloß man, die Angelegenheit einer späteren Zeit zu überlassen, inzwischener aber sich als gute Brüder der „Unirten Kirche“ zu vertragen. Die Wahl des endgültigen Namens sollte nach drei oder fünf, spätestens zehn Jahren erfolgen. Die „hervormde Kirche“, damals die stärkere und ursprünglich die Staatskirche, von welcher aus das Einigungswort auch in Scene gesetzt worden war, hoffte im Stillen, ihren Namen ganz sicher durchbringen zu sehen. Aber sie hatte die Rechnung ohne die — damals freilich noch nicht entdeckten — Goldfelder gemacht. Raun waren diese bekannt, als der Transvaal rasch und immer rascher einen starken Zufluß von Bewohnern der Capcolonie und Natal's erhielt, welche die Reihen der „Nederduitische Gereformeerde Kirche“ enorm verstärkten. Der „hervormde Kirche“ wurde es angst und bange; sie sah sich immer mehr zurückgedrängt, hoffte aber doch noch siegen zu können, wenn sie die Namenswahl noch rasch herbeiführte, ehe die Majorität auf Seite der Gegnerin war. Doch war es bereits zu spät. Der Name „Gereformeerde Kirche“ wurde mit der ansehnlichen Majorität von einigen Tausend Stimmen gewählt. Damit war die Sache für die meisten erledigt. — Aber die besiegte Partei gab sich nicht zufrieden, der Geist der Unzufriedenheit brach bald wieder durch. Sie wollte den geliebten Namen nicht aufgeben und so trat denn schon ganz kurz nach vollzogener Einigung eine neue Spaltung in der Staatskirche ein. Die Unzufriedenen traten aus und nahmen sofort wieder den alten Namen „hervormde Kirche“

an. Das Glück schien ihnen hold zu sein. Die aus Europa einwandernden Holländer schlossen sich zumeist ihnen an und 1888 zählte die „Hervormde Kirche“ bereits etwa 3000 Anhänger, darunter Männer in hohen, einflussreichen Stellungen, wie General Zoubert u. a. Auch die zahlreichen holländischen Staatsbeamten gehören derselben an. Die kleine, aber energische Partei begann nun Ansprüche auf das Eigenthum der alten Kirche ihres Namens zu machen, und als der Staat dasselbe gutwillig nicht herausgab, griff sie einfach zur Selbsthilfe, indem sie 1890 die Kirche in Zeerust als ihr Eigenthum aus früherer Zeit mit Gewalt an sich nahm und damit dem Urtheil des Gerichtshofes in Pretoria, welchem dieser kirchliche Streitfall zur Entscheidung vorlag, in die Arme griff. Es entstand eine furchtbare Aufregung. Die Anhänger der Hervormden Kirche wurden von ihren Gegnern directe Nachfolger des Satans genannt, was die Erbitterung aufs höchste steigerte. Vergeblich suchte Krüger selbst zu vermitteln. Umsonst führte er aus, daß die ganze Sache doch nichts weiter sei als ein Namensstreit, ja er ging so weit, daß er versprach, die Eigenthumsfrage in jedem einzelnen District durch Abstimmung der beiderseitigen Gemeindeglieder entscheiden zu lassen, und den unterliegenden Theil in jedem Falle anderweit zu entschädigen. Auch das half nicht. Endlich im Jahre 1891 wurde die Angelegenheit einer Conferenz aus Delegirten beider Parteien unterbreitet, welche folgenden Beschluß faßte: Es sei wünschenswerth, daß sämtliche Theile im Interesse des Friedens und der Einigung sich nachgiebig zeigten. Es solle zunächst constatirt werden, wer im Jahre 1885 zur „Hervormden Kirche“ gehört habe; hierzu seien auch diejenigen zu zählen, welche später in der unritten Kirche confirmirt wurden. Da jedoch beide Kirchen sich nur im Namen und nicht in der Sache oder im Ritus von einander unterscheiden, so möge es den nach 1885 Confirmirten freigestellt sein, welcher Kirche sie sich zurechnen wollen. Das Eigenthum der „Hervormden Kirche“ verbleibt den Gemeindegliedern, wo sie in der Mehrzahl gegenüber den Mitgliedern der andern Kirche sind, dafür wird der verzichtende Theil entschädigt. Trotzdem nun schon Jahre darüber hingegangen sind, ist der Streit noch immer nicht zum Ausgleich gekommen. Den gewaltthätigen Vorgängen von Zeerust folgten andere ähnlicher Art und der Gerichtshof zu Pretoria hatte alle Hände voll mit Schlichtung derselben zu thun. Noch im Jahre 1894 hatte er ein Urtheil abzugeben, welches die „Gereformeerde Kirche“ (Staatskirche) zwang, das Eigenthum der „Hervormden Kirche“ herauszugeben. Das Gericht begründete sein Urtheil damit, daß die Einigung der Parteien seiner Zeit zwar angekündigt worden sei, daß aber keine Beweise vorlägen, daß sie beiderseits angenommen und somit rechtskräftig geworden wäre. Nach diesem Vorgange soll nun die Staatskirche das ehemalige Eigenthum der „Hervormden Kirche“ in allen Theilen des Landes wieder herausgeben. Vor zwei Jahren wurde im Volksraad der Versuch gemacht, den Staat dagegen einschreiten zu lassen, doch mißlang der Versuch und es ist wohl auch das Beste so. Mögen die beiden wortstreitenden Kirchen selbst mit einander fertig werden. Der Präsident Krüger ist an diesem Streit nicht direct theilhaftig, da er der „Dopperkerke“ angehört und diese außerhalb desselben steht. Aber die „Hervormde Kirche“ bildet gewissermaßen auch eine politische Partei, die Zoubert-Partei, deren Bestrebungen sich auf den Präsidentenstuhl richten. Eine Befriedigung derselben auf kirchlichem Gebiete nimmt ihr viel von der Schärfe und dem Einfluß, den sie in politischer Beziehung ausübt, so daß Krüger ein bedeutendes Interesse daran hat, die Kirchenfrage erledigt zu sehen. Es ist nur die Frage, ob sie sich überhaupt beseitigen läßt, denn die Zufriedenstellung der einen Kirche dürfte nothwendigerweise die Unzufriedenheit der andern erregen. Es geht daraus hervor, daß der Präsident Krüger wie in der äußeren, so auch in der inneren Politik nicht auf Rosen gebettet ist.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

September 1896.

No. 9.

Sind politische Pastoren ein Urding?

(Schluß.)

So entschieden weist Luther, wie aus den angeführten Worten erhellt, die sogenannte christliche Gesetzgebung auf staatlichem Gebiet zurück. Sie ist ihm eine Vermischung von zwei Reichen, die nach göttlicher Ordnung geschieden sein sollen.

Und bei allen Bemühungen, den Staat nach christlichen Grundsätzen zu verfassen und zu regieren, kommt nichts Christliches heraus. Alle Mühe, die man sich in dieser Beziehung gibt, ist verlorene Mühe. Zugleich verräth man, daß man nicht weiß, was Christenthum und christliche Grundsätze seien. Wie steht denn die Sache? Was der Staat in seine Gesetzgebung aufnehmen kann, sind Theile des in der Schrift enthaltenen Gesetzes, insofern nämlich dieses Gesetz das äußere Verhalten der Menschen zu einander regelt. Gesetzt nun den Fall, der Staat würde alle diesbezüglichen, in der Schrift enthaltenen Gesetze einführen — wobei er sicherlich sehr gut fahren würde —, so hätten wir immer noch keine christliche Gesetzgebung und keine Regierung nach „christlichen Grundsätzen“. Weshalb nicht? Nun, das Gesetz macht nicht das Wesen des Christenthums aus. Das Gesetz ist vielmehr etwas, was das Christenthum mit dem Heidenthum gemeinsam hat, wie der Apostel ausdrücklich bezeugt, Röm. 2, 14. Das Wesen des Christenthums liegt im Evangelium. Nur wo das Evangelium durch den Glauben angenommen und ins Herz gekommen ist, da ist Christenthum; da sind solche Menschen, die, wie sie durch den Glauben an Christum Gottes Kinder geworden sind, nun auch ihre Werke und ihren Wandel auf Gott beziehen und darin Gott dienen. Kurz, nur wo Christenthum ist durch den Glauben an das Evangelium, da, und nur da, sind „christliche Grundsätze“ und „christliche Anschauungen“, auch in Bezug auf die socialen Verhältnisse. Seit wann nennt man eine Anzahl gesetzlicher Bestimmungen und die äußere Regulirung des öffentlichen Lebens nach denselben Christenthum? Alle Be-

fürwörter „christlicher Gesetzgebung“ von Seiten des Staates legen den Gedanken nahe, daß sie in tiefer Unwissenheit darüber stecken, was Christenthum sei, daß sie die äußere Befolgung gewisser, in der Schrift enthaltener gesetzlicher Bestimmungen für Christenthum ansehen. Luther schreibt: „Wo weltlich Regiment oder Gesetz allein regieret, da muß eitel Heuchelei sein, wenn's auch gleich Gottes Gebote selber wären. Denn ohne den Heiligen Geist im Herzen wird niemand recht fromm, er thue, wie seine Werk er mag.“¹⁾ Es ist nicht widersinniger, wenn man z. B. die Bierföfler, denen doch die Flügel fehlen, durch Flugvorschriften zum Fliegen anleiten wollte, als wenn der Staat das „sociale“ Verhalten der Bürger, denen das Christenthum fehlt, nach „christlichen Grundsätzen“ reguliren will. — Das wird auch klar an den in der Stöckerschen Kirchenzeitung angeführten Beispielen. Sehen wir das zuerst und zuletzt angeführte Beispiel näher an: „Die Ehre der Arbeit“ und „der himmlische Sinn in der Schätzung des irdischen Gutes“. Die Ehre der Arbeit besteht nach christlichen Grundsätzen darin, daß ein Mensch die Arbeit seines irdischen Berufs auf Gott bezieht; daß er arbeitet, nicht aus den bekannten natürlichen Beweggründen, sondern weil Gott, der in Christo Jesu sein Gott und gnädiger Vater geworden ist, die Arbeit von ihm haben will. „Der himmlische Sinn in der Schätzung des irdischen Gutes“ besteht darin, daß des Menschen Herz an den himmlischen Gütern, die das Evangelium bringt, seine Befriedigung gefunden hat, und das irdische Gut nur als eine Wegzehrung auf der Reise zum Himmel ansieht. Was läßt sich aber für diese christlichen Grundsätze auf dem Wege staatlicher Gesetzgebung thun? Der Staat müßte, um sie wirksam zu machen, nothwendig auch das Evangelium in seine Gesetzgebung aufnehmen. Wir hätten dann die vollständigste Vermischung von Kirche und Staat. Der Staat müßte dann auch das Hören des Evangeliums befehlen und mit „leiblichen Pönen“ gegen die in dieser Beziehung Säumigen vorgehen, wie ja der zwinglisch-calvinische Geist an vielen Orten gethan hat. Freilich, Christliches kam auch dabei nicht heraus. Der Staat kann allenfalls zum äußeren Hören des Evangeliums zwingen. Den Glauben an das Evangelium kann er nicht wirken. Das hat sich der Heilige Geist vorbehalten. Luther schreibt in Bezug hierauf: „Die blinden, elenden Leute sehen nicht, wie gar vergeblich und unmöglich Ding sie vornehmen. Denn wie hart sie gebieten, und wie sehr sie toben, so konnten sie die Leute je nicht weiter bringen, denn daß sie mit dem Mund und mit der Hand ihnen folgen; das Herz mögen sie ja nicht zwingen, sollten sie sich zerreißen.“²⁾ Darum ist's nichts mit aller sogenannten christlichen Gesetzgebung auf staatlichem Gebiet. Wie sie an sich unchristlich ist, weil dadurch Staat und Kirche wider Gottes Ordnung vermengt werden, so kommt auch nichts Christliches dabei heraus. Es bleibt

1) E. A. 22, 69, 70.

2) E. A. 22, 85.

„eitel Heuchelei“, wie Luther sagt. Darum überlasse man die „christlichen Grundsätze“ der christlichen Kirche, weil sie das Evangelium hat und dadurch Christenthum in den Menschen hervorbringt und erhält. Jede auch noch so gut gemeinte Agitation, die darauf gerichtet ist, christliche Grundsätze durch staatliche Gesetzgebung zur Geltung bringen zu wollen, ist verkehrte politische Thätigkeit.

Aber nicht nur nichts Christliches kommt aus der eben beschriebenen Vermischung von Kirche und Staat. Dieselbe wird auch immer großen Schaden anrichten. Man kann Gottes Ordnung nicht ungestraft verkehren. Richten die Kirche oder ihre Diener ihr Bestreben darauf, die Welt äußerlich nach christlichen Grundsätzen zu verfassen, so bekommt die Welt den Eindruck, daß die Kirche ein Institut zur Verbesserung der äußeren, bürgerlichen Moral sei. So fällt die Kirche durch ihrer Uebergreif auf das staatliche Gebiet aus ihrem eigentlichen Beruf heraus, den sie der Welt gegenüber hat, nämlich der Welt Buße und den Glauben an Christum zu predigen. Diese Verkehrung des Berufs der Kirche finden wir hier zu Lande bereits weit verbreitet. Die amerikanischen Sectenprediger sagen es vielfach gerade heraus, daß die eigentliche Aufgabe der Kirche in der Welt darin bestehe, gute Staatsbürger zu erziehen. Der Präsident der über das ganze Land verbreiteten „Society of Christian Endeavor“ legte in der „North American Review“ dar, daß die „christlichen Bestrebungen“ dieser Gesellschaft auf die Erziehung guter, loyaler amerikanischer Bürger gerichtet seien. Daher die vielen politischen und auf rein bürgerliche Moral gerichteten Predigten auf amerikanischen Kanzeln! Und die Welt läßt sich solche „Predigten“ gerne gefallen. Sie läßt sich schließlich alles gefallen, wenn sie nur nicht Buße zu thun und an Christum zu glauben braucht. Dies erklärt uns die schon vorhin erwähnte Erscheinung, daß die Welt „politische“ Prediger gelegentlich lobt und in Schutz nimmt, während ihr die Buße und Vergebung predigenden Pastoren ein Aergerniß und eine Thorheit sind. Die arme Welt! Aber was für ein Jammer ist es, wenn die Kirche selbst der Blindheit der Welt Voranschub leistet! Wenn die Kirche anstatt mit der Predigt des von Sünde und Tod errettenden Evangeliums, mit einer Anzahl Ordnungen auf bürgerlichem Gebiet, die sie christliche Ordnungen zu nennen beliebt, vor die Welt hintritt! Sie wird ihrem von Christo ihr zugewiesenen Beruf schmähtlich untreu. Sie verfolgt andere Ziele, als ihr von ihrem Herrn, Marc. 16, 15., gesteckt sind. Sie weist die Welt nicht gen Himmel, sondern hält sie auf der Erde fest.

Und sie selbst, die Kirche, muß dabei immer mehr entarten. Daß sie sich mit Politik abgibt, ist schon ein Beweis, daß sie nicht mehr im Evangelium lebt und dasselbe für den eigentlichen Schatz der Kirche hält. Gleichgültigkeit in Bezug auf die Lehre reizt ein. Es soll nicht mehr vornehmlich auf die Lehre ankommen. Die Moral und die äußere Ordnung wird in

den Vordergrund gerückt. Die Kirche sinkt zu einem Reich von dieser Welt herab. Drastisch beschreibt die Apologie die Entartung der römischen Kirche, weil diese sich in weltliche Händel mischte. Wenn man die Worte der Apologie liest, denkt man unwillkürlich an die aus derselben Ursache entarteten Secten- und Staatskirchen. Die Worte der Apologie lauten: „Was Geld und Gut belangt, vergessen die Widersacher nicht; aber wie die nöthigsten, nützlichsten Aemter in der Christenheit bestellt sind, da sorgen sie nichts. Sie fragen gar nichts darnach, wie man lehre oder predige; sie fragen nicht darnach, wie christlicher Brauch der Sacramente erhalten werde; sie ordiniren grobe Esel“ (wissenschaftliche und unwissenschaftliche); „damit ist die christliche Lehre untergegangen, daß die Kirchen nicht mit tüchtigen Predigern bestellt sind. Sie machen Traditiones und unträgliche Bürden, die Seelen zu verderben, und ob solchen ihren Traditionen halten sie viel fester, denn ob Gottes Geboten.“¹⁾ Daher Luthers ernste und oft wiederholte Mahnung an die Kirche und ihre Diener, nicht auf „weltliche Händel“ zu fallen, sondern bei der Predigt des Evangeliums zu bleiben, woran die Kirche genug und übergenug zu thun habe.

Und wenn die Kirche sich streng auf das kirchliche Gebiet beschränkt und ganz in der ihr zugewiesenen Thätigkeit aufgeht, leistet sie mittelbar dem weltlichen Regiment, der socialen und andern Reformen, die besten Dienste. Erstlich verdanken ja weltliches Regiment und bürgerliche Ordnung der Kirche überhaupt ihre Existenz. Die Welt, die Reiche dieser Welt und alles, was zu ihnen gehört, die bürgerliche Ordnung zc., läßt Gott nur bestehen um der Kirche und ihres Werkes, der Predigt des Evangeliums, willen. Wenn der letzte Ausermählte durch die Predigt des Evangeliums gerettet ist, wird Gott Welt und Weltreiche zusammenfallen lassen. Luther sagt: „Die Welt allzumal stehet und bleibt allein um dieses Standes“ — nämlich um des Predigtamtes — „willen, sonst wäre sie längst zu Boden gegangen.“²⁾ Sodann genießen die Reiche dieser Welt der Kirche noch in anderer Weise. Die einzelnen Glieder der Kirche greifen gewaltig und überaus heilsam und fördernd dadurch in das Staats- und bürgerliche Leben ein, daß sie auf allen Gebieten desselben treu und gewissenhaft als Bürger ihre Schuldigkeit thun. Die Christen wissen, daß sie auch die Dienste im Reiche dieser Welt als Gottesdienst anzusehen und demgemäß auszurichten haben. Hierauf weist der 16. Artikel der Augsburgerischen Confession hin, wenn es daselbst heißt: „Das Evangelium lehret nicht ein äußerlich, zeitlich, sondern innerlich, ewig Wesen und Gerechtigkeit des Herzens, und stößt nicht um weltlich Regiment, Policei und Ehestand, sondern will, daß man solches alles halte als wahrhaftige Ordnung, und in solchen Ständen christliche Liebe

1) Müller, S. 286.

2) St. Louiser Ausg. X, 424.

und rechte gute Werke, ein jeder nach seinem Beruf, beweise.“ Auch bewirken die Christen durch ihr gutes Beispiel, daß die Kinder dieser Welt in den Werken des bürgerlichen und staatlichen Lebens mehr natürliche Ehrbarkeit und Treue beweisen. Wie denn überhaupt das Niveau des natürlichen Rechts in einer Gegend oder in einem ganzen Lande gehoben wird, wo man den streng sittlichen Wandel vieler ernster Christen vor Augen hat. So sind es gerade die bei den heutigen „christlichen Socialreformern“ etwas gering geschätzten „persönlichen socialen Tugenden“, die die Kirche an ihren Gliedern zum Besten des bürgerlichen Gemeinwesens zu betonen hat. Damit hat sie genug zu thun. Sie braucht sich nicht noch mit der nutzlosen und thörichten Arbeit zu beladen, die Welt äußerlich christlich verfassen zu wollen. Sie hat genug damit zu thun, daß ihre eigenen Glieder sich in den verschiedenen bürgerlichen Ständen und Berufen als wahre Christen erweisen. Sie muß es nur zu oft erleben, daß ihre Glieder, die z. B. die politische Laufbahn betreten, nicht die einem Christen gebührenden „persönlichen socialen Tugenden“ an sich sehen lassen, sondern die bei den Unchristen gewöhnlichen „socialen“ Untugenden annehmen, dem Christenamen zur Schande und dem bürgerlichen Gemeinwesen zu großem Schaden. O, wie gar anders und besser würde es bald auf politischem Gebiet aussehen, wenn alle, die den Christenamen tragen und politische Ämter inne haben, ihr Christenthum in persönlichen bürgerlichen Tugenden beweisen würden! Sind doch bei uns in America in vielen politischen Körperschaften, z. B. in den Staatslegislaturen und im Congreß der Vereinigten Staaten, die Christen, das heißt, die, welche sich selbst als Glieder einer christlichen Gemeinschaft bezeichnen, zumeist in der Majorität. Wie würde, wie mit einem Schlage, das politische Leben ein ganz anderes Gesicht bekommen, wenn diese ihr Christenthum in politischen Tugenden bethätigten! Hier lege die Kirche Hand ans Werk zum Besten des bürgerlichen Gemeinwesens. Sie gebe aber alle Versuche auf, die Welt oder das bürgerliche Gemeinwesen nach „christlichen Grundsätzen“ zu verfassen und zu regieren, diemeil das unmöglich und gegen die Ordnung Gottes ist. Die bürgerlichen Gemeinwesen oder die Staaten sind nach dem natürlichen Recht oder nach der Vernunft zu verfassen, welche Luther den „Rechtsbrunnen“ nennt, daraus die Gesetze im Staat oder Weltreich quellen.¹⁾ Das Naturrecht oder die Vernunft ist das göttliche Recht für den Staat. Das Evangelium und überhaupt das ganze geoffenbarte Wort Gottes ist das göttliche Recht für die Kirche.

F. P.

1) E. A. 22, 105.

Frants Theologie.

(Schluß.)

Nachdem wir Frants Lehrstellung beleuchtet haben, heben wir aus seinem „System der christlichen Sittlichkeit“, dessen principielle Grundlage wir schon bei Besprechung seiner Theorie von der Wiedergeburt, Bekehrung, Heiligung berührten, noch etliche Punkte der christlichen und kirchlichen Praxis hervor.

Frank behandelt eingehend die kirchliche Stellung eines Christen, insonderheit eines lutherischen Christen, das Verhalten desselben gegen die eigene Kirche und gegen andere Particularkirchen. Da betont er zunächst die Nothwendigkeit eines formulirten kirchlichen Bekenntnisses, zeigt dann, wie Spaltungen im Bekenntniß eingetreten sind, und weist darauf hin, daß die verschiedenen Particularkirchen auch bei und nach der confessionellen Scheidung an dem Bekenntniß der frühesten ökumenischen Symbole, welche auf die centralen Stücke des christlichen Glaubens sich bezogen, festgehalten haben, fährt dann aber fort: „Nur ziehe man daraus nicht verkehrte Nutzenanwendungen. Um nicht in die Sünde eines Widerspruchs gegen die Heilswahrheit, von der sie lebt, verwickelt zu werden, hat sich die eine Kirche mittelst ihres Bekenntnisses von der andern getrennt: es kann Nichts gedankenloser sein als die Meinung, daß solche Scheidungen, etwa um der Liebe willen oder weil man doch in der Hauptsache einig sei, hätten unterbleiben sollen. Ebenso gut könnte man fordern, daß Jemand um der Liebe willen, um mit Andern sich nicht zu entzweien, eine Sünde thun solle, über deren Character als Sünde er keinen Zweifel hegt. Aber allerdings nur bewußte Sünde, muthwillige Sünde ist unverträglich mit dem Gnadenstande: wenn also der Irrthum, die Verkehrung der Heilswahrheit, die ja nie ohne sittliche Verfehlung ist, von dem Widerpart festgehalten wird ohne solch Bewußtsein, in der Meinung darin ein Stück göttlicher Wahrheit zu bekennen, so wird zwar hiermit die sittliche Verpflichtung des andern Theils, seiner besseren Erkenntniß confessionelle Folge zu geben, nicht aufgehoben, aber die Stellung zu den Irrenden und das Urtheil über sie wird dadurch modificirt.“ System der christlichen Sittlichkeit, II. S. 61. Es wird hiernach lutherischen Christen zur Pflicht gemacht, ihrer besseren Erkenntniß allewege confessionelle Folge zu geben und sich von andern Kirchengemeinschaften, welche die Heilswahrheit verkehrt haben, geschieden zu halten, auch in dem Fall, wenn man überzeugt ist, daß der Widerpart bona fide sich zum Irrthum bekennt. Das ist eine richtige Maxime. Es muthet Einem aber eigen an, daß hier ein Theologe für das Recht des lutherischen Bekenntnisses in die Schranken tritt, welcher in allen Artikeln der Lehre demselben widerspricht und just das lehrt, was im lutherischen Bekenntniß als Gegenlehre und Irrthum verworfen wird. Die modernen „kirchlichen“ Theologen

täuschen mit ihrem prononcirten „Confessionalismus“ nur die einfältigen Christen, indem sie denselben die Meinung beibringen, als verträten und vertheidigten sie, die Lehrer und Führer der Kirche, noch die alte biblisch-lutherische Lehre. Wie das zur „christlichen Sittlichkeit“ paßt, mögen sie mit ihrem eigenen Gewissen abmachen.

Frank denkt daher auch gar nicht ernstlich daran, jenes richtige Princip, die Forderung, sich vom Irrthum zu scheiden, consequent durchzuführen. Er schärft andrerseits Folgendes ein: „Im Allgemeinen gilt was nicht minder mit diesen Principien wie mit dem Lebensstand bewußter evangelischer Christen innerhalb der einzelnen Confessionen übereinkommt, daß der Christ sein in solch einer Particularkirche begonnenes geistliches Leben in Gemeinschaft mit ihr, im Austausch des Nehmens und des Gebens, fortzusetzen habe, so lange nicht jene Gemeinschaft ihn an der Behauptung und Weiterentwicklung dieses Lebens hindert. Ein Glied der evangelisch-lutherischen Kirche hat unbeschadet seiner Ueberzeugung, daß seine Confession die evangelische Wahrheit in reinsten Ausprägung besitze, ja vielmehr ebendarum keinen Anlaß zu der unbemessenen Forderung, daß Glieder der reformirten oder der unirten Kirche dieselbe ohne Weiteres verlassen und sich der lutherischen Kirche anschließen müßten. Und ebenso wenig liegt in der Thatfache, daß die eigne Kirche eines solchen Christen von antievang. Tendenzen zersezt, durch Irrlehre und Zuchtlosigkeit verderbt ist, ohne Weiteres eine sittliche Nöthigung, solch eine Gemeinschaft, aus der doch das eigne geistliche Leben stammt und auf die man durch geschichtliche Führung hingewiesen ist, aufzugeben. Wie viele gläubige Seelen haben zur Zeit des allgemein herrschenden Rationalismus mit Hilfe ihrer Bibel und ihrer Erbauungsbücher, welche ihre Verbindung mit der Kirche Gottes aufrecht hielten, ihr geistliches Leben erhalten und gefördert, ohne von der damaligen kirchlichen Gemeinschaft sich zu sondern. Ehe man irgendwie von dem Rechte oder von der Pflicht der Separation redet, wird man solche und ähnliche Thatfachen ins Auge fassen müssen.“ S. 123. „Nur Eins soll uns feststehen, und damit wendet sich das Blatt, daß ein Christ wohl unfähig Viel unter der Sünde leiden aber nicht mit bewußtem Willen sie thun kann.“ „Mag immerhin viel Thorheit und Unrecht in einer kirchlichen Gemeinschaft herrschen, so wird doch der Augenblick, wo die Möglichkeit des bloßen Tragens aufhört, erst eintreten, sobald es dem Einzelnen ans Leben geht, damit daß er die Wahrheit zu verläugnen, die Sünde zu thun genöthigt werden soll.“ S. 126.

Ein Glied der evangelisch-lutherischen Kirche soll also nach Franks Dafürhalten wohl seinerseits dieser Kirche treu bleiben und ja keiner andersgläubigen Gemeinschaft beitreten, andrerseits aber von Gliedern der reformirten oder unirten Kirche nicht verlangen, daß sie ihre Kirche verlassen und sich der lutherischen Kirche anschließen. Wie? Ist es nicht eine Pflicht, ein Dienst der Liebe, wenn wir Lutheraner, die wir die evangelische Wahr-

heit in reinsten Ausprägung besitzen, diesen unsern Schatz Andern anpreisen? Wir werden freilich nicht so unverständig sein und von Reformirten und Unirten ohne Weiteres fordern, daß sie alsbald, ehe sie die Unterschiede erkannt haben, aus ihrer Kirchengemeinschaft ausscheiden und zu uns herüberkommen, aber denselben doch, je nach Beruf und Gelegenheit, bezeugen, daß ihre Kirche bedenkliche Irrthümer hegt und pflegt, und daß es gefährlich ist, unter dem Einfluß des Irrthums zu leben. Vor Allem interessiert uns, was Frank von dem rechten Verhalten lutherischer Christen gegen ihre eigne Kirche urtheilt, in dem Fall, daß dieselbe „von antievangelischen Tendenzen zersetzt, durch Irrlehre und Zuchtlosigkeit verderbt ist“. Er hat da offenbar die deutschen sogenannten lutherischen Landeskirchen im Auge, in welchen Irrlehrer aller Art in Amt und Würden sitzen und so viele offenbar gottlose, ungläubige Menschen Sitz und Stimme haben, bei denen auch nach allen bisherigen Erfahrungen auf Besserung der Zustände nicht zu hoffen ist. Frank sieht, wie die Dinge jetzt liegen, für gläubige Christen noch keinerlei sittliche Nothigung, eine solche Gemeinschaft aufzugeben. Er erinnert dieselben daran, daß ihr eigenes geistliches Leben aus dieser Gemeinschaft stammt. Aber sie verdanken doch wahrlich nicht dem Irrthum, mit dem ihre sogenannte Mutterkirche versetzt ist, sondern der noch übrigen Wahrheit ihr geistliches Leben, ihr Christenthum und sind nur der Wahrheit verpflichtet und bleiben der Wahrheit treu, wenn sie von einer Gemeinschaft sich sondern, von der sich der Irrthum nicht mehr absondern und ausscheiden läßt. Frank weist ferner auf „die geschichtliche Führung“ hin. Aber wie, wenn diese „Geschichte“ nicht durch Gottes Hand geleitet, sondern, freilich unter Gottes Zulassung, durch der Menschen Thorheit, durch Sünde und Satan bestimmt ist? Der Teufel hat auch ein altes, historisches Recht in der Kirche. Ein gläubiger Christ soll nach Franks Weisung wenigstens so lange in einer verderbten Kirchengemeinschaft ausharren, als die Behauptung und Weiterentwicklung seines geistlichen Lebens nicht gehindert wird. Wer, was soll hierüber entscheiden? Das eigene trügerische Bewußtsein? Wir haben hier wieder die alte Schwarmgeisterei. Ohne Zweifel wird das geistliche Leben durch die Sünde gehindert und geschädigt. Es hängt hier Alles von der Frage ab, ob ein Christ ohne Sünde in einer falschgläubigen und zuchtlosen Kirchengemeinschaft verbleiben kann. Auch Frank erklärt schließlich, daß die Möglichkeit des bloßen Tragens aufhört, sobald der Einzelne genöthigt wird, Sünde zu thun, ein Christ könne wohl viel unter der Sünde leiden, niemals aber bewußter Weise Sünde thun. Ein Christ wird aber dann genöthigt, Sünde zu thun, wenn es ihm unmöglich gemacht wird, den Willen Gottes zu thun. Gottes Wort spricht sich auch über das in Frage stehende Stück christlichen, kirchlichen Handelns klar und deutlich aus. Die Schrift gebietet den Christen, falsche Lehre und falsche Lehrer zu meiden, sich von Irrlehrern abzusondern, offenbar gottlose Menschen von der christlichen Kirche auszuschließen, die Gemeinschaft der Ungläubigen zu

verlassen. Matth. 7, 15. Röm. 16, 17. 1 Joh. 4, 1. Matth. 18, 15—17. 1 Cor. 5, 13. 2 Cor. 6, 14—18. Diesem klaren Befehl Christi und seiner Apostel handelt jeder Christ zuwider, welcher Glied einer durch Irreligion und Zuchtlosigkeit verderbten Kirche ist und bleibt und damit die kirchliche Verbindung mit Irreligiösen und offenbar gottlosen Menschen aufrechterhält. Es ist Betrug und Selbstbetrug, wenn die Führer und Lehrer der deutschen Landeskirchen sich und Andern einreden, es handle sich hier nur um Tragen und Leiden, um Tragen fremder Thorheit und fremden Unrechts. Nein, es kann kein Christ in der landeskirchlichen Gemeinschaft verharren, ohne sich mit dem Wort des Herrn in Widerspruch zu setzen, ohne selber Sünde und Unrecht zu thun. Auch jene frommen Seelen, die zur Zeit des herrschenden Rationalismus mit der Bibel und guten Erbauungsbüchern ihr geistliches Leben nährten, ohne sich von der damaligen kirchlichen Gemeinschaft zu sondern, sprechen wir nicht von aller Schuld frei. Aber wenn Gott in einer Zeit allgemeiner Unwissenheit solchen Fehler übersehen und durch seine wunderbare Macht und Gnade ihnen auch inmitten einer gänzlich abgefallenen Kirche den Glauben erhalten hat, so ist das kein Sicherheitsbrief für die heutigen Christen und Theologen, welche, nachdem Gott wieder bessere Erkenntniß geschenkt, die von Gott gebotene Separation versäumen und bekämpfen.

Der Separationen dieser Tage und des Unterschieds zwischen denen, welche sich separiren, und denen, welche sich zurückhalten, gedenkt Frank noch mit folgenden Worten: „Man darf nicht vorschnell sein im Urtheil, wenn man bemerkt, daß Andere sich zurückhalten in einem wider Irreligion und Verderbniß entbrannten, zur Separation führenden Kampfe, einem an sich berechtigten, von uns gebilligten Kampfe. Es kann ja solche Zurückhaltung Feigheit sein, und irgendwie hängt sie ohne Zweifel mit der Sünde zusammen. Aber es kommt hier Alles auf die Gewissensstellung, auf die Gabe, auf das Maas der Erkenntniß an, und wie es dem Einzelnen obliegt, nicht durch Verfehlungen wider besseres Wissen und Gewissen seine Seele zu schädigen, so mögen wir in solchem Falle Andere berathen und zu vorsichtigem Wandel ermahnen, aber wir werden das Urtheil über das zur Bewahrung ihres Seelenheils für sie Unerläßliche Gotte überlassen. Analog werden wir uns zu stellen haben in dem umgekehrten Falle, daß Proteste gegen die in der Kirche eingerissene Verderbniß erhoben und Separationen dadurch veranlaßt werden unter Umständen, wo uns die sittliche Nothwendigkeit, bis zum Aeußersten vorzugehen, nicht einleuchten will. Es kann ja sein, daß eine falsche Schärfung oder Bindung der Gewissen die Ursache ist zu solchem Vorgehen, ein gesetzlicher Standpunkt, auf dem man das Unwesentliche nicht zu unterscheiden weiß von dem Wesentlichen. Es liegen, um einen militärischen Ausdruck zu gebrauchen, ‚unreife Attaken‘ vor, nicht hinreichend vorbereitete Angriffe, welche daher bei aller Bravour ohne Erfolg bleiben. Aber auch hier darf man nicht vorschnell darüber ab-

urtheilen. Dergleichen Agitationen, Oppositionen und Separationen mögen denen, welche sie — immerhin mit Recht — für unnöthig, für unzeitig halten, recht unbequem sein, namentlich den jeweiligen Kirchenregimenten; aber von einem späteren historischen Gesichtspunkt aus erscheinen sie leicht anders, etwa als Vorbereitungen einer nachmaligen Reformation, die ohne sie nicht zu Stande gekommen wäre. Auf die Gegenwart gesehen sind's wirklich ‚unreife Attaden‘, bei denen viel Blut, etwa Märtyrerblut, scheinbar umsonst vergossen wird, und doch waren diese vorzeitigen Angriffe nach späterem Urtheil nothwendig, um die Position des Gegners, die nachmals mit Erfolg bestürmte, einstweilen zu erschüttern.“ S. 128. Das ist der reinste Subjectivismus und Probabilismus. Was für den Einen recht ist, soll für einen Andern unrecht sein, Ein und dasselbe Ding soll von einem Gesichtspunkt aus unzeitig, verfehlt, erfolglos, unter einem andern Gesichtspunkt nothwendig und fruchtbringend sein. Bei solcher Stellung hört Gottes Wort ganz auf, unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege zu sein. Gottes Wort stellt an alle Christen ohne Unterschied dieselbe Forderung, nämlich, um mit unserm Bekenntniß zu reden: „Schwer ist es, daß man von so viel Landen und Leuten sich trennen und eine sondersere Lehre führen will, aber hie stehet Gottes Befehl, daß Jedermann sich soll hüten, und nicht mit denen einhellig sein, so unrechte Lehre führen oder mit Wütherei zu erhalten gedenken.“

Die deutschen Landeskirchen sind zur Zeit Staatskirchen im vollen Sinn des Worts. Frank setzt sich insonderheit auch mit dem Staatskirchentum auseinander, indem er dasselbe nach Kräften entschuldigt und vertheidigt. Er schreibt: „Wir wissen Nichts von einer göttlichen Institution einer bestimmten Kirchenverfassung und gewisser kirchenregimentlicher Aemter. Wir können mit jeder Ordnung uns vertragen, die uns die evangelische Heilspredigt, die Handhabung der heiligen Sacramente beläßt und unsern Glauben zu bethätigen uns gestattet. Es bedarf für uns keiner Abminderung und Abstumpfung unserer kirchlichen und sittlichen Principien, um staatlichen Organen einen größeren oder geringeren Einfluß auf die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse zu gestatten, vorbehalten die unverkürzte Gewährung dessen was uns allein das Wesentliche ist.“ S. 181. „Jedenfalls bedarf die Kirche als äußerlich zu organisirende einer Rechtsordnung, und wenn sie dieselbe durch die Rechtsgemeinschaft des Staates sich darbieten läßt, auf Grund einer Durchdringung des staatlichen und kirchlichen Lebens, unter Wahrung der geistlichen bekenntnißmäßigen Aufgabe, welche den Trägern des geistlichen Amtes als solchen zukommt, so haben wir keine Ursache, gegen diese Combination vom christlich-ethischen Standpunkte aus Einsprache zu thun. Wir ziehen das Nothdach des fürstlichen Summeviscopats mit allen seinen Consequenzen der päpstlichen Hierarchie, dieser Caricatur christlicher Gemeinschaft vor, und wollen des Nachweises erst noch gewärtig sein, wodurch größeres Verderben in die Kirche gebracht

worden ist, ob durch das verweltlichte römisch-katholische oder durch das verstaatlichte evangelische Kirchenregiment. Und selbst wenn nur bittere Knechtschaft der Lohn für die Wohlthat ist, welche die reformatorische Kirche dem Staate erwiesen hat, wenn der letztere, statt die Principien des kirchlichen Lebens gesetzlich zu regeln, seine Interessen maßgebend sein läßt und die Kirche als Mittel zu staatlichen Zwecken verwendet, so wird immer die für das christliche Gewissen, für das Verhalten der Kirche wie des Einzelnen entscheidende Frage diese sein, ob der Kirche auch als *ecclesia pressa* noch die Möglichkeit belassen ist, die ihr wesentlichen Functionen durch das geistliche Amt fortzuführen oder nicht.“ S. 144. Frank rechtfertigt die Vermengung von Staat und Kirche, auf welche die heutigen Staatskirchen basirt sind, und widerspricht damit dem Wort und Willen Christi, welcher diese beiden Gebiete, Staat und Kirche, Weltreich und Gottesreich, streng von einander geschieden haben will. Matth. 22, 21. Luc. 22, 25. 26. Joh. 18, 36. So gewiß Kirchenverfassung, Kirchenordnungen, Kirchenregiment keine göttlichen Institutionen sind, so gewiß die Schrift für die Organisirung einer Kirchengemeinschaft, für die Verbindung mehrerer christlichen Gemeinden zu einem Ganzen keine bestimmten Normen enthält, so gewiß ist andererseits nach der Schrift alle Kirchengewalt und sind demnach auch alle nur denkbaren kirchlichen Functionen, auch die kirchenregimentlichen Functionen der Kirche in die Hand gegeben, und es ist ein Unding und Profanation des Heiligen, wenn Organe, die außerhalb der Kirche stehen, staatliche Organe kirchliche Verhältnisse regeln und ordnen. Es kann da nicht ausbleiben, daß der Staat hierbei, wie Frank auch zugibt, seine Interessen maßgebend sein läßt. Es liegt zu Tage, wie die staatlichen Kirchenregimente die ihnen untergebenen Kirchen nach staatlichen Grundsätzen regieren. Der Staat hat z. B. der Staatskirche seine staatliche Ehegesetzgebung aufgedrungen. Der Staat muß auf seinem Gebiet allerlei Unrecht dulden, und so proclamirt auch das Staatskirchentum in derselben Weise Duldung, Toleranz. Es ist aber Illusion oder vielmehr Verblendung, wenn man wähnt, daß die Kirche, resp. das geistliche Amt bei solcher Knechtschaft noch die der Kirche wesentlichen Functionen fortführen könne. Nein, die landeskirchlichen Pastoren sind genöthigt, wenn sie im Amt bleiben wollen, in vielen Fällen das Widerspiel von dem zu thun, was Christus seiner Kirche befohlen hat. Sie sind genöthigt, alle diejenigen Paare zu copuliren, denen der Staat die Heirathslicenz erteilt hat, auch wo Gottes Wort die Verehelichung verbietet. Den landeskirchlichen Gemeinden ist alle Möglichkeit abgeschnitten, die von Christo Matth. 18, 15—17. eingefetzte Kirchenzucht zu üben. Und es heißt aus Schwarz Weiß machen, wenn man solchen Ungehorsam gegen den Herrn der Kirche als Schmach Christi ausgibt, wie sie der *ecclesia pressa* verordnet sei.

Was sich Christen nach Franks Urtheil alles gefallen lassen können, zeigt folgende Auslassung: „Schwieriger freilich wird die Sachlage, wenn

die staatlichen und kirchlichen Machthaber den Bestand des Bekenntnisses selbst antasteten, etwa unter dem Vorgeben, ihn nicht antasteten zu wollen, wenn sie aus eigener Machtvollkommenheit decretiren, daß das Bekenntniß seine trennende Bedeutung verloren habe; wenn in Cabinetsordres der Kirche die Wege gezeigt werden, die sie zu gehen habe, oder zur Regierung gelangende Fürsten als ‚summi episcopi‘ der Kirche ihre Willensmeinung über die Bedürfnisse und Angelegenheiten derselben kundthun; oder wenn ein neuer Cultusminister alsbald Directionen darüber gibt inwieweit das Ja oder das Nein des Glaubens in der Kirche berechtigt und zulässig sei; wenn von solchen staatskirchlichen Gewalten weiterhin Organe der Kirchenverwaltung, Synoden, Kirchenvorstände u. dgl. geschaffen werden, die auf der gleichen Voraussetzung der Parität von Glaube und Unglaube beruhen; wenn die vollkommen begründeten Principien der Reformation über die Zuständigkeit der christlichen Gemeinde zur Leitung ihrer Angelegenheiten karrifirt und auf Gemeinden übertragen werden denen solche Competenzen zuzuschreiben den Reformatoren niemals in den Sinn gekommen ist. In solchen Fällen wird nach Maßgabe der jeweiligen geistlichen Erkenntniß und der in dem Organismus der Kirche dem Einzelnen zukommenden Stellung die Frage an ihn und die gleichgesinnten Gemeinschaften herangetreten, ob und inwieweit sie jenen kirchenregimentlichen Maßnahmen sich fügen dürfen oder zu fügen haben. Mit unbedingter Sicherheit ein für alle Mal, für jeden dabei Betheiligten hierbei vorschreiben was er desfalls zu thun, daß er Widerstand zu leisten und das degenerirte Kirchenwesen zu verlassen habe, ist deshalb unthunlich, weil hiefür die jeweilige Gewissensstellung, die höhere oder geringere Erkenntniß, der kirchliche Beruf zc. ein Wort mitzusprechen haben. Was der Eine ohne Schädigung seines Gewissens, seines Christenstandes über sich erheben lassen kann, das zu ertragen ist dem Andern sittlich unmöglich.“ S. 182. 183. Wenn also z. B. ein landeskirchlicher Pastor die Parität von Glaube oder Unglaube, die Gleichberechtigung des Ja und Nein des Glaubens in der Kirche, auf welcher der Bestand aller Landeskirchen, auch der sogenannten lutherischen, beruht, wenigstens in praxi anerkennt und offenbar ungläubige Kirchenglieder absolvirt, communicirt, christlich beerdigt zc., so kann er das ohne Schädigung seines Gewissens, seines Christenstandes thun?! Wo bleibt da noch das christliche Gewissen?

Frank nimmt das moderne Staatskirchentum mit allen seinen übeln Consequenzen gegen die sogenannten Principientreiter in Schutz. Er meint, daß auch ein Träger der Staatsgewalt, der dem Glauben der Kirche fremd ist, die kirchliche Ordnung gar wohl handhaben könne, daß eine evangelische Kirche auch unter einem katholischen „summus episcopus“ oft ganz gut fahre. S. 184. 185. Er findet ein gewisses „Maas des Zwanges“ in der Kirche ganz angebracht. „Ohne solche äußere Gewalt kann auch die kirchliche Gemeinschaft nicht bestehen.“ „Es wird Niemand den zur äußern Unterhaltung des Kirchenwesens ihm obliegenden Verbindlichkeiten will-

fürlich und ohne vorherige ordnungsmäßige Lösung des Verbandes sich entziehen dürfen.“ S. 185. 186. Daß in einer Kirche, in der es recht steht, das Wort Alles allein ausrichtet, davon hat er keine Ahnung. Zum Bestand einer Landeskirche sind allerdings Steuern, die mit Zwang und Gewalt eingetrieben werden, erforderlich, und insonderheit würden dort die theologischen Professoren übel fahren, wenn ihre äußere Existenz von den freien Gaben und Opfern der Kirchenglieder abhinge.

In dem Zusammenhang, welcher von den Pflichten der Kirche und ihrer Glieder handelt, spricht sich Frank auch über „das wissenschaftlich-theologische Lehramt“ aus. Er kommt da auf die Thatsache zu reden, welche zur Zeit von allen ernstern Christen und Predigern Deutschlands beklagt wird, daß die Studenten der Theologie auf den deutschen Universitäten dem Einfluß ungläubiger theologischer Professoren ausgesetzt sind, weiß aber auch die beunruhigten Gemüther und Gewissen zu beschwichtigen. „Hier sollten nun die Vertreter der Praxis mit jenen der Theorie einige Geduld haben. Auch dort gibt es ja Schwierigkeiten, die nicht mit Einem Male können aus der Welt geschafft werden: man muß mit ihnen rechnen und sie zeitweilig tragen. So geschieht's denn wohl auch in der gelehrten Theologie, daß in Zeiten des Unglaubens, des Nachlasses geistlicher Erfahrungen Berge von Irrungen und Schwierigkeiten aufgehäuft werden, die man nicht einfach auf der Seite kann liegen lassen, um so weniger als sie auf Anlaß von Wahrheitsmomenten entstanden sind. Und dazu kommt noch, daß die Stellung der theologischen Docenten gemäß der geschichtlichen Entwicklung unserer Kirche eine staatliche nicht minder als eine kirchliche ist. Für den Staat ist es eine Bildungs- und Cultur-aufgabe, die er in Abzweckung auf staatliche und nationale Ziele mit den Universitäten und darum auch mit den theologischen Facultäten verfolgt; der kirchliche Zweck steht ihm erst in zweiter Linie. Hier liegen Schwierigkeiten, welche nicht mit einem Federzuge oder mit einem kurzen energischen Entschluß sich beseitigen lassen. Es kann dahin kommen, daß Ungläubige, Abgefallene, Feinde des Evangeliums, die aber durch Fülle natürlicher Gaben, durch große Gelehrsamkeit sich auszeichnen, auf Grund der staatlichen Anstellung das theologische Lehramt überkommen; aber seid ihr denn des Gegentheils sicher, wenn es lediglich Sache der organisirten Kirche wäre zum theologischen Lehramt zu berufen?“ S. 168. 169. Während die Propheten über die falschen Propheten das Wehe aussprechen, während der Apostel Paulus jeden Lehrer, der das Evangelium anders predigt, als er es gepredigt hat, verflucht, sind nach Franks Meinung „Ungläubige, Abgefallene, Feinde des Evangeliums“ auf theologischen Lehrstühlen ein noch erträglicheres Uebel. Er ist ganz blind gegen diesen großen Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, gegen den Betrug des Irrthums, durch welchen Tausende armer Seelen ins Verderben gestürzt werden. Er hat hier alles und jedes geistliche Urtheil verloren. Er sieht da noch Licht, wo doch eitel Fin-

sterniß ist. Er läßt die Irrungen der heutigen theologischen Docenten auf Anlaß von Wahrheitsmomenten entstanden sein, während dieselben aus der Lüge geboren sind, von dem Vater der Lüge herrühren. Uebrigens zieht er den Kreis „der Ungläubigen“, der „Feinde des Evangeliums“ sehr enge. Er bemerkt einmal: „Nicht Irrthum schlechthin, ob er gleich bis ins Centrum der Heilserkenntniß hineinragte, läßt den Weg des Heils verfehlen . . . sondern Hingabe an den Irrthum im Zusammenhang mit der Anketzung des Herzens an abgöttische Güter.“ S. 113. So kann nach Franks Urtheil z. B. ein „ehrlicher“ Ritschlianer, welcher die Centraldogmen des Christenthums verneint, das Geheimniß der Dreieinigkeit, die Gottheit Christi, die Veröhnung durch Christum leugnet, trotz dieser Irrthümer noch selig werden und, die ihn hören, selig machen! So weit führt die moderne kirchliche Theologie, daß sie die Grenzlinie zwischen Christenthum und Antichristenthum ganz vermischt und das, was zum Wesen des Christenthums gehört, in Vergessenheit bringt.

Aber nicht nur was das kirchliche Verhalten des Christen anlangt, auch in andern Beziehungen streiten die sittlichen Normen, die Frank in seinem System aufstellt, mit der einigen norma vitae, der heiligen Schrift. Wir können hier unmöglich auf alle die mannigfaltigen Bethätigungen des christlich-sittlichen Lebens eingehen. Wir greifen beispielsweise nur noch etliche Punkte aus dem umfangreichen Gebiet der christlichen Sittlichkeit heraus. Ueber das Duell urtheilt Frank folgendermaßen: „Es gibt Gradunterschiede der natürlichen Sittlichkeit, deren Bedeutung wir schon früher gewürdigt haben. Wer auf seine Ehre hält und eventuell mit seinem Leben dafür eintritt, steht sittlich höher als wer Beschimpfungen in stumpfer Gefühllosigkeit hinnimmt, und die gemeine Rachsucht, die mit dem Knüppel auf den Beleidiger losschlägt, steht tiefer, als der freilich nach christlichem Verständniß irgehende Trieb, mit blanker Waffe in der Hand dem Gegner sich zu stellen und dadurch als freien, furchtlosen, ehrenhaften Mann sich zu erweisen. Das will für die pädagogische Behandlung beachtet sein. Da wo und so lange als man das Höchste, christlich-sittliche Haltung und Auffassung nicht herbeiführen kann — und erzwingen läßt sich darin Nichts — wird es zulässig und geboten sein, das relativ Bessere als solches anzuerkennen und ihm den Vorzug zu geben vor dem Gemeinen.“ S. 327. 328. Mit solchen faulen Argumenten kann man alle möglichen Verbrechen zu etwas relativ sittlich Gutem umstempeln. Nicht nur nach christlichen, sondern auch nach gemein-menschlichen Sittlichkeitsbegriffen, nach dem Gesetz, das allen Menschen ins Herz geschrieben, ist das Duell Mord, resp. Selbstmord, nichts Anderes, bewußter und beabsichtigter Mord, und die Obrigkeit versäumt, was ihres Amtes ist, wenn sie es unterläßt, Duellanten, die ihre Gegner erschossen haben, zu enthaupten oder an den Galgen zu hängen. Wer Beschimpfungen sich ruhig gefallen läßt, wer mit dem Knüppel auf seinen Beleidiger losschlägt, nicht um ihn zu tödten, sondern um ihm eins zu

versehen, der ist, wie sittlich verworfen er sonst sein mag, immerhin kein Mörder im äußerlichen, groben Sinn des Wortes, wie Einer, der sich mit blanker Waffe zu einem Kampf auf Leben und Tod seinem Nächsten gegenüberstellt. Der Begriff der „Freiheit, Furchtlosigkeit, Ehrenhaftigkeit“, der nach obigem Raisonnement das Duell unter Weltmenschen als zulässig, ja geboten erscheinen läßt, ist auch nach dem natürlich-sittlichen Ethos ein corrupter Begriff. Als Rector der Erlanger Universität hat Frank seiner Zeit auch diese Theorie practicirt und die Studenten, die sich duellirten, ruhig gewähren und frei laufen lassen. — Frank betrachtet und behandelt den Tanz als ein sittliches adiaphoron, und zwar nicht nur das Tanzen an sich, „soweit es sich um edle, rhythmische Bewegung des menschlichen Körpers handelt“, sondern auch das heutige weltübliche Tanzen, „sofern eine Annäherung der verschiedenen Geschlechter dadurch bewirkt wird“. „Es braucht nicht bloß Gefallsucht zu sein, wenn bei solchem Verkehr auf edle Formen gehalten wird; denn die Geschlechter sind auch darin auf einander angewiesen und erziehen sich gegenseitig. Es ist besser, den Zug der Annäherung innerhalb bestimmter, durch die gute Sitte (!) vorgezeichneten Schranken zu gestatten, als ihn von vorneherein einzudämmen, dadurch aufzureizen und auf falsche Bahnen zu lenken.“ S. 371. 372. Die Schrift sagt: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn Alles, was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt.“ 1 Joh. 2, 15—17. Wer früher einmal in Erlangen oder auch in Leipzig studirt hat, fühlt sich übri- gens, wenn er obige Beschreibung des „unschuldigen“ Tanzvergnügens liest, unwillkürlich in das Leben und Treiben der Universitätskreise zurückversetzt und gedenkt dessen, wie auch die Töchter der theologischen Professoren auf allen privaten und öffentlichen Bällen, Maskeraden &c. herumflattirten, während ihre Väter bei Bier und Scherz mit ihren Collegen, auch pro- noncirten Materialisten, Atheisten, Spöttern, gute Kameradschaft hielten. (NB. Das Ding war Jedem offenbar, auch dem, der sich davon ferne hielt.) — Unter den alten jüdischen Gesetzeslehrern gab es bekanntlich zwei Schulen, eine strengere und eine lagere, von denen die letztere einem Israe- liten gestattete, sich aus irgend einer Ursache von seinem Weibe zu scheiden, während die erstere nur Ehebruch als Scheidungsgrund anerkannte. Das Urtheil über E h e s c h e i d u n g ist heutzutage noch ein Gradmesser der Moral. Frank ist auch in diesem Stück liberal. Neben Ehebruch und der desertio malitiosa sieht er auch andere dem letzteren „analoge Fälle“ als kirchlich zu- lässige Scheidungsgründe an. S. 404. Was kann man da nicht alles fertig bringen, wenn es statthaft ist, das, was die Schrift als geboten oder verboten oder als erlaubt hinstellt, nach Belieben zu ergänzen und zu erweitern!

Frank ist in jeder Beziehung Opportunist. Er weiß sich in die Ver- hältnisse zu schicken. Aus dem Mitgetheilten erhellt zur Genüge, aus wel-

cher Quelle auch sein System der christlichen Sittlichkeit gestossen ist. Wahrlich nicht aus dem christlichen Ich, welches sich in allen Stücken durch das Wort und Gebot Christi bestimmen läßt und dem alle andern Rücksichten unterordnet, sondern aus dem alten, natürlichen Ich, welches sich nach dem Lauf der Welt und der Zeit richtet und, soweit es mit „christlichen Normen“ rechnet und hantiert, dieselben nach Zeit, Umständen und Verhältnissen ummodellert. Franks Theologie führt, sowohl was die Lehre, als was das Leben betrifft, ihre Schüler und Anhänger in die Irre. Es ist eine gewisse Methode darin, aber die ist *μεθοδία τῆς πλάνης*. Eph. 4, 14. Vor dem Forum der Wahrheit, der heiligen Schrift, kann diese Theologie nicht bestehen. Ritschl oder Frank — das gilt jetzt für die deutschen Theologen als unvermeidliche Alternative. Wir unsererseits müssen beiderlei theologische Richtungen mit gleicher Entschiedenheit desavouiren. Ritschls Theologie ist reines, nacktes Heidenthum, nur mit christlichen Namen und Titeln äußerlich ausgestattet. In Franks System find die bekannten „christlichen Realitäten“ eingewoben, die geben der Sache einen christlichen Schein, aber soweit es System ist und die christlichen Dogmen und Grundsätze systematisch verarbeitet hat, ist es gleichfalls heidnisch-rationalistische Philosophie, welche über Gott, Welt, Himmel und den Weg zum Himmel just so raisonnirt, wie der natürliche Mensch über diese Dinge zu denken und zu reden pflegt. Wir danken Gott, daß wir ein festes prophetisches Wort haben und eine Lehre und Theologie, welche auf diesen unerschütterlichen Grund aufgebaut ist und darum bleiben wird, wenn die modernen Systeme eins nach dem andern über den Haufen fallen. G. St.

Die Stellung der lutherischen Symbole zur Schrift — ein Beweis dafür, daß unser Bekenntniß die wörtliche Inspiration vertritt.

(Schluß.)

Aus dem, was in den beiden vorigen Nummern dieser Zeitschrift über die Stellung der Concordienformel zur heiligen Schrift gesagt worden ist, geht zur Genüge hervor, daß ihr die Schrift die einzige Quelle und Norm aller theologischen Wahrheiten ist. Abgesehen von den dahinlautenden directen Aussagen folgt nun hieraus schon mit Nothwendigkeit, daß der Concordienformel dann auch die Schrift das unfehlbare, inspirirte Gotteswort sein muß. Nur von der Voraussetzung aus, daß die Schrift in allen ihren Theilen nichts als göttliche Wahrheit enthält, inspirirt, unfehlbar und irrthumslos ist, ist die Concordienformel berechtigt, der Schrift die erhabene Stellung in der Theologie einzuräumen, welche sie mit den übrigen lutherischen Symbolen ihr zugesteht. Einem Buche, dem menschlicher Ursprung, Mangel und Makel anhaftet, kann nicht ohne Götzendienst die

Autorität und Majestät zugeschrieben werden, welche die Concordienformel der Schrift einräumt. Nur dann kann die heilige Schrift mit derselben Oberherrlichkeit wie Gott der Welt allen Producten des menschlichen Geistes gegenübergestellt werden, wenn die Bibel ihre Genesis auf Gott zurückführen kann, alle andern Schriften aber creatürlichen Ursprungs sind. Wenn die Concordienformel will, daß wir alle Schriften, auch die ökumenischen Symbole, der heiligen Schrift schlechthin unterwerfen, und fordert, daß wir der Schrift unbedingt vertrauen, aufs Wort hin glauben und keinen Buchstaben der Schrift in Frage ziehen, oder demselben eine kritische Haltung gegenüber einnehmen sollen, so kann das ohne Götzendienst nur geschehen, wenn jedes Wort der Schrift aus dem Munde Gottes hervorgegangen ist. Wie wir uns auf Christum verlassen dürfen und sollen, nur weil er mit dem Vater und Heiligen Geiste wahrer Gott ist, so können und sollen wir auch der Schrift vertrauen, aber nur weil sie schlechthin Gottes Wort ist. Wäre die Schrift nicht göttlich inspirirt und unfehlbar, so müßte die lutherische Kirche das Wort treffen: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm, und mit seinem Herzen von dem HErrn weicht.“ Sie läge thatsächlich mit dem Antichristenthum, welches den Pabst und sein Urtheil für unfehlbar hält, in gleicher Sünde und Verdammniß.

Es wäre auch ein grober Widerspruch in sich selber, wenn unser Bekenntniß zwar auf der Einen Seite die Schrift als einzigen Quell und alleinige Norm des Glaubens und Lebens hoch rühmen, auf der andern Seite aber doch wieder die göttliche Unfehlbarkeit der Schrift in Frage ziehen wollte. Jeder vernünftige Mensch muß zugeben, daß die Schrift, wenn sie für uns Quell der Wahrheit sein soll, in sich selber ein reiner lauterer Brunnen, ohne jegliche unlautere Beimischung sein muß. Soll der Strom rein sein, so darf auch die Quelle, welcher er entspringt, nicht unlauter sein. Eine Quelle, welcher Irrthum und Wahrheit zugleich entströmt, kann ebensowenig Princip der Wahrheit sein, wie das verderbte menschliche Herz aus sich selber Quell aller Frömmigkeit und Tugend. Und wenn die Schrift nicht bloß alles dichten, sondern auch alles richten, selber aber von niemand gerichtet werden soll, so muß abermals jeder vernünftige Mensch zugestehen, daß solches nur dann statthaben kann, wenn die Schrift göttlich inspirirt und unfehlbar ist. Der Autor einer solchen Schrift, die alles dichten und richten soll, kann nur der unfehlbare, allwissende, wahrhaftige Gott selber sein, der allezeit recht richtet und die Wahrheit sagen kann und will. Und wenn viele der modernen Theologen die Irrthumslosigkeit der Schrift fallen lassen, dabei aber die Autorität derselben als Lehrerin oder Richterin festhalten wollen, so kann das — wenn ihre Stellung anders eine mit Bewußtsein gewählte und verfochtene ist — nur mit jesuitischen Hintergedanken geschehen, welche thatsächlich der Vernunft den

Primat über die Schrift einräumen. So hat unleugbar die egalirte Stellung der Schrift als Quell und Norm aller Lehren, welche die Concordienformel, wie auch die übrigen lutherischen Symbole, der Schrift einräumt, die Inspiration und Unfehlbarkeit derselben zu ihrem nothwendigen Postulate, und wir sind vor die Alternative gestellt, entweder die ganze Theologie unserer Symbole, ja, die der ganzen lutherischen Kirche, als Bibliolatrie und grobe Inconsequenz zu brandmarken, oder aber mit ihr die Schrift für das inspirirte, unfehlbare Gotteswort zu erklären. Tertium non datur.

Jedoch nicht bloß auf indirectem, sondern auch auf directem Wege läßt sich, wie aus den übrigen Bekenntnißschriften, so auch aus der Concordienformel erhärten, daß ihr die Schrift das unfehlbare Gotteswort ist. Gerade die Reinheit, Wahrhaftigkeit, Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit der Schrift findet in der Concordienformel wiederholten, deutlichen und kräftigen Ausdruck. Die Schrift ist ihr „die Wahrheit“, 7, „das Licht des Evangeliums und der allein seligmachenden Wahrheit“, 3, „das Licht göttlicher Wahrheit“, das wir nicht unter den Tisch und Scheffel stellen sollen. 20. Die Feinde der Schrift sind der Concordienformel „Widersacher der göttlichen Wahrheit“. 5. Die Schrift enthält ihr die „reine Lehre göttlichen Wortes“. 4. Sie ist das „reine lautere Wort Gottes“. 5. Die Schriften der Propheten und Apostel sind „reine“ Schriften. 696, 96. 726, 7. Die Wahrheit und puritas ist der Concordienformel eine wesentliche Eigenschaft der heiligen Schrift. 569, 5. An der Schrift festhalten heißt darum nichts anderes, als „an der reinen göttlichen Wahrheit“ festhalten. 568, 2. Die Schrift sagt uns, was wir für recht und wahr zu halten und was wir als falsch und unrecht zu verwerfen, zu fliehen und zu meiden haben. 572, 16. Die prophetischen und apostolischen Schriften sind der „reine lautere Brunnen Israelis, limpidissimi purissimique Israelis fontes“. 568, 3. Die Schrift enthält nicht bloß Wahrheiten, sie ist die Wahrheit selber. Eben deshalb ist auch alles, was in der Schrift steht und aus derselben genommen wird, Wahrheit. Sofern etwas der heiligen Schrift entnommen ist, nimmt es Theil an der Göttlichkeit derselben. So ist z. B. das lutherische Bekenntniß, weil es in prophetischer und apostolischer Schrift wohl gegründet ist, „göttliche Wahrheit“. 21, 6. Und wer von der Schrift abweicht, verfällt dem Irrthum, und wer in der Schrift bleibt, der bleibt in der Wahrheit. Die Schrift ist das reine und darum auch das „unfehlbare und unwandelbare Wort Gottes, sincera et immota verbi Dei veritas“. 12. Daraus folgt, daß auch jede Lehre derselben, „immota veritas, ewige Wahrheit“ ist. 6. 571, 13. So ist z. B. nach der Concordienformel die Abendmahllehre eo ipso, weil sie der Schrift entnommen, „die unfehlbare Wahrheit des göttlichen Wortes“. 17. Die Auctorität der Schrift ist ihr „invicta auctoritas“, die noch in keinem Punkte ihr Ansehen eingebüßt hat. 565, 4. Die Schrift ist ein „fester und unbeweglicher

Fels“. 760. Sie ist „certissima regula“, absolut sichere und zuverlässige Norm, alle Lehrer und Lehren zu richten. 569, 3. Die Sprüche der Schrift sind „helle unwidersprechliche Zeugnisse, clarissima et solidissima testimonia, solida fundamenta“. 570, 6. 572, 17. Etwas Zuverlässigeres als eine Schriftausgabe ist gar nicht denkbar. Und das gilt nicht bloß von etlichen, sondern von allen Aussagen der Schrift. Ist ein Spruch ein Schriftzeugniß, so enthält er auch unfehlbar gewisse Wahrheit. Was die unmittelbar einleuchtenden Grundwahrheiten in der Logik und Mathematik für die Vernunft, das — und noch viel mehr — sind die einzelnen Aussprüche der Schrift in der Theologie für den Glauben. Alles, was die Schrift sagt, ist klar, gewiß und solide, nicht bloß für den Augenblick, sondern in alle Ewigkeit, sodas auch kein Tüttel davon vergehen wird. „Verbum Dei — heißt es 540, 13 — non est falsum aut mendax.“ Was immer geschrieben steht, kann nicht unwahr oder falsch sein. 550, 37. Die Schrift kann nicht gebrochen werden. Jede Aussage, die mit der Schrift in Conflict geräth, ist falsch. Irrthümer harmoniren nie mit der Schrift, streiten vielmehr mit derselben. 5. Jede falsche Lehre ist dem Worte Gottes widerstrebende Lehre. 16. Wer darum die Schrift hat, der kann nicht irren, es sei denn, daß er wie die Schwärmer „die dürre, helle, klare Wort des Testaments Christi und die lauterer Zeugnisse heiliger Schrift vorsätzlich und muthwillig verkehret“. 760. Darauf sind denn auch die Irrgeister angewiesen, „durch besondere und geschwinde List des Satans die Leute aus der heiligen Schrift“ zu führen. 759. „Wer sich — so heißt es 760 — zu derselben (der Schrift) Einfalt mit rechtem einfältigem Glauben hält, der verwahret seine Seele und Gewissen zum besten, als das auf einen festen und unbeweglichen Felsen gebauet ist. Matth. 7 und 17. Gal. 1. Pf. 119.“ S. 760.

Nach der Concordienformel ist somit die Schrift absolut zuverlässig und durchaus unfehlbar. Und das kommt der Schrift daher, weil sie Gottes Wort ist. Die Schrift kann nach der Concordienformel nicht lügen oder falsch sein, weil sie Gottes Wort ist. 540, 13. Als Gottes Wort ist die Schrift die ewige Wahrheit und kann als solches der Theologie zu Grunde gelegt werden. 571, 13. Genannt wird die Schrift dementsprechend von der Concordienformel die „göttliche prophetische apostolische Schrift“, 4, die „heilige Schrift“, 711, 32, „sacrosancta prophetica et apostolica scriptura“, 3, 19, oder auch (beide Attribute verbunden) „die heilige göttliche Schrift“, 18. 633, 3. 572, 17, das „heilige göttliche Wort“, 646, 1. Mit allen diesen Ausdrücken will die Concordienformel hervorheben, daß wir in der Schrift Gottes Wort, göttliche Offenbarung vor uns haben. 685, 53. Zwar redet die Concordienformel auch von der Bibel als den „Schriften der Propheten und Apostel“, weil Propheten und Apostel sie geschrieben haben. Der eigentliche Urheber der Schrift ist der Concordienformel aber der Heilige Geist, welcher bei der

Verabfassung der heiligen Schrift die Propheten und Apostel als seine Werkzeuge gebrauchte. Die Schrift ist von Gott den Männern Gottes eingegeben. *Omnis scriptura divinitus inspirata.* Dreimal bekennt sich die Concordienformel zu der Stelle 2 Tim. 3, 16.: Alle Schrift ist von Gott eingegeben. 707, 12. 642, 14. 572, 14.

Als Gottes Wort will darum auch die Concordienformel die Schrift bei Auslegung derselben respectirt und behandelt wissen. Geräth die Schrift mit unserer Vernunft oder der sogenannten Erfahrung in Widerspruch, oder scheint eine Stelle der Schrift einer andern zu widersprechen, so sollen wir, statt die Schrift mit unserer Vernunft zu meistern, unsere Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam des Wortes und Glaubens. Hierüber spricht sich die Concordienformel im Artikel vom Abendmahl S. 656, 45—47 in folgender herrlichen Weise aus: „So sind wir ja schuldig, diese des ewigen, wahrhaftigen und allmächtigen Sohns Gottes, unsers Herrn, Schöpfers und Erlösers Jesu Christi Wort nicht als verblünte, figürliche, fremde Reden anders zu deuten und auszulegen, wie es unser Vernunft gemäß scheint, sondern die Wort, wie sie lauten, in ihrem eigentlichen, klaren Verstand mit einfältigem Glauben und schuldigem Gehorsam anzunehmen, und uns durch keine Einrede oder menschlich Widersprechen, aus menschlicher Vernunft gesponnen, wie lieblich sie auch der Vernunft scheinen, davon abwenden lassen. — Wie Abraham, da er Gottes Wort von Aufopferung seines Sohnes höret, ob er wohl Ursach genug gehabt zu disputiren, ob die Wort, dieweil sie nicht allein wider alle Vernunft und wider das göttlich und natürlich Gesetz, sondern auch wider den hohen Artikel des Glaubens vom verheißenen Samen Christo, der von Isaak sollte geboren werden, öffentlich streiten, nach dem Buchstaben oder mit einer leidlichen oder sanften Glossa sollten zu verstehen sein! Dennoch, wie er zuvor, als ihm die Verheißung von dem gebenedeieten Samen aus Isaak gegeben wird (wiewohl es seiner Vernunft unmöglich scheint), Gott die Ehre der Wahrheit gibet, und auf das allergewisseste bei sich geschlossen und gegläubet hat, daß Gott, was er verheißet, solches auch thun kann: also verstehet und gläubet er auch allhier Gottes Wort und Befehl einfältig und schlecht, wie sie nach dem Buchstaben lauten, und läßt es Gottes Allmächtigkeit und Weisheit befohlen sein, welche er weiß, daß sie viel mehr Weise und Wege hat, die Verheißung des Samens aus Isaak zu erfüllen, als er mit seiner blinden Vernunft begreifen kann. — Also sollen wir auch mit aller Demuth und Gehorsam unsers Schöpfers und Erlösers deutlichen, festen, klaren und ernsten Worten und Befehl ohne allen Zweifel und Disputation, wie es sich mit unserer Vernunft reime oder möglich sei, einfältig glauben. Denn dieser Herr solche Worte geredet hat, welcher die unendliche Weisheit und Wahrheit selbst ist, und alles, was er verheißet, gewißlich auch ins Werk setzen und vollbringen kann.“ Siehe auch Seite 667, 92. 696, 96.

Als vom Heiligen Geiste inspirirtes Gottes Wort, als *verbum Dei*, ist die Schrift der Concordienformel nun auch „*instrumentum Spiritus Sancti, quo conversionem hominis efficit*“. 526, 19. Menschenwort, wohl gar trügerisches Menschenwort, kann solch hohe Wirkung, wie sie der Schrift zugeschrieben wird, nicht haben. Von der Schrift als dem Worte Gottes aber gilt, was die Concordienformel 710, 20 schreibt: „Und solchen Beruf Gottes, so durch die Predigt des Wortes geschieht, sollen wir vor kein Spiegelfechten halten, sondern wissen, daß dadurch Gott seinen Willen offenbaret, daß er in denen, die er also berufet, durchs Wort wirken wolle, daß sie erleuchtet, befehret und selig werden mögen. Denn das Wort, dadurch wir berufen werden, ist ein Amt des Geistes, das den Geist gibt, oder dadurch der Geist gegeben wird, 2 Cor. 3, und eine Kraft Gottes, selig zu machen, Röm. 1. Und weil der Heilige Geist durchs Wort kräftig sein, stärken, Kraft und Vermögen geben will, so ist Gottes Wille, daß wir das Wort annehmen, gläuben und demselben folgen sollen.“ Siehe noch Seite 710, 29. 601, 52.

Diese vom Heiligen Geiste inspirirte und erfüllte und darum göttlich wahre und kräftige Schrift ist nun nach der Concordienformel die nothwendige Voraussetzung für die Gewißheit unsers christlichen Glaubens. Wenn Enthusiasten, welche sich unmittelbarer Erleuchtung, Belehrung und Versiegelung der Gnade rühmen, wenig, oder gar kein Gewicht auf die göttliche Wahrhaftigkeit und Wirksamkeit der Schrift legen, so ist das ja nicht zu verwundern. Lutheraner aber kennen nur eine Glaubensgewißheit, welche der inspirirten und darum göttlich wahren und wirksamen Schrift entspringt. In ihrer Vorrede zum Concordienbuche bekennen demgemäß die lutherischen Fürsten, daß sie ihres „christlichen Bekenntniß und Glaubens aus göttlicher prophetischer und apostolischer Schrift gewiß“ seien. 19. Ohne die Schrift bleibe ihnen nichts als ungewisse „*opinionones und zweifelhaftige, disputürliche Wahn und Meinung, opinionones et ἐπιχειρῆματα academicae*“. 19. So vermag nach der Concordienformel nur die Schrift das skeptische „*ἐπιχειρῆματα*“ — 19 — verwandeln in Glaubensgewißheit. Ohne Schrift, sich selber überlassen, bleibt dem Menschen nur Wahn, ungewisse Meinungen und offene Fragen, wie davon gerade auch die moderne Theologie mit ihren „Versuchen“ und „offenen Fragen“ ein abschreckendes Beispiel ist. Von den Schwärmern, die sich für ihre schriftlose, haltlose Meinungstheologie auf ihr Denken, ihr nothwendiges Denken berufen, und zu welchen nach der Begriffsbestimmung unserer Bekenntnisse auch die neueren wissenschaftlichen lutherischen Theologen gerechnet werden müssen, sagt die Concordienformel mit Luther 669, 103: „Wer will ihrem Denken gläuben? Womit machen sie solches Denken gewiß? Quo argumentorum genere hos cogitationes suas confirmabunt?“ Unzweifelhaftes Wissen, Glauben entsteht ihr einzig und allein aus Offenbarung heiliger Schrift. 736. Im Epilogus zum Catalogus Testimoniorum heißt

es 759: „Vera et salvifica fides nullius neque veteris, neque recentioris ecclesiae doctoris testimonio, sed solius et unius Dei verbo in scriptis prophetarum et apostolorum testium veritatis coelestis maxime ἀξιωματικῶν comprehenso, velut fundamento immoto, inniti oportet.“ 759. Wer deshalb die Inspiration und Unfehlbarkeit der heiligen Schrift leugnet, der zerstört nach der Concordienformel, so viel an ihm ist, beides, die christliche Theologie, wie auch den seligmachenden Glauben.

Nachdem wir somit den Leser hingewiesen haben einerseits auf die fast zahllosen Stellen in allen unsern Bekenntnißschriften, in welchen die heilige Schrift als alleiniger Quell der Theologie und einzige Norm des Glaubens und Lebens hoch gepriesen wird, was die Inspiration, Unfehlbarkeit und Göttlichkeit der Schrift zu seiner nothwendigen Voraussetzung hat, andererseits aber auch auf die vielen Stellen, in welchen ein- über das andere mal die Unfehlbarkeit, Irrthumslosigkeit, Inspiration und Göttlichkeit selber ausdrücklich und energisch betont wird, — müssen wir das Urtheil der modernen pseudolutherischen Theologie: „Unser kirchliches Bekenntniß enthält über die Frage der Inspiration nichts“ als ein überaus leichtfertiges, falsches, unlutherisches, ja, geradezu verleumderisches zurückweisen. Zugleich aber freuen wir uns, daß wir durch Gottes Gnade mit unserm unzweideutigen und fröhlichen Bekenntniß zur wörtlichen Inspiration und Unfehlbarkeit der heiligen Schrift nicht bloß — was ja alleine entscheidend ist — in der Schrift stehen, sondern auch auf dem Boden aller lutherischen Bekenntnisse.

F. B.

Vermischtes.

Jünglings- und Männervereine. Ueber die Gefahren, welche den Jünglings- und Männervereinen drohen, spricht sich der Präsident des Internationalen Central-Committees, Ed. Barde in Genf, also aus: „Früher, zur Zeit der Gründung unserer Vereine (sie reicht schon ein halbes Jahrhundert zurück), war deren Hauptaugenmerk auf das Seelenheil der Jünglinge gerichtet. Heutzutage wollen sie dieselben außerdem noch unterhalten und belehren. Und ich glaube nicht als ein Unglücksprophet gelten zu müssen, wenn ich da und dort die Tendenz zu bemerken glaube, die Unterhaltung, wenn auch nicht als Mittel zum Heile zu betrachten, so doch beide mit einander zu verwechseln. Das wäre aber nichts weniger als ein Fortschritt. . . Zahlreiche Thatfachen aus jüngster Zeit geben diesem Warnungsruf volle Berechtigung. Es wurde mir kürzlich über eine höchst lustige Abendunterhaltung berichtet, welche ein Jünglingsverein, nicht weit von Genf, veranstaltete. Viel Leben, ausgelassene Fröhlichkeit, äußerst gelungene Verkleidungen, sehr komische Vorträge, nichts hat gefehlt. . .

An andern Orten hält man unsere neuen Locale zum Theaterspielen für besonders geeignet. Das wird auch benützt; Schauspieler werden ausgebildet, und manche entwickeln darin ein außerordentliches Talent. . . , 'Erfolg verpflichtet', sagt ihr. Gewiß, manchmal wird er aber auch gefährlich. Die Welt freut sich darüber, daß ihr nicht engherzig seid, wie eure Väter es waren: auf den Beifall der Welt wollt ihr nicht verzichten. Mit augenscheinlicher Befriedigung weist ihr auf die Hunderte von Jünglingen hin, die eurer Einladung Folge leisten. Nun wohl, haltet sie fest, diese Freunde; verdoppelt, verzehnfacht ihre Zahl; wir werden die ersten sein, uns darüber zu freuen. Aber unter einer Bedingung: daß ihr nämlich dabei keinen Augenblick Zweck und Ziel unserer Vereine vergeßet. Als dieselben im Jahre 1855 ihre erste ökumenische Conferenz hielten, nahmen sie sämmtlich als Wahlspruch an: die Evangelisation der Jugend durch die Jugend. Wohl gemerkt: die Evangelisation, nicht die Unterhaltung. . . Ein Vereinslocal, das bei Abendunterhaltungen gefüllt ist, bei Versammlungen aber leer steht, mag in den Zeitungen und vor der Welt noch so großen Ruhmes genießen: sein Untergang ist nicht ferne."

Finanzielle Nothe deutschländischer Landpfarrer. Ein brandenburgischer Pastor schreibt über die Lage eines eben ins Amt getretenen Pfarrers u. A.: „Er hat ein Anfangsgehalt von 1800 Mk.“ (etwa 400 Dollars), „das zum Theil aus Einnahmen besteht, die nicht fest sind und nicht baar ausgezahlt werden. Wie wenig die wirkliche Einnahme mit der auf dem Papier stehenden übereinstimmt, ist bekannte Thatsache. Wie viele Gebühren muß der Pfarrer erlassen; wie wenig Bescheinigungen werden noch bezahlt; wie viele entziehen dem Pastor das ihm Zukommende, weil sie wissen, daß er sie nicht wohl verklagen kann! Wer aber erläßt dem Pfarrer auch nur einen Groschen? In keinem Stande sind die Abgaben so hoch wie im geistlichen. Zwei Procent gehen ab an den Pensions- und Relictenfonds. Bei allen christlichen Vereinen muß seine Zeichnung voranstehen; von ihm erwarten die Armen seiner Gemeinde zuerst Hülfe. Ist dann die Kinderstube noch reich gesegnet durch Nachkommenchaft, so kann man sich ein Bild von der kläglichen Lage eines Landpastors machen. Dazu kommt, daß gerade der Pfarrer viel Geld braucht, um sein Amt überhaupt anzutreten. Wenn man auch zugestehen muß, daß nur selten ein Pastor seinen Amtsnachfolger bei der Uebernahme übervortheilt, so ist es doch Regel, daß der das Amt antretende 500—600 Mk. baar bezahlen muß. Hat er die Summe nicht — und das ist das Gewöhnliche, — so muß er borgen. Aber wer borgt ihm? Gute Freunde bedauern, daß sie solche Summen nicht vorrätzig haben, Geschäftsleute verlangen Sicherheiten, die er nicht bieten kann. Was bleibt übrig? Er muß zum Juden gehen! Nicht Jeder hat das Glück, wie Schreiber dieses, einen Juden zu finden, der sich bei vierteljährlicher Ratenrückzahlung mit sechs Procent Zinsen begnügt. Sobald der Pfarrer sein Amt angetreten hat, melden sich auch die

Univerfitäten mit ihrer Aufforderung, die gestundeten Collegenhonorare zu bezahlen. Wieder beginnt das Suchen nach Geld, zu den eben gemachten Schulden kommen neue. Kehrt dann noch Krankheit in der Familie ein, so ist das Elend vollständig.“

Unterschied von Freikirche und Staatskirche. In der Stöckerschen Kirchenzeitung lesen wir: „Das Augsburgische Glaubensbekenntniß nennt die Kirche eine Versammlung aller Gläubigen. Damit bezeichnet sie dieselben als eine Gemeinschaft des Glaubens. Sie fügte freilich in dem achten Artikel hinzu, daß der Versammlung aller Gläubigen und Heiligen in diesem Leben viel falscher Christen und Heuchler beigemischt seien, auch öffentliche Sünder unter den Frommen bleiben werden. Damit erkennt und erklärt sie, daß die Kirche es nicht werde vermeiden können, ein Sammelplatz“ (Sammelplatz?) „von Gläubigen und Ungläubigen, von Heiligen und Unheiligen zu sein. Jenes ist der ideale, dieses der wirkliche Zustand der Christenheit. Das ist in den Volkskirchen wie in den Freikirchen gleich. Aber in den Freikirchen, soweit sie gesund sind, werden Ungläubige, wenn man sie kennt, nicht als vollberechtigte Glieder“ (bloß als nicht vollberechtigte Glieder?) „anerkannt, werden bekenntnißwidrige Prediger nicht angestellt oder doch entlassen, werden offenbare Sünder in Zucht genommen oder ausgeschlossen. In den Volkskirchen, wie sie jetzt sind, ist das unmöglich. Die Ungläubigen bilden eine so große Zahl und haben durch das Steuerzahlen einen scheinbar so bedeutenden Antheil an dem Bestehen der Gemeinde, daß man sie als berechtigte Glieder anerkennt. Sie wählen mit und werden gewählt; etwaige Bestimmungen ihrer Befähigung — die sogenannten Qualificationsbestimmungen — sind meist fruchtlos, überdies für die Wähler nicht vorhanden. Der freigesinnte Schleiermacher forderte als Bedingung für das active Gemeindevahlrecht regelmäßigen Kirchenbesuch und zweimalige Theilnahme am heiligen Abendmahl während des Jahres. Aber wo sind solche Forderungen geblieben? Auch der orthodoxeste Staatskirchenmann würde heutzutage nicht den Muth haben, sie geltend zu machen. Der Sinn für kirchliche Ehre ist eben schwach oder gar nicht mehr vorhanden; man ist oft froh, wenn nur die gewählten Kirchenvertreter zuweilen am Gottesdienst theilnehmen, und gibt sich auch zufrieden, wenn sie nicht kommen. Wenigstens in den Städten des Ostens unserer Landeskirche, auch auf manchem Dorfe ist es so. — Noch schlimmer steht es mit dem Bekenntniß der Universitätslehrer und vieler Geistlichen, die durch sie herangebildet werden. Hier ist es die Staatsregierung, Staatsoberhaupt und Cultusminister, beide an dem Kirchenregiment hervorragend theilhaftig, die der bekenntnißwidrigen Theologie Raum lassen; die Kirchenbehörden selbst aber durch ihr Votum sind an der Berufung der theologischen Professoren, also auch an der Verantwortlichkeit dafür theilhaftig. Hier drängt der Zwiespalt zwischen Kirchenlehre und Irrlehre sehr tief in den innersten Organismus der Kirche hinein. — Die Kirchen-

zucht ist beinahe ganz erloschen; in den Massengemeinden der Großstädte ist sie überhaupt unmöglich geworden und könnte nur noch in einzelnen Fällen eintreten. Was die Augsburgische Confession als ein Verhängniß anerkennt, nämlich das Gemisch von wahren und falschen Christen, ist durch die neueren Kirchenverfassungen beinahe zu einer Einrichtung der Kirche geworden.“

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

General-Synode. In manchen Kreisen der General-Synode hält man hart über der Irrlehre. In der Alleghany-Synode, einer mit der General-Synode verbundenen Synode, handelte es sich um die Ordination von Candidaten. Da wurde der Committee, welche der Synode zu berichten hatte, von den Studiencollegen eines gewissen Candidaten angezeigt, daß letzterer „absolutely unsound on the Sabbath question“ sei. Nähere Nachfrage ergab, daß der Candidat bei hellem, lichtem Tage behauptete, daß im Neuen Testament der Sabbath abgethan und der Sonntag nicht göttlicher Einsetzung, sondern eine kirchliche Einrichtung sei. Der schwere casus kam vor die Synode selbst. Und die Synode verweigerte die Ordination, weil der Candidat „wieder und wieder erklärte, daß das Neue Testament den Sabbath abgethan habe, so daß wir keine Ursache haben, ihn für göttlich verbindlich zu halten, mag man ihn Sabbath, Sonntag oder Tag des Herrn nennen“. Dies alles wird mit der größten Naivetät in dem „Lutheran Evangelist“ berichtet, und der Bericht schließt mit der Bemerkung: „Ich glaube nicht, daß irgend etwas Unchristliches in der ganzen Angelegenheit vorfam.“ Man sieht, welche fast unglaubliche Unwissenheit in Bezug auf lutherische Lehre in gewissen Kreisen der General-Synode herrscht. F. P.

Die Ohio-Synode war als erste „Delegaten-Synode“ zu Dayton, Ohio, versammelt. Ein Hilfsredacteur der „Kirchenzeitung“ berichtet über die Versammlung: „Ehrlich gesagt, wir vermißten doch manches Altgewordene und Liebgewordene bei dieser Versammlung. Eine Delegatenversammlung ist eben durchweg was ganz anderes als eine vollzählige Synodalversammlung. Anstatt Hunderte findet man da fünfzig bis sechzig die Geschäfte besorgen zc. Das mag seine großen Vortheile haben. Vielleicht auch nicht. Darüber erlauben wir uns jetzt kein Urtheil. Die Zeit wird's lehren. Die Delegaten haben fleißig gearbeitet, das muß vornweg gesagt werden. Auch an Redebefähigung und Willigkeit fehlte es nicht. Die Beamten thaten ihre Pflicht in gelungener Weise. Die ‚Gäste‘ waren respectvoll und mischten sich nicht in ungehöriger Weise ein. Sie vergaßen nicht, wo ihre passende Stätte war. Kurzum: es war in dieser Hinsicht alles schön und liebevoll, wenn auch oft etwas fremdartig. Auch an das Fremde kann man sich gewöhnen.“ Die Verschmelzung der verschiedenen theologischen Seminare der Synode, die beantragt war, wurde von der Synode vorläufig noch nicht beschloffen. „Allerdings“ — berichtet die „Kirchenzeitung“ — „war man fast allgemein der Ansicht, daß es in nicht gar zu ferner Zeit so weit kommen sollte, daß unser theoretisches Seminar zu Columbus an Leistungsfähigkeit durch Vermehrung der Lehrkräfte um das Doppelte zunehme, und daß unsere zukünftigen Pastoren eine viel gründlichere Ausbildung erhalten; doch meinte man auch, daß ein bestimmter und ausführlicher Plan vor-

gelegt werden müsse, ehe über eine solche wichtige Umgestaltung beschloffen werden könne.“ Das practische Seminar zu Hickory, N. C., „soll wenigstens jetzt nicht aufgehoben werden“. Die Synode glaubt, daß sie sowohl von Hickory aus im Süden, als auch von St. Paul aus im Norden eine große Missionsarbeit zu thun habe. Ob in der Ohio-Synode auch noch fernerhin die Beteuerung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch vom Verhalten des Menschen abhängen soll — darüber haben wir in dem ausführlichen Bericht in der „Kirchenzeitung“ nichts gefunden. So wird's wohl beim Alten bleiben. J. P.

In der „Kostverwaltung“ der ohio'schen „Capital University“ ist eine Aenderung eingetreten. Darüber berichtet C. S. in der „Kirchenzeitung“: „Der angezeigte Wechsel in der Kostverwaltung ist eingetreten. Herr Ph. Long, Bruder des P. S. P. Long, hat die Stelle übernommen und trägt alle Verantwortlichkeit dafür. Das Kostgeld (\$1.75 per Woche) wird ihm direct von den Studenten bezahlt. Er dagegen hat der Anstalt eine bestimmte Summe für Benützung des Hauses und Kücheneinrichtung per Jahr zu bezahlen — für jetzt \$400. Wie es jetzt den Anschein hat, wird diese neue Einrichtung Befriedigung geben. Doch — das muß die Zukunft lehren. Wir jedenfalls wünschen das von ganzem Herzen, nachdem wir seit bald 38 Jahren einen fast beständigen Krieg, die Kostgeberei in der Anstalt betreffend, mit durchgemacht haben.“

General Council. Das „Kirchenblatt“ von Philadelphia berichtet: „Eine Neuerung ist im Thiel College der Pittsburg-Synode beschloffen. Es soll nämlich künftig der Chorrod bei den Gottesdiensten in der Kapelle getragen werden. Ebenso wird das englische Church Book gebraucht werden.“ Diese Neuerung wird nicht viel schaden, wenn's sonst ordentlich und christlich zugeht. J. P.

II. Auslaud.

Die „sociale Frage“ in Deutschland. Prof. v. Nathusius, Hofprediger a. D. Stöder und Pfarrer Lic. Weber haben die folgende Kundgebung, die sie wunderlicher Weise „klar und unmißverständlich“ nennen, veröffentlicht: „Die unterzeichneten Männer aus verschiedenen Gruppen und Richtungen der rechten Seite des kirchlichen und politischen Lebens halten es gegenüber der Entwicklung des evangelisch-socialen Congresses für geboten, ihre kirchlich-socialen Ueberzeugungen klar und unmißverständlich auszusprechen: 1) Das wirtschaftliche und sociale Leben steht unter Bedingungen christlicher Sittlichkeit, die nicht vernachlässigt werden dürfen, ohne den Volksgeist auf das schwerste zu gefährden. Für das christliche und sittliche Leben liegen in den gegenwärtigen wirtschaftlich-socialen Verhältnissen vielfache Hindernisse, deren Befeitigung von der Kirche um der Nächstenliebe willen erstrebt werden muß. Wir verwerfen die Anschauung, daß die socialen Zustände, die wirtschaftliche Lage das Christenthum nichts angehe. — 2) Die Predigt des Evangeliums und die Geltendmachung seiner Lebensmächte ist unerläßlich zur Herstellung der Grundlagen eines gesunden socialen und wirtschaftlichen Lebens; die sittliche Pflege der socialen und wirtschaftlichen Güter eines der nothwendigen Mittel zur Heilung des kranken Volksgeistes. Wir fordern für die Kirche nach beiden Richtungen innerhalb des ihr gegebenen Wirkungskreises freien Raum und von ihr thatkräftiges Zeugniß gegen die Versündigung in allen Ständen, in der Socialdemokratie wie in den Kreisen der Bildung und Besitz. — 3) Nur das unverfälschte biblische Evangelium und eine kirchliche Thätigkeit, die auf dem Glauben an die Heilthatfachen ruht, wie sie in unsern Bekenntnissen bezeugt sind, kann dem Volksleben die rechten heiligenden Kräfte der Erneuerung zuführen. Nur ein sociales Wirken, das mit

bejonnener Anknüpfung an das geschichtlich Gewordene die Verhältnisse bessern und die Klassen versöhnen will, schließt die Möglichkeit der Hilfe in sich. Wir sehen deshalb nach den gemachten Erfahrungen für die kirchlich-socialen Arbeit eine Gefahr in ihrer Verbindung mit der modernen Theologie, deren Vertreter in wachsendem Maße den evangelisch-socialen Congreß beherrschen und durch ihr Verhalten die Unzuträglichkeit gemeinsamer Arbeit beweisen, wie in dem agitatorischen Treiben einer Richtung, die verwerfliche Schlagworte unter die Menge wirft, den Klassenkampf schürt, Unzufriedenheit weckt und die menschlichen Leidenschaften für angebliche Zwecke des Reiches Gottes in Bewegung setzt. — 4) Die ewigen Ziele der Kirche dürfen nicht zu Gunsten diesseitiger Zwecke zurückgestellt, die christlichen Begriffe evangelischer Freiheit und Gleichheit vor Gott nicht unmittelbar auf irdische Verhältnisse angewandt werden. Hinwiederum soll die Kirche auch in ihren Aemtern mit ihrem Zeugniß nicht bloß auf jenseitige und innerliche Verhältnisse, nicht bloß gegen den ungöttlichen Sinn und die mammonistischen Verfündigungen einzelner gerichtet sein, sondern sich ebenso auf die socialen Zustände selbst erstrecken und für deren Besserung, auch durch Recht und Gesetz, ihre Stimme erheben. Wir können der römisch-katholischen Kirche nicht das alleinige Recht zum socialen Wirken zugestehen, sondern halten die Kirche der Reformation für befähigt und verpflichtet, im Geiste der Propheten und Apostel auf das öffentliche Leben einzugehen und einzuwirken. — 5) In der Mitwirkung der Kirche an der socialen Reformarbeit sehen wir die verheißungsvolle Bürgschaft für den geistlichen Fortschritt des öffentlichen Lebens und die unerläßliche Bedingung gegegneter kirchlicher Arbeit. Dem Geistlichen kann es unter Umständen zur unweigerlichen Pflicht werden, persönlich in den Kampf für die sittlichen Lebensmächte einzutreten, Gleichgesinnte zu sammeln und sowohl die evangelischen Arbeitervereine, wie die Werke der inneren Mission im Sinne kirchlich-socialer Thätigkeit zu pflegen. — 6) Die heilende und erneuernde sociale Arbeit kann nicht durch die Kirche allein, sondern nur unter Mitwirkung des Staates in seinem Rechtsleben wie in seiner Verwaltung und unter dem Beistand der an der wirthschaftlichen Thätigkeit beteiligten Kreise, besonders der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, geschehen. Die Auswahl der gesetzgeberischen Mittel im Einzelnen sehen wir als außerhalb der eigenthümlich-kirchlichen Aufgaben liegend an. Jedoch muß jede segensreiche social-politische Thätigkeit die göttlichen Grundordnungen in Ehe und Familie, Haus und Gesellschaft, Arbeit und Eigenthum anerkennen und zu schützen suchen. Insonderheit soll sie die wirthschaftliche Sicherung der abhängigen Klassen, sowie die geistige, geistliche und sittliche Hebung aller Stände im Auge haben. — 7) Nur unter Wahrung und Bewahrung der hier ausgesprochenen Grundsätze wird die Kirche der Reformation ihrem gottgewiesenen Berufe zum Heile unsers Volkes genügen. Wir fordern deshalb unsere Gesinnungsgenossen auf, ohne Rücksicht auf Menschengunst und Menschenfurcht, zur gemeinsamen Arbeit auf den Grundlagen des alten Väterglaubens sich zusammenzuschließen. Es handelt sich in dem gegenwärtigen Kampf um die Güter der Reformation, um die Festhaltung der göttlichen Offenbarung gegenüber dem Abfall, um Bewahrung der Volkskirche gegenüber auflösenden Secten und schwärmerischen Richtungen. Die evangelische Kirche muß das Salz des deutschen Lebens bleiben. Dazu helfe Gott der Herr durch die Macht seines Heiligen Geistes.“ — Dazu bemerkt der „Bilger aus Sachsen“: „Klar und unmißverständlich“ finden wir diese Kundgebung nicht. Die evangelisch-lutherische Kirche kennt überhaupt keine sociale ‚Frage‘, die socialen ‚Pflichten‘ aber lehrt das vierte Gebot, welches sie, wie alle andern, im Sinne und in der Kraft des Geistes Christi zu erfüllen strebt. Ein jeder lerne seine Lektion, so wird es wohl im Hause stehen.“

Baden. In Baden erscheint ein „evangelisch-protestantisches Kirchenblatt“, das neuerdings in unverschämten und lästerlichen Angriffen auf die Lehre der heiligen Schrift Unglaubliches leistet. In Nr. 27 und 28 dieses Jahres sucht dieses Blatt, das von einem Professor und Doctor der Theologie herausgegeben wird, zu beweisen, daß der Herr Jesus der leibliche Sohn Josephs gewesen sei. Aber damit nicht genug. In Nr. 31 und 32 werden alle, die die Lehre der Schrift von seiner wahren Gottessohnschaft und Geburt von der Jungfrau Maria festhalten, auf das Heftigste angegriffen und unter anderm behauptet, daß diese alle katholisch denken und glauben, weil sie die katholische Lehre von der Gottheit Christi über die evangelisch-biblische Lehre von der Gottessohnschaft Jesu stellten! (P. a. S.)

Leipziger Mission. Die Leipziger Mission zählt gegenwärtig in Indien 25 europäische Missionare, zwei Missionschwestern, ferner den Vorsteher einer Arbeitsschule und einen Factor, zusammen also 29 Missionsarbeiter; vier Missionare weilen zur Zeit beurlaubt in der Heimath: Päsler, Hörberg, Dachselt und Meyner. Neben den europäischen Missionaren arbeiten 17 eingeborene Landprediger und fünf Candidaten. In Africa sind 13 Missionare und ein Missionsökonom stationirt; zwei Missionare, Wenderlein und Böhme, befinden sich zur Erholung in der Heimath. (P. a. S.)

Ueber körperliche Züchtigung der Schüler hat das preussische Oberverwaltungsgericht die folgende Entscheidung gefällt: „Der Lehrer ist zur Vornahme ‚empfindlicher körperlicher Züchtigungen‘, und zwar sowohl bei Schülern einer andern, wie auch bei solchen seiner eigenen Klasse absolut berechtigt. Da das Verhalten der Schüler auch außerhalb der Schule der Schulzucht unterliegt, so darf die Züchtigung seitens des Lehrers selbstredend auch außerhalb der Schullocalitäten stattfinden. Dasselbe Recht hat auch der Geistliche in seiner Eigenschaft als Religionslehrer. Die Schulzucht kann nur dann Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens werden, wenn eine merkwürdige oder wesentliche Verletzung des Schülers stattgefunden hat. Als merkwürdige oder wesentliche Verletzung gilt aber nur eine solche, welche Gesundheit und Leben des Schülers ‚nachweislich‘ gefährdet. Gewöhnliche Blutunterlaufungen, blaue Flecken und Striemen gehören nicht hierzu; denn jede empfindliche Strafe läßt solche Erscheinungen zurück.“ Hier hat das Oberverwaltungsgericht bedenklich über die Schnur gehauen. Wohin soll das führen, wenn es ohne Einschränkung heißt, daß das Verhalten der Schüler „auch außerhalb der Schule“ der Schulzucht unterliegt!

„Positive“ Theologie gegen Univeritäts-theologie in Württemberg. Auch in Württemberg sollen theologische Curse im Sinn der positiven Theologie abgehalten werden. Der Ort der Zusammenkunft ist Stuttgart, die Vortragenden sind Geistliche, die „aus dem Ertrag ihrer wissenschaftlichen Studien Vorträge mit angeschlossener freier Besprechung über die brennenden Fragen auf dem Gebiete der neueren theologischen Forschung halten werden“. Das Unternehmen geht von einem gemeinsamen Beschluß der evangelisch-lutherischen Conferenz und der evangelisch-kirchlichen Vereinigung aus, die es, wie das „Stutt. Sonntagsbl.“ berichtet, für angezeigt erachtet, „jüngeren Amtsbrüdern Gelegenheit zu bieten, die positive Vertretung des kirchlichen Standpunkts, die Zeugnisse, auf denen die Lehre unserer Kirche ruht, und die wissenschaftliche Begründung der im alten Glauben enthaltenen Wahrheit noch näher kennen zu lernen“. Unwillig schreibt zu dem letzten Satz der „Kirchl. Anz. f. Würtg.“: „Als ob man in Tübingen das nicht auch lernen konnte und könnte!“ Dazu bemerkt selbst die A. G. L. R.: „Der ‚Kirchl. Anz.‘ sollte aber doch noch außer vielem andern noch den Fall Steudel in Erinnerung haben, und wie da urbi et orbi verkündet wurde, ohne gründlichen Widerspruch zu erfahren, daß die theologische

Ausrüstung in Tübingen mit der kirchlichen Lehre in Widerspruch steht und hernach die ins Amt eintretenden jungen Theologen in schwere Gewissensnöthe bringt.“

Ein **Unicum studentischer Faulheit** wird von der Universität Czernowitz berichtet. Dort wurde die Wahrnehmung gemacht, daß eine große Zahl der Studirenden der Rechtskunde selbst den Obligatvorlesungen consequent fernblieben. Zum Erstaunen des Professorencollegiums wurde festgestellt, daß zahlreiche immatriculirte Studenten überhaupt nicht in Czernowitz wohnten, sondern nur zur Zmmatriculation hergereist waren. Auch die in der Hauptstadt ständig wohnenden Studenten besuchten nur zum kleinsten Theil die Vorlesungen wirklich. Das Professorencollegium der juristischen Facultät hat deshalb den Beschluß gefaßt, die Hörer nachdrücklich zum regelmäßigen Besuch der Vorlesungen aufzufordern, widrigenfalls ihnen die Ausschließung von der Universität „wegen beharrlichen Unfleißes“ bevorstünde. (A. C. L. R.)

Eine „**Ergänzung der altgeordneten Amtsthätigkeit der Geistlichen**“ in **Schleswig-Holstein**. Die A. C. L. R. berichtet: In Schleswig-Holstein hat sich ein „Kirchlicher Verein für Evangelisation“ zusammengethan unter der Führung von Probst Hasselmann in Husum, den Generalsuperintendenten D. Raftan und D. Ruppert in Kiel zc. Der Verein ist aus der Erkenntniß hervorgegangen, daß bei der großen Entfremdung von der Kirche „der altgeordneten Amtsthätigkeit der Geistlichen eine Ergänzung durch eine freie Thätigkeit zur Seite treten müsse“. Neben der Liebesarbeit der Inneren Mission bedarf es auch einer besonderen Wortverkündigung, die in zwiesacher Weise zu geschehen habe. „Einerseits dadurch, daß in Gemeinden, in welchen die vorhandenen geistlichen Kräfte nicht ausreichen, eine Helfersarbeit in Wortverkündigung und Seelsorge geordnet wird, andererseits dadurch, daß überhaupt versucht wird, neben den kirchlich geordneten Gottesdiensten durch Wortverkündigung in freierer Form an die der Kirche gewöhnlich nicht erreichbaren Kreise heranzukommen.“ Diese Arbeit soll in der Lehre des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses wurzeln, und verfolgt das Ziel, „in den innerlich dem Evangelium noch fernstehenden Gliedern unserer Kirche entschiedenes, vollbewußtes Christenthum zu wecken und dadurch die lebendigen, am kirchlichen Leben sich theiligenden Kreise in den Gemeinden zu stärken, zu sammeln und zu mehren. Organe der Arbeit sind einerseits dafür begabte und sorgfältig ausgebildete Gemeindefehler (Stadtmissionare, Landmissionare), andererseits für evangelisatorische Thätigkeit begabte und hierzu willige landeskirchliche Geistliche“. Der Vorstand des „kirchlichen Vereins“ wird bemüht sein, sowohl Amtsbrüdern auf Wunsch die geeigneten Kräfte aus der Geistlichkeit zuzuführen, als für die Ausbildung und geordnete Stationirung von Gemeindefehlern zu sorgen. In letzterer Beziehung ist bereits ein Schritt geschehen, indem der Verein die Brüderanstalt in Breklum als Ausbildungsanstalt für die Gemeindefehler übernommen hat. Die Leitung wird einem geeigneten und besoldeten Geistlichen übertragen werden. Ein gedruckter Aufruf fordert alle Glieder der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche auf, soweit sie das Unternehmen billigen, dem Verein für Evangelisation als Mitglied beizutreten. Die Pflicht eines Mitgliebes besteht darin, die Bestrebungen des Vereins thunlichst zu unterstützen und jährlich eine freiwillige Gabe für die Arbeit des Vereins zu entrichten.

Die **Baseler Mission** hat noch nie so viele Todesfälle zu beklagen gehabt, wie seit dem vorigen Jahresfest. Den Veteranen Christaller inbegriffen, der seit Jahren in der Heimath auf dem Gebiete der africanischen Sprachen thätig war, hat sie 18 Arbeiter und Arbeiterinnen verloren, nämlich zwölf auf der Goldküste, vier in Kamerun und je einen in Indien und China; es befanden sich darunter mehrere, die erst ganz kurz auf ihrem Arbeitsfelde waren. Eine Missionärsbraut wurde an

dem Tage, der für ihre Hochzeit bestimmt war, beerdigt. Ein früherer Jögling des Baseler Missionshauses, der armenische Pastor Abusajatian, kam im December bei dem Blutbad in Urfa um. Der indische Missionar Nagel schied aus principiellen Bedenken aus, um fortan als Freimissionar zu wirken. — Die Arbeit auf den verschiedenen Missionsgebieten nimmt einen gedeihlichen Fortgang. Es befinden sich auf 51 Hauptstationen — 23 in Indien, 13 in China, zehn auf der Goldküste und fünf in Kamerun — 155 Missionare, 96 Frauen und neun Jungfrauen. Die Missionskirche hatte 1460 Heidentausen, von denen 831 allein auf die Goldküste kommen, und einen Zuwachs von 1503 Gemeindegliedern; die Gesamtzahl derselben beträgt 31,703. China hat trotz der 127 Heidentausen nur einen Zuwachs von 22 Personen, ebenso Kamerun bei 293 Heidentausen nur einen Zuwachs von 177 Personen, dort eine Folge der Auswanderung, hier der Ausschließung. Die Zahl der Schüler beträgt 14,449. Der Rassenbestand ist ein günstiger; eine Ausgabe von 1,295,406 Frs. und eine Mehreinnahme von 1791 Frs. — Was die einzelnen Gebiete betrifft, so wächst in Indien auf den Nilagiri's und in Malabar die Geneigtheit, das Evangelium anzunehmen; dagegen in Südahratta, Kanara und Kurgland ist der Boden noch immer hart; in Udapi wurden in den Jahren 1890—'95 nur 230 Heiden getauft, dagegen 245 Personen ausgeschlossen. Katholiken und Syrer (Thomaschristen) schließen sich öfter den Evangelischen an; dagegen die Muhammedaner sind im Ganzen unzugänglich. — In China wurde die Mission öfter bedroht, doch blieben die Missionare unverfehrt und nur die Station Moikim wurde von einer Räuberbande geplündert. — Auf der Goldküste dehnt sich die Mission nach zwei Seiten hin aus, nach Nordosten im deutschen Togogebiet nach Bismarcksburg, nach Nordwesten nach Afante. Kamseyer ist als Missionar in Kumase eingezogen, wo er vier Jahre lang in der Gefangenschaft war. — Ebenso dringt die Mission in Kamerun vor. Das einst von Gravenreuth zerstörte Buna ist wieder aufgebaut; in Lobethal befindet sich eine Kostschule mit 80 Schülern, und im Wangambagebiete breitet sich die „Gottesfackel“ weiter aus. (A. E. L. K.)

Protestanten in München. Die A. E. L. K. berichtet: „Die Gesamtzahl der Protestanten in München ist nach den Resultaten der letzten Volkszählung von 48,104 auf 57,478 gestiegen. Mit der Vollendung der dritten Kirche wird auch die Eintheilung der Gemeinde in vier Pfarreien vor sich gehen, von denen drei an die drei Kirchen im Inneren der Stadt, die vierte an die Kirche in Spaidhausen sich anlehnen werden.“ Wahrscheinlich ist der Zuwachs der protestantischen Bevölkerung auf Einwanderung zurückzuführen.

Defiderata bei theologischen Examina. Ueber das Ergebnis des letzten theologischen Examens berichtet der von Prof. D. v. Drelli herausgegebene „Kirchenfreund“, daß dasselbe von acht Candidaten bestanden wurde. „Wir hatten den Eindruck, daß die Mehrzahl der diesjährigen Candidaten ernsthafter ihren Studien obgelegen haben, auch in den biblischen Disciplinen etwas besser Bescheid wußten, als dies in früheren Prüfungen der Fall war. Immerhin besteht der Uebelstand fort, daß die Bibelfenntniß und das Verständniß der Ursprache ihrer Bücher hinter mäßigen Forderungen zurückbleibt.“

Gegen römische Propaganda. Die A. E. L. K. berichtet: Das Consistorium von Brandenburg hat vor Kurzem ein vertrauliches Rundschreiben an die Superintendenten gerichtet, worin die Aufmerksamkeit dieser Herren auf die überhandnehmende Propaganda der römisch-katholischen Kirche gelenkt wird. Ueberall, ganz besonders in den großen Städten, suche die römische Kirche mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften die Sphäre ihrer Macht auszubreiten. Dann wird in dem Rundschreiben unter anderm auf zwei Punkte verwiesen: in den katholischen Kranken-

häusern würden überall die besten Kräfte angestellt, und die in gemischter Ehe lebenden Gatten würden von katholischen Priestern wegen der katholischen Taufe und der katholischen Erziehung der Kinder häufig besucht. Die Behörde wünscht, daß die protestantische Geistlichkeit und die Presbyterien ein offenes Auge haben für diese Gefahr. Es sollen Berichte eingeschickt werden über die Maßregeln, die ergriffen worden sind oder ergriffen werden sollen, um der wachsenden Gefahr der Propaganda der katholischen Kirche zu begegnen.

Die Herrlichkeit eines römischen Priesters hat kürzlich der römische Religionsprofessor Ender zu Liss in Voralberg so beschrieben: „Der Priester ist ein Hochwürden. Denn seine Würde reicht hinauf bis zum Himmel, hinab bis zu den Grenzen der Erde und hinunter bis zum Abgrund der Hölle. Ein Engel steigt hernieder, spricht die Worte: ‚Das ist mein Leib, das ist mein Blut!‘ Und Brod bleibt Brod, Wein bleibt Wein. Die Königin der Engel selbst naht dem Altar spricht die Worte der Consecration, und Brod bleibt Brod, Wein bleibt Wein. Ein einfacher, schlichter Priester naht dem Altar, nimmt das Brod, den Wein in seine geweihten Hände, spricht die Worte der Consecration, und Brod ist der wahre Leib Jesu Christi, Wein das wahre Blut Jesu Christi. Das Wort des Priesters ist durch die Wolken gedrungen bis in die Tiefen der Gottheit selbst und hat den Sohn Gottes gleichsam gezwungen, herabzusteigen auf den Altar. Ist der, dessen Macht so hoch reicht, nicht ein Hochwürden? Kaiser Franz Joseph I. ist ein mächtiger Herr. Vom Bodensee bis zu den Karpathen, vom Riesengebirge bis zur Adria reicht sein Herrscherwort. Aber größer noch ist die Würde des Priesters.“ Gottes Wort und Ordnung ist im Papstthum nichts. Des Pabstes und seiner Klerisei Person ist's gar!

F. P.

Ueber die Priesterweihe des Prinzen Max von Sachsen schreibt der „Niltzer a. S.“: Die Priesterweihe des Prinzen Max von Sachsen hat am 20. Juli in der Schutzengellirche in Eichtätt in Bayern, wo der Prinz seinen theologischen Studien obgelegen hat, durch den „apostolischen Vicar“ von Sachsen stattgefunden. Die Familienangehörigen des Prinzen wohnten der Feier bei. Am 1. August hat der neugeweihte fürstliche Priester in der Kapelle des Josephinenstiftes zu Dresden im Beisein des Königs und der königlichen Familie vor einem Kreise geladener Gäste seine erste Messe gelesen. Die Wehmuth, mit welcher wir gerade diesen mit reichen Gaben des Geistes ausgestatteten edlen Wettiner in den Dienst einer Kirche gestellt sehen, die die untrügliche Quelle aller Wahrheitskenntniß verlassen und ein Priesterthum aufgerichtet hat, welches die Ehre unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi als unsers alleinigen Mittlers traurig verkümmert, wo nicht ganz aufhebt, ist begreiflich und wird gewiß überall getheilt, wo man die Reformation der Kirche durch unsern theuren Dr. Luther und seine Helfer als eine That der Gewissensfreiheit und Gewissensgebundenheit zu würdigen weiß und die heiligen durch diese Reformation erworbenen Güter in klarem Bewußtsein ihres unendlichen Werthes männlich festzuhalten und nöthigenfalls Gut und Blut, Leib und Leben an ihre Vertheidigung daran zu setzen entschlossen ist. Wir stimmen darum auch nicht ein in die vertrauensseligen beschwichtigenden Ausführungen, mit welchen gerade jetzt gewisse Preßstimmen im Lande die tiefe Kluft zu verhüllen bemüht waren, welche doch unleugbar zwischen dem Priesterthum der päpstlichen und dem geistlichen Amte unserer evangelisch-lutherischen Kirche besteht; wir möchten den Prinzen protestantischen Glaubens sehen, der sich dem Dienste dieses Amtes weihen möchte, — aber wir fürchten uns auch nicht vor dem neuen Aufschwung kirchenpolitischer Kühnheit, welcher die naturgemäße Wirkung dieses neuesten Erfolges ultramontaner Klugheit sein wird. Und wenn der von dem Prinzen Max am 1. August gegebene Verzicht

auf die ihm als Prinzen des sächsischen Königshauses nach der Verfassungsurkunde des Landes zustehenden Rechte in seinem Schlußsaze besagt, daß derselbe sofort für die Zukunft rechtlich unwirksam sein solle, dafern jemals bei einer Erledigung des Thrones Prinz Max der einzige noch lebende Prinz des Königshauses sein würde, so stellen wir die Zukunft unsers geliebten Sachsenlandes, wie die seines gesammten theuren Fürstenhauses getroßt dem Herrn anheim, dessen Dienst (!) der jugendliche Fürst seinerseits nach bestem Wissen und Gewissen sich geweiht, dessen alleinige Ehre aber auch im beharrlichen Protest gegen Rom und seinen Pabst hoch und heilig zu halten wir auf Grund des lautern Evangeliums uns im Gewissen gebunden fühlen.

F. B.

Bei der Versammlung des schottischen Presbyterian Council erhoben einige Abgeordnete aus America gegen den Gebrauch christlicher Lieder und Choräle, sowie gegen das Orgelspiel während der Sitzungen Protest. Sie wollten nur Psalmen gesungen haben. Die große Mehrheit war von diesem Ansinnen befremdet und meinte, man brauche sich diesen absonderlichen Wünschen einiger Americaner nicht zu fügen. Man hielt ihnen auch entgegen, daß doch gerade die Psalmen dazu auffordern, Gott mit Harfen und Cymbeln und hellen Posaunen zu loben, mithin instrumentale Begleitung des Gesanges gerade bibelmäßig sei. Als aber die Antragsteller sich nicht überzeugen ließen, gab man doch schließlich „um der Schwachen willen“ nach und sang fortan nur Psalmen, und zwar ohne Orgel.

F. B.

Geschütztes Hausrecht. In Paris ist ein sogenannter Buchhändler, der Anzeigen von Schandschriften in die Häuser geschickt hatte, von zwei Familienvätern angeklagt und durch das Gericht zur Zahlung von je 400 Mark an beide verurtheilt worden, „weil kein Verfasser noch Verleger das Recht hat, sich an der Sittlichkeit derer zu vergreifen, an die er sich wendet, noch in ein Haus gegen den Willen seiner Einwohner schandbare, schimpfliche und verleumderische Schriften zu senden“.

F. B.

Die Besteuerung der geistlichen Orden in Frankreich geht mit großen Hindernissen vor sich. Von den neuerdings fällig gewordenen 1½ Millionen Steuern wurden nur 194,500 Fres. gutwillig bezahlt; wegen des gesammten übrigen Betrages muß die Finanzverwaltung zwangsweise einschreiten. Auch von den sechs Millionen Rückständen, die von den Congregationen nach und nach abgetragen werden sollen, ist nahezu gar nichts beglichen.

(A. C. L. K.)

Kleinasien. Die Ausbreitung des Evangeliums in den asiatischen Provinzen des türkischen Reiches wird seit einem halben Jahrhundert in besonderem Maße durch den americanischen Board betrieben. Dessen Mission geht von Anfang an darauf aus, die Reste der alten orientalischen Kirchen, deren Mitglieder einige Millionen zählen und zu denen auch die Armenier gehören, geistlich zu beleben und aus ihnen heraus protestantische Gemeinden zu sammeln. Zu dem Zwecke ließen sie sich vor allem die Verbreitung des Wortes Gottes und christlicher Schriften anlegen sein. Jetzt ist die Bibel in 27 verschiedene Sprachen und Dialecte übersezt, und jährlich werden durch Vermittelung des Bibelhauses in Constantinopel 80,000 Bände heiliger Schriften und anderer Bücher im Lande verbreitet. Sehr viel hat der americanische Board auch für die Erziehung des Volkes gethan; außer vielen Elementarschulen hat er eine ganze Reihe höherer Schulen für Knaben und Mädchen eingerichtet. Evangelische Gemeinden sind bereits 111 entstanden, sie zählen 11,835 Communicanten; die Gesamtzahl der in den Gemeinden gesammelten Christen beträgt 46,357. Zum Unterhalte ihrer Prediger, Lehrer und für allgemeine Wohlthätigkeit bringen diese Gemeinden große Summen auf, in einem der letzten Jahre fast 250,000 Mk., in Anbetracht ihrer Armuth eine ziemliche Leistung.

(A. C. L. K.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

October 1896.

No. 10.

Die falsche Haltung der heutigen evangelischen Christenheit Rom gegenüber.

Es gab eine Zeit in der Kirche, wo so ziemlich die gesammte evangelische Christenheit Rom als den größten Feind der christlichen Kirche erkannte und energisch bekämpfte. Das war vor Allem innerhalb der lutherischen Kirche der Fall, so lange sie an dem Erbe der Reformation festhielt und in der Wahrheit des Evangeliums lebte. Aber auch innerhalb der reformirten Kirche fehlte es — von dem Lichte der göttlichen Wahrheit aus, das man noch festhielt — nicht an einer fortgehenden principiellen Bekämpfung Roms.¹⁾ Das ist heutzutage anders geworden. Nicht als ob jetzt gar nicht mehr in der von Gott gewollten Weise gegen Rom gekämpft würde. Der Missouri-Synode z. B. und den mit ihr verbundenen kirchlichen Gemeinschaften geben Freund und Feind, auch Rom selbst, das Zeugniß, daß sie Rom nicht bloß als einen Feind neben andern, sondern als den Hauptfeind der christlichen Kirche unermülich und unablässig bekämpfen. Auch soll nicht geleugnet werden, daß Einzelne innerhalb der americanischen lutherischen Synoden, der deutschen Landeskirchen und der americanischen protestantischen Secten das Papstthum als den 2 Theß 2. geweissagten Antichrist anerkennen und bekämpfen. Aber das sind Ausnahmen. Im Allgemeinen ist das Schwert der heutigen evangelischen Christenheit Rom gegenüber stumpf geworden. Im Allgemeinen nimmt die heutige evangelische Christenheit — auch die lutherisch sich nennende — Rom gegenüber eine falsche Stellung ein. Dies gedenken wir im Folgenden an einigen Ausprüchen nachzuweisen, die wir soeben anlässlich der Priesterweihe zc. des Prinzen Max von Sachsen in dem „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“, sowie in der „Allgemeinen Ev.-Lutherischen Kirchenzeitung“ finden.

Der Prinz Max von Sachsen hat, wie auch bereits in diesem Blatte gemeldet wurde, zu Eichstätt in Bayern papistische Theologie studirt. Am

1) Man vergleiche z. B. bei Cuenstedt, Theol. did.-pol. II, 1697, die Aufzählung der reformirten Lehrer, welche den Papst für den Antichrist erklärten.

21. Juli dieses Jahres empfing er die „Priesterweihe“ und am 1. August las er in einer Kapelle in Dresden im Beisein des Königs von Sachsen, der königlichen Familie und vieler hohen geladenen Gäste seine „erste Messe“. Am 9. August hat der „hochwürdige Priester“, wie ihn die Berliner papistische „Germania“ nennt, in der Dresdener Hofkirche eine Predigt gehalten, in welcher er alle Protestanten zur Rückkehr in die Pabstkirche auffordert, weil diese allein die Wahrheit besitze. An diese Predigt anknüpfend schreibt das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“: „Selbstverständlich mußte die ‚Germania‘ einen fulminanten Artikel über die Predigt bringen, die Herzog Max von Sachsen am Sonntag den 9. August d. J. in der Dresdener Hofkirche gehalten hat. Daß Letzteres überhaupt geschehen ist, gehört nicht zum Thema, das wir besprechen wollen, und ist eine Sache ganz für sich, über die uns eine Aeußerung oder gar eine Beurtheilung vom evangelisch-lutherischen Standpunkte aus nicht zusteht.“ Das soll wohl heißen, das „Kirchen- und Schulblatt“ will die Frage unerörtert lassen, ob der König von Sachsen aus Rücksicht auf seine lutherischen Unterthanen seinen priesterlichen Verwandten nicht hätte davon abhalten sollen, jene Predigt in der Hofkirche zu halten. Prof. Friede verurtheilte bei der diesjährigen Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins diese Predigt als eine Provocation der Protestanten und als eine „nicht zu rechtfertigende Propaganda“. Dagegen fährt das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“ fort: „Jeder katholische Priester hat ebenso wie der evangelische Pfarrer das Recht, in einer Predigt seine persönliche Ueberzeugung auszusprechen; ob er damit in jedem bestimmten einzelnen Falle das Richtige trifft und insbesondere das Seelenheil seiner Gemeinde fördert, ist lediglich seine Sache und im vorliegenden Falle eine Frage, die uns weniger berührt.“ Hier ist Richtiges und Falsches gemischt. Ohne Zweifel hat Max von Sachsen als Prediger der Pabstsecte gerade wie jeder andere Prediger das Recht, „seine persönliche Ueberzeugung auszusprechen“. Das ist das staatliche, legale Recht und gehört zu der von Gott gewollten Religionsfreiheit im Staate. Alles, was darauf hinausgeht, die staatliche Religionsfreiheit anzutasten, ist vom Uebel, gefällt Gott nicht und bringt auch der Kirche keinen Nutzen. Die evangelischen Christen Sachsens sollten, selbst wenn man sie um ihre Meinung befragen würde, nicht in den König von Sachsen dringen, daß er als weltlicher Fürst und aus irgend welchen politischen Rücksichten die Predigtthätigkeit des Prinzen von Sachsen einschränke. Aber das „Kirchen- und Schulblatt“ geht weiter. Es will auch die Frage unerörtert lassen, ob der prinzliche Prediger mit der in der Dresdener Hofkirche gehaltenen Predigt „das Seelenheil seiner Gemeinde fördert“. Mit der Frage nach der Versorgung der Seelen ist die Sache auf das kirchliche Gebiet hinübergespielt. Hierbei handelt es sich um das Recht jener Predigt vor Gott und um die kirchliche Beurtheilung derselben. Und wie muß diese Beurtheilung von Seiten eines evangelischen Christen ausfallen? Der Inhalt der Predigt des Prinzen

ist ja bekannt, und das „Kirchen- und Schulblatt“ selbst führt ihn nach dem Bericht der „Germania“ an. Der Prinz hat gesagt, allein die Pabstkirche sei im Besiß der Wahrheit, und er fordert — an die Encyclica des Pabstes anknüpfend — alle Nicht-Papisten auf, sich unter die Herrschaft des Pabstes zu begeben. „Die Arme der Kirche seien weit geöffnet, die Rückkehrenden liebend zu umfassen.“ Ist eine Möglichkeit vorhanden, durch eine solche Predigt, „das Seelenheil der Gemeinde“ zu fördern? Heißt das für die Seelen sorgen, wenn man sie dem Pabst zuweist und eo ipso von Christo abführt? Nein, eine solche Predigt ist eine große, schreckliche Verleugnung des seligmachenden Evangeliums und eine Verfündigung und Verherrlichung der ungeheuerlichen Pabstlüge. Durch solche Predigt hat der Prinz von Sachsen nicht für die Seelen gesorgt, sondern die Seelen, so viel an ihm ist, gemordet.

Wenn daher das „Kirchen- und Schulblatt“ auch in Bezug auf die Predigt des Prinzen von Sachsen sagt: „ob er damit in jedem bestimmten einzelnen Falle das Richtige trifft und insbesondere das Seelenheil seiner Gemeinde fördert, ist lebiglich seine Sache und im vorliegenden Falle eine Frage, die uns weniger berührt“, so offenbart das eine ganz falsche Stellung zum Pabstthum. Man verwirft das Pabstthum nicht als einen seelenmörderischen Greuel, sondern läßt es als eine kirchliche Einrichtung passiren, durch welche die Seelen auch noch versorgt sind, wenn vielleicht auch etwas weniger gut als innerhalb der lutherischen Kirche. Dazu paßt die weitere Ausführung des Schreibers. Nachdem er auf die Auslassungen der „Germania“ anlässlich der „prinziplichen Predigt“¹⁾ hingewiesen hat, fährt er fort: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein katholisches Blatt eine so herausfordernde Sprache annehmen kann, zumal von evangelischer Seite schon längst mit peinlicher Sorgfalt alles vermieden ist, was bei der katholischen Schwesterkirche den geringsten Anstoß zu verursachen im Stande wäre.“ Da haben wir's! Die katholische Kirche eine „Schwesterkirche“! Die Kirche, welche im Tridentinum das Evangelium und alle, die dem Evangelium anhangen, verflucht; die Kirche, deren große kirchliche Maschinerie nur auf Ein Ziel hinarbeitet, nämlich das Vertrauen auf menschliche Werke in den Herzen zu pflanzen und zu pflegen und den Glauben an Christum, daß wir allein um Christi vollkommenen Verdienstes willen Gnade und Seligkeit erlangen, immerfort zu zerstören und aus den Herzen zu reißen; die Kirche, welche an die Stelle Christi und seines Wortes des Pabstes Wort und Autorität setzt — die Kirche soll eine „Schwesterkirche“ der lutherischen Kirche sein! Dennoch will der Schreiber im „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“ gegen die „katholische Schwesterkirche“ kämpfen. Aber wie? Er schließt so: „Hier hat der evangelische Geistliche und namentlich der evangelisch-lutherische an jeder geeigneten Stelle durch Wort und Schrift

1) Ein Ausdruck des „Kirchen- und Schulblattes“.

einzutreten, um solchen Anmaßungen, wie sie sich der Ultramontanismus fast täglich herausnimmt, mit aller Energie entgegenzutreten. Wir sagten eben, ganz besonders müsse der evangelisch-lutherische Geistliche in dem ange deuteten Sinne wirken; ja gerade dieser, weil er so oft in katholischen Blättern lesen muß, unser Luther sei ein unzufriedener Neuerer und trunksüchtiger Mann und seine Rätbe eine lüsterne Nonne gewesen, während beide geradezu als Muster des schönsten und reinsten Familienlebens aufgestellt zu werden verdienen.“ Also Kampf gegen Rom hauptsächlich deshalb, weil man von dorthier Luthers Person antastet! Zu diesem Kampf werden besonders die „evangelisch-lutherischen Geistlichen“ verpflichtet. Gewiß werden „Lutheraner“ gelegentlich auch die schamlosen römischen Lügen gegen Luthers Person zurückweisen. Wenn man aber diese persönliche Seite zum Hauptpunkt im Streit machen will, dann sagt Luther selbst: „Der Luther sei ein Bube oder heilig, da liegt mir nichts an; seine Lehre aber ist nicht sein, sondern Christus' selbst. Denn du siehst, daß die Tyrannen nicht damit umgehen, daß sie nur den Luther umbringen, sondern die Lehre wollen sie vertilgen; und von der Lehre wegen tasten sie dich an und fragen dich, ob du Lutherisch seiest. Hier mußt du wahrlich nicht mit Rohrworten reden, sondern frei Christum bekennen, es hab' ihn Luther, Claus oder Georg gepredigt. Die Person lasse fahren; aber die Lehre mußt du bekennen.“¹⁾ Hiermit ist auf den Grundschaden der modernen Polemik gegen Rom hingewiesen. Man führt keinen energischen Lehrkampf gegen Rom. Weder stellt man die reine Lehre des Evangeliums, noch den Greuel der das Evangelium aufhebenden Pabstlehre recht ins Licht. Man gewinnt von den meisten modernen Rombekämpfern den Eindruck, daß sie die Polemik einstellen würden, wenn Rom nur andere Kirchengemeinschaften als gleichberechtigt anerkennen wollte. Im letzteren Fall würde man Rom trotz der ihm eigenthümlichen Lehre in Ruhe lassen, ja wohl gar die Bruderhand reichen. Dagegen ist festzuhalten: es ist Gottes Wille und die Pflicht der christlichen Kirche, Rom seiner greulichen, seelenmordenden Lehre wegen unaufhörlich und mit heiligem Eifer zu bekämpfen. Das allein ist die rechte Haltung Rom gegenüber.

In Deutschland und speciell in Sachsen hat man in den letzten Monaten viel veräuimt. Es machte großes Aufsehen, daß ein Prinz von Sachsen zum Priester geweiht wurde, Messe las und sodann eine echt papistische Predigt hielt. Alle Zeitungen schrieben davon. Es geschieht nichts von ungefähr. Gott hat — daran kann kein Zweifel sein — das Priesterwerden, Messelesen und Predigen des Prinzen von Sachsen zugelassen, damit die evangelische Kirche Deutschlands Gelegenheit habe, den erschrecklichen Greuel einer papistischen Priesterweihe, Messe und Predigt vor aller Augen

1) St. Louifer Ausg. XX, 91.

aufzudecken und den ganzen Greuel der Pabstkirche von Neuem mit dem Licht des Evangeliums zu beleuchten. Es steht doch fest, daß ein Mensch allein aus Gottes Gnade um Christi stellvertretenden Lebens, Leidens und Sterbens willen, das heißt, durch den Glauben an das Evangelium, Vergebung der Sünden und die Seligkeit erlangt. Die seligmachende Wahrheit ist aus der christlichen Lehre verschwunden, sobald man die Gnade und Seligkeit auch auf menschliche Werke und Würdigkeit gründet. Was thut nun das Pabstthum, in dessen vollen Dienst sich der Prinz von Sachsen laut seiner eigenen Predigt stellen will? Die ganze, große Maschinerie des Pabstthums arbeitet, wie schon oben erwähnt, direct und indirect im Interesse der grundstürzenden, den christlichen Glauben vernichtenden Irrlehre, daß der Mensch nicht allein aus Gnaden um Christi willen, sondern auch durch menschliche Werke gerecht und selig werde. Alles steht im Pabstthum im Dienst der Aufhebung der Gnadenlehren. Durch das Pabstthum wird daher nicht für die Seelen gesorgt, sondern durch das Pabstthum werden, so viel an ihm ist, die Seelen immerfort nur in die ewige Verdammniß geführt, denn die mit des Gesetzes Werken umgehen, die sind unter dem Fluch, sagt die Schrift (Gal. 3, 10.). Das Pabstthum ist die größte Betrugsfirma in der Welt. Es ruft die Einzelnen und die ganzen Völker zu sich mit der Behauptung, die „alleinseligmachende Kirche“ zu sein, die „eine und einzige Wahrheit“ zu besitzen, wie der Prinz von Sachsen gesagt hat, um den Betrogenen, wenn sie kommen, anstatt des seligmachenden Evangeliums eine in die Verdammniß führende Werklehre zu bieten. Wenn es trotzdem noch Seelen gibt, — und es gibt solche — die unter dem Pabstthum allein auf Christi Verdienst vertrauen und selig werden, so geschieht das wider den Willen und die Intention des Pabstthums. Das Pabstthum selbst belegt auch diese Seelen mit dem Fluch, wenn es im Tridentinum heißt: „Wenn jemand sagt, daß die Menschen gerechtfertigt werden entweder allein durch die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, oder allein durch die Vergebung der Sünden . . . , der sei verflucht.“¹⁾ St. Paulus verflucht Gal. 1, 8. 9. alle Irrlehrer, welche das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo verfälschen; das Pabstthum verflucht im Tridentinum Alle, die dieses Evangelium lehren und glauben. Ja, das ist das Pabstthum, wie es seit Jahrhunderten gewesen und noch heute ist und wie es sein unheimliches Werk unter den Völkern treibt! Ein „Priester“ im Pabstthum werden und damit die Verpflichtung auf sich nehmen, die Geschäfte des Pabstthums in der Welt betreiben zu helfen, ist ungefähr die unseligste Beschäftigung, die ein junger Mann unter Gottes Zulassung erwählen kann. Und nun die papistische Messe, deren erste Celebrirung in der Dresdener Hofkapelle so „feierlich“ vor sich ging! Die Messe steht so recht im Dienst des antichristlichen Greuels, der Verleugnung Christi und seines Evan-

1) Sessio VI, Canon XI.

geliums. Durch das Vorgeben, daß in der Messe durch die Hand des Priesters Christus immerfort geopfert werde für Lebendige und Tote, Anwesende und Abwesende, zur Sühnung der Sünde, wird Christi allgenügsames, einmal dargebrachtes Opfer immerfort gelästert, und die armen, betrogenen Seelen werden immerfort davon abgehalten, den Glauben an die Vergebung der Sünden auf das Evangelium und die im Dienst des Evangeliums stehenden Sacramente zu gründen. Luther sagt von sich selbst: „Das sind meine größten Sünden, daß ich so ein heiliger Mönch gewesen bin, und mit so viel Messen über fünfzehn Jahr lang meinen lieben Herrn so greulich erzürnt, gemartert und geplagt habe.“¹⁾ Die papistische Messe ist, wie Luther so oft ausführt, nicht Gottes-, sondern Teufelsdienst.²⁾ Was die Papisten in der Messe opfern, das opfern sie den Teufeln. Und die Sache wird dadurch nicht anders, daß Max von Sachsen als „Opferpriester“ dient und der sächsische Hof und viele „hohe geladene Gäste“ dabei zuschauen. Und wie haben evangelische Christen die Predigt eines papistischen Priesters zu beurtheilen? Sie wissen, daß in der christlichen Kirche nur Gottes Wort gepredigt werden darf, alle Menschenlehre aber verboten ist. Für alles Lehren in der Kirche stellt St. Petrus die Regel auf: „So Jemand redet, daß er's rede als Gottes Wort“, 1 Petr. 4, 11. In der Kirche Gottes darf nur für Gottes Wort Gehorsam gefordert werden. Der papistische Prediger aber fordert vor allen Dingen Gehorsam für des Papstes Wort. Das hat gerade auch Prinz Max von Sachsen gethan. Er hat in seiner Predigt alle Nicht-Papisten aufgefodert, sich dem Papst zu unterwerfen. Er hat sich damit sofort als ein loyaler Helfer des Antichrists eingeführt, der „die Christen nicht will lassen selig sein ohne seine Gewalt, welche doch nichts ist, von Gott nicht geordnet noch geboten“.³⁾

Dies und Anderes hätte man in Deutschland und sonderlich in Sachsen ausführen sollen, als man von des Prinzen von Sachsen Priesterweihe, Messelesen und Predigt Notiz nehmen mußte. Dadurch wären die evangelischen Christen in der Erkenntniß des Evangeliums gefördert und heilsam vor dem Papstthum gewarnt worden. Vielleicht wären auch dem einen oder andern in das Papstthum Verstrickten die Augen aufgegangen. Jedenfalls hätte man der christlichen Bekenntnispflicht genügt. Aber man hat sich der von Gott gegebenen Gelegenheit nicht gewachsen gezeigt. Man hat nicht den Greuel des Papstthums im Allgemeinen und der Messe insonderheit aufgedeckt. Man hat nicht bekannt, sondern verleugnet. Man hat dem armen Volk Sand in die Augen gestreut, wenn man von der Papstkirche als „Schwesterkirche“ redete und die Möglichkeit offen ließ, daß auch durch die

1) St. Louifer Ausg. XX, 1103.

2) Man vergleiche Luthers starke, aber durchaus sachgemäße Ausdrücke XIX, 1233 f.

3) Schmalk. Artikel, Theil II, Art. IV.

echt papistische Predigt des Prinzen von Sachsen das Seelenheil der Gemeinde gefördert werde.

Der Schreiber im „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“ bemerkt, daß die Centrumpresse, insonderheit die Berliner „Germania“, eine herausfordernde Sprache führe; von evangelischer Seite dagegen sei „schon längst mit peinlichster Sorgfalt alles vermieden, was bei der katholischen Schwesterkirche den geringsten Anstoß zu verursachen im Stande wäre“. Welch ein klägliches Stand der Dinge! Des Papstes Jünger thun ihren großen Mund weit auf, preisen ihren antichristlichen Meister sowie seine seelenmörderischen Lehren und Einrichtungen, und lästern Christum und das heilige Evangelium. Christi Jünger aber wollen diesen antichristlichen Kundgebungen gegenüber ihren Mund nicht aufthun zum Preise ihres hochgelobten Heilandes und seines seligmachenden Evangeliums! Und weshalb? Man will bei der „katholischen Schwesterkirche“ nicht den geringsten „Anstoß“ verursachen! Gibt denn die christliche Kirche Anstoß, wenn sie den Feinden und Verlästerern der Wahrheit gegenüber Christum und sein Evangelium bekennt? Wenn sie damit Anstoß gibt, so ist das der Anstoß, den sie in der Welt geben soll; der Anstoß, von welchem der Apostel sagt: „Wir predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit“, 1 Cor. 1, 23.; der Anstoß, von welchem geschrieben steht: „Siehe da, ich lege in Zion einen Stein des Anlaufens und einen Fels der Aergerniß; und wer an ihn glaubet, der soll nicht zu Schanden werden“, Röm. 9, 33.; der Anstoß, von welchem der Herr selbst sagt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen sei, Friede zu senden auf Erden. Ich bin nicht kommen, Friede zu senden, sondern das Schwert“, Matth. 10, 34. Wer hier auf Erden durchaus äußeren Frieden haben will, der muß auf seine Gliedschaft in der christlichen Kirche verzichten, denn die christliche Kirche ist nicht zum Verschweigen, sondern zum Bekennen des Evangeliums in der Welt. Das Bekenntniß des Evangeliums aber wird stets der Feindschaft der Welt und der falschen Kirche ausgesetzt sein. — Noch einen andern Grund zur Unterlassung des Kampfes gegen Rom führt ein Schreiber in der Leipziger „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ an. Er sagt gegen Prof. Dr. Friede, der bei der diesjährigen Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins einen „etwas scharfen Ton“ gegen die römische Kirche anschlug, u. A. Folgendes: „Wer hat eigentlich den Gewinn von solchen Kampfreden? Doch wohl zunächst die römische Kirche, welche, wie ein Einblick in die ultramontane Presse sattsam erweist, mit Vergnügen solche Vorkommnisse breittritt, um darzut thun, daß nicht die Katholiken, sondern die Evangelischen die Friedensstörer seien, daß mithin die Katholiken volles Recht hätten, das große Arsenal ihrer zum Theil nicht immer sauberen Waffen hervorzufuchen, um den Evangelischen allen möglichen Abbruch zu thun.“ In einfaches Deutsch übertragen heißt das: „Laßt uns den Kampf gegen Rom vermeiden, denn in solchem

Kampf ziehen wir doch nur den Kürzern.“ Hat der Schreiber bedacht, welche Schmach er damit der evangelischen Kirche anthut? Auf unserer, der Evangelischen, Seite — wir reden im Namen aller wahrhaft Evangelischen — ist die göttliche Wahrheit; auf Seiten des Papstes und der Seinen ist die Lüge. Wir haben Gott für uns, während die Papisten Gott wider sich haben. Und wir sollten nun dem befohlenen Kampf ausweichen, weil wir in demselben doch nur eine Niederlage zu befürchten hätten! Hat sich Christus deshalb zur Rechten Gottes gesetzt, seiner Kirche das Evangelium gegeben, ihr Mund und Weisheit, sowie Sieg verheißen, damit sie zage und bei den Feinden Christi und seines Evangeliums um Frieden und gut Wetter bitte! Wahrlich, die Stimme jenes Schreibers in der Leipziger „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ ist nicht die Stimme der evangelischen Kirche. Die wahrhaft evangelische Kirche weiß sich Rom weit, weit überlegen. Rom zieht im Kampfe mit ihr jedes Mal den Kürzern, wenn sie kämpft, wie sie kämpfen soll, das heißt, wenn sie einen wirklichen **Lehrkampf** gegen Rom führt, wenn sie den römischen Lügen auf allen Punkten die klare, gewisse Wahrheit der Schrift entgegenstellt. Dann ist sie so viel stärker als Rom, als Gott stärker ist als der Teufel und alle Helfershelfer des Teufels. Mag Rom alle seine Arsenale öffnen und alle Geschosse, die ihm zur Verfügung stehen, auch die unsaubersten, auf uns abschießen. Es vermag nichts gegen uns. Wir haben das Arsenal des klaren, untrüglichen Wortes Gottes, womit wir alle Waffen des Feindes zerbrechen, ihn aus allen seinen Stellungen werfen und auf der ganzen Linie vollständig schlagen. „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen, damit wir zerstören die Anschläge, und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes“, 2 Cor. 10, 4. 5. O, wenn sich die heutige sogenannte evangelische Christenheit doch wieder auf die unüberwindliche Macht des schlichten Evangeliums von Christo besinnen wollte! Mit dem schlichten Evangelium von Christo überwinden wir, wie die Sünde und den Tod, so auch das Papstthum und alle satanischen Mächte. Ganz richtig sagte Dr. Hölscher aus Leipzig, der den Jahresbericht bei der Versammlung des Gustav-Abolf-Bereins abstattete: „Das Einzige, was wir Rom entgegenzusetzen haben, ist das Evangelium von Christo. Eine um das Evangelium gesammelte Gemeinde ist unüberwindlich. Darum fürchte dich nicht, du kleine Heerde!“

Daß die meisten Wortführer der heutigen evangelischen Christenheit eine so unbefriedigende, ja, klägliche Haltung Rom gegenüber an sich sehen lassen, kommt daher, daß sie selbst nicht in der evangelischen Wahrheit leben und derselben nicht gewiß sind. Ja, sie haben durch Untergrabung der göttlichen Autorität der Heiligen Schrift, so viel an ihnen ist, der evangelischen Christenheit die rechte Waffe gegen Rom aus der Hand genommen. Sie haben sich der „Wissenschaft“ ergeben, die der höllischen Macht Roms

gegenüber ebenso unvermögend ist, wie alle andern menschlichen Gedanken und Machtmittel. Möchten die in die moderne Theologie Verstrickten gerade auch an ihrer kläglichen Haltung Rom gegenüber erkennen, daß sie bisher auf ganz falscher Fährte waren. Sie sehen's ja vor Augen, daß sie weder die Christenheit lehren, noch den Feinden derselben wehren können. Sie sind Ritter von der allertraurigsten Gestalt, dem Papst zur Freude und der evangelischen Kirche zu großer Betrübniß und Unehre. Möchten sie daran gedenken, wovon sie gefallen sind! Kehren sie zum Erbe der Reformation zurück, so werden sie auch alsbald die rechte feste und gewisse Stellung Rom gegenüber einnehmen und wider Rom einen Sieg nach dem andern gewinnen.

F. P.

Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

(Fortsetzung.)

8. Unterschied der neuen Gnadenzeit von früheren.

Der Sieg der göttlichen Wahrheit war demnach offenbar. Dennoch ist diese Gnadenzeit von andern großen Zeiten der Kirche sehr verschieden. Gottes Wort traf bald diesen, bald jenen Saulus und erwieß sich als Gotteskraft in allen Ständen. Den wilden Wässern des Unglaubens, welche sich in wissenschaftlichen und andern Kreisen dahinwälzten, hat der Geist Gottes damit manchen Damm entgegengesetzt. Es zog die vielgerühmte „Voraussetzungslosigkeit“ nicht mehr recht, nach welcher von vornherein feststand, daß der feingebildete Schriftgläubige ein Dummkopf und jeder lästernde Rosak ein Licht sein müsse. Jene unsaubern Geister, die zu klug waren, um zu glauben, und zu dumm, um etwas vom Glauben zu wissen, konnten Bildung und Bibelglaube doch nicht mehr für schlechthin unverträglich verschreien. Allein die Gnadenheimsuchung hat meist Einzelne, nicht das Volk als solches erfaßt. Das Verderben saß zu tief. Von einer Volksreformation konnte keine Rede sein. Alles deutete auf eine große Scheidung, wie Propst Callisen schrieb: „Es liegt am Tage, wir stehen in den Geburtswehen einer neuen Zeitentwicklung. Das Reich des Lichts und der Finsterniß treten, sich scheidend und geschieden, schärfer denn je einander gegenüber. Die Zeichen der Zeit sind auf der einen Seite sehr ernst und drohend, auf der andern sehr erfreulich, da das Himmelreich mit Gewalt hereinbricht und der Herr einen neuen Strom seines Geistes durch die Gefilde seiner Kirche sich ergießen läßt.“ (Corr.=Bl. 1837, S. 176.) Es haben sich zwar allezeit an Christo die Geister geschieden, wie Simeon gesagt hat, Luc. 2, 34., und zwar gar oft in ein und derselben Familie, 12, 51. ff.; aber solches ist doch nicht immer so offenbar geworden als seit den Tagen des Rationalismus. Es konnten zu Zeiten die Christen solchen Einfluß

haben, daß ganze Völker vom Evangelium überwältigt und fortgerissen waren und christlich zu sein schienen, wie sie auch genannt sein wollten. Dagon beugte sich ja vor der Bundeslade. Nur wo ein Gericht über ein Volk erging wie über die Juden, da wurde die innere Scheidung so öffentlich, wie sie jetzt in der ganzen sogenannten christlichen Welt werden wollte. Krampfhast zog der Unglaube seine Kräfte in heimlichen und öffentlichen Gesellschaften zu Feldzügen wider Gottes Wort zusammen. Aus Noth schlossen sich die jungen Christen auch enger an einander zum Zeugnisse. Der Zeitgeist und der neu erwachte Glaube geriethen an einander, selbst wo, wie im Braunschweigischen, der Todeschlaf so hart lag, daß noch im Jahre 1854 von je sechs Pastoren fünf dem Rationalismus huldigten. (Rzt. 1854, S. 899.)

Daß das kirchliche Zusammenleben fernerhin ein Ding der Unmöglichkeit sei, war auf beiden Seiten nicht mehr verborgen. Der Rationalist Prof. Gabler wollte das 19. Jahrhundert ein „goldenes Religionszeitalter“ nennen, wenn die Freigeister in demselben aus der christlichen Kirche offen austreten und — mit allen bürgerlichen Rechten ausgestattet — mit den aufgeklärten Juden zusammen eine Gemeinschaft bildeten. Mit Recht behauptete er, es sei ja solches auch nur „zum Vortheil der christlichen Religion. Alsdann würde die christliche Kirche nicht mehr ihre ärgsten und schädlichsten Feinde in ihrem eigenen Schooße haben; und wer sich alsdann noch zur christlichen Kirche bekennete, der würde es auch gut und aufrichtig mit ihr meinen; denn er hätte alsdann kein politisches Interesse mehr, sich zu einer Religion zu bekennen, die er nicht für wahr und göttlich halte“. (Rzt. 1828, S. 366.) Der rationalistische Dinter hingegen wollte die alten Kirchen für die Rationalisten haben und schrieb von den Zeugen des Evangeliums: „Sie können achtbare Christen sein; aber evangelisch-lutherische Christen sind sie nicht, da sie lehren, was mit den symbolischen Büchern im offenbaren Widerspruche steht. Sie sollten so ehrlich sein wie die Mennoniten, sollten austreten und sagen: Wir bilden eine Kirche für uns.“ (Ebd. S. 43.) Trennung wollte dieser also auch; es sollte nur Isaaß die von ihm gegrabenen Brunnen den Philistern überlassen. Grobe Lasterer Christi und seines Wortes wie L. Feuerbach, Br. Bauer, D. F. Strauß u. a., leugneten es nicht, zu einer Scheidung müsse es kommen. Freigeister, wie Giese, Wislicenus u. dgl., schrieben offen: „Eine Scheidung ist nothwendig.“ „Wir sind gern erbötig, uns der Ausdrücke ‚Gottes Wort‘ und ‚heilige Schrift‘ zu entledigen. Das Wort Offenbarung hat eigentlich einen für die Zeitbildung unerträglichen Beigeschmack.“ — „Ich bekenne, daß ich das apostolische Symbolum für ganz schriftgemäß halte; daß aber, weil ich die Schrift nicht als Autorität anerkenne, viele Sätze desselben meine Ueberzeugung nicht ausdrücken.“ (Rzt. 1846, S. 171. 238 f.) Gar manche Unchristen trugen schwer daran, daß der große Haufe, der sich doch durch die Presse und in liberalen, frei-

geistlichen, freiprotestantischen, auch Turner- und Schützen- und sonstigen Vereinen von ihnen führen ließ und immer nur nachdachte, was ihm unchristliche Leithämmer vor dachten, durchaus ihnen nicht folgen wollte, wenn sie auf Austritt aus der christlichen Kirche drangen. „Laßt nun endlich alles Vermitteln, Verhandeln, Vereinen“, schrieb einer im „Leipziger Tageblatt“, als in Leipzig bei der Confirmation das apostolische Symbolum wieder eingeführt werden sollte, das man als papistisch verschrie, weil es von einer Gemeinde der Heiligen redet, und das man bei den Reformirten auch fand, zu denen ein Haufe sich wenden wollte. „Nur in der Losreißung liegt der Sieg.“ (Ztsch. f. Prot. 8, 55 f.) Die Kinder Gottes aber, welche der Stimme: „Zum Befehz und Zeugniß!“ folgten, merkten auch, daß auf die kurzen Frühlingstage keine Ernte folgen könne, wenn keine Trennung stattfinde; denn es werde sonst alles wieder verderbt und verpestet. „Es ist ein gutes Zeichen unserer Zeit, daß sie auf Entscheidung dringt“, schrieb ein Christ, der den Scheideweg zeigen wollte. „Wie lange hintet ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist's aber Baal, so wandelt ihm nach! Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Solche Stimmen treffen von allen Seiten des Geistes Ohr und Gläubige nicht bloß, auch Ungläubige fängt es an zu ekeln vor lauer Halbheit und vertuschendem Ja und Nein.“ (Kzt. 1846, S. 889.) „Das Christenthum hat zwar zu allen Zeiten seine Gegnerschaft, aber so viele und so gefährliche als gegenwärtig nie. Höchstens kann man die Häresis des Arius mit der gegenwärtigen Krisis vergleichen; so wie damals nach dem Ausdruck eines großen Kirchenvaters die ganze Welt erstaunt war, so ganz arianisch geworden zu sein, so muß auch jetzt die ganze gebildete Welt staunen, sich entchristlicht zu sehen. Wenn Gott nicht beschlossen hat, das Evangelium ganz von uns zu nehmen, um es vielleicht einem wilden Völklein in America zu geben, so muß eine große Scheidung geschehen. Die Rationalisten mit ihrem Gefolge von Indifferentisten, Materialisten, Atheisten zc. müssen aus der Gemeinde der Christen treten, oder, wenn man lieber will, die Christen müssen sich von den Nichtchristen sondern; und die Zeit dürfte so ferne nicht mehr sein, — da darf nun niemand neutral bleiben. Wer nicht für Christus ist, der muß gegen ihn sein.“ (Corr.-Bl. 1827, S. 270 f.) Dr. Hahn in Leipzig forderte im Jahre 1827 die Rationalisten öffentlich zum Austritte aus der christlichen Kirche auf (Kzt. 1827, S. 74), worüber großer Lärm entstand. Ebenso drängte sie das homilet.-liturg. Correspondenzblatt vom Jahre 1829 zu diesem Schritte, weil an eine Einigung nicht zu denken sei und der innern Spaltung und Zerspitterung der Kirche dadurch abgeholfen werde. Es stellte ihnen ihre unitarischen Unglaubensgenossen in Siebenbürgen als Vorbild hin und gab ihnen noch Rathschläge, wie sie die Sache anfangen könnten. (S. 118 ff.) Man seufzte: „O daß ihr euch doch wöchtet zusammenthun, ihr Zertheiler und Zerstücker der

Schrift, und eure eigene Kirche bilden! Das mehrete euch ja keiner. Aber daß ihr immer noch evangelische Christen heißen wollt, immer noch den Reformatoren nachsprecht: nicht Menschenfagung, sondern allein Gottes Wort! da ihr das Gotteswort, das jene meinten, doch zerreiße und entehrt, das ist nicht stillschweigend anzuhören. Halbe Bibel, keine Bibel! Wer sie nicht ganz will, hat sie gar nicht.“ (Rautenbergs Denkblätter 1827, S. 1120.)

Weil die Rationalisten nicht freiwillig austraten, so kam das christliche Gewissen in Noth. Gedrängt war es von Gottes Wort: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen; denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? Wie stimmt Christus mit Belial? Oder was für ein Theil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? . . . Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an.“ 2 Cor. 6, 14. ff. Es erhoben sich auch immer wieder Stimmen wie die des Prof. Thiersch für unbedingte Nothwendigkeit einer Trennung, die baldmöglichst erfolgen müsse; denn man solle sich nur keiner Täuschung hingeben über die schrecklichen Folgen eines längeren Aufschubs. Vgl. Ev. Kzt. 1846, S. 43. Luthers Prophezeiungen von dem Untergange der rechtgläubigen Kirche in Deutschland wurden auch hie und da hervorgeholt. Man erinnerte an Warnungen wie die des alten C. Spangenberg: „Verachte deine Heimfuchung nicht! Es werden wahrlich große, schreckliche Trübsale kommen und uns plötzlich überfallen, so dermaßen ganz Deutschland, Groß und Klein in der grausamen und schrecklichen Verachtung göttlichen Worts und dessen Diener und andern großen Schanden und Lastern fortfahren wird. O Deutschland, o Deutschland, ach liebes Vaterland! Wache doch dormalen auf, du Trunkene, wache auf, deine Freud ist nun aus! Wehe dir, Deutschland, die du bist erhoben bis an den Himmel! Du wirst bis in die Hölle hinunter gestoßen werden; denn so solche Thaten in Frankreich, England, Welschland und Niederland geschähen wie bei dir, sie hätten sich anders gehalten. Aber wehe dir, die du solch deine gnädige Heimfuchung so verachtest! Es will keine Vermahnung, keine Weissagung, keine Drohung, Gut noch Böses helfen. Man schlägt alles in den Wind, macht ihnen dazu noch lange inducias (Waffenstillstand), dichtet ihnen lauter goldene Zeit, es habe noch keine Noth, stehe alles noch wohl. Wohlan, liebe Welt, willst du dir ja nicht mehr sagen lassen, ei so sehe immer hin auf dein Abenteuer. Du wirst erfahren, wen du verachtet hast.“ (Stsch. f. Prot. 11, 304.) Man merkte es wohl, die Zeit kam, da der Leuchter des Evangeliums von seiner Stätte gestoßen werden sollte wie einst unter den morgenländischen Völkern. „Ein ähnliches Gerücht können sich unsere Völker allerdings zuziehen“, schrieb Dr. Höfling. „Daß dasjenige, was die europäischen Völkermassen im Großen und Ganzen gegenwärtig bewegt und aufregt, kein christliches Princip ist, wissen wir wohl.“ (Beleuchtet.

des Daumerischen Sendschr. 1832, S. 44.) Ein Anderer klagte: „Das weiß ich und habe deß nicht den mindesten Zweifel, auf der Erde wird das Christenthum bleiben, so lange die Erde steht; allein wie es doch gewichen ist zu seiner Zeit aus Asien und Africa, wo es war sehr blühend, und aus einem Theile Europas, wo es mit großer Herrlichkeit stand, ebenso kann es aus ganz Europa weichen, und wosern Deutschland fortfährt, Männer wie Boß und Richter heilig zu sprechen (Göthe ist es schon bei Lebzeiten), . . . so wirft Deutschland zuerst das Joch Christi ab und säumt nicht mehr lange.“ (Corr.-Bl. 1826, S. 820 f.) Sein Tröster meinte: „Mit dem alten Geschlechte wird nicht viel mehr anzufangen sein, das ist wahr; doch die Jugend wird es (das Evangelium) wieder hören, und ihre besseren Führer werden aus ihr wieder ein großes Volk Gottes versammeln.“ (Ebd. 1827, S. 215.) Das Wort Gottes hatte aber in den Schulen und Lehranstalten nicht einmal die Herrschaft, sondern blieb unter der Bank; woher sollte darum das neue Geschlecht kommen? Der rationalistische Professor de Wette sprach in seiner Abhandlung über den sittlichen Geist der Reformation die Hoffnung aus, „daß der Geist der Vernunft, der zu Luthers Zeit seine Rechte nur schlecht geltend machte und darum keine erhielt, sondern ungehört verdammt wurde, jetzt glücklicher sein wird, da er mit der Wissenschaft gewaffnet ist“. Dagegen konnte nun El. Harms nicht versichern, daß der Geist Gottes mit dem Evangelium die alten Stätten wieder erfüllen werde, wenn er auch getrost wider die Erasmusse sagen mochte: „Davor ist mir noch keinen Augenblick bange gewesen, daß die Thesenfrage könne wieder rückgängig gemacht oder hingelegt werden in Deutschland, wie sie denn in Rußland schon vor längerer Zeit, später auch in Schweden und in Holland aufgenommen ist. Nein, wir sind noch nicht fertig, wie man oder wie eine Zeitschrift in Dänemark sagt, der zufolge entschieden sein soll von der Mehrzahl für Vernunft und Offenbarung. Dahin wird's nun wohl nimmermehr ausfallen, sondern für Eins oder das Andere.“ (Antwort an Lehms, 1819, S. 114.) Bei den Kindern Gottes konnte es freilich nicht dahin ausfallen und bei den ehrlichen Feinden auch nicht, aber in den Staatskirchen und bei den neueren Theologen, welche neben der Schrift noch andere Erkenntnisquellen haben wollten?

Viele verzweifelten bald an dem Wiederaufkommen des Glaubens in den deutschen Kirchen, weil die Christen nicht Kraft genug besaßen, um sich von den offenen Unchristen zu trennen. Schon im Jahre 1809 wanderten deshalb viele Württemberger nach America aus, worauf der König, um weitere Auswanderung zu verhüten, im Jahre 1819 die Bildung der von der Staatskirche unabhängigen Gemeinde Kornthal gestattete (Zisch. f. Prot. 3, 284), deren Glieder leider keine klare lutherische Erkenntnis besaßen. Der Gedanke an die Flucht aus Europa lebte sich immer mehr ein. „Ein banges Vorgefühl hat die Leute ergriffen“, predigte Dr. Rudelbach, indem er die Flucht als eine vom Herrn verbotene bekämpfte. „Wir werden

stehen bleiben und uns durch das Wüthen und Loben der Welt nicht anfechten lassen. Ob wir auch mitten in Babel sitzen und unsere Harfen traurig aufhängen müssen an den Weiden, die drinnen sind, doch werden wir sprechen und es uns nicht nehmen lassen: Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen (Ps. 137, 5.). Denn in unsern Herzen ist das alte Zion mit aller seiner Herrlichkeit, aber auch mit seinem tiefen Fall, mit seinen unnennbaren Leiden eingegraben. Wie sollten wir die Mutter in ihren alten Tagen verlassen, wo sie auf uns als Söhne sieht? Wir sehen's wohl und fühlen's, so daß alle unsere Gebeine krachen, daß die Kirche geknechtet ist; aber eben darum achten wir es für unsere Pflicht, bei der geknechteten auszuhalten, immer noch freie Söhne der ewig freien Mutter.“ (Kirchenspiegel, Bb. II, S. 359 f.) Dem Leser wird die Selbsttäuschung und Verwirrung des theuren Mannes nicht entgehen, dem wir es gar nicht verargen wollen, wenn er gegen Auswanderung sprach. Wie kann die geknechtete Kirche freie Söhne haben, und wie können diese dabei stehen oder gar noch mithelfen, wenn man die alte Mutter lebendig begräbt? Wo Gott spricht: „Geht aus und sondert euch ab!“ da kann kein Zion nicht in Babel sitzen bleiben. Der Austritt aus der falschen Kirche ist kein Verlassen der Mutter, sondern Gehorsam gegen Gottes Wort. Ueber den Wechsel des Landes mögen die Urtheile verschieden sein, aber aus Sodom, von der Hure soll jeder Christ weichen. Rubelbach sah übrigens in der Auswanderung lutherischer Christen um des Glaubens willen ein Vorzeichen des Untergangs der deutschen Kirche. Wir haben ein Merkzeichen, sprach er, ein höchst trauriges, nicht genug zu beweinedes. „Es ist die unnennbare Angst, welche in unsern Tagen so viele Gläubige ergriffen hat, daß aus den Trümmern der Kirche nichts werden könne, und welche sie treibt, den Schauplatz zu verlassen, wo jetzt gerade der Kampf ausgefochten werden soll, zu fliehen über Länder und Meere mit dem Erbgut, das ach so leicht ohne einen geordneten kirchlichen Verband zersplittert wird. . . . Doch ist gerade diese Angst ein Zeichen, daß die Stunde nahe ist, wo es heißt vom Evangelio: Wir wenden uns.“ (Ebd.) So bezeichnete auch Harleß die Zeit des Zusammenschaarens der aufrührischen Freigeister als „die Anfangsstunde einer Entscheidungsschlacht im Reiche Gottes. Herausstellen soll es sich, ob die alte Welt noch einmal sich will verjüngen lassen durch das Gesetz der Freiheit in Christo, oder ob sie elend, morsch, versauert in letzten Zuckungen zusammenbrechen soll sammt jenem Götzenbild falscher Freiheit, vor welchem die Abtrünnigen knien“. (Sonntagsweihe, Bb. IV, S. 31 f.)

9. Ende der Gnadenzeit.

Als Harleß, Rubelbach u. a. noch auf eine große Schlacht warteten, war die Entscheidung schon gefallen. Ohne Concil und Synode war es in den Staatskirchen beschlossen, daß der freimaurerische Cirkel über die

Schrift gehöre und der Jubel nicht mehr verstummen dürfe: Philister über dir, Simson! Sobald Gottes Wort sich wieder hören ließ im Lande, so dachte der Feind an seine so oft bewährte Kunst, Contracte zu schließen. Wenn das Evangelium einen heidnischen Aberglauben überwunden hatte, so bereitete der Chemiker in der höllischen Apotheke ja in der Regel eine Mischung, die um so gefährlicher wurde, je frömmere sie aussah. Aus einer Union der Arianer mit den Gläubigen krochen die Semiarianer hervor, und aus einer Union der Socinianer mit der Kirche die Arminianer. Als der Rationalismus durch die Kraft Gottes niedergelegt wurde, war es um so leichter, den Sauerteig der Bosheit und Schalkheit in den Glauben zu mengen, als dem erwachenden Zeugnisse ohnehin noch alle Schwachheiten des Pietismus anhängen und die Evangelische Kirchenzeitung im Jahre 1836 mit Recht urtheilte: „Als das allgemeinste Gebrechen gibt sich das zu erkennen, daß die Schrift nicht Anfang, Mittel und Ende ist.“ (S. 10.) Man konnte schon bald schreiben: „Die Rationalisten haben einsehen lernen, daß man dem Volke etwas Positives lassen müsse, und so reden sie denn jetzt wieder mehr in der Bibelsprache, rühmen das Wort Gottes, obgleich sie nicht die ganze Schrift dafür halten, sondern nur das, was ihnen ansteht und wohlgefällt, und wissen sich ein ganz christliches Ansehen zu geben.“ (Corr.-Bl. 1830, S. 786.) „Je mehr die Achtung vor Gottes Wort im Drang der Zeit wieder wuchs, um so mehr sah sich der Feind genöthigt, zu dem schon erprobten Kunstgriff zurückzukehren, die alte Maske wieder vorzunehmen. Es ist heutzutage durchaus nichts Seltenes, die erklärtesten Rationalisten aufs neue sich für Anhänger des biblischen Christenthums ausgeben zu hören und dagegen die Vertheidiger der evangelischen Wahrheit für Leute, die auf Menschenatzungen gingen und von Vorurtheil für die Kirchenlehre dergestalt verblendet seien, daß sie schnurstracks gegen die Bibel lehrten.“ (Ebd. 1831, S. 371 f.) Der rationalistische Großvater Röhr meinte ja, man müßte „ein Generalpächtervermögen“ haben, wenn man jetzt noch seinen Glauben (das heißt, Unglauben) so offen bekennen sollte als zuvor. Darum unterwies er die Fische in der falsch berühmten Kunst, nicht geradezu, sondern drum herum zu gehen und doch das höllische Ziel zu erreichen. Der Schulmeisterpabst Dinter sprach: Man muß „sich accommodiren“. „Eine allzu rasche Aufklärung würde euch verblenden statt euch zu erleuchten. . . . Ich möchte gern mit der Fackel der Aufklärung leuchten, aber nicht anzünden.“ — Man kann dem Kinde „die Wahrheit nicht selbst sicher anvertrauen“, sondern nur vorschneiden; denn „nicht alles, was ich brauche, verträgt mein Volk“. (Rzt. 1828, S. 28 f.) Die zehn Jungfrauen waren aufgeweckt; man suchte die thörichten unter ihnen sogleich wieder einzuschläfern. Die Fische schlossen einen Bund mit der Staatsgewalt und schufen durch Verschmelzung von Vernunft und Offenbarung, von Natur und Gnade, von Fleisch und Geist, von Wissenschaft und Gottesgelehrsamkeit, von Welt und

Kirche das Laodicea der letzten Zeit, woraus die Furcht vor Gottes Wort verbannt, worin Israel unter das ägyptische Joch gebracht worden ist und statt des Feldgeschreyes wider das Heer des alt bösen Feindes der Ruf Friede, Friede! schallt.

Der Führer dieser Fische ist der Philosoph Schleiermacher geworden, welcher als „der Kirchenvater unsers Jahrhunderts“ (Kzt. 1846, S. 31) verehrt wird. „Schleiermacher der Reformirte hat die Palme, den richtigen Ausgangspunkt für die gesammte Entwicklung der kirchlichen Gegenwart und nächsten Zukunft zu bestimmen und scharf zu umgrenzen, davon getragen“, heißt es in der Allermweltskirche. (Ebb. 1855, S. 824.) „Die neuere Theologie fußt hauptsächlich auf Schleiermacher.“ (Schreder: Der Religionsbegriff bei Schl. 1890. Vorw. S. V.) Dieser leugnete wie alle Rationalisten den Unterschied der drei Personen in Gott und zweifelte als Pantheist überhaupt an dem Dasein eines persönlichen Gottes; aber er stellte sich doch gern, als ob die Rationalisten nicht sein eigen Fleisch wären, und Ed. v. Hartmann ist mit ihm unzufrieden, weil er auf dem Wege zum Pantheismus stehen geblieben sei. (Selbstzersegg., S. 39.) Weil sich die Kirche „in der Rückkehr zum Alten nicht genug thun zu können schien“, meint sein Verehrer, der reformirte Hagenbach (VI, 358), darum mußte sich Schleiermacher öfters anstellen, als ob er mitginge, wenn er sie von der vollen Rückkehr zu Gottes Wort um so wirksamer zurückhalten wollte. „Ich möchte gerne zeigen, daß die Rationalisten mit ihrem guten Recht in der Kirche seien und bleiben können“, schrieb er selbst. „Ich wollte recht viel Raum machen innerhalb des Kirchlichen.“ (Kzt. 1829, S. 773 f.) In den von seiner jüdischen Freundin Henriette Herz begutachteten „Reden über die Religion“ behauptete er frech genug, das Christenthum beanspruche gar nicht, so ausschließlich den andern Religionen gegenüber gestellt zu werden, und Christus wolle nicht einmal der einzige Mittler sein. (S. 419 ff.) Wenn er bei alledem die calvinistische Prädestinationslehre ernstlich vertheidigte, so vergesse man nur nicht, daß diese Irrlehre nicht den in Christo offenbarten wahren dreieinigen Gott kennt, sondern nur den türkischen Schicksalsgott. „Wie hart greift Euch das Schicksal an!“ schrieb Schleiermacher auch in einem Trauersalle. „Aber die Alte (Schicksalsgöttin) schreitet auch blind über die Häupter der Menschen.“ — „Der Tod der Kinder und der blühenden Jugend ist überhaupt etwas, was ich nicht fasse; wenn ich nicht sagen darf, es gehöre noch zu dem Wilden, Chaotischen in der Natur, was durch Vernunft und Kunst noch nicht überwunden ist und also auch chaotisch und gefezlos bald den, bald jenen trifft, so daß oft der, welcher es am wenigsten verdient, die Schuld des Ganzen büßen muß.“ (Kzt. 1853, S. 372.) Den wahren Gott kannte der Mann nicht. Er gab die Lehre von der Schöpfung, vom Sündenfall, von Gottes Offenbarung unter seinem Volke in Wunder und Weissagung, von Christi Person und Amt, von dem Heile in Christo und der ganzen Wirksamkeit des Heiligen Geistes auf, und

— das Gewissen des natürlichen Menschen dazu. Es ist bekannt, daß er als Mann von 38 Jahren noch eine Berliner Pastorsfrau verführte und solches nie bereute. Schrieb er doch hernach: „Hätte ich sie nur erbt gehabt, ich hätte den Dämon wohl beschwichtigt und gebannt, der uns beide so unglücklich gemacht hat. Ich war auf solche Rückfälle gefaßt.“ Der Dämon war ihm aber, „ihre alte ängstliche Gewissenhaftigkeit“, von der sie am Tage vor der Scheidung „so heftig ergriffen wurde, daß sie sich nach einigen Stunden fürchterlicher innerer Unruhe von selbst sich wieder aufmachte zu ihrem Manne und sich aufs Neue mit ihm vereinigte. Mir“, fügt Schleiermacher bei, „hat sie unmittelbar darauf, was sie von mir hatte, zurückgeschickt, und weiter habe ich nichts von ihr erfahren. Die Unglückselige!“ (Rzt. 1853, S. 362.) Der Mann war also ganz gewissenlos und rühmte sich dessen noch; denn er schrieb, „seit er das Bewußtsein der Menschheit gefunden, habe er sich nie selbst verloren; was sie Gewissen nenneten, kenne er so nicht mehr; so strafe ihn kein Gefühl; so brauche ihn keines zu mahnen“. (Ebb. 1857, S. 1161.) Dieser gewissenlose Bube ist der Satan, welcher das Wort des Herrn in der deutschen Kirche aufgehalten hat. El. Harms, wider dessen Thesen er sogleich schrieb, redete ihn in seinem Antwortbriefe (S. III) als „Dämon“ an, was unter Heiden zwar zweideutig sein kann, für Christen aber immer einen bösen Geist bedeutet. Der Fürst der Finsterniß wollte ihn ganz besonders zum „Demoliren der Bollwerke des Evangeliums“ gebrauchen. Als man etwas davon merkte, schrieb ein Zeuge auch: „Schleiermacher trägt jetzt seinen Namen mit Recht; er macht Schleier, welche dem gesunden Blicke die wahren Umrisse und Farben des Gotteswortes verbunkeln.“ (Corr.-Bl. 1833, S. 528.) Der offene Lasterer D. Fr. Strauß stand zwar also, daß er schrieb: „Falsche Vermittlungsversuche sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen“ (Ztsch. f. Prot. 5, 328); aber er mußte der Verschmiztheit des Meisters im Wurstmachen doch das Compliment machen: „Nicht jedermann besitzt den Apparat und die Ausdauer, womit Schleiermacher Christenthum und Spinozismus zum Behuf der Mischung so fein pulverisirte, daß ein scharfes Auge dazu gehört, die vermischten Bestandtheile zu unterscheiden.“ (S. 325.) Des alt bösen Feindes List hat durch diesen Fuchs eine Union des Christenthums mit der modernen Culturwelt zu Stande gebracht, ehe die Gläubigen nur recht erkannten, um was es sich handelte. Diese nennt sein Biograph Auberlen seine kirchengeschichtliche Sendung.

Die Union zwischen reformirtem Unglauben und lutherischem Glauben ist im Jahre 1817 in Preußen, und hernach auch in andern Ländern, zwar von der Staatsallmacht, ausgerufen worden; diese handelte aber nur in Uebereinstimmung mit den Schulfüchsen, von welchen ein Chr. M. Pfaff und Chr. Thomafius in Verbindung mit vielen Pietisten schon im vorigen Jahrhundert das Ihrige gethan haben. Schleiermacher ist hiebei am thätigsten gewesen. Sein Freund Gaf schrieb ihm: „Die Leute wollen schlechter-

dings auch eine Vereinigung im Glauben“ trotz alles Redens dawider. Er aber beklagte sich über die Nachsicht der staatlichen Behörden und meinte: „Geht auch die Sache so lahm, so sollte man nur die Union einzelner Gemeinden durch besondere Commissionen möglichst begünstigen, dann würde allmählich die Sache den andern über den Kopf wachsen.“ (Rzt. 1853, S. 373 f.) Harms verwunderte sich, wie Schleiermacher, der doch Reformirter blieb, den geistlichen Obern in der lutherischen Kirche spielen konnte; aber — die Zeit war eben eine andere geworden. Auch wo die Union nicht förmlich eingeführt wurde, hat man doch nach dem Rathe des Herrn v. Loen gehandelt: „Die Obrigkeit soll eine allgemeine Landkirche aufrichten, welche so beschaffen sein muß, daß alle und jede Christen, sie mögen zu einer Secte gehören, zu welcher sie wollen, wenn sie nur die Schrift zur Norm ihres Glaubens (?) setzen, in derselben ihre Andacht und ihren nöthigen Unterricht finden können.“ (Trinius: Freidenter-Lexicon. S. 550.) Die Staatsgewalt sollte fortan die oberste Autorität in der Kirche haben, doch immer in Uebereinstimmung mit den Herren von der Wissenschaft handeln. „Die rechte Hülfe muß doch zuletzt aus der Wissenschaft kommen“, schrieb Prof. Gäß an Schleiermacher, welcher es für seine Hauptforge erklärte, die Schrift entbehrlich zu machen. (Rzt. 1853, S. 364.) Er warf das Alte Testament fort und leitete die gelehrten Theologen an, wie sie das sogenannte christliche Bewußtsein und Gefühl oder die innere Erfahrung über die Schrift sollten richten lassen, anstatt sich ihrem Gerichte zu untergeben, was sein Schüler A. Schweizer also ausdrückt: „Ein Buchstabe der Bibel, der nie Geist in mir werden will, kann, obgleich er in der Bibel steht, nicht Wort Gottes sein. Ein Buchstabe in der Bibel, dem der in mir (?) lebende Geist Christi niemals Antwort geben will, gehört schwerlich zum Worte Gottes in ihr, sondern er ist aus Zeitvorstellungen gebildete Hülle, Einfassung der göttlichen Wahrheit oder Ausfluß der nur menschlichen, das ist, sündhaften Denkweise der Apostel.“ (Rzt. 1845, S. 774.)

Schleiermacher nimmt für solche Geister „eine reformatorische Stellung“ in der Kirche ein, weil er von einem Glauben, der den Heiligen in der Schrift ein- für allemal vorgegeben ist, durchaus nichts wissen wollte, sondern jeden seine eigene Bibel machen ließ. Er verwunderte sich selbst darüber, daß man ihn gar nicht der Annäherung an den Katholicismus beschuldigte, obgleich er offen behauptete, die Kirche werde mit der Schrift nichts Wesentliches verlieren und sei noch immer in der Bildung des Kanon begriffen. (Rzt. 1845, S. 768. 773.) Wenn Lic. Schulze in Breslau in einer Vorlesung über Bedeutung der heiligen Schrift vom Jahre 1894 sagte, man sollte das Volk vom Lesen der Schrift lieber zurückhalten und ihm deren Inhalt bloß durch religiös gebildete Persönlichkeiten nahe bringen, weil es aus Mangel an Bildung alles wörtlich nehme und darum falsch auffasse, so hat derselbe nur in Schleiermachers Sinne

geredet. Lektierer hat die Schrift nicht nur für ein rein menschliches Buch erklärt, sondern das Alte Testament geradezu für schädlich, und auch vom Neuen Testamente schrieb er: „Wir müssen uns bei Zeiten alles dessen entledigen, was offenbar nur Nebenwerk ist und auf Voraussetzungen beruht, die nicht mehr gelten können.“ (Ebd. S. 766. 768.) Zu dem Nebenwerke rechnete er alle Wunder, wie einer seiner Nachfolger jubelt: „Die Wissenschaft hat der christlichen Welt ein Christenthum ohne Wunder gegeben.“ (Lang: Leben Jesu und Kirche der Zukunft. S. 53.) Ja, selbst die Lehre von Auferstehung, Gericht und persönlichem Fortleben rechnete er dazu, wie er an seine Frau schrieb: „Es gibt kein persönliches Fortleben; man muß sich mit der geistigen Rückkehr in das All begnügen.“ (Rzt. 1859, S. 860.) Vor allem aber sollte jede Erinnerung an einen Born Gottes fort, weshalb er an Bußtagen niemals von einer Buße predigte, sondern nur rühmte, daß alles so gut sei. (Ebd. 1886, S. 1078 ff.) Nur gegen die Christen wurde er bitter, die „am Buchstaben hängen, der vielen zum Fallstrich geworden ist“, das heißt, die am geschriebenen Worte bleiben, durch welches sie von Christo Jesu ergriffen worden sind. In einem Sendschreiben an Gölle und Schulz sagte er: „Ich will lieber mit allen Rationalisten, die nur ein Bekenntniß zu Christo zulassen und aus Ueberzeugung fortfahren sich Christen zu nennen, auch mit denen, gegen deren Lehrweise ich mich am bestimmtesten erklärt habe, in einer Kirchengemeinschaft sein, . . . als mit jenen in einer Verschlingung zusammengespart, welche der starre Buchstabe bildet.“ (Ebd. S. 1076 f.) Er betrieb sich auf den Herrnhutervater Zinzendorf, der trotz aller frommen Spielerei mit der Schrift meinte: „Ich habe oftmals Sorge getragen, daß das Bibellese, wenn es mit einer genauen Collation, Erforschung und Art eines Studirens verknüpft ist, der Gemeinde eher schädlich als nützlich sein könnte vor jezo.“ (Ebd. 1845, S. 435.) G. G.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Wie sich die Bekenntnißsüchtigen oftmals hinter dem „Gebet“ versteckt, darauf weist Stöcker in seiner Kirchenzeitung vom 19. September hin. Er sagt u. A.: „Es gibt Peter, die meinen, daß in der Kirche ein unheiliger Geist, falsche Lehren auf Katheder und Kanzel, Menschenfurcht vor den Machthabern, Mangel an Zucht und Regiment herrschen können und daß das alles einen gläubigen Christen nichts angehe; wenn man nur recht bete, werde alles gut werden. Wie oft hört man in pietistischen Kreisen, die keine Lust haben, für die Beseitigung der offenbaren Schäden in der Kirche auch nur einen Finger zu rühren, das Wort schweigen.“

baren Glaubens: Gott sitzt im Regiment. Sie sind zu muthlos, um für die Kirche zu kämpfen; aber sie wollen beten, damit Gott das Wunder thue und auch ohne Lehrzucht, ohne Sittenzucht, ohne Kampf gegen die Welt, ohne Thaten des Glaubens der Christenheit aufhelfe. Wir müssen diese Art Stimmung allerdings für unfruchtbaren Aberglauben ansehen. Auch im Reiche Gottes gilt es: Bete und arbeite! Gott hat ja das Wunder gethan, seinen Sohn zu senden, durch ihn die Kirche zu gründen, seinen Heiligen Geist, an den rechten Glauben gebunden, auszugießen. Wenn nun in der Kirche der Sohn Gottes geleugnet, die Grundlage der Kirche zerstört, der Geist Gottes durch Weltfinn und Staatsraison gedämpft wird, und wenn gegen alle diese Uebel aus falscher Pietät oder schwacher Menschenfurcht nicht angekämpft wird, so darf man von Gott keine neuen Wunder erwarten. Ja, man kann nicht einmal hoffen, daß er seine alten Verheißungen erfüllt, die nur dem Glauben, nicht der Muthlosigkeit gegeben sind. Kein Gebet wird der Kirche helfen, mit dem nicht ein tapferer Kampf gegen die Welt verbunden ist. Aber eben diesen Kampf scheut der Protestantismus, der wie im Beten auch im Kämpfen Luther so unähnlich geworden ist.“ Das ist sehr wahr geredet. Es ist ein Mißbrauch des Gebets, wenn man es an die Stelle des von Gott gebotenen Bekennens der Wahrheit setzen will.

F. P.

Die Archäologie und die „höhere Kritik“. Die „D. E. R.“ schreibt: „Die Archäologie fährt fort, unwiderlegliche Beweise zu liefern, vermitteltst deren die Ergebnisse der sogenannten ‚höheren Kritik‘ der älteren biblischen Bücher über den Haufen geworfen werden. Der Pentateuch und Josua sollten absolut viel späteren Ursprungs sein. Als ein Grund dafür galt mit, daß der Edelstein Jaspis, von dem im Hohenpriesterschild die Rede ist, zu den Zeiten Moses noch gar nicht bekannt gewesen sei und erst viel später von den Griechen genannt worden wäre. Jetzt hat ein Gelehrter in dem New Yorker ‚Observer‘ diese Annahme gründlich widerlegt und den wissenschaftlichen Nachweis geliefert, daß die Griechen das Wort ‚Jaspis‘ vom Osten entlehnt haben, und der Stein und sein Name lange Zeit vor dem Exodus in Gebrauch war. So wird ein Einwand der Kritik nach dem andern als unbegründet abgewiesen.“ — Unglücklich aber ist der, welcher seinen Glauben an die Heilige Schrift irgendwie von archäologischen Funden abhängig sein läßt.

F. P.

Zur Eröffnung des „Theologischen Cursus“ in Weserlingen, durch welchen man dem übeln Einfluß der ungläubigen Universitätstheologie entgegenarbeiten will, hielt Superintendent Holzheuer eine Ansprache, aus welcher wir das Folgende hier mittheilen: „Dieser Cursus ist eine neue Erscheinung in unserm kirchlichen und theologischen Leben. Mit diesem Neuen wird hier der erste Versuch gemacht. Für das Anfangsstadium, in dem sich die ganze Sache befindet, ist die Zahl der Theilnehmer überraschend groß. Verglichen mit der Zahl derer, für welche solche Curse, wie dieser,

hoffentlich im Laufe der Zeit Bedeutung gewinnen werden, ist sie freilich klein. . . . Dieser theologische Cursus und die damit zusammenhängende Bewegung überhaupt steht in einem Gegensatz gegen die Entwicklung, welche die Theologie größtentheils auf unsern Universitäten genommen hat. Seit der Generalsynode von 1879 ringt die Vertretung unserer Landeskirche darum, auf die Besetzung der theologischen Professuren irgend welchen Einfluß zu erlangen. Vergeblich. Der Nothstand unserer Kirche, welcher durch die weite Verbreitung der negativen Theologie bedingt ist, hat zu der landeskirchlichen Versammlung des vorigen Jahres geführt, deren Beschluß, es für wünschenswerth zu erklären, daß wissenschaftlich befähigten Geistlichen es ermöglicht werden sollte, sich am academischen Unterricht zu betheiligen, allgemein bekannt ist. Die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung dieser Idee entgegenstellen, bestehen nicht so sehr in der Personenfrage als vielmehr in der Sprödigkeit der theologischen Facultäten und in dem Kostenpunkt. Was aus der Sache werden wird, wird sich auf den bevorstehenden Provinzialsynoden und auf der demnächstigen Generalsynode zeigen. Schon vor dem auf der landeskirchlichen Versammlung aufgetauchten Plane war der Plan des Pastors von Bodelschwingh bekannt geworden, in Westfalen eine freie theologische Facultät zu gründen, für welche beim Staate die Lizenz, einen Theil des academischen Trienniums zu ersetzen, erwirkt werden sollte. Der Plan scheint aber daran scheitern zu sollen, daß ein solches Privilegium auf unabsehbare Zeit von den staatlichen Instanzen, welche die ausschließlichen Privilegien der staatlichen Universitäten zu schützen willens sind, nicht zu erlangen ist. Was uns heute hier zusammenführt, ist ein dritter Plan, der, während die beiden ersten günstigsten Falls erst nach längerer Zeit zu realisiren sein werden, heute, nachdem er vor etwa zehn Wochen zum ersten Male in einer Versammlung Berufener discutirt ist, sich bereits in der Realisirung befindet. Dieser letztere Plan hat den Vorzug, daß er von etwaigen eifersüchtigen theologischen Facultäten nicht verhindert werden kann, und daß er keines staatlichen Privilegiums bedarf. Es ist ein Act kirchlicher Selbsthülfe, welche, ohne vom Staate die Bewilligung von Rechten zu beanspruchen und ohne die den bestehenden theologischen Bildungsinstituten des Staates rechtlich zugewiesenen Bahnen zu kreuzen, die von ihnen freigelassene Ferienzeit für die Pflege einer der Kirche frommenden Theologie benützt und, so Gott will, in Zukunft noch viel umfangreicher benützen wird. Legitimirt vor den Menschen ist dies unser Vorgehen durch den Grundsatz der Preussischen Verfassung: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Es sind, wenigstens für diesmal, keine Professoren der Theologie gebeten, Vorlesungen an dem hier gegründeten Institut zu übernehmen, obwohl es auch der positiven theologischen Professoren genug gibt“ (aber was für welche!), „und obwohl uns deren Mitwirkung an sich nur sehr willkommen sein würde. Aber das Princip der Selbsthülfe, dem diese Institution ihr Dasein verdankt, ließ uns zunächst davon absehen. Vielleicht

kommt es im Fortschritt dieses Anfangs dahin, daß später auch positive Professoren hier mit uns zusammenstehen werden. So werden denn diesmal ausschließlich im practischen Amt stehende, wissenschaftlich arbeitende Geistliche hier lehren. Und es soll solchen Geistlichen so auch mehr und besser, als es sonst der Fall ist, Gelegenheit gegeben werden, sich selbst für das academische Lehramt auszubilden. Hierauf, daß positive Kräfte für das academische Lehramt sich heranbilden, oder herangebildet werden, wird überhaupt bei unserm ganzen Unternehmen besonders gezielt werden. Anregung zu selbständigen Studien zu geben, wollen wir uns hier recht angelegen sein lassen. Es ist vieles wichtig für die Kirche in unserer Zeit außer der eigentlich pastoralen Thätigkeit, die für die Kirche das Wichtigste bleibt. Aber nichts ist außer der die Gemeinde unmittelbar erbauenden und versorgenden Thätigkeit so wichtig als wissenschaftlich-theologische Arbeit rechter Art. Denn nichts richtet in der Kirche unmittelbar oder mittelbar so viel Unheil an als die die göttliche Offenbarung verflüchtigende oder fälschende Theologie.

„Wir befinden uns hier in einer freien theologischen Arena. Diejenigen von uns, die gegenwärtig an diesem Ort des Lehramtes warten, sind in keiner Weise eifersüchtig auf die etwaige Betheiligung auch Anderer aus unserm Kreise. Dem Bedürfnis nach freier Betheiligung am wissenschaftlichen Unterricht, das im Bereiche der staatlichen Veranstaltungen auf einen nicht oder nicht leicht zu erschütternden rocher de bronze stößt, wird hier von dieser unserer lehramtlichen Collegialität, wenn es sich meldet und eine Tüchtigkeit hinter sich hat, die von unserm Collegium anerkannt werden kann, die Thür zur Mitarbeit geöffnet werden. Eine uns eingereichte Studie, welche in positivem Sinne gehalten ist, wissenschaftliche Methode documentirt, und an irgend einem Punkte der Theologie die Erkenntniß zu fördern im Stande ist, wird hier künftighin den Verfasser dazu berechtigen, Docent zu sein, wenigstens soweit, daß es ihm ermöglicht werden wird, zunächst in kleinerem Kreise ein Gebender zu werden.

„Wir haben das Recht und wir haben den Willen, von keiner menschlichen Autorität dazu berufen, aus freiem Triebe auch unsererseits auf dem Wege fortlaufender Vorträge die kirchliche Theologie zu vertreten. Aber die Freiheit, die uns nütze sein soll zu solcher Vertretung der kirchlichen Theologie, weiß sich, weil sie eben der kirchlichen Theologie dienen soll, wie alle wahre Freiheit gebunden an die Wahrheit, an die objective Wahrheit. Die objectiven Wahrheiten, daß der Gott der Heilsgeschichte der dreieinige Gott ist, daß Jesus, der Heiland der Welt, wahrhaftiger Gott ist, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, daß die Versöhnung Sühnung unserer Schuld durch das Blut des Sohnes Gottes ist, daß der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben, daß die heilige Schrift wirklich Gottes Wort ist, daß die in der heiligen Schrift berichteten Wunder Wun-

der sind, daß das Wesen der Sacramente das ist, als was es von den Bekenntnissen unserer Kirche auf Grund der Schrift gefaßt wird, diese objectiven Wahrheiten, das sind die Pfeiler, auf welchen unsere Thätigkeit sich aufbaut. Hieran wollen und werden wir unsern Halt haben.

„Indem wir uns so als eine bekenntnißtreue theologische Genossenschaft bekennen, bezeugen wir es zugleich, daß wir alle echte Geistesarbeit neuerer Theologen, wo sie sich finde, anerkennen. Aber was etwas vom Naturalismus an sich hat, was den Geist der Diesseitigkeit athmet, das bekämpfen wir.“ Gut gemeint ist dieser „Theologische cursus“ jedenfalls. Sobald man aber Fortschritte macht in der rechten Erkenntniß, wird man einsehen, daß man mit den Vertretern des Unglaubens und Irrglaubens nicht unter demselben Kirchendach zusammenwohnen kann. F. P.

Zum Kampfe wider Rom. Superintendent Holzheuer, Redacteur der „Evangelischen Kirchenzeitung“, schreibt u. a.: „Was könnte die Kirche des Evangeliums unserer Zeit, unserm Volke und auch unserm Staate sein, wenn sie recht einig wäre im Geist! Eine evangelische Kirche, einig in dem lebendigen Glauben an den Sohn Gottes, der in das Fleisch gekommen ist, ist schließlich doch allein im Stande, der einheitlichen Macht des Widerchristi, dieser alles vergiftenden, alles zersetzenden, alles zu Grunde richtenden bösen Gewalt, die Spitze zu bieten.“ Das ist wahr! Aber warum legt man nicht Hand ans Werk, die Einigkeit im Geist herzustellen? Dazu gehört vor allen Dingen, daß man so offenbaren Zerstörern der geistlichen Einigkeit, wie Prof. Zöckler, die Spalten der „Kirchenzeitung“ verschließt. Prof. Zöckler ist erst kürzlich wieder in den Spalten der „Kirchenzeitung“ für das „Irrenkönnen“ Christi eingetreten und hat den Leugnern der Inspiration der Heiligen Schrift das Wort geredet. F. P.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

† **Pastor E. A. Brauer.** † Am 27. September starb zu Crete, Ill., Pastor E. A. Brauer. Derselbe war geboren am 19. April 1819 zu Northeim, Hannover, besuchte das Pädagogium zu Hefeld und studirte Theologie zu Göttingen und Berlin. Im Jahre 1846 machte er sein zweites theologisches Examen. In Folge des bekannten Aufrufs von Wynelsen kam Brauer 1847 nach America, war Pastor in Addison (1847—1857), in Pittsburg (1857—1862), Professor am theologischen Seminar in St. Louis (1862—1872), Pastor an der Dreieinigkeitsgemeinde in St. Louis (1872—1878), Pastor in Crete, Ill. (1878—1896). Den Verstorbenen kennzeichnete eine besonders klare Erkenntniß des Evangeliums und eine hervorragende Gabe lebendiger Darstellung. Seine Predigten waren daher ebenso lehrreich und erbaulich, wie im guten Sinne fesselnd und interessant. Im Kampf um die rechte Lehre von Kirche und Amt stand er in den vordersten Reihen und hat die Annäherungen eines pfarrherrlichen Priesterstandes von dem rechten evangelischen

Grund aus bloßgestellt und gebührend gegeistelt. Ueberhaupt nahm der Verstorbene an allen Lehrkämpfen der Kirche bis in die letzte Zeit den lebhaftesten Antheil, wiewohl er in Folge seines schwachen Augenlichtes wenig selbst lesen konnte und daher meistens der Dienste eines Vorlesers bedurfte. Auf Conferenzen und Synoden gehörte er nach seiner Begabung und reichen geistlichen Erfahrung zu den Führern. Er war ein inniger Vetter für die Kirche im Allgemeinen und treuer Fürbitter für die Einzelnen, von deren geistlicher und leiblicher Noth er Kunde hatte. Gott sei gelobt für den reichen geistlichen Segen, den er durch diesen begabten und treuen Knecht seiner Kirche hat zu Theil werden lassen.

F. P.

General Council. Drei kirchliche Zeitungen, die bisher im General Council erschienen, der "Lutheran", der "Lutheran Church Messenger" und der "Workman", sind zu einem Blatt verschmolzen worden, welches den Namen "The Lutheran" trägt und das allgemeine und officielle englische Kirchenblatt des Council sein soll. Hiermit ist ein Beschluß der letzten Versammlung dieses Kirchenkörpers ausgeführt. Dr. Krotel ist der Hauptredacteur. Der neue "Lutheran" bekennt sich in seiner ersten Nummer zum officiellen Lehrbekenntniß des Council. Dieses officielle Bekenntniß ist recht. In demselben bekennt sich das Council zu der ganzen Heiligen Schrift als Gottes Wort und zu sämtlichen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche als in vollkommener Uebereinstimmung mit der Heiligen Schrift. Thatsächlich freilich stimmt die im Council im Schwange gehende Lehre mit diesem Bekenntniß vielfach noch nicht überein. Ob es dem neuen "Lutheran" gelingen wird, die Einheit in der Lehre zu fördern, hängt davon ab, wie er redigirt werden wird. Wird in seinen Spalten nur die rechte Lehre bekant und vertheidigt und jede von der Schrift abweichende Lehre als Irrthum bekämpft, dann wird sein Erscheinen von großem Segen für das Council sein. Wie es gegenwärtig noch in Bezug auf die Lehreinheit im Council aussieht, geht daraus hervor, daß die Redacteurs des neuen "Lutheran" nicht für „alle Meinungen verantwortlich sein wollen, die von den Schreibern für seine Spalten ausgesprochen werden“. Doch nehmen die Redacteurs für sich das Recht in Anspruch, das „frei zu kritisiren, was sie in ihre Spalten aufnehmen mußten“. Wir erlauben uns die Frage: Warum nicht die Förderung der Lehreinheit damit b e g i n n e n , daß man allen „Meinungen“, die nicht in Uebereinstimmung mit Gottes Wort sind, die Aufnahme in die Spalten des "Lutheran" verweigert? Die irrigen Meinungen sind nun freilich einmal da und sie lassen sich nicht durch einen Machtspruch aus der Welt schaffen. Aber warum will man diese Meinungen nicht zum Gegenstand der Verhandlung auf *Pastoralconferenzen* machen, anstatt die Gemeinden, für die doch der "Lutheran" hauptsächlich bestimmt ist, mit den irrigen Meinungen zu behelligen?

F. P.

Seminar zu Philadelphia. Auf dem Seminarplat läßt P. W. A. Schäffer auf seine Kosten eine Kirche bauen. Dieselbe wird 100 Fuß lang und 60 Fuß breit werden. Diese Kirche soll ein Denkmal sein zu Ehren seines verstorbenen Vaters, des bekantnen Professors der Theologie am Seminar zu Philadelphia.

Gegen die Kirchen-Fairs, Verloosungen zc., als ein Mittel, Geld für kirchliche Zwecke aufzubringen, legt der „Lutherische Herald“, das Organ des New Yorker Ministeriums, unumwunden Zeugniß ab. Er empfiehlt „den besseren Weg“ der directen freiwilligen Gaben als Christen und einer christlichen Gemeinde geziemend. Wie in einer östlichen Gemeinde die Fairs abgeschafft wurden, darüber berichtet das genannte Blatt also: Wir wissen von einer Gemeinde, deren Namen nicht genannt zu werden braucht, die alle Jahre um diese Zeit ihre Finanzen zu restauriren suchte durch Veranstaltung einer großen Fair. So oft die Zeit wieder heranrückte,

und die Vorbereitungen zu einer neuen Fair getroffen werden mußten, hatten die waderen Frauen der Gemeinde wahrlich ihre Last, besonders in der letzten Woche, da die Fair im Gange war, und da sie von Montag bis Samstag ihr Haus und ihre Kindlein vernachlässigen mußten, um, oft bis tief in die Nacht hinein, ihren Pflichten auf der Fair nachkommen zu können. Wenn nun die saure Woche zu Ende war, wurde das Ergebnis zusammengezählt, und dem Kirchenvorstand konnten wieder etwa 600 Dollars als Gewinn ausbezahlt werden, — wahrlich, sauer verdientes Geld! Das Jahr ging wieder zu Ende, und schon hatten verschiedene Männer die Frage aufgeworfen: „Gibt's denn dies Jahr keine Fair?“ als der Pastor eines Sonntags die ganze Gemeinde in Erstaunen setzte, als er nach der Predigt verkündigte, daß er sich entschlossen habe, die Gemeinde herzlich und dringend zu bitten, von einer Fair in diesem Jahre abzustehen und einen besseren Weg, den er ihnen anrathen wolle, zu versuchen. Er fügte hinzu, daß er wohl wisse, daß sein Vorschlag nicht allgemeinen Anklang finden werde; aber er dürfe wenigstens erwarten, daß man einen ehrlichen Versuch damit mache. Er machte diesen Vorschlag: daß jede Familie in der Gemeinde einen kleinen Familienrath halten und einen Ueberschlag machen sollte, wie viel sie wahrscheinlich zur Fair dies Jahr beisteuern würde. Die Hausfrau sollte nachrechnen, wie viele Kuchen und Victualien sie wohl liefern würde, und dann genau zusammenrechnen, wie viel dies alles werth sei. Der Vater sollte nachrechnen, wie viel baares Geld er hergeben müsse, und die Kinder, wie viel sie für Candy, Drangen, Ice Cream u. dgl. ausgeben würden. Dann sollte auch ein Aequivalent in Geld festgesetzt werden für die saure Arbeit einer ganzen Woche. Alle diese Summen sollten dann ehrlich zusammengerechnet, in einen Briefumschlag gelegt, mit dem Namen versehen und am nächsten Sonntag als ein Opfer zur Kirche gebracht werden. Die Gemeinde machte es genau so, wie der Pastor es angegeben hatte, und am nächsten Sonntag kam ein großes Volk zusammen, die Opfer wurden gesammelt, und nach der Sammlung machte der Pastor bekannt, daß nach dem Segen das Geld gezählt werden sollte, und wer das Resultat abwarten wolle, könne bleiben. Endlich trat der Pastor hervor und berichtete, daß die Collecte mehr als 1400 Dollars betrage. In der Gemeinde sind seitdem keine Fairs mehr abgehalten worden, wohl aber dankt sie (und besonders die lieben Frauen) dem HErrn, daß sie einen — besseren Weg gefunden hat. Am Schluß bemerkt der „Herold“ noch: Es gibt Kirchen heutzutage, die wirklich von dem Bestrebend besetzt zu sein scheinen, das Religiöse so viel wie möglich abzustreifen und alle Einrichtungen so zu treffen, daß auch der leichteste Weltmensch sich darin heimisch oder doch ungestört fühlen kann. Dies tritt besonders deutlich hervor bei allen solchen Veranstaltungen von Fairs u. dgl.

F. P.

Der Unglaube unter den Baptisten. Daß Präsident Harper von der Universität in Chicago die Bibel nicht für Gottes Wort hält, ist bekannt. Wir haben darüber wiederholt eingehendere Mittheilungen gebracht. Das viele Geld, welches dieser Universität geschenkt ist, steht so ziemlich im Dienst des Unglaubens. Neu war uns, daß auch der Präsident des Baptistischen Seminars zu Rochester, N. Y., Dr. Strong, so nachdrücklich die göttliche Autorität der Schrift verwerfe. Ein Schreiber im „Lutheran“ berichtet als Ohrenzeuge die folgenden Aussprüche Strongs, die dieser bei der Eröffnung des neuen Studienjahrs that: „Weder die Bibel noch das Glaubensbekenntniß ist vollkommen.“ Beide sind nur ein „gebrochenes Licht“; von ihnen müssen wir auf Christum zurückgehen. „Der Fehler der Theologie besteht darin, daß sie die Schrift als die Quelle der Wahrheit behandelt.“ „Nicht die Bibel, sondern Christus ist die Quelle der Wahrheit.“ „Die

Philosophie und die Wissenschaft stellen ebenso wohl Christum dar (are expressions of Christ) als die Schrift. Die Schrift ist im besten Fall eine unvollkommene Offenbarung Christi. Wir brauchen nicht erst die Inspiration oder die Schrift und dann Christum, sondern erst Christum und dann die Inspiration und die Schrift.“ Im Grund ist dies freilich nur der alte Schwärmerwahn, der den „Geist“ vor und außer der Schrift haben will.

F. P.

Die Episcopalen und die Leichenverbrennung. Eine Milwaukeeer Zeitung berichtet: Heute Morgen um halb 12 Uhr fanden die Trauerfeierlichkeiten zu Ehren des verstorbenen Redacteurs des „Sentinel“, Horace Kuble, statt. Pastor Charles Stanley Lester von der St. Pauls-Episcopalkirche leitete die Feier im Hause an Prospect Avenue und der Leichnam wurde dann nach dem Forest Home Friedhofe gebracht, wo die Feuerbestattung privatim vollzogen wurde. — In England und Schottland scheint gerade die „höchste Geistlichkeit“ die Leichenverbrennung unter ihre Protection zu nehmen. Dort werden schon die Crematorien, wie früher die Gottesäcker, durch Reden von „Geistlichen“ der Staatskirche eingeweiht.

F. P.

Ordination von Ballington Booth. Ballington Booth, der Commandant der „Freiwilligen“, das heißt, des Theiles der Heilsarmee, der sich von dem „Com-mando“ des William Booth trennte, hat sich als „Presbyter der evangelischen Kirche“ in Chicago „ordiniren“ lassen. Die Ordination wurde von Bischof Fallow von der Reformirten Episcopalkirche „in Gegenwart und unter der Billigung“ von presbyterianischen, methodistischen und congregationalistischen Pastoren vollzogen. Daß die Pastoren zu dieser Ordination von christlichen Gemeinden Auftrag hatten, wird nicht berichtet. Ballington Booth hat sich ordiniren lassen, weil er mit seinen „Freiwilligen“ der Kirche dienen will, während der alte Zweig der Heilsarmee außerhalb aller äußeren Kirchengemeinschaft thätig ist.

F. P.

Deutsch-reformirte Kirche. Die in Cleveland, D., tagende Central-Synode der deutsch-reformirten Kirche stimmte für die Verlegung des Missionshauses und theologischen Seminars von Franklin, Sheboygan Co., Wis., nach Cleveland, D., wo dasselbe ein Theil des Calvin-College werden soll.

Nekrologisches. Am 9. October starb zu Columbus, D., im Alter von 56 Jahren Joh. Heinrich Spielmann. Der Verstorbene war längere Zeit Professor an der „Capital University“ der Ohio-Synode.

II. Ausland.

Der Gustav-Adolf-Verein und der katholische Bonifacius-Verein. Die A. G. L. R. berichtet: Der Gustav-Adolf-Verein zählt nach dem bei seiner letzten Hauptversammlung zu Deffau erstatteten Jahresberichte zur Zeit 1849 Zweigvereine und 538 Frauenvereine gegen 1832 bez. 526 im Vorjahre. Die Gesamteinnahme betrug 2,056,153 Mk., 351,346 Mk. mehr als im Vorjahre. Die Gesamtausgaben beliefen sich auf 1,212,912 Mk. Von den 45 Hauptvereinen hatten 20 eine verminderte, 25 eine erhöhte Einnahme. Beim Centralvorstand sind 8543 Eingänge gebucht. 50 Kirchen und Kapellen sind fertig geworden; 53 Gemeinden schieden aus der Pflege des Vereins aus, 54 traten neu hinzu. Die Zahl der Pfleglinge ist 1738. Der deutsche Bonifaciusverein hatte im Jahre 1895 eine Einnahme von 3,073,579 Mk., das ist ungefähr 700,000 Mk. mehr als 1894. Unterstützt wurden 705 Missionsstationen mit 1,160,166 Mk. Bis zum Schlusse des Jahres 1895 hat der Bonifaciusverein zur Errichtung und Erhaltung von Schulen und Kirchen in vorwiegend protestantischen Orten nahezu 21 Millionen ausgegeben. Gegenüber diesen Zahlen

muß der Gustav-Adolf-Verein, zu dem der Bonifaciusverein das katholische Gegenstück bildet, zurücktreten; der Bonifaciusverein hat ihn überholt.

Leichenverbrennung in Basel. Die *A. E. L. R.* berichtet: Die Leichenverbrennungsfrage ist in Basel in ein neues Stadium getreten. Seit langem befiehlt dort ein Verein für Leichenverbrennung, der aber im Großen und Ganzen wenig Erfolg hatte und im Laufe der Jahre mit Mühe 15,000 Frs. zusammenbrachte, was weit nicht zur Errichtung eines Leichenofens hinreichte. Neuerdings nun wandte man sich an die Regierung um Unterstützung. Der Große Rath beschloß bereitwilligst, den nöthigen Rest (ca. 67,000 Frs.) zum Bau des Crematoriums beizusteuern. Die Gegner aber machten Lärm und brachten mehr als 1000 Unterschriften zusammen, sodaß der Beschluß der Volksabstimmung unterbreitet werden mußte. Da im Volk wenig Sympathie für das Unternehmen bestand, fürchteten die Freunde der Verbrennung die Verwerfung des Beschlusses und boten Volksversammlungen, Preßaufrufe zc. auf, um die Menge umzustimmen. Viel lahmere waren die Gegner. Die conservativen Blätter behandelten die Sache mehr von dem Gesichtspunkte aus, daß man dem Staat nicht zumuthen könne, einigen wenigen ihre Liebhaberei zu bezahlen. Daß im Interesse der christlichen und kirchlichen Sitte die Verbrennung nicht zu wünschen ist, wurde wohl gelegentlich auch geltend gemacht; aber im Allgemeinen hat man sich von dieser Seite stille verhalten und auf den gesunden Volkssinn gerednet. Umgekehrt wurde von freisinniger Seite dieser „Fortschritt“ als Ehrensache gepriesen und schon principiell gefordert, weil die Pietisten und Orthodoxen nichts davon wissen wollten. Kurz, die Verbrennungsfreunde siegten. Mit 3376 gegen 3197, also mit einer Mehrheit von 179 Stimmen, wurde die Vorlage angenommen.

Predigtamt und Socialpolitik. Der socialistische Pastor Göhre zu Frankfurt a. O. wird am 1. April aus freier Entschliebung sein Amt niederlegen, um sich ganz der socialpolitischen Thätigkeit zu widmen. Göhre hat sich in seinem Buche über die Geschichte des evangelisch-socialen Congresses dahin ausgesprochen, daß sich die socialpolitische Thätigkeit mit dem Amt eines Pastors nicht vertrage; wolle ein Pastor ernsthaft socialpolitisch thätig sein, so müsse er sein Amt niederlegen. Es verdient Anerkennung, daß Göhre nach diesem Grundsatz selbst handelt.

(*A. E. L. R.*)

Theorie und Praxis bei den Socialdemokraten. Die *A. E. L. R.* schreibt: „Die socialdemokratische Partei hat jüngst einen scharfen Angriff aus der Mitte der Arbeiter erdulden müssen in der von dem Werftarbeiter in Kiel, Theodor Lorenzen, herausgegebenen Schrift, 'Die Socialdemokratie in Theorie und Praxis'. Derrieb scheint gefessen zu haben, wenigstens war die Erbitterung unter den Werftarbeitern so groß, daß Lorenzen von der Polizei selbst den Rath erhielt, immer erst nach Beginn der Arbeit an der Werft sich einzufinden, um den Mißhandlungen der Genossen zu entgehen, und ebenso stets vor Arbeitsluß sich wieder nach Hause zu begeben. Lorenzen nimmt in seiner Schrift allerlei Mißstände und Thorheiten der Socialdemokraten und ihrer Führer durch: In der Theorie verlangen die Socialdemokraten den achtfündigen Normalarbeitstag, den der Verfasser als 'Normalsystem' und als 'kolossalen Blödsinn', erfunden zur Aufhebung der Arbeiter, verspottet. In der Praxis haben sie in ihren eigenen Betrieben Arbeitszeiten von 10, 13½, ja 18 Stunden und behandeln ihre Arbeiter schlechter als die 'Bourgeois', so schlecht, daß die Arbeiter sogar zu Ausständen greifen mußten, um sich zu schützen. Die Capitalisten unter ihnen, wie Singer, der 'seine armen Mäntelnäherinnen miserabel schlecht bezahlt hat', Dr. Arons, Dieß, Friedländer zc. denken gar nicht daran, ihre Lehren zu verwirklichen. Die Hauptwortführer, die stets die Nothwendigkeit gleicher Ent-

lohnung aller Arbeit betonen, lassen sich große Gehälter zahlen zc. „Die Socialdemokraten speculiren nur auf deinen Geldbeutel“, ruft Lorenzen dem Arbeiter zu. „Ihre Forderungen, soweit sie berechtigt sind, schon in diesem Staate zu erfüllen, fällt ihnen dagegen nicht ein; nichts ist ihnen mehr zuwider, als wenn der jetzige Staat auf ihre Forderungen eingeht!“ Wie es mit der „Freiheit“ bestellt ist, welche Rebel und Genossen im Munde führen, weist Lorenzen an dem Verhalten der Socialdemokratie bei den Wahlen und bei Streiks nach. Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt, wird dem Verfasser recht geben, wenn er sagt: „Zahllose Vorgänge im Verlaufe der letzten Jahre haben die Wahrnehmung bestärkt, daß die socialdemokratische „Freiheit“ identisch ist mit dem socialdemokratischen „Parteiterrörismus“, der auch im eigenen Lager all und jedes individuelle Handeln und Denken mit eisernen Klammern einschnürt!“ Das Schlußergebniß des Verfassers lautet: „Die Socialdemokraten verlangen von uns, daß wir die Religion, die Familie, die Eltern- und Kindesliebe, das freie Eigenthum, die persönliche Freiheit in der Wahl der Arbeit und die Vaterlandsliebe aufgeben!“ Und was bietet die Socialdemokratie dafür? „Für Religion, für Familie, für Eltern- und Kindesliebe kann sie uns überhaupt keinen Ersatz bieten; für die persönliche Freiheit und Vaterlandsliebe gibt sie uns die Schloffenketten des socialen Zukunftsstaates!“

Schwagererei in England. Am 23. Juni hat das Oberhaus des Parlaments mit 142 gegen 118 Stimmen in zweiter Lesung den Gesetzesvorschlag angenommen, welcher die Ehe zwischen einem Wittwer und der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin für zulässig erklärt. Der Prinz von Wales, die Herzöge von York und Tise haben für diese Maßregel gestimmt. Ähnliche Vorschläge waren zu wiederholten Malen vom Unterhaus angenommen, aber vom Oberhaus verworfen worden; deshalb betrachtete man den neuen Beschluß als ein wichtiges Ereigniß in der britischen Gesetzgebung. Aber die folgende Lesung, welche am 30. Juni und 7. Juli durch die Commission vorgenommen wurde, hat diesen Eindruck beträchtlich abgeschwächt. Auf Antreiben der zum Oberhaus gehörenden Bischöfe haben die Lords beschlossen, daß die Geistlichen der Landeskirche weder das Recht haben sollten, selbst eine solche Ehe einzugehen, noch ein solches Paar einzusegnen; für den Uebertretungsfall sind Kirchenstrafen angedroht; hinwiederum sollten sie das Recht haben, diejenigen unter ihren Gemeindegliedern vom Abendmahl auszuschließen, welche trotz diesem Verwandtschaftsverhältnisse einander geheirathet hätten; ihren Kindern können sie die Taufe verweigern. — Was die Lords hier beschlossen haben, geht zum Theil über das rechte Ziel hinaus. Ueberhaupt ist es verkehrt, durch Parlamentsbeschlüsse die kirchliche Zucht regeln zu wollen. F. B.

Finanzielles aus der englischen Staatskirche. Wenn bei dem Tode des Erzbischofs von Canterbury berichtet wurde, daß er ein jährliches Einkommen von \$75,000 bezogen habe, so darf man daraus keinen Schluß auf die Besoldung der gewöhnlichen Pfarrer der Staatskirche machen. Der „Dean von Norwich“ berichtete kürzlich über die Höhe des Gehaltes in der englischen Staatskirche Folgendes: 400 Pfarrer erhalten weniger als \$250 jährlich, 3500 weniger als \$500 und 7000 erhalten weniger als \$650. F. B.

Ueber den Unterhalt der Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft finden wir die folgenden interessanten Angaben in der „N. E. L. R.“: „Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat 730 Missionare und Missionarinnen, von denen nur 481 eine Besoldung aus der eigentlichen Missionskasse erhalten. 67 leben aus eigenen Mitteln, 23 werden von den Missionsvereinen in Australien, Südafrika und Canada besoldet, 40 von einzelnen Gemeinden oder Localvereinen in der Heimath, 28 vom Verein der sogenannten Lehrentseher, 31 von sonstigen Vereinen,

60 von einzelnen Privatpersonen. Von den circa 80 Sendlingen, die dieses Spätjahr ausziehen sollen, sind auch bereits 55 in ähnlicher Weise der Generalkasse abgenommen: 7 nehmen überhaupt keine Besoldung an, 43 sind von einzelnen Privatpersonen oder Familien oder Vereinen übernommen, 5 von den Missionsvereinen in den Colonien."

Krieg auf dem Friedenscongreß. Der internationale Friedenscongreß war am 18. September in Pest in Sitzung. In einem Bericht darüber heißt es: Man besprach die Lösung der orientalischen Frage, und der Vorsitzende General Türr hatte beantragt, der Congreß solle an alle Staatsoberhäupter Adressen senden und darin die Einsetzung eines Schiedsgerichts verlangen. „Auch an den Pabst!“ sagte ein katholischer Delegirter. „Dagegen protestire ich!“ rief eine Engländerin, Mrs. Vincent. „Er ist aber das Haupt der Christenheit!“ entgegnete der Katholik. Es gab ein Durcheinander, da viele zugleich reden wollten. Endlich kam die Baronin Suttner zum Wort und erklärte, daß sie es für statthaft halte, auch an den Pabst eine Adresse zu richten. Nun wollte eine andere Engländerin, Miß Ellen Robinson, auch die Freimaurer mit einer Adresse bedenken. Als wiederum durcheinander geredet wurde, sagte General Türr: „Aber ich bitte, meine Damen und Herren, das ist ja alles andere als ein Friedenscongreß!“ Man einigte sich endlich dahin, daß in Sachen der orientalischen Frage Adressen auch an die Oberhäupter sämtlicher „Confessionen“, insbesondere auch an die Derrabbiner, gerichtet werden sollen.

Ein gelehrter Disput im römischen Lager. Ueber die Echtheit einer Unterschrift des Teufels ist zwischen der „Köln. Volksztg.“ und dem katholischen Director Künzle in Feldkirch in Vorarlberg-Tirol ein heftiger Streit ausgebrochen. Letzterer ist Leiter der Congregation der Priester von der ewigen Anbetung und Herausgeber einer den Cultus der Eucharistie behandelnden theologischen Zeitschrift „Pelikan“; er macht der „Köln. Volksztg.“ den Vorwurf, daß sie an ihrer correct römisch-katholischen Anschauung Schiffbruch gelitten habe. Die Sache ist die: Im Verlage des „Pelikan“ ist jüngst eine pseudonyme, aber jedenfalls von Künzle inspirirte Schrift erschienen: „Die Geheimnisse der Hölle nach Miß Vaughan. Von Dr. Michael Germanus.“ In dieser Schrift wird erzählt, daß der Teufel Vitru am 18. October 1883 in einer römischen Freimaurerloge erschienen sei und unter Beglaubigung hervorragender Ordensmitglieder, wie Crispi, Lemmi und anderer, bezeugt habe, die anwesende Sophie Sapho alias Walder werde am 29. September d. J. der Großmutter des Antichrist das Leben schenken. Zur Beglaubigung des Vorganges sei ein Document mit den Unterschriften der Zeugen aufgenommen worden, wobei sich der genannte Teufel als Sanctus Daemon Primarius Praeses (erster präsidirender heiliger Dämon) unterschrieben habe. Der Unterschrift des Teufels Vitru sind allerlei symbolische, auf die Thätigkeit des Teufels und seine Natur sich beziehende Gegenstände beigeklebt, wie eine Ofengabel, ein Gockelhahn zc. Künzle glaubt nun als Katholik die Möglichkeit der Echtheit der Teufelsunterschrift vertheidigen zu müssen, weil die Lehre der katholischen Casuisten in der Moral die Möglichkeit von Teufelsbündnissen und deren schriftlicher Fixirung behauptet. Die „Köln. Volksztg.“ dagegen erklärt es für schlimm, daß Künzle an die Echtheit des Documentes glaubt, obschon sie die Möglichkeit von Verbindungen der Menschen mit dem Teufel zum Zwecke schändlicher Thaten nicht bestreitet. Künzle kann sich jedoch für die katholische Rechtgläubigkeit seiner Anschauung auf eine Entscheidung der Cardinalscongregation der Poenitentiarier in Rom berufen, welche den Beichtvätern die Vollmacht erteilt hat, von der Sünde der Teufelsanbetung und des Teufelsbündnisses loszusprechen, von letzterer jedoch nur, nachdem etwaige schrift-

lich abgefaßte Verträge mit dem Teufel und andere abergläubische Verkehrsmittel zwischen den Vertragsschließenden zum Verbrennen abgeliefert worden sind. Der ständige Commissar für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, Fürst zu Löwenstein-Kleinheubach, hat bereits für den Director Künzle gegen die „Röln. Volksztg.“ öffentlich Stellung genommen.

Papistische Weise, Vergebung der Sünden zu erlangen. Die „D. E. R.“ berichtet: In der Kirche der Madonna Degli Angeli, nahe bei Assisi, sah ein evangelischer Besucher, wie ein Mann von der Kirchthür bis zum Altar auf seinen Knien rutschte und dabei den Fußboden mit seiner Zunge leckte. — Blutspuren bezeichneten seinen Weg. Auf die Frage, weshalb er sich einer solchen Kasteiung unterwerfe, antwortete der Mann: „Ich komme von Neapel, um vom heiligen Franciscus von Assisi Vergebung für meine Sünden zu erbitten, zu Hause finde ich sie nicht.“

Die Hauptfeinde der christlichen Gesellschaft. Unter Zustimmung von drei Erzbischöfen hat in Rheims ein geistlicher Congreß stattgefunden, der von 700 Priestern besucht war. In der Hauptrede eines Canonicus wurden als die Gefahren, welche die christliche Gesellschaft bedrohen, genannt: Das wiedererwachende Heidenthum, die Juden, das Freimaurerthum und der Socialismus. — Da ist der Hauptfeind der christlichen Gesellschaft, das Papstthum, ausgelassen. F. P.

Die „heiligen“ Orden im Reich des Antichrists. Bei der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands wurden die römischen Orden also gepriesen: „Die Sinnlichkeit müsse erröthen vor der strahlenden Keinheit des Ordensstandes“ (o die heiligen Mönche!). „Die Selbstsucht habe müssen staunen über die demüthige Unterwerfung unter eine höhere Autorität“ (nämlich unter die von Gott verfluchte Autorität des Antichrists). „Die freiwillige Ehelosigkeit sei der Ehe Schutz und Hort geworden“ (in dem Maße, daß auch Katholiken Bedenken getragen haben, ihre Frauen und Töchter in die Beichte gehen zu lassen). „Das Ordensleben wolle nur das Schaffen der Welt veredeln und heiligen“ (natürlich, des Papstes Orden und Stände sind viel edler und heiliger, als die von Gott geschaffenen). „Was der Sonntag in der Gliederung der Zeit, das sei der Ordensstand in der Gliederung der Gesellschaft“ (gewiß, die Mönche sind die Noblesse der menschlichen Gesellschaft). So frech und unverschämt preisen die Römlinge die übertriebene Heiligkeit ihrer Ordensleute im Gegensatz zu den von Gott geordneten Ständen! Es heißt weiter in dem uns vorliegenden Bericht: „So wurde denn unter stürmischem Beifall der Antrag angenommen, die Versammlung solle ihr Bedauern ausdrücken darüber, daß dem erneuten Reichstagsbeschlusse vom 20. Februar 1895, betreffend Aufhebung des Jesuitengefetzes, die Zustimmung des Bundesraths vorerhalten bleibt; die Versammlung begrüße es dagegen, daß am 17. Juni im Reichstag manche bisher der Aufhebung ganz abgeneigte Parteien wenigstens ein geneigtes Entgegenkommen gezeigt haben; sie erwarte, daß die sehr überlebten, völlig haltlosen Vorurtheile schwinden werden.“ Die Römlinge aber wagen es, ihre schändliche Heiligkeit so zu rühmen, weil die protestantische Kirche Deutschlands nicht mehr das Licht besitzt, Rom recht zu beurtheilen. Alles, was die Stöckersche Kirchenzeitung der römischen Verherrlichung der Orden entgegensetzt, ist dieses: „Daß es sich hier wirklich bloß um Vorurtheile, nicht um berechtigtes Widerstreben gegen manche schädliche Menschenakzungen handle, ist freilich in der Versammlung nicht bewiesen worden.“ O wie ist das Salz der protestantischen Kirche Deutschlands dumm geworden!

F. P.

Den papistischen Anti-Freimaurercongreß in Trient stellte der Fürstbischof Balussi in seiner Begrüßungsansprache unter den Schutz der Maria. Balussi schloß

seine Rede mit einem Ave Maria, und die Versammlung antwortete mit einem Lebehoch auf Maria („Evviva Maria“). So bekämpft man im Papstthum die Freimaurer!

F. P.

Unterdrückung des Sklavenhandels in Africa. Die „D. C. R.“ berichtet: Die Unterdrückung des Sklavenhandels in Africa hat einen wichtigen Fortschritt gemacht. Der englische Commissar Johnston hat nach und nach alle arabischen Sklavenhändler im Süd- und Nordende des Kassa-Sees unterworfen und ihre Dörfer zerstört. Die letzten entscheidenden Schläge fielen im December 1895. Die alten berüchtigten Räuberhauptide fielen im Kampf oder wurden gehängt. 1184 Neger wurden befreit. Mit diesen Erfolgen darf das Kassa-Land, ehemals eine der Hauptburgen und Heerstraßen des schandlichen Handels, als gereinigt angesehen werden.

Bestrafung des Sklavenhandels in Deutsch-Ostafrika. Die Rechtsprechung in Sklavensachen ist durch den stellvertretenden Gouverneur von Deutsch-Ostafrika von Bannigson in verschiedenen Punkten verschärft worden: „1. Wer sich eines freien Menschen bemächtigt, um ihn in Sklaverei zu bringen, wird wegen Menschenraubs mit Kettenarbeit bis zu fünf Jahren bestraft. 2. Der gewerbs- oder gewohnheitsmäßige Menschenraub wird mit lebenslänglicher Kettenarbeit oder mit dem Tode bestraft. Die gleichen Strafen treffen jeden Theilnehmer einer Bande, die mit bewaffneter Hand Menschenraub begeht. 3. Ist bei der Ausführung, beziehungsweise dem Versuch, eines Menschenraubes der Tod einer der Personen, deren Raub ausgeführt oder versucht wurde, oder die dem Geraubten, beziehungsweise Bedrohten, zu Hülfe kamen, verursacht worden, so ist gegen die Veranstalter und Anführer auf Todesstrafe, gegen die übrigen Theilnehmer auf Kettenarbeit nicht unter drei Jahren zu erkennen. — Wer gewerbsmäßig Sklavenhandel betreibt, wird mit Kettenarbeit nicht unter drei Jahren bestraft. — Wer an einem in Ausführung, beziehungsweise Vollendung, eines Menschenraubes erfolgenden Transport von Sklaven, beziehungsweise an einem dem gewerbsmäßigen Sklavenhandel dienenden Transport von Sklaven vorsätzlich mitwirkt, wird mit Kettenarbeit bis zu drei Jahren bestraft. Der gewerbs- oder gewohnheitsmäßige Transport von Sklaven wird mit Kettenarbeit nicht unter drei Jahren bestraft.“ Neben den vorstehend angeführten Strafen kann auf „Geld- und Prügelstrafe“ erkannt werden.

(A. C. L. R.)

Ehen in Frankreich. Wegen der andauernden Verminderung der Eheschließungen wurde auf Antrag des Abgeordneten Abbé Lemire ein Gesetz (am 20. Juni 1896) erlassen, durch welches die gerichtliche Aufforderung an Eltern zur Einwilligung in die Eheschließung ihrer Kinder fortan nur einmal (statt dreimal) stattzufinden hat. Der Justizminister erläßt nun ein erläuterndes Rundschreiben an die Staatsanwälte, um ihnen nahe zu legen, alle Förmlichkeiten und Hindernisse bei der Eheschließung möglichst zu vereinfachen, zu beseitigen. — Ob dadurch die Abneigung vor der Ehe im französischen Volk aufgehoben wird, steht zu bezweifeln. Die Grundursache liegt jedenfalls tiefer. Es ist die Abneigung eines von Gott sich immer mehr lösenden Volkes gegen eine göttliche Ordnung. (A. C. L. R.)

Der „feste Gehalt“ der Popen die einzige Rettung der russischen Kirche. In der A. C. L. R. lesen wir: Fürst N. Jenikjew macht im „Grash.“ der orthodoxen Landesgeistlichkeit schwere Vorwürfe, daß sie durch Pflege der vielen russischen Feiertage ihre eigenen Taschen fülle, die Gemeinden aber moralisch herunterbringe. Die Klage über diese „Kapellenfeste“, über die Feier des „neunten und zehnten Freitags“, des Zwanztages, des Eliasfreitages, des Eliastages zc. sind schon alt. Neu ist aber diese Verbindung von Feiertagsüberfluß und Priesterbesoldung: „Alle

diese Gebräuche der Bauern, sowohl die Kapellenfeste, als die abgemachten Tage, werden von der Geistlichkeit deshalb festgesetzt und geweiht, weil sie hierdurch großen Verdienst hat, da das Abhalten der Gottesdienste mit Geld und Getreide bezahlt wird. Die Sitten und Gewohnheiten werden sich gänzlich verändern, sobald der Clerus ein genügendes festes Gehalt bekommt. Dann werden die Geistlichen predigen, daß Arbeiten keine Sünde, Nichtsthun und Faulenzen aber eine große sei. Jetzt ähneln diese Geistlichen mehr heidnischen Priestern als orthodoxen christlichen Seelenhirten, denn da sie keine feste Gage in Geld erhalten, sind sie natürlich sehr bemüht, die Bauern mit allen geistigen und seelischen Mitteln bei der Wahl jener Tage zu unterstützen; es hat Beispiele gegeben, wo die Gemeindeglieder mit Erlaubniß des Geistlichen das Loos warfen, welchem Heiligen im Dorfe eine Kapelle zu errichten sei — zuerst wurde gehörigen Orts die Genehmigung eingeholt —, und dann die Kapelle erbaut. Sobald sie fertig war, gab es auch ein Kapellenfest. Außerdem wird abgemacht, an welchen Tagen nicht zu arbeiten sei, und die Abmachung wird eingehalten. Wollte jemand an einem solchen Tage arbeiten, so würde ihm die Gemeindeversammlung eine Geldstrafe auferlegen; an diesen abgemachten Tagen wird Gottesdienst abgehalten und nachher Schnaps und Bier getrunken und gebummelt. Je mehr solche „Kapellen-“ und „abgemachte“ Tage in einem Dorfe gefeiert werden, desto besser und vortheilhafter ist es natürlich für den Clerus. Deshalb ist wünschenswerth, daß der Clerus möglichst bald eine feste Gage in Geld bekomme, damit er sich nicht von milden Gaben ernähre und sich nicht Mühe gebe, immer und immer wieder neue abgemachte Feiertage festzusetzen, welche in den Augen gesund denkender Menschen für den Clerus nur eine Schande sind. Bei einem festen Gehalt wird der Clerus in den Augen der ganzen Gemeinde auf der Höhe seiner großen und heiligen Aufgabe stehen, wird man diesen Geistlichen als würdigen und völlig achtungswerthen Männern die gebührende Ehre erweisen, jetzt aber werden sie von der Gemeinde wenig geachtet. Sehr häufig braucht man von ihnen den Ausdruck: „Sie raffen von Lebenden und Todten.“ Erhält der Clerus eine feste Gage, so wird sich auch die Sittlichkeit der bäuerlichen Gemeindeglieder ohne Zweifel heben, ihre Seele wird der Ehre, dem Gewissen und der Scham zugänglich werden, sie werden sich nicht an Schnaps und Bier betrinken, nicht schlendern und faulenzen. Alles das kann die feste Gage des Clerus bewirken.“ Die russischen „Geistlichen“ werden so lange „heidnischen Priestern“ ähneln, als sie wesentlich Meßpaffen sind. „Christliche Seelenhirten“ können sie nur durch die Predigt des Evangeliums werden.

F. P.

Auch ein Schluß des Jahrhunderts. Für den Schluß des 19. Jahrhunderts soll eine große katholische Weltkundgebung veranstaltet werden. Ein vorbereitendes Committee, das in Bologna seinen Sitz hat und an dessen Spitze Graf Aquaderni steht, hat an den Papst bereits ein dahingehendes Schreiben gerichtet. Es heißt darin: „Wir wollen ein internationales Committee gründen, um unsere Action frühzeitig auszubreiten und die Katholiken der ganzen Welt vorzubereiten, daß sie das 19. Jahrhundert schließen mit einem feierlichen und allgemeinen Acte der Dankbarkeit gegenüber Jesus Christus, unserm Erlöser, sowie der Liebe, des Gehorsams und der Ergebenheit gegenüber Seinem erhabenen Stellvertreter auf Erden, dem römischen Papste.“ Der Papst hat in seiner Antwort seine freudige Zustimmung ausgesprochen und dem Committee den apostolischen Segen ertheilt.

Nekrologisches. Am 30. September starb zu Leipzig im Alter von 94 Jahren der Professor der Philosophie Dr. Moritz Wihl. Dr o b i s c h, bekannt als einer der Hauptvertreter der Herbart'schen Philosophie.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

November 1896.

No. 11.

Ein Wort der Warnung vor Ueberschätzung der Alterthumsforschung.

Jeder Christ freut sich über die Bezeugung der biblischen Berichte durch außerbiblische Quellen. Mit Interesse nimmt er insonderheit auch von den assyriologischen Forschungen unserer Zeit Notiz, insofern durch dieselben bezeugt wird, daß gerade auch der erste Theil des ersten Buches Mose wirkliche Geschichte enthält, und nicht etwa bloß Sagen, wie eine ungläubige Theologie behauptet hat und noch behauptet. Nachrichten, wie sie z. B. das „Lutherische Kirchenblatt“ von Philadelpia über die Forschungen des Assyriologen Dr. Hilprecht bringt, sind nicht nur für Theologen, sondern für alle Christen von höchstem Interesse. Das „Kirchenblatt“ berichtet über eine Rede Hilprechts, der kürzlich aus dem Orient zurückgekehrt ist, u. a. Folgendes: „Er (Hilprecht) gab in großen Zügen einen gedrängten Ueberblick über das Ergebnis der großartigen Ausgrabungen in Nippur, dem uralten Heiligthum des Gottes Bel in Babylonien, indem er besonders auf diejenigen Punkte aufmerksam machte, welche für die Erforschung und das Verständnis des Alten Testaments von Wichtigkeit sind. Vielleicht wird es für den theologisch gebildeten Leser des ‚Kirchenblattes‘ nicht ohne Interesse sein, wenn wir auf den einen oder andern Punkt hier kurz aufmerksam machen. In Gen. 14 wird bekanntlich der Zug der vier Könige gegen Sodom und Gomorra erzählt. Die Namen der vier Könige sind Amraphel, Arioch, Kedor-Laomor und Thideal. Dieser biblische Bericht wird nun, wie Prof. Dr. Hilprecht mittheilte, durch eine von ihm aufgefundenene Keilschrifttafel, welche gleichfalls die Namen von dreien jener in Gen. 14 erwähnten Könige aufweist, in wunderbarer Weise bestätigt. . . . Ebenso fällt auf die ‚Völkerkunde‘ in Gen. 10 durch die babylonischen Funde ein überraschendes Licht. Das Vorhandensein jener alten Städte Babel, Erech, Akkad und Kalne im Lande Sinear, von denen Gen. 10 die Rede ist, kann nunmehr auch durch außerbiblische Quellen nachgewiesen werden. Ueber-

haupt dienen die Resultate, welche die Assyriologie bisher zu Tage gefördert hat, den biblischen Berichten des Alten Testaments auf Schritt und Tritt zur Bestätigung.“ So weit das „Kirchenblatt“. — Die orientalische Archäologie liefert auch Waffen gegen die moderne „höhere Kritik“, die nun einmal — freilich ganz unerbittlicher Weise — wissenschaftliches Ansehen in unserer Zeit besitzt. Dies führt in interessanter Weise Prof. A. H. Sayce in einem Artikel in der „Contemporary Review“ aus, der uns im Auszug in der „Public Opinion“ vom 19. November vorliegt. Hiernach sagt Prof. Sayce: „Ich habe vor Jahren die Vermuthung ausgesprochen, daß wenn Ausgrabungen an den Stätten der alten Städte Canaans vorgenommen würden, Bibliotheken von Thontafeln mit Keilschriften gefunden werden würden, ähnlich denjenigen in den Bibliotheken von Assyrien und Babylonien. Natürlich lachten und spotteten die Kritiker über mich. Hatten sie nicht bewiesen, daß man in Israel vor den Tagen Samuels und Davids gar nicht schrieb und daß folglich was man für Geschichte in den fünf Büchern Mose gehalten hat, nichts der Art sei? Aber trotz der Kritiker wurden die Tel el-Amarna-Tafeln gefunden und bald darnach entdeckte Mr. Bliß eine Keilschrifttafel aus derselben Zeit unter den Ruinen des alten Lachis. Der tapferste Verfechter der Ungebildetheit des alten Orients mußte sich gefangen geben, und die Kritiker waren gezwungen, zuzugeben, daß sie sich jedenfalls in Bezug auf diesen Punkt geirrt hatten. Das wirklich starke Argument der Kritiker gegen das mosaische Alter und die mosaische Verabfassung der fünf Bücher Mose war dieses, daß weder Mose noch seine Zeitgenossen lesen oder schreiben konnten. Die Tel el-Amarna-Tafeln haben die angenommene Thatsache umgestoßen und gezeigt, daß das mosaische Zeitalter literarisch hoch entwickelt war. In Bezug auf diesen Punkt hat man daher, sehe ich, ein discretes Stillschweigen beobachtet.“ Von solchen und ähnlichen Resultaten der orientalischen Archäologie nimmt die christliche Kirche mit Freuden Notiz und verwerthet sie, um eine ungläubige Wissenschaft mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Aber es ist auch eine Warnung vor dem unrechten Gebrauch und vor der Ueberschätzung dieser archäologischen Forschungen am Platze. An Dreierlei erlauben wir uns zu erinnern.

Das Erste ist dies: Einem Christen steht vor aller Assyriologie zc. der geschichtliche Character, das heißt, die geschichtliche Wahrheit aller biblischen Berichte fest. Die einfache Thatsache, daß ein geschichtlicher Bericht in der Schrift steht, ist einem Christen Beweis genug für die Wahrheit desselben. Für die unverbrüchliche Wahrheit der ganzen Heiligen Schrift Alten Testaments tritt keine geringere Autorität ein als Christus selbst, wenn er Joh. 10, 35. sagt: „Und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“, sowie der Apostel Christi, St. Paulus, wenn derselbe 2 Tim. 3, 16. bezeugt, daß alle Schrift von Gott eingegeben sei. Auch die Thatsache, daß Moses nicht nur schreiben konnte, sondern auch wirklich ge-

geschrieben hat, steht uns vor den Tafeln von Tel el-Amarna durch die Autorität Christi fest. Christus bezeugt Joh. 5, 46. ganz ausdrücklich: „Mose hat von mir geschrieben.“ Kurz, die christliche Kirche hat für die ganze Schrift Alten Testaments und alle Theile derselben die Autorität Christi und seiner Apostel. Was zur Schrift des Alten Testaments gehört, davon weiß sie, daß es von Gott eingegeben und unverbrüchliche Wahrheit sei. So nimmt sie auch den geschichtlichen Bericht, der in der Völkertafel 1 Mos. 10 und in der Erzählung von dem Kampf der Könige im Thal Siddim 1 Mos. 14 vorliegt, als geschichtliche Wahrheit an, weil es ein Bericht der Heiligen Schrift ist. Die christliche Kirche macht ihren Glauben an die Schrift in keiner Weise von den Forschungen der orientalischen Archäologie abhängig. Wohin würde das auch führen? Diese Forschung ist in keiner Weise abgeschlossen, sondern befindet sich noch gar sehr in den ersten Anfängen. Sollten die Christen nun ihren Glauben an die Schrift suspendiren, bis die Alterthumsforscher ihren Beweis für den geschichtlichen Character des Alten Testaments oder doch gewisser Theile desselben erbracht haben? Ferner liegt die Thatsache vor Augen, daß die Alterthumsforschung in concreto zu widersprechenden Resultaten gelangt, was bei der Schwierigkeit der Entzifferung der Keil- und anderer Inschriften gar nicht zu verwundern ist. Sollten die Christen nun mit ihrem Glauben warten, bis die Gelehrten einig geworden sind? Gott sei Dank, daß er für seine Kirche besser gesorgt hat, daß für sie die Debatte in Bezug auf die Wahrheit der Schrift Alten Testaments durch die Autorität Christi und seiner Apostel geschlossen ist. Diesen Glauben haben wir in der christlichen Kirche zu nähren und zu pflegen. Wir haben sorgsam alle Aeußerungen zu meiden, welche den Christen den christlichen Standpunkt verrücken und sie zu der Annahme verführen könnten, als ob die Bibel zu ihrer Bestätigung außerbiblische Quellen nöthig hätte. Wenn es daher in dem „Lutherischen Kirchenblatt“ nicht nur heißt: „Dieser biblische Bericht wird nun, wie Prof. Dr. Hilprecht mittheilte, durch eine von ihm aufgefundene Keilschrifttafel, welche gleichfalls die Namen von dreien jener in Genesis 14 erwähnten Könige aufweist, in wunderbarer Weise bestätigt“, sondern auch noch hinzugefügt wird: „so daß an der Echtheit dieses biblischen Berichtes nun nicht mehr zu zweifeln ist“: so ist das natürlich mit einer Einschränkung zu verstehen. Die Echtheit dieses Berichtes ist durch jene Keilschrifttafel nicht für die fides divina der Christen erwiesen, denn dieser Glaube stützt sich auf den Bericht der Heiligen Schrift und hat an diesem Bericht genug, sondern es kann hier nur an die fides humana, also namentlich an die Ungläubigen gedacht werden, welchen die Heilige Schrift selbst, sowie Christus und seine Apostel, noch keine Autorität sind. Den Christen hat vor allen Keilschrifttafeln die Echtheit auch jenes Berichtes immer festgestanden. Das ist auch der Sinn Dr. Hilprechts. Derselbe hat, wie das „Kirchenblatt“ ebenfalls berichtet,

in seiner längeren Rede gesagt, „daß er es für den schönsten Gewinn seiner Forschungen halte, wenn durch die Resultate derselben das alte Bibelwort in seiner unverbrüchlichen Wahrheit erwiesen werde“. Hiermit spricht er es aus, daß das Bibelwort an sich für die Christen „unverbrüchliche Wahrheit“ sei. Wenn er also noch von einem „Erweise“ jenes Bereichs redet, so denkt er nur an einen Erweis für die *fides humana*, welchen selbst Ungläubige, denen die Schrift keine Autorität ist, anerkennen müssen. Welchen Werth hat dieser rein menschliche Glaube, welcher durch menschliche Forschung auch in Ungläubigen gewirkt wird? Er hat einen gewissen Werth. Durch denselben kann ein Ungläubiger, der bisher von der Schrift nichts wissen wollte, zum äußeren Lesen der Schrift und zur äußeren Annäherung an die Kirche veranlaßt werden, um dann durch das Wort Gottes selbst, wie es in der Schrift vorliegt und von der Kirche gepredigt wird, rechtschaffen zu Christo bekehrt und so ein Christ zu werden. Man hat aber immer der Vorstellung zu wehren, als ob der Glaube an die Wahrheit der Bibel, welcher sich auf archäologische und andere menschliche Forschungen gründet, schon der christliche Glaube sei und einen Menschen zum Christen mache. Das ist ein namentlich in unserer Zeit weit verbreiteter verderblicher Wahn. Man zählt sich zur Christenheit, weil man im Allgemeinen das Christenthum und die Bibel für geschichtliche Wahrheit hält. Wir aber sagen in Anlehnung an Luther: Gott gebe uns nicht viel solchen „christlichen Glaubens“! Der christliche Glaube kommt nur auf eine Weise in ein menschliches Herz hinein: durch die Bekehrung, das heißt, dadurch, daß das stolze, selbstgerechte Menschenherz mit dem Hammer des göttlichen Gesetzes zerschlagen und dann durch die Predigt von Christo dem Getreuzigten zur Erkenntniß des Sünderheiles erleuchtet wird. Anders wird Niemand ein Christ. Auch kein Gebildeter. Wenn nun gar die menschliche Forschung dazu gemißbraucht wird, um den menschlichen Stolz und wissenschaftlichen Dünkel zu nähren, wie es, leider! meistens der Fall ist, so wird sie den Menschen ein Hinderniß auf dem Wege zur Seligkeit. Buße und Glaube läßt sich durch nichts ersetzen. — Wir möchten hier auch daran erinnern, daß die wissenschaftliche Forschung, die in Beziehung zur Schrift tritt, auch für die Forscher selbst ein sehr glatter Boden ist, wie die Erfahrung ausweist. Zu dieser Forschung gehört ein sehr fester christlicher Character. Ein Character, der durch alle „Resultate“ seiner Forschungen, wie lieb sie ihm auch geworden sind, alsbald einen großen Strich macht, sobald er mit denselben in Widerspruch zur Schrift geräth. Thut ein christlicher Forscher dies nicht, so tastet er die Majestät des Wortes Gottes an, verliert er den Glauben und gut Gewissen. Seine Forschungen dienen dann der christlichen Kirche nicht mehr, sondern sind eine Schmähung derselben, weil die Majestät des Wortes der Schrift, auf dem die Kirche steht, angetastet wird. Wir erwarten nicht, daß Dr. Hilprecht seine Forschungen gegen die Schrift

geltend machen wird. Bezeugt er doch, daß er das „alte Bibelwort“ für „unverbrüchliche Wahrheit“ hält. Aber er wird sich energisch dagegen wehren müssen, daß Andere mit den Resultaten seiner Forschung die Schrift antasteten. Soeben lesen wir die folgende buchhändlerische Anzeige von Rudolf Merkel in Erlangen: „Zum Ueilvertrieb für Europa erhielt ich: Hilprecht, S. B., Old Babylonian Inscriptions chiefly from Nippur. Der Verfasser gibt in dem soeben erschienenen 2. Theil seines Werkes zum ersten Mal einen Ueberblick über die epochemachenden Resultate der seit 1888 mit der systematischen Ausgrabung Nippurs beschäftigten Expedition der Universität von Pennsylvanien. In noch höherem Maße als der erste Theil, welcher von der gesammten wissenschaftlichen Presse als ein Werk ersten Ranges bezeichnet wurde, dürfte der vorliegende Theil geeignet sein, die Aufmerksamkeit der Semitisten, alttestamentlichen Theologen, Archäologen und Historiker zu erregen. Der Herausgeber liefert wichtige Beiträge zur ältesten Geschichte und zu den Anfängen der Civilisation in Babylonien. Vor allem gibt er an der Hand der von ihm mit großer Mühe kritisch hergestellten und analysirten ältesten Keilschrifttexte — darunter einen historisch äußerst wichtigen von 132 Zeilen und weit älter als die berühmte Geierstele von Tello — einen Einblick in die frühesten semitischen Staatenbildungen. Auf Grund der umfassendsten Ausgrabungen in den untersten Trümmerschichten des Bel-Tempels von Nippur, verbunden mit eingehenden paläographischen Studien bestimmt er das chronologische Verhältniß von Sargon I. und Naram-Sin zu den Königen von Tello und zeigt, daß die Geschichte Babyloniens bis in das 7. oder 8. vorchristliche Jahrtausend zurückreichen muß.“ Man kann nicht vom 7. und 8. vorchristlichen Jahrtausend reden, ohne den geschichtlichen Character der Heiligen Schrift Alten Testaments anzugreifen. Für so viele Jahrtausende ist in den Zeitangaben der Bibel kein Raum. Diese Verwendung seiner Forschungen wird sich Dr. Hilprecht daher sehr energisch verbitten müssen. Wie ein Christ sich zu menschlichen chronologischen Forschungen stellt, wenn sie mit den chronologischen Angaben der Schrift nicht stimmen wollen, zeigt Luther an seinem eigenen Beispiel. Luther hat sich bekanntlich sehr eingehend mit der biblischen Chronologie beschäftigt. Er „hat die Jahre der Welt fleißig zusammengebracht und gerechnet.“¹⁾ Man vergleiche seine *Supputatio annorum mundi*.²⁾ Im Leben Abrahams stößt er auf eine Schwierigkeit. Es scheinen ihm 60 Jahre zu fehlen.³⁾ Aber welche Erklärung seiner principiellen Stellung gibt er bei dieser Gelegenheit ab? Er sagt: „Es ist absurd, den kühnen Geistern zu folgen, die, wenn eine solche Schwierigkeit vorfällt, alsbald schreien, es liege ein offener Irrthum vor, und ohne Scham sich unterstehen, fremde Bücher

1) St. Louiser Ausg. I, 721. Exeg. opp. lat. Erl. III, 71.

2) Jen. 4, 673. Walch XIV, 1110.

3) In ipso Abrahamo nobis intercidunt anni LX. Ex. opp. lat. III, 71.

zu verbessern. Was mich anlangt, so weiß ich zwar noch nicht, was auf diese Frage zu antworten sei, wiewohl ich die Jahre der Welt sorgfältig zusammengerechnet habe. Darum schließe ich nun mit demüthigem Bekenntniß meines Unverständes (ignorantiae), wie es billig ist (denn allein der Heilige Geist ist der, der alle Dinge weiß und versteht), also“ 2c.¹⁾ In jedem Falle, in welchem außerbiblische Berichte mit den Berichten der Schrift in Conflict gerathen, ist — nach Luther — die Wahrheit auf Seiten der Schrift. Er sagt, daß er „die Historicos wohl nicht gänzlich verachte, aber doch die Heilige Schrift ihnen vorziehe“. „Ich gebrauche ihrer also“ — fährt er fort — „daß ich nicht gedrungen werde, der Schrift wider zu sein. Denn ich glaube, daß in der Schrift Gott rede, der wahrhaftig ist, in andern Historien aber, daß sehr feine Leute ihren besten Fleiß und Treue, jedoch als Menschen, fürwenden, oder ja zum Wenigsten, daß ihre Abschreiber haben irren können.“²⁾ Diese Stellung Luthers ist die jedes Christen und jedes christlichen Theologen. Widersprechen außerbiblische geschichtliche Berichte dem Bericht der Bibel, so sind die ersteren falsch. Auf den vorliegenden Fall angewendet: führt die Assyriologie die babylonische Geschichte bis in das 7. oder 8. vorchristliche Jahrtausend zurück, so ist das ein Irrthum. Entweder findet sich der Irrthum schon auf den alten Tafeln 2c., oder die Assyriologen haben sich bei der Entzifferung derselben geirrt.

Der andere Punkt, auf den hinzuweisen die Noth erfordert, ist dieser: Man überschätze nicht die Wichtigkeit der archäologischen Forschungen in Bezug auf das Verständniß der Schrift. Das „Kirchenblatt“ sagt: „Er (Dr. Hilprecht) machte besonders auf diejenigen Punkte aufmerksam, welche für die Erforschung und das Verständniß des Alten Testaments von Wichtigkeit sind.“ Durch archäologische Forschungen kann auf geschichtliche Notizen der Schrift, einzelne äußere Umstände, die sie berichtet, 2c. etwas Licht fallen. Und dies verachtet die christliche Kirche nicht, sondern nimmt es dankbar an. Aber es ist zu unserer Zeit der Wahn weit verbreitet, als ob das Verständniß der Schrift, auch was die Lehre derselben betrifft, erst durch die neueren geschichtlichen Forschungen recht erschlossen sei. Erst kürzlich waren wir veranlaßt, eine dahin zielende Bemerkung eines englisch-lutherischen Kirchenblattes zurückzuweisen. Die Sache steht doch so: Alle Lehre der Schrift kann aus der Schrift selbst klar und sicher erkannt werden. Wir bedürfen dazu nicht der Erforschung „außerbiblischer Quellen“, die uns vielleicht erst im 19. Jahrhundert zugänglich geworden sind. Wäre es anders, so wäre die Kirche in den früheren Jahrhunderten übel daran gewesen und die Kirche der Gegenwart würde in Bezug auf die rechte Erkenntniß der christlichen Lehre von den unvoll-

1) l. c. III, 71. St. Louiser Ausg. I, 721.

2) Walch XIV, 1117.

ständigen und einander widersprechenden Forschungen einiger Gelehrten abhängig sein. Die „Wissenschaft“ würde thatsächlich zu einem Mittler zwischen Gott und den Menschen werden. Nein, es steht, Gott sei Dank, so, daß die Schrift in sich selbst vollständig klar ist. Sie braucht nicht erst durch die neueren und neuesten Forschungen licht gemacht zu werden. Der Jammer der Kirche der Gegenwart besteht darin, daß man die Augen von dem Licht, welches so hell in der Schrift leuchtet, abwendet und andern Göttern, namentlich dem Gott „Wissenschaft“, nachläuft. Hier gilt, was Luther gegen die Behauptung der Papisten, daß erst durch die Auslegung der Väter das Verständniß der Schrift erschlossen werde, ausführt: „Wenn euch aber Jemand von ihnen antastet und spricht: Man muß der Väter Auslegen haben, die Schrift sei dunkel: sollt ihr antworten, es sei nicht wahr. Es ist auf Erden kein klarer Buch geschrieben, denn die Heilige Schrift; die ist gegen alle anderen Bücher gleich wie die Sonne gegen alle Lichter. Sie reden solch Ding nur darum, daß sie uns aus der Schrift führen und sich selbst zu Meistern über uns erheben, daß wir ihre Traumpredigten glauben sollen. Es ist eine greuliche, große Schmach und Laster wider die Heilige Schrift und alle Christenheit, so man sagt, daß die Heilige Schrift finster sei, und nicht so klar, daß sie jedermann möge verstehen, seinen Glauben zu lehren und zu beweisen.“¹⁾ Ueberhaupt müssen wir, soll nicht die ganze Sachlage zum großen Schaden der christlichen Kirche verkehrt werden, dem Wahn entgegentreten, als ob in der Schrift noch allerlei Lehrgeheimnisse vorhanden wären, die noch der Lösung harren. Wir sagen mit Luther: Es gibt nur ein Geheimniß in der Schrift. Das ist Christus und die Gnade und Seligkeit in ihm. Wer Christum und das Heil in ihm aus den klaren Stellen der Schrift erkannt hat, der hat damit das ganze Geheimniß der Schrift erkannt. Es sind keine Geheimnisse mehr dahinten. Luther schreibt gegen Erasmus, der auch von allerlei geheimnißvollen Dingen in der Schrift redete, deren Verständniß noch nicht erschlossen sei, u. a. Folgendes: „Daß in der Heiligen Schrift etliche Dinge verborgen sein sollen, das ist zwar in die Welt ausgeschrieen durch die gottlosen Sophisten, mit deren Worten auch du hier redest, Erasmus, aber sie haben noch nicht einen einigen Artikel vorgebracht, noch vorbringen können, durch den sie ihren tollen Wahn beweisen möchten. . . . Denn was kann in der Schrift noch übrig sein, das noch tief verborgen wäre, nachdem die Siegel gebrochen und der Stein von der Thür des Grabes gemälzt ist und das Allerhöchste Geheimniß offenbart ist, daß Christus, der Sohn Gottes, Mensch geworden ist, daß Gott dreieinig und einig ist, daß Christus für uns gelitten habe und ewiglich regieren werde? Ist dies denn nicht auch in aller Welt das Allerbekannteste und wird überall gesungen? Nimm Christum aus der Schrift, was kannst Du dann noch weiter in

1) St. Louifer Ausg. V, 334.

ihr finden?“¹⁾ Selbst durch die legitimen exegetischen Studien der gottbegnadeten Schriftausleger, durch deren Dienst schwieriger Stellen der Schrift aus der Schrift selbst erklärt werden, werden keine neuen, bisher unbekanntes Lehren, noch auch Theile derselben zu Tage gefördert, denn in den schwierigeren Stellen der Schrift steht nichts anderes, als in den durchaus klaren, wozu Gelehrten und Ungelehrten der Zugang gleichermaßen offensteht. Wie viel weniger wird uns das Verständniß der Schrift erst durch die Erforschung außerbiblischer Quellen erschlossen werden, da es sich hierbei nur um die menschliche Bezeugung einzelner geschichtlicher Thatfachen handelt, die uns ohnehin aus der Schrift selbst feststehen. Wir sagen dies nicht, um den relativen Werth dieser Forschung herabzudrücken. Der Zweck dieser Erörterung ist lediglich der, nachdrücklich auf die Wahrheit hinzuweisen, daß alle Christen aus der Schrift selbst eine völlige und sichere Erkenntniß der ganzen christlichen Lehre schöpfen können. Wird dies Zutrauen zur Schrift in der Christenheit erschüttet, so ist damit ein großer Schaden angerichtet.

Das Dritte, worauf wir hinweisen wollten, hängt mit den bereits erörterten Punkten eng zusammen. Es ist in unserer Zeit Mode geworden, auf die Männer, welche mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt sind, als auf die eigentliche „Zierde“ der christlichen Kirche hinzuweisen. Es hängt dies mit der falschen modernen Richtung in der Kirche zusammen, welche Bibel und Christenthum vornehmlich als interessante geschichtliche Erscheinung betrachtet und die Lehre, die seligmachende Lehre, der Schrift als minder wichtig in den Hintergrund drängt. Daher hebt man vor allen Dingen die Männer hoch, deren Forschungen zu den geschichtlichen Berichten der Schrift als Geschichte Beziehung haben. Dagegen halten wir auf Grund der Heiligen Schrift fest, daß in der Schrift nichts als bloße Geschichte, sondern alles zum Zweck der Lehre berichtet wird. „Was aber zuvor geschrieben ist“ — sagt St. Paulus Röm. 15, 4. — „das ist uns zur Lehre geschrieben.“ Die eigentliche „Zierde“ der christlichen Kirche sind uns daher die vielen theuren Männer, die durch Gottes Gnade die seligmachende christliche Lehre verkündigen, Christum offenbaren, Gesetz und Evangelium recht predigen können. Das sind die Leute, die die eigentliche Arbeit im Reiche Gottes thun. Die machen die Sünder selig. Die bauen die Kirche. Die Leute soll man daher auch — nach Luther — obenan setzen und sie Doctoren der heiligen Schrift heißen.²⁾ Alle wissenschaftliche Forschung hat nur insofern Werth für die Kirche, als sie dem Predigtamt dient. Dies untergeordnete Verhältniß erkennen die christlichen Forscher auch willig an. Auch Dr. Hilprecht hat nach dem Bericht des „Kirchenblattes“ gesagt, „daß zwar der Schwerpunkt seiner Arbeiten und Forschungen in den letzten Jahren nicht auf theologischem Gebiet gelegen habe,

1) St. Louifer Ausg. XVIII, 1681.

2) E. N. 19, 236 f.

daß aber trotzdem die Theologie seine ‚erste Liebe‘ geblieben sei, und daß er es für den schönsten Gewinn seiner Forschungen halte, wenn durch die Resultate derselben das alte Bibelwort in seiner unverbrüchlichen Wahrheit erwiesen werde“. Aber die meisten Archäologen stehen leider! nicht so. Und es liegt im ganzen Character der modernen Theologie, die wissenschaftliche Forschung auf Kosten des einfältigen Lehrens des Evangeliums, wie es in der Schrift vorliegt, zu erheben. Die wissenschaftlichen Forscher sind die Theologen ersten Ranges; die Männer dagegen, die bloß Gottes Wort predigen können, gelten als Theologen zweiten Ranges, wenn man ihnen überhaupt die Benennung „Theologen“ zugestehet. Nun kommt es ja nicht auf den Namen an. Aber es will uns noch immer als das Passendste erscheinen, wenn man die Benennung „Theologen“ den Leuten reservirt, welche die vom Heiligen Geist gewirkte Tüchtigkeit (*καρότης*) besitzen, „das Amt zu führen des Neuen Testaments“, 2 Cor. 3, 5. 6. Wissenschaftliche Forscher würden dann „Theologen“ sein, wenn und insofern auch sie nebenbei jene Tüchtigkeit zur Ausrichtung des christlichen Predigtamts besitzen. Doch sei dem wie ihm wolle! Jedenfalls bitten wir Gott vornehmlich um recht viel tüchtige schlichte Prediger des Evangeliums. Gibt er uns daneben auch noch Leute, die durch gelehrte Erforschung außerbiblischer Quellen geschichtliche Berichte der Bibel für sich humana bezeugen, so nehmen wir auch diese Gabe dankbar an. Aber für die nöthigste und vorzüglichste Gabe Gottes halten wir die Leute, welche Gottes Wort aus der Schrift wohl lehren können. F. P.

Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

(Fortsetzung.)

Fort sollten auch alle Bekenntnisschriften, wodurch man an die Schriftlehre gebunden wurde, wie er schrieb: „Auseinandergetrieben und zertheilt wird alles, was durch die unheiligen Bande der Symbole zusammengehalten wird. Wenn es gar keinen Vereinigungspunkt dieser Art mehr gibt, . . . dies scheint das einzige Mittel, jenen Unfug zu enden.“ (Ebb. S. 794.) Er wollte Christum und Spinoza, Evangelium und Zeitbildung „ausöhnen“. Dazu sollte die unirte, oder wie die Udermärker richtiger sagten, ruinirte Kirche helfen; denn mit der Union, durch welche dem Geiste des Abgrunds die Thür weit aufgethan wurde, war es nur auf völlige Ausrottung des Bibelglaubens abgesehen. Insbesondere sollten die Universitäten von dem festen prophetischen und apostolischen Worte unabhängig bleiben, um ferner die Nasgeier der letzten Zeit ausbrüten zu können; und alle, die zwischen Glauben und Unglauben standen, wie Prof. Neander in Berlin, stimmten ihm zu. „Was wäre das für eine Wissenschaft, der überall die Resultate der Forschung zum Voraus vor-

gezeichnet wären?“ pochte die Göttinger Universität in ihrer „Denkschrift über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens“ vom Jahre 1854 (S. 16), worin sie um der „Lehrfreiheit“ oder „freien Schriftforschung“ willen warnte, „früher oder später lutherische Parteimänner“, die auf der von der Wissenschaft verworfenen Concordienformel stehen, nach Göttingen zu berufen; denn die Universitäten müßten „Freistätten der Wissenschaft“ sein. (S. 18. 20. 26. 31.) Die Wissenschaft, selbst die theologische, meinte der Schleiermacherianer *Marheineke*, „hat nicht unmittelbar der Kirche, sondern zu oberst der freien Erkenntniß zu dienen; so ist sie selbst die absolut freie; und ist ihr diese Freiheit vernichtet, so ist sie selber vernichtet. Es ist eben daher, daß die Besetzung theologischer Lehrämter im Protestantismus nicht wie im Papismus ein Act der Kirche, sondern des Staates ist“. Die Kirche habe „die Wissenschaft frei aus sich entlassen und für mündig erklärt“. Sie dürfe nicht „vom Glauben aus theologisch zu urtheilen anfangen“, sondern müsse laufen als auf das Ungewisse und „dem immer wiederkehrenden Aberglauben steuern, als hänge der Geist und die ewige Wahrheit von der Echtheit dieser oder jener Stelle der Schrift oder dieses und jenes Buchs der Schrift, überhaupt vom Buchstaben ab“. „Sie muß die Jugend selbst durch das Meer der Irthümer führen; denn der wäre gewiß ein schlechter Theolog, der es nur mit baaren blanken Wahrheiten zu thun haben wollte.“ Irlehrer seien so nöthig als Gottes Propheten. (Vgl. Einl. in Vorlesgn. über Bedeutg. der Hegel'schen Philosophie. 1842. S. 47 f., 65 ff. 83.) — Einem Professor soll demnach alles erlaubt sein, wie schon die alten Rationalisten, wenn sie riefen: Prüfet alles! dabei den stillen Vorbehalt hatten: nur eines Professors collegia nicht! Als Henastenberg in seiner Kirchenzeitung die Lästerungen und gottlosen Wiße der Professoren *Gesenius* und *Wegscheider* in Halle aus dem Collegienhefte eines Studenten veröffentlichte (1838, S. 38 ff. 117 f.), so entstand darüber in Halle eine solche Erregung, daß die Polizei alle ernstern Christen und deren Fenster gegen die Steinwürfe der künftigen Prediger schützen mußte; denn wiewohl niemand die Wahrheit der Mittheilungen bestritt, so galt es doch als Frevel, dem Volke einen Einblick zu gestatten. „Das wäre doch ein kurios und seltsam Ding“, meinte das Correspondenzblatt des Pf. *Brandt*, „wenn man die Herren Professoren der Gottesgelahrtheit durchaus müßte alles lehren, sagen und treiben lassen, was ihnen gut dünkt, und thäte gewaltiges Unrecht, wenn man ihnen zuruft: verderbet uns die Jugend nicht; bringet ihr nicht eine Lehre bei, . . . die wider die Schrift ist; machet ihr nicht Gottes Wort verdächtig, verächtlich, zur armseligen Legendensammlung, zum kindischen Fabelbuche; kramet nicht Scherze und Narrentheidinge vor ihr aus, von denen es zu beklagen ist, wenn sie im Trinkhause und in der Wachsstube gehört werden; seid ehrlich, dankt lieber ab, nährt euch lieber vom Holzspalten und Steinklopfen als vom Lehren des Unglaubens, da ihr bestellt seid und bezahlt

werdet, den Glauben zu lehren! Seht, ihr Herren, einen Balbirer, der mir anstatt des Bartes die Nase abschneidet, darf ich die Treppe hinunterwerfen und eine hohe Obrigkeit wird ihn drunten in Empfang nehmen und noch Einiges im Vertrauen mit ihm reden; einen Wirth, der nicht tarifmäßiges Bier auskchenkt, nimmt die Polizei beim Ohr und legt ihm das Handwerk; einem Bäcker, der zu leichtes oder ungesundes Brod verkauft, klopft man auf die langen Finger; ein Fleischer, der dem Fallmeister ins Amt greift, wird aus der Gilde gestossen; ein Handwerksbüchlein, das einen andern Weg wandert, als sein Paß vorschreibt, wird auf den Schub gebracht; einen Grenadier, der auf seinen Hauptmann Feuer gibt, statt auf den Feind, stellt man vor ein Kriegsgericht; einen Apotheker, der den Koriander mit Mäusekoth mischt, nöthigt man, das bleiben zu lassen, und wenn er gar Mäusegift unter die Magnesia thäte, so glaube ich nicht, daß er jemals wieder etwas vor seinem Receptische zu schaffen bekäme; — sehet, es hat alles Ding unter der Sonne, wenigstens bei geschiedten Leuten, so seine gewissen Regeln, seine gewisse Beschränkung“ (auch wo die Verhältnisse andere sind). „Aber nur einem Professor, angestellt, verpflichtet und besoldet, um Gottes Wort rein und lauter zu lehren, soll ich nicht nachfragen dürfen, ob er auch thut, was ihm befohlen ist, wozu er sich der Kirche und dem Staate verbindlich gemacht hat; soll ich's nicht wehren dürfen, wenn er schlechte Späße über die heilige Schrift macht? Einem Lehrer, der dazu angestellt ist, dem Staate, der Schule und der Kirche tüchtige, gläubige, gewissenhafte, ernstgesinnte, fromme Jugenderzieher, Prediger, Seelsorger zu bilden, dem soll ich nichts einreden dürfen, wenn er das Gegentheil hievon thut; den soll ich schalten und walten lassen nach seines Herzens Gelüsten, wenn es ihm beliebt, aus den jungen Leuten Bibelverächter, gelehrte Seiltänzer, aufgeblasene, ungläubige, erbärmliche Windbeutel zu machen? Dem soll es ohne alle Widerrede frei stehen, seinen Unrath unter das himmlische Manna zu mengen; sein Gewehr gegen den HERN zu richten, in dessen Dienst er steht; seinen hebräischen Wurzelbrei mit tödtlichem Wurfsgift und seine dogmatische Wassersuppe mit äzendem Sublimat zu mischen? Einen Bod, der sich mir zum Gärtner anbietet, darf ich beim Bart nehmen und zur Gartenthür hinaustransportiren; aber gegen einen Doctor oder Magister, der meine Kinder auf der Hochschule um ihren christlichen Glauben zu bringen sucht, soll ich nicht einmal protestiren dürfen; den soll ich ohne Widerspruch meine Herzblätter benagen lassen? Seht doch, ob ihr nicht ein bißchen gar zu viel von uns präntdirt! . . . Ist's denn so ganz kannibalisch und scheufelig, wenn wir sagen, ihr sollt unsern Kindern nicht unwürdige Späße vormachen über heilige Dinge; ihr sollt bei der leichtsinnigen Jugend nicht Del ins Feuer gießen; ihr sollt aus unsern Söhnen nicht solche Leute machen, die nachher ihre Kanzeltreppe mit einem schlechteren Gewissen hinaufsteigen als das ist, womit der Dieb in seines Nachbars Haus einsteigt?“ (1830, S. 819 ff.)

Die Christen mochten aber klagen, so viel sie wollten, die sogenannte Wissenschaft wurde für „absolut frei“ und unabhängig von Gott und Menschen erklärt. Schleiermacher half dem Rationalismus ein Pabstthum aufzurichten. Man „macht aus dem akademischen Hörsaal ein geheimes Laboratorium, und sonst immer über Finsterlinge wacker schimpfend, zieht man doch die Vorhänge des Saales zu, schließt die Thüre ab und nimmt jedem, der hinausgeht, das Gelübde ab, von dem, was innerhalb dieser Mauern verhandelt worden, draußen nicht eine Silbe zu verrathen. Wozu das? Damit der Professor auf seinem Katheder recht ungehindert und ungerichtet an den Seelen der Zuhörer arbeiten und in der geheimen Stille dieser erkünstelten Nacht den Samen des Unkrauts in ihre Herzen streuen könne. Redlich richtet nun der Professor das Bibelbuch nach Wohlgefallen und spricht: Weg mit diesem Psalm! Er ist ja ein Betschwestergesang. Weg mit jenem! Er ist ein Nachwächterlied zc. Wer es aber draußen wieder sagt, der ist ein muthwilliger Denunciant, nicht werth, daß ihn die Sonne anscheine. . . . Die Bibel taugt nicht für das Volk. Die Katholiken haben ganz recht, daß sie das Lesen derselben nur den Geistlichen gestatten. Das Volk kann nicht prüfen wie wir; darum soll es auch an die Prüfung sich nicht wagen, sondern dieselbe uns überlassen. Wir werden ihm schon sagen, was das Ergebnis unserer Forschung ist“ (Ebd. 1832, S. 229.)

In den theologischen Facultäten, von welchen keine den Kampf wider den Rationalismus mit durchgekämpft hat, wurde denn eine wissenschaftliche Theologie gepflegt, welche sich dem Glauben nicht unterwarf, sondern die Hure des Zeitgeistes blieb. Ihre erste Bedingung ist, daß man zur Bibel nur die „Voraussetzungslosigkeit“ des Arminianismus, das heißt, laodiceische Laueheit und Gleichgültigkeit mitbringen dürfe. Manche ihrer Vertreter eifern direct gegen die Autorität der heiligen Schrift. Wie Lessing aus bloßer Streitlust dagegen kämpfte, daß man in der lutherischen Kirche die Bibel zur Quelle der Erkenntniß mache, so schrieb Prof. Delbrück im Jahre 1826 dagegen und Prof. Daniel in Halle wollte es im Jahre 1843 aus reiner Liebe zur Schrift selbst thun. In seinen „Controversen“ behauptete er: „Wer das Schriftwort des neuen Bundes zur höchsten, richtiger alleinigen Erkenntnißquelle des Glaubens erhebt, erklärt es für etwas, das es seiner Natur nach nicht sein kann, der Absicht des Herrn gemäß nicht sein soll, seinem eigenen Zeugniß zufolge nicht sein will, wofür es in den ersten Jahrhunderten nicht galt und was es auch in der Praxis nie gewesen ist.“ (Kzt. 1845, S. 90.) Den Briefen Pauli war dieser heimliche Papist am meisten feind und wollte Gott auf den Knien dafür danken, wenn er diese und das ganze Neue Testament aus der hohen Stellung verdrängen könnte, obgleich man sie in der ruinirten Kirche überhaupt nicht hoch stellte, sondern sich jenes Bekenntniß eines dummen Jungen aneignete, der auf die Frage: An wen glaubst du? antwortete: „Ich glaube an den König von Preußen.“ Der Gießener Professor Schürer schrieb

in letzter Zeit: „Diese Ueberzeugung unsern jungen Theologen beizubringen“ (daß eine begründete Theologie möglich ist „bei der freiesten Stellung gegenüber der heiligen Schrift“), „scheint mir auch heute noch die wichtigste Aufgabe; denn das Erbübel, an dem wir leiden, ist die unfreie Stellung der großen Masse von Geistlichen und gläubigen Laien gegenüber der heiligen Schrift.“ (Zimmer: Bücherkleinode 1888, S. 152.) Haß und Kampf gegen Gottes Wort ist also dieser Geister höllischer Beruf. — Andere richteten ihr Geschloß direct wider den Christus der Schrift als deren Mittelpunkt, womit D. F. Strauß im Jahre 1835 begann, der in seinem „Leben Jesu“ alles Heilige verhöhnete. Er unternahm „die regelrechte Belagerung der Burg“, schreibt H. Lang in Zürich (Leben Jesu und Kirche der Zukunft. 1872, S. 3.), dem es „ein wahrer Genuß ist, dem Siegeszuge der Wissenschaft zu folgen“ (S. 16), indem Strauß die Bibel so behandelte, daß die alte Welt „gleichsam mit dem ganzen“ (den Hund und Säuen) „so unendlich wohlthuenden Erdgeruch wieder hervortrat“. (S. 22.) Strauß machte den Gelehrten Muth, die Evangelien fortzuwerfen, und rief den Trieb wach, „Leben Jesu“ zu schreiben, die zwar, wie Lang selbst sagt, gemacht, aber doch schriftwidrig sind und darum mithelfen, die „protestantische Kirche“ von der Bibelknechtschaft zu erlösen, die ihm „das Häßlichste ist, das ihr anhäng“, und ihr ein Christusbild geben, das „doch etwas ganz anderes ist als der Gott der Kirche“. „Das Neue Testament ist die Grundlage der protestantischen Kirche; so erklärt diese selbst. Aber das Neue Testament, das wir jetzt kennen, ist ein anderes, als welches Luther und Zwingli kannten. Wohlan! wenn das Fundament sich ändert, so muß der ganze Bau anders werden.“ (S. 56 ff.)

Die meisten gottfeindlichen Theologen warfen sich auf eine Bibelkritik, die nur von Haß und Angriffen auf die Schrift lebt. Davon ausgehend, daß im Neuen Testamente einige widersprochene Schriften (Antilegomena) enthalten sind, über welche genügende Zeugnisse der ersten Kirche fehlen, weil nicht alle Gemeinden über die Verfasser derselben einig waren, behauptete man, die Kirche habe „sich die Prüfung ihres Schriftkanons für alle Zeit vorbehalten“. (Reuß: Gesch. der hl. Schriften N. T. 1842, S. 2.) Auf die geschichtliche Kritik ließ man sich übrigens nicht weit ein, weil da nicht viel zu machen war wider das Wort des Herrn. Man warf sich mehr auf die sogenannte innere Kritik, welche Irrthümer und Widersprüche in der heiligen Schrift suchen wollte. Es wäre keinem Leser etwas damit gebient, wenn wir auf Einzelheiten eingehen wollten; denn was diese Geister wissenschaftliche Kritik nennen, sind immer Einfälle einiger Kinder der Bosheit, die mit der Mode wechseln. Erwähnt sei nur, daß man es hierin bunt und immer bunter getrieben hat, weil, wie Prof. Hahn sagte, die Kritik das wichtigste Feld der heutigen Theologie ist und keine Zeit besser zum Kritifiren taugte als die unsrige. (Ueber den

gegw. Stand der Kritik. 1848, S. 6 ff.) Alles suchte man in der Schrift unsicher zu machen. „Bücher und Geschichte des Alten und Neuen Testaments werden so hin und hergeschoben und durcheinander geworfen, daß die heilige Schrift in eine wahre Polterkammer verwandelt wird, in welcher sich nur derjenige zurechtfinden kann, der gerade am Poltern ist.“ (Müntel: N. Ztbl. 1880, S. 281.) Der gottlose Br. Baur jubelte: „Jehovah, der alle Götter der Erde widerlegen wollte, hat sich ruhig darein ergeben müssen, daß Zeus mit seiner olympischen Tafelrunde die Gesetze der idealen Schönheit aufrecht erhält und der Capitolinische Gott heute noch durch seine Sprüche die Rechtsstreitigkeiten der civilisirten Welt entscheidet. Zeus und Jupiter haben seine schrecklichsten Drohungen überlebt; er hat nicht einmal den niedrigsten Fetisch widerlegen können.“ „Die Auflösung der christlichen Welt wird ihren Gang gehen.“ (Kritik der Evg. 1850. Borr. S. III. XI.) Wer wird dadurch nicht an die Spötter unter dem Kreuze Christi erinnert? Wie richtig antwortete ein Philolog dem Theologen, der ihn fragte, warum sie in der Kritik der Schriften heidnischer Klassiker doch vernünftiger seien als die moderne Theologie in der Bibelkritik: „Weil sie nicht nöthig haben, einen Herrn Christus abzusetzen!“ (Ztsch. f. Prot. I, 151.) Die wüthende Christusfeindschaft macht so blind, wie es nur kurz vor dem Gerichte geschehen kann. Die an den Universtitäten gemästete Hölleweisheit ist eben einer von den drei Fröschen, welche der Drache, die gottfeindliche Weltmacht und der Widerschrift nach Offenb. 16, 13. f. noch einmal aussenden, um den ganzen Weltkreis zu versammeln in den Streit auf den großen Tag Gottes des Allmächtigen. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Ein Ende des Streits der Kritiker ist nicht zu erwarten, wie auch Neugb meinte (a. a. O. S. 132 ff.). Er hat aber einen Erfolg der Hölle gesehen. Die deutsche Kirche ist allmählich in einen Zustand gebracht worden, worin auch die Auserwählten kaum erhalten werden vor dem Verderben. Das neu erwachte Christenthum litt an der geistlichen Schwindsucht; denn es ließ sich nicht durch die Furcht vor Gottes Wort leiten, sondern durch das Fleisch. Es half den Grund umgraben, indem es sich mit den unsaubern Geistern auf das Parlamentiren einließ, die falsche Union willkommen hieß und mit der Welt Friedensfeste feierte. Verhältnißmäßig wenige Christen waren fähig, wider die Union ein Zeugniß der Wahrheit abzulegen und dafür zu leiden. Hengstenberg betonte es oft, daß der Feind eben kam, als die Leute schliefen; ihr Wesen sei auch, daß niemand wisse, was sie sei; denn sie sei eine Zusammenkleisterei, ein babylonischer Bau, die Frucht einer unglücklichen Ehe von Kirche und Staat. Damit wollte er das Bleiben in ihr entschuldigen. Was ist das aber für eine Entschuldigung? Mußte er nicht selbst zugestehen, daß die Union eine Veränderung der lutherischen Lehre zur Folge habe? (Kzt. 1844, S. 4 ff.) Oder daß die Kirche durch nichts mehr entzweit wird als

durch die Union? (1856, S. 372 f.) Wenn die Meister der Union Brandmale im Gewissen hatten und nur Toleranz gegen die hinausgebrängten Lutheraner so lange übten, als sie mußten, doch nie, ohne das Unrecht für Recht zu erklären, wie Hengstenberg selbst schrieb, wie konnte er dann noch von einem „himmlischen Ursprung“ faseln? Ganz richtig zeigte die Erlanger Zeitschrift einmal, daß die Union im besten Falle jenem Kosaken gleiche, der das Avc als Morgengebet her sagte und es Gott überließ, sich daraus ein Gebet zusammenzusetzen, meist aber jener Mutter, welche ein Kind nach dem andern den Wölfen vorwarf. (11, 226 f.) Der Papist Dr. v. Medem erklärt sie für die beste Missionarin Roms und ärgste Feindin der lutherischen Kirche, weil sie eben das feste Bibelwort, den gewissen Grund des Glaubens in den Augen der Christen zweifelhaft macht. (J. Freit. 1889, S. 181 f.) Hengstenberg und seine Freunde sahen den Jammer der Union allmählich wohl ein, aber sie waren unfähig geworden, dem Gebote des HErrn zu folgen: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Gehet aus von ihnen und sondert euch ab“, 2 Cor. 6. Jetzt hieß es: „Die Zugehörigkeit zur unirten Kirche ist wie eine Ehe. Was Gott zusammengefügt hat, das darf der Mensch nicht scheiden. Wir stehen nicht in dem Fall, uns eine Kirche zu wählen; wir sind in sie hineingeboren und müssen uns in christlicher Treue in sie schicken, so gut es geht.“ (Ztsch. f. Theol. u. Kirche 1849, S. 770 ff.) Mit solchem Frevel glaubte die Untreue sich entschuldigen zu können. Dazu würde der Prophet gesagt haben: „Ist's euch zu wenig, daß ihr die Leute beleidiget, ihr müßet auch meinen Gott beleidigen?“ Jes. 7, 13. Könnten nach dieser Regel nicht alle Sünder und Heiden bleiben, wie sie sind? Der Leser wird aber dem Schreiben zweier Pastoren zustimmen, womit diese vor einigen Jahren ein an uns gerichtetes Unterstützungsgesuch der Freunde des Hofpredigers Stöcker in Berlin beantwortet haben. Darin heißt es: „Sie lassen sich an der Noahsarche nicht genügen, I. Herren. Unzufrieden damit, daß nur die Kinder Gottes, welche sich der HErr in dieser letzten Zeit übrig behalten hat, geborgen werden sollen, wollen Sie auch die gottlose Welt, welcher das Evangelium von Christo eine Thorheit ist, in der Sündfluth retten, und meinen es zu thun, wenn Sie die Massen in der äußern Kirchengemeinschaft festhalten. Darum brauchen Sie eine Staatskirche. Sie mögen das Fliehen aus Sodom und Jerusalem, das Ausgehen aus Babel für Feigheit halten; es hat aber Gottes Gebot für sich, 2 Cor. 6, 14. ff. Darum ist das Bleiben auch nur fleischliche Vermessenheit. Im Gerichte wird es Ihrem Werke nach den Worten des Apostels 1 Cor. 3, 12. ff. ergehen. Man sieht es an der ganzen Theologie Deutschlands, wie denen, welche des HErrn Wort: ‚Ziehet heraus, mein Volk, und errette ein Jeglicher seine Seele‘, Jer. 51, 45., verachten, das Herz weich und verzagt wird; denn welche göttliche Wahrheit steht ihr eigentlich noch fest? Lassen Sie, I. Herren, die hohen Pläne und sammeln Sie die Ueber-

bliebenen, welche noch Lust am Worte des Herrn haben, ehe der letzte Sturm kommt. . . . Man darf freilich nicht erwarten, daß man in einer deutschen Staatskirche derartigen Zeugnissen irgend welche Beachtung schenkt; denn leider sind die Herren in weichen Kleidern dazu zu vornehm und die Freunde des Aristoteles zu gelehrt. Was kann von America Gutes kommen? heißt es da in Berlin und Leipzig.“ — Ja, man machte sich vor, man werde die Massen für Christum gewinnen, wenn man nur an ihnen hangen bleibe wider Gottes Wort; denn das Fleisch hielt das Gebot, die Canaaniter auszurotten, für allzu grausam. Der Lauf des Evangeliums soll auf diese Weise ermöglicht werden. Der in uns ist, ist größer denn der in der Welt ist! pocht man, nachdem man ihn doch mit seinem Worte auf die Seite geschoben hat. Der Sauerteig der Bosheit soll immer noch ausgefegt werden, nachdem man selbst durchsäuert ist. Je länger man den Gehorsam gegen Gottes Wort hinausshob, um so schwerer wurde er. Zeugen, welche die Union verlassen, finden ihre schlimmsten Gegner immer in den falschen Brüdern innerhalb der Staatskirche.

Wohin auch? frug Hengstenberg. „Von einer lutherischen Kirche kann jetzt eigentlich nirgends mehr die Rede sein.“ (A. a. O.) Die unirte Kirche sei nicht schlimmer als irgend eine andere Staatskirche. „Die Kirche aber deswegen völlig loszurren wollen vom Staate, weil ihr aus der Verbindung mit demselben allerlei Versuchungen hervorgehen, das“ — meinte die Erlanger Zeitschrift — „würde dasselbe sein, wie wenn der einzelne Christ aus Furcht vor der Welt aus der Welt fliehen wollte.“ (5, 219.) „Sollte die Kirche ihren Zweck, als Sauerteig die Masse des menschlichen Geschlechts zu durchbringen, erfüllen, so konnte sie nicht gleichgültig neben und außer dem Staate stehen bleiben, sie mußte mit ihm sich einlassen, ihn aufnehmen.“ (12, 27.) „Wir würden Trennung von Kirche und Staat als die größte Calamität betrachten, die unserm Volke und unserer Kirche widerfahren könnte.“ (S. 316.) „Es kann der Staat nicht bestehen ohne die Kirche, noch die Kirche ohne den Staat.“ (S. 319.) „Ihre Verbindung mit dem Staate ist uns so wie die Krone, so auch die Grundbedingung ihrer welthistorischen Wirksamkeit.“ (S. 321.) Selbsterwähltes Thun, sogar ein Streit wider Gott wird der demüthige Gehorsam gegen Gottes Wort gescholten von den „Gläubigen“, die sich ins Weltregiment verliebt haben. Gott müßte unmittelbar eingreifen, wenigstens einen Gideon oder Nehemiah senden, wenn man die Landeskirche verlassen sollte, meinen wenigstens andere, während manche in blindem Eifer behaupteten, es sei überhaupt unlutherisch, Staat und Kirche zu trennen. Von Luther aber schreibt Melancthon: „Er hat die himmelweit von einander verschiedenen Aemter, nämlich eines Bischofs, der die Kirche Gottes lehrt, und der Obrigkeit, die das Volk an seinem Ort mit dem Schwert inne hält, klüglich unterschieden. . . . Wenn ich aber bei mir bedenke, wie viele große Männer in der Kirche oft hierinnen geirret haben, so glaube ich fest, daß sein Herz

dabei nicht bloß mit Menschenwitz, sondern mit göttlichem Licht erfüllt war.“ (14, 67.) Als es offenbar war, daß die Schrift nicht mehr Fürstin in der Staatskirche werde, tröstete man sich, daß man ja noch nicht hinausgeworfen werde und die rationalistische Lehre nicht zum Bekenntniß aufgezwungen sei. „Es kann nicht unsere Absicht sein, auf Ausschließung der mit der Lehre der Kirche Zerfallenen anzutragen, da dies einen zu schmerzlichen Zweifel an der innern Kraft unserer Kirche, auch das Feindseligste zu überwinden, beurkunden würde.“ So wollte die Erlanger Zeitschrift (5, 328) das fleischliche Selbstvertrauen gewahrt wissen und hielt es für Glauben. Die Ausstoßung der Rationalisten „wäre eines der traurigsten Ereignisse, welches unsere Kirche treffen könnte“, lamentirte die Evangelische Kirchzeitung schon im Jahre 1827. (S. 75.) „Wir leben einmal mit den Rationalisten in einem Hause, und es wäre ein Unglück, wenn sie uns oder wir sie hinauswürfen.“ (1844, S. 54.) Ein im Jahre 1830 in Leipzig erschienenes „dreifaches Gutachten nebst einem kaiserlichen Endurtheil über die Frage: sind rationalistische Theologen ihrer Aemter zu entsetzen?“ warnte bei aller Anerkennung des Rechts der Gläubigen wider Rationalisten doch S. 66 ernstlich vor Einschreiten, damit man nicht „wohlbegründete Lehrfreiheit“ unterdrücke und „die Gemüther selbst gegen die Wahrheit einnehme und erbittere“. Man solle nur bessere Theologen nach und nach heranziehen, so werde es schon besser werden. Freilich gehören schon Proteste der Gläubigen gegen Freigeister „zu den bedenklichsten Erscheinungen der Zeit“, wodurch der kirchliche Riß kund und die blinde Wuth der Theologen geweckt wird, schrieb hernach Lücke in Uebereinstimmung mit den Kirchenregimenten. (Rzt. 1845, S. 366.) Man nannte diese Rationalisten jetzt gewöhnlich „die Linke“, „Christen im weiteren Sinn, welche das Recht der Wissenschaft vertreten“, und schmeichelte, wenn es ihnen gefiele, der Kirche anzugehören, „so sind sie ihr zweimal willkommen. In ihr ist Raum für alle, die in Demuth, auch im abgeschwächtesten Sinne, Gottes Gemeinschaft durch Christum suchen“. Schon das wird für ein Unglück erklärt, daß man einen Bruch nur für möglich halten kann (Gernberg: Kirche der Zukunft. 1846, S. 6. 42. 56), während früher dem, der von einer Linken sprach, die Antwort widerfuhr: „Wissen Sie nicht, wer im Reiche Gottes auf der linken Seite steht? Soll ich's Ihnen sagen? Die Böcke! (Matth. 25, 33.) Und wissen Sie auch, was der Heiland sagen wird zu denen zur Linken? Gehet hin von mir, ihr Verfluchten!“ (Corr.-Bl. 1829, S. 84.) — Wenn Dr. de Valenti den Kirchenregimenten einst zur Verhütung äußerer Scheidung vorschlug, man solle zunächst alle Theologen zum Studium der Schrift und der Symbole auffordern und nach einiger Zeit einem Colloquium unterwerfen (Corr.-Bl. 1831, S. 808 ff.), so war dieses zu seiner Zeit gewiß ein guter Rath; denn so lange der Glaube einen Sieg um den andern erfocht und die Gottlosen in den kirchlichen Aemtern aufforderte, entweder Christum anzubeten oder das

Feld zu räumen, befand sich noch alles in Gährung und Entwicklung; so lange war die Kirche auch einem auf der Genesung befindlichen Kranken ähnlich. Das änderte sich aber, als die Halbgläubigen, welche die Kirchenregimente einnahmen, gerade wider solche Rathschläge die Gemeinschaft mit falschen Propheten und die Duldung, wo nicht gar Verechtigung des Höllengifts falscher Lehre damit vertheidigten, daß man das Unkraut nicht ausraufen dürfe (Ebd. S. 359. 392. Erl. Bsch. 5, 229). Christus sollte nicht unumschränkter König werden. Man sollte nicht so intolerant, lieblos, fanatisch werden, sondern den Teufel mit Glagehandschuhen anfassen, so werde ihn die Liebe schon noch für die Wahrheit gewinnen. Die alten Lotsweiber fanden immer mehr Gutes und Schönes auch an Sodom, bis sie in jedem Lasterer einen christlichen Kern entdeckten und nur noch Vereinigung von Glauben und Unglauben wünschten. Die Kinder des Unglaubens wurden bei diesem Anblick immer dreister; denn, spottet E. v. Hartmann, „wenn ein vormals reicher Mann bankrott geworden, so thut er nicht wohl, sich selber und seine Familie mit unhaltbaren Vorspiegelungen von gerettetem Wohlstand hinzuhalten, sondern er wird immer noch am weitesten kommen, wenn er seine armselige Lage nimmt, wie sie wirklich ist, um durch desto ernstere vereinte Arbeit sich möglichst bald wieder aufzuraffen“. (Selbsterfessg., S. 5 f.) Ganz richtig hält dieser Gottlose den bankrotten Staatschristen vor: „Von da an, wo das Christenthum Staatskirche und damit weltliche Macht geworden war, hatte die Verfälschung des Christenthums begonnen.“ (S. 10.) Es hatten sich bald die Zustände so geklärt, daß die Evangelische Kirchenzeitung schreiben mußte: „Wer aufmerksam und mit einem durch Wünsche und Vorurtheile ungetrübten Blicke die Zeiterscheinungen ins Auge faßt, dem muß klar werden, daß, wenn die Dinge in dem gewöhnlichen Geleise fortgehen, die Hoffnung auf eine auch nur äußerliche Rückkehr des von Christo abgefallenen gebildeten Europa zu ihm eine schwärmerische und chimärische ist und mit Recht als solche von den Organen des Zeitgeistes verlacht wird, und daß, wer diese Hoffnung nährt und ausspricht, der Sache des Herrn nur schadet, indem er dessen Ehre an ihre Erfüllung knüpft; daß er ein Prophet aus seinem Herzen ist, der Friede, Friede! ruft, da kein Friede ist. . . . Der Zeitgeist streift mehr und mehr die christlichen Elemente wieder ab, die er für eine Zeit lang in sich aufgenommen hatte. Er wird mehr und mehr sich seiner bewußt.“ (1836, S. 2.) Wenn nun kurz darnach Zeugen auftraten wie die Väter unserer Synode, welche, an der Umkehr der deutschen Staatskirchen zu Gottes Wort verzweifelnd, ihr Vaterland verließen, was war daran Strafbares? Sie hätten noch dieses und jenes vor ihrer Auswanderung thun sollen, wie sie hernach selbst bekannten; das war aber nur um ihres eigenen Gewissens willen nöthig; die Staatskirchen wären keine andern mehr geworden, sondern ruhig weiter gerannt in das Gericht der Verstockung. Sie zogen noch zu rechter Zeit von dannen, ehe die erste

Liebe dahin war, und ihr thatsächliches Zeugniß wirkte erschütternder als so und so viele Proteste. Es hieß nur leider innerhalb der staatskirchlichen Kreise von allen, deren Gewissen sich beruhigte: „Mein Volk, deine Tröster verführen dich und zerstören den Weg, den du gehen sollt.“ Jes. 3, 12. Es erhoben sich wohl hie und da immer einzelne Stimmen wie diese: „Es kommt über kurz oder lang sicher der Moment, wo die Elemente sich scheiden müssen, wo es unmöglich ist, sich ferner der lauten Mahnung zu entziehen, daß man sich in seiner eigenen Richtung vollende“ (Erl. Ztsch. 12, S. 14); wenn nun aber Schriften von Smend, Thiersch u. a. auf eine solche Scheidung im Jahre 1845 hinarbeiteten, so hieß es sogleich, „die große Sichtung, zu der sich alles vorbereitet“ (S. 35), müsse man verhindern, so lang als möglich; denn „dann hat Deutschland aufgehört Deutschland zu sein; dann gibt es keine deutsche Kirche, kein germanisches Christenthum mehr. Dann hat die ganze Christenheit den Schwerpunkt verloren; . . . dann wird es aus sein mit der gründlichen Theologie, aus mit der allseitigen und tiefgehenden Entwicklung der Dogmen; die Geschichte wird dastehen ohne Abschluß. . . . Wir würden Trennung von Kirche und Staat als die größte Calamität betrachten, die unserm Volke und unserer Kirche widerfahren könnte, und halten es deshalb für Pflicht, das Unfrige zu thun, damit die alte Ordnung der Dinge doch nicht gar zu schnell und stürmisch über den Haufen geworfen werde.“ (S. 316.) Hengstenberg meinte wenigstens: „Auch uns erscheint der gegenwärtige Zustand der Kirche, als dauernder gedacht, völlig unerträglich und auch wir erwarten mit Zuversicht von der Zukunft die Trennung des innerlich völlig Ungleichartigen; aber darin weichen wir ab, daß es uns in keiner Weise jetzt schon an der Zeit scheint, auf eine solche Trennung hinzuwirken.“ (Kzt. 1846, S. 44.) „Wir können nicht, wir wollen nicht“, antworteten die Erlanger auf die Frage: „Wenn ihr Herrenrecht habt im eigenen Hause, warum werft ihr die Rationalisten nicht über den Haufen?“ Es kommt uns zu hart an. Wir könnten auch leicht zu viel Werth auf die Zucht legen. „Eine radicale Kur würde jetzt nicht nur thöricht, sondern auch grausam und ungerecht sein, nachdem der Staat so lange den Rationalismus und Halbglauben auf den Universitäten gehegt und gepflegt hat.“ „Den Rationalismus gewaltsam aus der Kirche zu stoßen, wäre selbst, wenn die Kirche die Macht dazu wieder erhalten sollte, nicht rathsam. . . . Er wird nach und nach durch Opposition gegen das aus ihm hervorgegangene Extrem sich dem rechten Glauben nähern und in ihn übergehen.“ (Ztsch. f. Prot. 3, 131 ff. 11, 242 f. 7, 99 ff.) Diese falschen Propheten machten die Kirche bei den Gottlosen erst recht lächerlich.

G. G.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Ueber das Christenthum in China finden wir in dem „Missionsblatt des Frauen-Vereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande“ die folgenden interessanten Notizen: Das Christenthum ist viel früher, als meistens angenommen wird, nach China gekommen. Das ergibt sich aus einer Marmortafel, die 1625 durch einige chinesische Arbeiter aufgefunden wurde. Sie wurde im Jahre 781 nach unserer Zeitrechnung errichtet, später verschüttet und erst nach 800 Jahren wieder entdeckt. Zum Schutz vor weiterem Verfall ist dieser Denkstein, dessen Inschrift photographirt und übersetzt ist, in die Umfassungsmauer der Stadt Singansu eingelassen worden. Nach dieser interessanten historischen Ueberlieferung haben nestorianische Christen von Kleinasien im Jahre 505 Missionare nach China gesandt, welche dort Anhänger gewannen und deren Werk bis ins 14. Jahrhundert fortgesetzt wurde. Aus der alten Inschrift läßt sich erkennen, daß hohe Beamte damals Christen waren, die für Erhaltung der alten Kirchen und ihre Erneuerung sorgten, und daß der damalige Kaiser den Christen wohlwollend gesinnt war; am Tage der Geburt Christi spendete er ihnen Wohlgerüche und ließ sie von der kaiserlichen Tafel speisen. — Römische Missionare bauten 1299 die erste Kirche in Peking. Ihr Ansehen wuchs anfänglich, sank aber nach 70 Jahren derartig, daß die Mission ganz zu Grunde ging. Die Jesuiten erneuerten sie nach 200 Jahren und wußten sich den Kaisern, namentlich durch Kartenzeichnen, Kanonengießen zc. so nützlich zu machen, daß der von 1662—1723 regierende Monarch die christliche Religion für gut erklärte. Aber schon sein Nachfolger erkannte 1723 in der Pabstgewalt einen stark gefährlichen Eingriff in seine Herrscherrechte, verbot das Christenthum auf das Strengste, und fortgesetzte Verfolgungen brachten die Zahl der Christen auf 130,000 herab. Erst durch die Friedensschlüsse der neueren Zeit nahm die römische Mission einen neuen Aufschwung. 1890 zählte sie 510,501 Katholiken unter 31 Bischöfen, 555 europäischen und 312 chinesischen Priestern. Kranke Kinder werden zu Tausenden vor dem Tode, vielfach gegen Wissen und Willen der Eltern, getauft. — Der erste evangelische Missionar in China war der Londoner Robert Morrison, der 1807 unter den undenklichsten Schwierigkeiten seine Arbeit begann. 1823 hatte er das Riesenwerk, die Uebersetzung der Bibel in das Chinesische, vollendet. Getauft hat er nur wenige Seelen. Der Fremdenhaß war damals so groß in China, daß der Sprachlehrer von Morrison immer Gift bei sich trug, um sich etwaiger Folterung zu entziehen, die seiner dafür, daß er einem Ausländer die Sprache mitgetheilt, warten konnte. 1831 kam der deutsche Missionar Gützlaff nach China und widmete sein Leben fortan dem schwierigsten und riesigsten aller Missionsgebiete. Das Innere des großen Weltreichs war dem Evangelium und den Missionaren bis gegen

Mitte unser's Jahrhunderts gänzlich verschlossen. Erst von da ab konnten die Missionare in die entfernteren Theile des stark bevölkerten Landes dringen. Das gewaltige Reich hat 18 Provinzen, von denen, mit Ausnahme von dreien, jede einzelne so groß ist als ganz England, die meisten sind noch weit größer. England hat in runder Summe $24\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, manche chinesische Provinz hat fast so viel Einwohner als ganz England und keine unter 3—9 Millionen. Bei weitem der größte Theil dieser ungeheueren Seelenzahl wohnt im Innern des Landes. Nachdem China überhaupt erst 1842 Ausländern gestattet hatte, sich dort niederzulassen, war ihnen dies nur in den Seestädten gestattet. Dadurch war die Evangelisationsarbeit bis vor einigen Jahrzehnten auch nur auf diese Seestädte beschränkt, und den Hunderten von Millionen Seelen, welche im inneren Lande wohnen, blieb das Evangelium unbekannt. Der körperlich schwache, aber glaubensstarke Hudson Taylor hat besonders das Verdienst, dem Innern Chinas das Evangelium zugeführt zu haben. Unter großen Schwierigkeiten und Selbstverleugnungen arbeitete er von 1854—1860 in China. Da ward er gezwungen, durch seine Gesundheit und andere Umstände, nach England zurückzukehren. Er ging sehr ungern, aber Gott hatte seine besonderen Pläne mit ihm. Er redete in England viel von der Noth in China. Elf Provinzen Chinas hatten zu der Zeit noch keinen einzigen Missionar. Taylor und seine Mitgenossen baten den Herrn um zwei Missionare für jede dieser Provinzen. Nach wenigen Wochen standen die 22 Arbeiter bereit. Sie hatten sich freiwillig gemeldet. Das war der Anfang der China-Inland-Mission, welche seit 1865 mit so segensreichem Erfolg in China arbeitet. 634 Missionare und 366 eingeborne Mitarbeiter stehen jetzt in Verbindung mit dieser Gesellschaft, welche 4500 Gemeindeglieder in 134 organisirten Gemeinden hat. Seit der Gründung derselben sind über 6000 Personen nach einem öffentlichen Bekenntniß getauft worden. 50 Missionsgesellschaften arbeiten jetzt in China mit 1900 bis 2000 evangelischen europäischen Missionaren und unverheiratheten Missionsarbeiterinnen. Neben ihnen wirken 2000 eingeborne Helfer und zehn Erziehungs- und Tractatgesellschaften in dem Reich der Mitte. In China leben die Christen mit ihren heidnischen Verwandten zusammen, während sie in Indien mit der Taufe oder schon vorher aus dem elterlichen Hause vertrieben, von Mann oder Weib verstoßen werden. Nur in Ausnahmefällen haben die Christen in China von ihren Angehörigen Verfolgungen oder Mißhandlungen zu erdulden. In den meisten Fällen bleibt der Chinese, wenn er ein Christ geworden ist, im Hause und in der gleichen Stellung wie vorher. Er isst mit den andern am gleichen Tisch, nur mit dem Unterschied, daß er sein Tischgebet spricht. Er arbeitet mit den Seinigen auf dem Felde oder daheim, oder sitzt Abends in der Kühle mit ihnen zusammen, aber Sonntags geht er allein zur Kirche, während daheim die Arbeit weitergeht. Wenn im Frühjahr und Spätjahr die Ahnenverehrung an den Gräbern stattfindet,

wenn am 1. und 15. des Monats, das heißt, am Neumond und Vollmond, in der Halle des Hauses die Räucherung vor den Ahnenbildern geschieht, so macht der Christ das natürlich nicht mit. Nimmt es ein Christ ernst mit seinem Christenthum, so wirkt er als ein Licht und Salz unter seiner Familie und zieht mit der Zeit, wenn nicht alle, so doch gewöhnlich mehrere Mitglieder herüber. Wird ein Mann Christ, so folgt ihm wohl die Frau noch nicht gleich, weil andere Frauen sie aufheizen, sie schämt sich zuerst, mit ihm zur Kapelle zu gehen, aber es dauert meist nicht lange, dann schließt sie sich ihm an. Werden die Frauen Christen, so legen ihnen die Männer meist nichts in den Weg. Tritt nach und nach eine ganze Familie zum Christenthum über, so ist der Grundstock einer Gemeinde vorhanden. Solche Familien bilden eine Macht gegenüber dem Heidenthum und wirken direct und indirect für die Ausbreitung des Evangeliums, indem sie andere Verwandte zur Taufe heranziehen und durch ihren Einfluß manche heidnische Sitten verschwinden lassen. Wenn der letzte Krieg Chinas politische und moralische Schwächen offenbart und zunächst an manchen Orten erneute Feindschaft gegen die Ausländer und Christen hervorgerufen hat, so liegen doch andererseits auch die deutlichsten Zeichen vor, daß das Christenthum in dem „Reich der Mitte“ bereits eine Macht geworden ist und darin Wurzel gefaßt hat, so daß die Petition, die vor einigen Jahren Fanatiker an den Kaiser von China richteten, er möge das Christenthum mit Stumpf und Stiel austrotten, keinen Erfolg mehr haben konnte. Ja, es zeigte sich doch auch schon während des Krieges, daß sich dem Evangelium jetzt neue Thüren in China öffneten. Von manchen Gegenden liefen sehr erfreuliche Nachrichten ein. Aus Futschau berichteten die americanischen Methodisten von einer großen Erweckung. Hunderte von Heiden fragten nach dem Worte des Lebens. Es kamen in jeder Woche neue Aufforderungen, Schulen zu gründen und Predigten zu halten. In sechs Monaten konnten 14 neue Außenstationen mit je einem Lehrer eröffnet werden. Ein Silberschmied lieferte dem Missionar zwei große Körbe mit Hausgötzen ab. In einer Stadt, die sich 40 Jahre lang dem Eingang des Evangeliums widersetzt hatte, wandte sich ein junger Mann dem Christenthum zu, mehr als 40 Personen seiner Verwandtschaft folgten ihm, sie baten um einen Prediger, nun ist die ganze Stadt mit ihren 8000 Einwohnern in Bewegung. — Auch ein englischer Missionar schreibt aus Futschau von einer Bewegung, wie er sie in 33 Jahren nicht erlebt habe. Aus den entlegensten Dörfern kamen Bitten um christliche Lehrer. Der Zubrang zu sämmtlichen Kapellen sei ein außerordentlicher. Die Leute schienen plötzlich die ganze Thorheit des Götzendienstes zu erkennen. — Für die Ausbreitung des Evangeliums ist es auch von großer Bedeutung und ein Zeichen lebendigen Glaubens, daß sich in der Erregung und Gefahr der Kriegszeit die eingebornen Christen bewährt haben. Sie blieben ihrem Glauben treu, obwohl sie die Zuchtlosigkeiten der rohen, umherschwärmenden Soldaten und die Plünderungen der Räuber-

banden, die ihr Vieh stahlen und alles, was sie kriegen konnten, und zugleich Noth und Theuerung zu ertragen hatten durch Ueberschwemmungen, die in manchen Provinzen die Ernten zu Grunde richteten. In manchen Orten zeigte sich sogar unter all dieser Trübsal und Anfechtung ein zunehmendes Heilsverlangen. Und glaubensfreudig sahen europäische und eingeborne Christen dem drohenden Tode ins Angesicht. So wurde ein alter, halblauber Mann, der noch nicht getauft war, von einer Rotte nutzloser Soldaten gepackt, entkleidet, gebunden und während ihm ein Messer an die Kehle gehalten wurde, gefragt, ob er ein Jünger Jesu sei? „Ja, ich bin ein Christ“, antwortete er muthig. Ein Officier rettete ihn noch vom Tode. Als er am nächsten Sonntag wieder zur Kirche kam, fragte ihn der chinesische Prediger, woher er, der Ungetaufte, die Kraft genommen habe, so treu den Herrn unter Lebensgefahr zu bekennen? Der Alte antwortete, er habe gerade im Evangelium gelesen, daß Petrus seinen Herrn dreimal verleugnet und dann so bitterlich geweint habe. Da sei für ihn die Probe gekommen und er habe sich sagen müssen: „Nein, deinen Herrn kannst du nicht verleugnen.“ Zu dem während des Krieges ausgestreuten Samen gehört die große Verbreitung der heiligen Schrift in chinesischer Sprache. Allein die Americanische Bibelgesellschaft verkaufte 1895 383,000 Evangelien und Bibeln in China. Die Gefangenen und Verwundeten, welche in die Hände der Japaner fielen und unter dem „Rothem Kreuz“ die freundlichste Pflege fanden, wurden von Bibelboten und christlichen Japanern mit der heiligen Schrift bekannt gemacht. Sie wurde auch auf dem Kriegsschauplatz unter Chinesen und Japanern vertheilt. Nach Einstellung der Feindseligkeiten fand nicht allein ein freundlicher Privatverkehr an manchen Orten zwischen japanischen und chinesischen Christen statt, sie hielten auch gemeinsamen Gottesdienst. Dies geschah z. B. auf den Pescadores-Inseln, die durch den Friedensschluß in Schimonosaki mit Formosa an Japan kamen. Die Japaner hatten in der Stadt Nakung das kleine Gottesdienstlocal der chinesischen Christen in Besitz genommen, gaben es ihnen aber zurück, und bald saßen christliche Japaner und Chinesen zusammen im Gottesdienst und verständigten sich auch durch die alten bekannten chinesischen Schriftzeichen. Ein eingeborner Reiseprediger wurde während des Krieges als angeblicher japanischer Spion verhaftet und eingekerkert. Da predigte er den mit ihm gefangenen Dieben und Mördern und sang ihnen christliche Lieder vor. Dadurch wurden einige Beamte herbeigerufen, die sich nach seiner Befreiung bei ihm nach der christlichen Religion erkundigten. Er meinte, die Zeit seiner Haft sei eine herrliche Gelegenheit gewesen, das Evangelium zu verkünden. Die Gegner der Mission haben wiederholt, namentlich auch bei den im letzten Jahre stattgehabten Christenverfolgungen in China, gerathen, die Missionsarbeit dort als nutz- und erfolglos ganz aufzugeben. Und doch wurden allein von der China-Inland-Mission in den ersten sechs Monaten des Jahres 1895 400 Heiden getauft.

Es werden zur Zeit an 100,000 evangelische Christen in China gezählt; andere 100,000 stehen im Kampf zwischen der Hinneigung zum Christenthum und dem alten Glauben des Heidenthumes. Das sind Missionserfolge, die nicht zu bestreiten sind und die zugleich ein Angeld für die Sammlung von Avertausenden in den kommenden Jahrzehnten sind. Die 1900—2000 europäischen Missionsarbeiter und deren Familien, die 2000 Nationalhelfer, die über alle 18 Provinzen Chinas verbreiteten 100,000 eingebornen Christen bilden zusammen mit den unzählbaren, zum Theil seit langen Jahren in China verbreiteten Bibeln den christlichen Sauerteig, der unter die heidnische Volksmasse des riesigen chinesischen Reiches gemischt ist. Daß die Bibel in den kaiserlichen Palast in Peking gekommen ist, und auch vom Kaiser selbst gelesen wird, kann auch als ein hoffnungsvolles Zeichen für die Zukunft angesehen werden. Die Gelehrten, Literaten und Hochstehenden würden nicht mit solchem Haß gegen das Christenthum ankämpfen, wenn sie nicht den fortschreitenden und endlich kommenden vollen Sieg desselben befürchteten. Aber auch unter ihnen gibt es schon jetzt Freunde der Christen. Manche wohlwollende Beamte bewiesen sich in den unruhigen Zeiten als Schützer der Christen. So gab ein hoher Mandarine in Nanking im vorigen Jahr den dortigen Missionaren ein Festessen, und ein anderer erließ eine Proclamation, worin er sagte, er habe persönlich alle Missionsstationen in seinem Bezirk besucht und gefunden, daß die Missionare nichts thäten, als in ganz uneigennütziger Weise den Armen und Kranken zu helfen, ohne jeden andern Hintergedanken; wehe! daher jedem, der sie verleumben oder ihnen etwas zu leide thun würde.

L i t e r a t u r .

Dr. Martin Luthers Sämmtliche Schriften, herausgegeben von Dr. Joh. Georg Walch. Fünfter Band. Auslegung des Alten Testaments (Fortsetzung). Auslegungen über die Psalmen (Fortsetzung), den Prediger und das Hohelied Salomonis. Auf's Neue herausgegeben im Auftrage des Ministeriums der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1896. Preis dieses Bandes: \$3.25.

Dieser Band unserer neuen, prächtigen Ausgabe der Werke Luthers enthält Luthers Erklärungen einzelner Psalmen, sowie seine Auslegung des Predigers Salomo und die kurze Auslegung des Hoheliedes. Ueber die fleißige und sorgfältige redactionelle Arbeit, die in diesem Bande gethan ist, gibt Herr Prof. Hoppe im Vorwort eingehenden Bericht. Neu übersetzt sind die Auslegungen über den 2., 45., 51. und 90. Psalm und die Auslegungen des Predigers Salomo und des Hoheliedes. Wer sich aus diesem Bande davon überzeugen will, ein wie gewaltiger, unvergleichlicher Christausleger Luther ist, der lese zunächst die Auslegung des 117. Psalms, die sich auf Seite 1136—1173 findet. Diese Auslegung ist eine Einweisung in das Verständniß des ganzen Alten Testaments. Luther hat sie geschrieben, damit er „allen Andern, so es bedürfen, Ursache und Anweisung gebe, das Hauptstück unserer christlichen Lehre in der Schrift allenthalben

zu suchen und zu handeln, nämlich daß wir ohne alles Verdienst, durch lauter Gottes Gnaden, in Christo uns geschenkt, fromm, lebendig und selig werden müssen, und daß sonst kein anderer Weg noch Steg, keine andere Weise noch Werk uns dazu helfen möge". (S. 1170.) Gott wolle in Gnaden verleihen, daß in unserer Synode unter allen menschlichen Schriften die Schriften Luthers, des Reformators der Kirche, den ersten Platz einnehmen und behalten.

F. P.

Kirchlich - Zeitgeschichtliches.

I. America.

General Council. Pastor H. Oeffermann von Camden, N. J., hat ein Pamphlet „Unsere Stellung zur Luther-Liga“ veröffentlicht. Seine Beurtheilung der Luther-Liga ist in den folgenden Sätzen enthalten: „1. Die Luther-Liga ist ein Bund von Jugendvereinen, vornehmlich in den Gemeinden des General-Concils und der General-Synode, welcher ohne Rücksicht auf das Bekenntniß die jüngeren Glieder der verschiedenen sich lutherisch nennenden Kirchencörper dieses Landes zu organisiren und durch die Macht der Organisation der lutherischen Kirche eine dominirende Stellung unter den protestantischen Kirchengemeinschaften dieses Landes zu erobern sucht. 2. Die tieferen Ursachen, welche dieser Bewegung zu Grunde liegen, sind theils zurückzuführen auf eine allgemeine Zeitströmung, welche dem Vereinswesen besonders günstig ist, theils auf den Einfluß ähnlicher Bestrebungen in falschgläubigen Kirchengemeinschaften. 3. Sofern die Luther-Liga Lutheraner der verschiedensten Richtung, ohne Rücksicht auf ihre Stellung zum Bekenntniß, in sich vereinigt, trägt sie das Zeichen einer falschen Union an ihrer Stirn und befördert den herrschenden Indifferentismus. 4. Sofern die Luther-Liga durch die bloße Macht der Organisation die lutherische Kirche bauen will, unterschätzt sie die Bedeutung der Gnadenmittel. 5. Sofern die Luther-Liga ihre Glieder ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes und mit Uebergehung des Predigtamtes zum Mitregieren in der Kirche heranzieht, übertritt sie die gottgeordneten Schranken des Berufes. 6. Sofern die Luther-Liga der lutherischen Kirche zu einer glänzenden Machtstellung nach Außen hin verhelfen will, übersieht sie, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, und steht selbst in Gefahr, das von Gott der lutherischen Kirche anvertraute Kleinod wieder zu verlieren.“

In der diesjährigen Dankfagnungsproclamation des Präsidenten Cleveland kommen die Worte vor: „Laßt uns durch die Vermittelung dessen, der uns gelehrt hat, wie wir beten sollen, um Vergebung unserer Sünden und um weitere göttliche Huld flehen.“ Darüber haben eine Anzahl Juden ihrer Entrüstung Ausdruck gegeben, weil sie aufgefordert würden, im Namen Jesu zu beten. Wir wissen wirklich nicht, wie den Juden zu helfen ist. Wenn nun einmal der Präsident eine Dankfagnungsproclamation erlassen soll — und das wollen auch die Juden —, so kommt dabei, falls der Präsident ein Christ ist, immer eine Aufforderung zum Beten im Namen Jesu heraus. Ein Christ kennt kein anderes Gebet. Uebrigens enthalten alle unsere staatlichen und gerichtlichen Documente eine äußere Anerkennung Christi in der Formel „A. D.“, „im Jahre des Herrn“ 1896 zc. Es kommt dies daher, daß in Jesu von Nazareth wirklich der verheißene Heiland der Welt gekommen ist und daß Gott, obwohl die Juden und auch die meisten Heiden nicht an Jesum glauben, doch durch seine allmächtige Weltregierung auch für allerlei äußere Bezeugungen der weltgeschichtlichen Thatfache sorgt, daß der Heiland der Welt erschienen ist. Die Juden sind eben behind time.

Darauf wies Christus schon die Juden hin, wenn er ihnen vorhielt: „Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnet ihr urtheilen, könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit urtheilen?“ (Matth. 16, 3.) Wenn übrigens die Juden in der Dank-sagungsproclamation des Präsidenten eine Beeinträchtigung der Religionsfreiheit sehen, so sollten sie sich doch erinnern, daß die Aufforderung zum Dant im Namen Jesu nicht ein Gebot, sondern nur eine Empfehlung ist. Man kann den Juden schon Jesum und das Gebet in seinem Namen empfehlen, ohne der Religionsfreiheit zu nahe zu treten. Sonst könnten sich auch die Katholiken über Cleveland's Aufforderung beklagen, weil er nicht der Mittlerschaft der Heiligen beim Gebet gedenkt, die doch den Katholiken wesentlich ist. Die Juden mögen sich also beruhigen. Sie kommen hier in America und auch in Deutschland wahrlich nicht zu kurz. Sie gedeihen ganz vortrefflich. Auch nimmt ungefähr die ganze öffentliche Presse für sie Partei, wenn so etwas wie Judenbedrückung sich am fernem Horizont zeigt.

F. P.

Zum Rector der katholischen Universität in Washington hat der Papst den „Vater“ Thomas J. Conaty von der Kirche zum heiligen Herzen in Worcester, Mass., ernannt. Conaty ist Irländer von Geburt, aber in den Vereinigten Staaten im Jesuitencollege zu Worcester und auf dem theologischen Seminar zu Troy erzogen. Conaty tritt an die Stelle des Bischof Keane, dem der Papst das Rectorat abnahm, weil ein Wechsel in diesen Stellungen in der katholischen Kirche Sitte sei. Wir enthalten uns jeglichen Commentars in Bezug auf diesen Personenwechsel. Papist ist Papist, so lange er unter dem Papst bleibt. Und der Papst hat den Wechsel vorgenommen, weil er im päpstlichen Interesse geboten schien. Das ist gewiß.

F. P.

Ueber die Jesuiten und das americanische Volk stellt der „Apologete“ eine Betrachtung an, die mehr patriotisches Hochgefühl als wirkliche Sachkenntniß bekundet. Der „Apologete“ sagt: „Cardinal Satolli, der bisherige päpstliche Ablegat in den Vereinigten Staaten, der bekanntlich vor etlichen Wochen von seinem alten Arbeitsfelde abgerufen wurde und dem unsere Nation keine Thräne nachweinte, hat bei seiner dieser Tage in Rom erfolgten Ankunft dem heiligen Vater einen Bericht unterbreitet über die religiösen Fragen in den Vereinigten Staaten. In demselben läßt er kein gutes Haar weder an Bischof Keane, dem ehemaligen Rector der katholischen Universität in Washington, noch an Erzbischof Ireland von St. Paul. Er beschuldigt den ersteren, in verschiedenen öffentlichen Reden Meinungen ausgedrückt zu haben, welche entschieden an Kezerei grenzen, und sagt, daß derselbe in Gemeinschaft mit dem Prälaten von St. Paul nichts unversucht gelassen habe, einem neuen Katholicismus Bahn zu brechen. Cardinal Satolli erklärt, daß die katholische Universität in der Bundeshauptstadt zum Mittelpunkt dieser gefährlichen Ideen geworden sei, und man habe in den Lehrstühlen daselbst die freiesten Theorien aufgestellt. Die Entsetzung von Bischof Keane als Rector des Instituts habe zwar diesem Uebel Eintrag gethan, aber nichtsdestoweniger hätte er in den Personen der zahlreichen Universitäts-Professoren gefährliche Schüler daselbst hinterlassen. Angesichts dieser Thatfachen empfiehlt der Cardinal dem Papst kurzweg, diese Herren nach und nach ihres Postens zu entheben. Betreffs Erzbischofs Ireland führt Satolli eine noch schärfere Sprache und klagt ihn förmlich an, daß er der ‚Apostel der Kezerei‘ sei. Diese Handlungsweise Satollis ist um so überraschender, als er während seines Hierseins den genannten beiden Prälaten nur das höchste Lob zollte. Der Jesuit kommt dabei voll und ganz zum Vorschein. Der Kampf gegen den Katholicismus ist deshalb noch immer ein Kampf gegen den Jesuitismus und je eher das americanische Volk das erkennt, desto besser. Es wird die Zeit kommen, in welcher sich die

hellsten Köpfe in der katholischen Kirche hierzulande mit den Protestanten im Kampf gegen die Jesuiten verbinden werden.“ (1) „Die protestantischen Länder Europas haben die Jesuiten ausgewiesen und America ist der sichere Hafen dieser Römlinge geworden, die Jedem, der nicht völlig verröthelt ist, ewige Feindschaft geschworen haben. Es dauert lange, bis dem americanischen Volke die Augen aufgehen, sie werden ihm aber aufgehen und dann ist es um den Jesuitismus hierzulande geschehen.“ **Schwerlich!** F. P.

Alaska. Die Brüdergemeinde hat im Jahre 1885 die Mission in Alaska aufgenommen. Mehrere Jahre hindurch war nicht der geringste Erfolg wahrzunehmen. In den letzten Jahren ist das anders geworden. Auf drei Stationen zählt man etwa 500 Christen. F. P.

II. Ausland.

Die Uelzener Conferenz. Die „Hermannsburger Freikirche“ berichtet: Am 6. und 7. October tagte in Uelzen die neue lutherische Conferenz. Es wurde verhandelt über die centrale Bedeutung der Rechtfertigung in Bezug auf die Lehre von Kirche und Amt. Zur Besprechung gelangte besonders die 4. These von Herrn Pastor Hübener, welche lautet: „Wiewohl trotz der vielfachen Verfälschungen des göttlichen Wortes der rechtfertigende Glaube und damit die Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes durch Gottes Gnade auch da noch entstehen und bleiben kann, wo dasselbe überhaupt noch wesentlich vorhanden ist, läuft doch alle falsche Lehre schließlich auf eine Verdunkelung der Lehre von der Rechtfertigung und damit auf Zerstörung der Kirche hinaus, und darum ist es aller Christen heilige Pflicht, um ihrer und der ihnen etwa anvertrauten Seelen Seligkeit willen vor allem ihre Zugehörigkeit zur unsichtbaren Kirche im Glauben zu bewahren, dazu auch im Gehorsam des Wortes Gottes alle kirchliche Gemeinschaft mit falscher Lehre und falschglaubigen Kirchen ernstlich zu meiden und zu der reinen Lehre wie zu der rechthglaubigen sichtbaren Kirche sich zu bekennen.“ Es handelte sich also bei der Besprechung um die Frage der Separation. Vertreten waren: die Landeskirche, die sächsische, breslauer, hannoversche und hermannsburger Freikirche. Auch einige Immanueliten waren zugegen, hatten aber kein Rederecht, weil die Uelzener Conferenz nur solchen bei ihren Verhandlungen zu reden gestattet, welche sich rückhaltlos zur Bibel bekennen, was bekanntlich die Immanueliten nicht thun. — Naturgemäß war die Debatte über die Separationsfrage eine sehr lebhaft, und Schreiber dieses bedauert nur, daß aus unserer Freikirche nicht mehr Laien zugegen waren: sie wären von neuem mächtig von der Schriftgemäßheit ihres Austritts überzeugt worden. Leider war Herr Pastor Hübener durch Krankheit verhindert, seine These selbst zu vertreten. Ihn vertrat in meisterhafter Weise Herr Präses Willkomm. Im Frühjahr findet, so Gott will, die nächste Conferenz statt, auf welcher über die Lehre vom Amte verhandelt werden soll. Hoffentlich kommt zu derselben auch Herr Pastor Gerhold als Vertreter der vilmarschen Amtslehre wieder, damit Rom und Wittenberg recht vertreten sind. Die Leser seien schon jetzt auf diese Conferenz aufmerksam gemacht.

Die lutherische Freikirche in Dänemark. Die Sächsische „Freikirche“ berichtet: Es wird den lieben Lesern erinnerlich sein, daß unsere diesjährige Synode beschlossen hatte, mit der dänischen Freikirche Delegationen zu wechseln, um das seit 14 Jahren bestehende Band glaubensbrüderlicher Gemeinschaft inniger und fester zu machen. Schreiber dieses (Präses Willkomm) war nebst einem Gliede seiner Gemeinde für dies Jahr abgeordnet worden, um der Versammlung der dänischen Schwesterkirche beizuwohnen. Dieselbe fand am 11. October, den 19. Sonntag

nach Trinitatis, in der am Martinsweg gelegenen Martinskirche zu Kopenhagen statt. Es war das freilich nicht eine Synodalversammlung in unserm Sinne. Denn die dänische Freikirche bildet zur Zeit eigentlich nur Eine Gemeinde. Dieselbe ist aber so über das ganze Land zerstreut, daß nur einmal im Jahre eine Zusammenkunft von Vertretern der ganzen Gemeinde zu ermöglichen ist. Bei dieser Versammlung werden die gemeinsamen Angelegenheiten berathen. Es fanden in der Zeit vom Sonnabend-Abend bis Sonntag-Abend drei Gottesdienste und eine beratende Versammlung statt. In letzterer, die von 2—15 Uhr Nachmittags währte, waren außer den zahlreich erschienenen Gliedern der Stadtgemeinde Kopenhagen folgende Vertreter von auswärts zugegen: Von Jünnen Niels Hansen, aus Jütland Niels Jensen, von Vangeland Peter Hansen, von Lolland Peter Hansen, von den auswärtigen Plätzen auf Seeland: Niels Hansen und Peter Jensen aus Igelhøe, P. Jensen aus Helsingør, Jørgen Clausen aus Asminderød und Jørgen Nielsen aus Bummeløse. Nach einer Eröffnungsansprache des Herrn Pastor Waldemar Grunnet, welcher zum ersten Male an Stelle seines von einem schweren Leiden heimgefuhrten ehrwürdigen Vaters den Vorsitz führen mußte, durfte Schreiber dieses die Grüße unserer Synode ausrichten. Sodann wurde die von den in der Stadt Kopenhagen wohnenden Gliedern ausgegangene Berufung des Herrn Pastor Hermann Solbrig, welcher gleichfalls gegenwärtig war, von den Auswärtigen insofern bestätigt, als dieselben sich freudig einverstanden damit erklärten, daß derselbe sie in Gemeinschaft mit ihrem bisherigen Pastor bediene, und wurde derselbe herzlich willkommen geheißten. Dann kamen Geldsachen zur Sprache, und ermunterte dabei unser Delegirter die dänischen Glaubensbrüder, willig die großen Opfer zu bringen, welche ihnen die Berufung eines zweiten Pastors auferlegt. Ferner wurde beschlossen, daß Pastor W. Grunnet wieder ein Blatt herausgeben solle (die Maanedsskrift, welche der ehrwürdige Pastor N. P. Grunnet jahrelang redigirt hatte, mußte Anfang dieses Jahres wegen der Krankheit des Redacteurs ihr Erscheinen einstellen). Die Verhandlungen, an welchen sich viele betheiligten, machten einen frischen Eindruck und gaben Zeugnis davon, daß das Wohl der Kirche und das Heil der Seelen allen am Herzen liegt. Der Höhepunkt des Tages aber war der nun folgende Gottesdienst. Nachdem die Abendmahlsgäste (etwa 40 an der Zahl) in der Sacristei die Privatabsolution empfangen hatten, predigte Herr Pastor W. Grunnet über das Evangelium des Sonntags (vom Sichtbrüchigen). Dann führte er unter Assistentz des Schreibers Herrn Pastor Solbrig in sein Amt ein. Hierauf wurden fünf neue Gemeindeglieder aufgenommen, und zwar der dortigen Sitte gemäß mit Handauflegung vor dem Altar, vor welchem sie nach einer Ansprache des Pastors ihr Taufgelübde erneuerten. Darauf folgte die Feier des heiligen Abendmahls. Die Versammlung, welche die geräumige Kirche fast ganz ausfüllte, verharrte andächtig bis zum Schlusse des Gottesdienstes und war besonders während der Einführung und der Aufnahmen tief bewegt. Am Abend fand dann noch ein geselliges Beisammensein in dem gemietheten Saale einer Kleinkinderschule statt, wobei die Frauen der Gemeinde die Gäste aufs beste bewirtheten, und die jungen Leute geistliche liebliche Lieder sangen, welche unterbrochen wurden von Ansprachen des Schreibers und des Pastor Grunnet. Trotz des Unterschiedes der Sprachen und der Nationalität herrschte dabei völlige, liebliche Harmonie, es hieß da wirklich: Hier ist nicht Däne, nicht Deutscher, sondern sie sind allzumal Einer in Christo.

F. P.

Ueber die Versammlung in Eisenach berichtet die Sächsische „Freikirche“: Die Ritschlianer, das ist, die heutigen ganzen Nationalisten, waren am 6. October in Eisenach versammelt. Unter ihnen befanden sich nicht weniger als 16 Pro-

Jefforen der Theologie. Den wichtigsten Vortrag hielt Professor Harnack: „Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus.“ Er führte darin, nach Mittheilung des „Reichsboten“, aus: „daß einerseits die theologische Wissenschaft immer mehr den Character der Gebundenheit verloren und sich die Methode der allgemeinen Wissenschaft angeeignet habe, sofern also rein weltlich geworden sei, während auf der andern Seite eine Katholisirung des kirchlichen Lebens in den Landeskirchen beobachtet werden könne“, — Thatfachen, welche man als solche leider wird zugeben müssen. Als „Grundgedanken“, ja, als den „eigentlichen Inhalt des Protestantismus“, ja, des Evangeliums“ erwiesen zu haben, „daß die Religion nichts anderes sei, als die stetige Stimmung des Herzens im Vertrauen zu Gott, und zweitens, daß dies Kindesvertrauen zu Gott untrennbar sei von der einfachsten und schlichtesten Moral“, das sei, sagt Harnack weiter, „das unvergängliche Verdienst Albrecht Ritschls“. Solch pures Heidenthum also an die Stelle des Christenthums gesetzt zu haben, das wird als ein „Verdienst“ Ritschls gepriesen. So schämte sich denn Harnack auch weiter nicht, offen zu erklären, wir müßten uns „bemühen, eine neue Glaubenslehre zu setzen“. Um aber die beabsichtigte „Reformation“ durchzuführen, müsse man in den Landeskirchen ausharren, ohne sich müde und unfreudig machen zu lassen. — Die nachfolgende Debatte gab der „begeisterten Zustimmung“ Ausdruck, die Harnacks Vortrag erweckt hatte. — Der „Reichsbote“, welcher dieser Sache einen eigenen Leitartikel gewidmet hat, knüpft daran, wie gewöhnlich, theils christliche, theils staatskirchliche Betrachtungen. Christlich ist es, wenn er betont, daß jene „Theologie“ im letzten Grunde heidnisch sei und „nicht bloß der Todtengräber der christlichen Religion, sondern auch der christlichen Moral“. Und: „Wenn also diese Theologen nach Leugnung der Offenbarungsthatfachen Gottes noch von Vertrauen auf Gott reden, so ist das nur eine Phrase und die durch sie bewirkte Stimmung ist Selbsttäuschung und hat keinen reellen Werth. Solche Stimmungen haben auch der Türke, der Heide, wie der Atheist und der Materialist beim Anblick der schönen Natur.“ „Scht staatskirchlich aber redet der „Reichsbote“ von der Kirche als einem „geistlichen, auf Gott bezogenen Organismus, einer Anstalt des Heils“, und die sieht er nun durch die neue Religion der Ritschlianer gefährdet. „Wenn man bedenkt“, so redet er weiter, „daß unsere Kirche aus der Schule dieser Theologen ihre Geistlichen nehmen muß, die mit dieser Theologie auf die Kanzeln und vor den Altar kommen, dann könnte einem allerdings bange werden für die evangelische Kirche, wenn man nicht wüßte, daß die Kirche die Verheißung hat, daß sie selbst die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.“ In diesen Worten verrieth sich wieder jene erstaunliche Unbekanntheit mit den einfachsten christlichen Katechismuswahrheiten, wie wir derselben heutzutage leider fast auf Schritt und Tritt begegnen. Man hat nämlich nicht gelernt, zwischen der unsichtbaren Einen, heiligen, christlichen Kirche, der Gemeinde der Heiligen, der allein jene herrliche Verheißung Christi gilt, und einzelnen sichtbaren Particularkirchen, insonderheit der königlich-preussischen Staatskirche, zu unterscheiden. Der Betrug dieser Unwissenheit aber ist fürchtbar. Denn anstatt dem Worte Gottes gemäß die Gemeinschaft mit den Keßern in einer dem Untergange verfallenen „Kirche“ zu meiden, bleibt man, sich einbildend, die königliche Staatskirche habe die Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten. „Aber immerhin“, meint man doch, werde sich „die evangelische Kirche, nachdem diese Theologie ihre Gedanken und Bestrebungen so offen ansagesprochen hat, ernstlich die Frage vorlegen müssen, ob sie noch fernerhin Theologen aus der Schule dieser Theologie als Geistliche anstellen kann und darf.“ Ja: „Man braucht diese Frage nur zu stellen, so ist auch die Antwort für jeden logisch und ehrlich Denkenden schon gegeben. Sie kann und darf

das nicht und muß deshalb den Kampf gegen diese Theologie mit aller Energie aufnehmen. Diese Theologen wollen zwar innerhalb der Kirche ausharren, aber die Kirche muß ihnen sagen, daß sie sich durch ihre Theologie völlig außerhalb und zwar in den thätigsten Gegensatz zu der Kirche gestellt haben. Das erfordert die Wahrheit und die Ehrlichkeit ebenso wie das Interesse der Kirche, welche durch diese Theologie völlig zersetzt und ruiniert wird. Es wird die Aufgabe der jetzt tagenden Provinzialsynode sein, angesichts dieser Eisenacher Versammlung und der Harnack'schen Rede, die als eine Art Pronunciamento anzusehen ist, klare und feste Stellung zu dieser Umsturztheologie zu nehmen und ihr rund und unzweideutig zu sagen, daß für sie kein Raum in der evangelischen Kirche ist. Geschieht das nicht, so werden die gläubigen Glieder der Kirche selbst den Protest erheben und die Gemeinden werden sich selbst vor Geistlichen aus dieser Schule schützen müssen, wenn die kirchlichen Behörden sie nicht schützen wollen vor einer Theologie, welche sie um ihr Heiligstes betrügen will durch eine Umdeutungs- und Stimmungsreligion, welche grundverschieden ist von dem Christenthum.“ — Der „Reichsbote“ thäte wirklich besser, endlich einmal mit solchen und ähnlichen leeren Drohungen von „Protesten“ und Selbsthilfe aufzuhören, die sie doch niemals ausführen, weil sie den einzig wirksamen Protest und die einzig wirksame Selbsthilfe, wie sie der große Gott in seinem Worte geboten hat, nämlich reinliche, kirchliche Scheidung von den ketzerschen Menschen und ihren Beschützern, nicht wollen.

Auf der abschüssigen Bahn! Wie led und offen jetzt die freisinnigen Theologen Deutschlands den Umsturz der christlichen Religion und der christlichen Kirche betreiben, zeigen die Auslassungen, die bei einer am 5. October d. J. in Eisenach abgehaltenen Versammlung „der Freunde der christlichen Welt“ laut geworden sind. Die „Vossische Zeitung“ berichtet darüber Folgendes. Den ersten Vortrag hielt Prof. Dr. Kaftan aus Berlin über „Das Verhältniß des evangelischen Glaubens zur Logoslehre“. Nach seiner Meinung ist die Logoslehre selbst und die auf sie gegründete kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit und von Christus zu verwerfen. „Denn die philosophische Logoslehre widerspricht dem christlichen Glauben; sie ist begründet auf der Grundanschauung, daß der unendliche Gott keine unmittelbare Beziehung zur endlichen Welt haben könne; eben deshalb wird zwischen beide ein Mittelwesen, der Logos, eingeschoben; der christliche Glaube dagegen hält an einer unmittelbaren Beziehung Gottes zur Welt fest. Ferner läuft die Logoslehre auf Pantheismus hinaus, sofern in allem Endlichen der göttliche Logos, göttliche Kraft und göttliches Leben steckt. Ist also das auf der Logoslehre beruhende trinitarische Dogma entweder ein todtler Fremdkörper im evangelischen Glauben, oder bedeutet es, wieder erwacht, eine Gefährdung desselben, so muß die Logoslehre um des Glaubens willen aufgegeben werden. Und nicht nur die philosophischen Voraussetzungen der Logoslehre, sondern auch diese selbst in ihrer verkirchlichten Form ist im Namen des reinen Evangeliums abzuweisen; denn die Logoslehre enthält eine religiöse Gesamtauffassung, die dem katholischen, nicht aber dem protestantischen Denken entspricht. . . . Man muß, wenn man die Bedeutung der Person Christi feststellen will, sich vorerst auf die Geschichte beschränken. Hier aber tritt uns der Begriff der geistesmächtigen Persönlichkeit entgegen. Dieser muß an die Stelle des alten Logosbegriffes treten. Der persönliche Gott hat in der Person Jesu Christi, in seinem geistesmächtigen Leben Gestalt gewonnen, so daß er der vollkommene Spiegel Gottes ist. In seiner Person erst ist die Schöpfung des Menschen zum Abschluß gekommen, weil hier erst das intendirte Ziel erreicht ist.“ An der sich anschließenden Debatte beteiligten sich unter anderm: Prof. Pred. Scholz aus Berlin, Prof. Wendt aus Jena, Bornemann aus Magdeburg, Harnack aus Berlin,

Herrmann aus Marburg, Ritschl aus Bonn, Titius aus Kiel, Dir. Evers, Sup. Stölten. Tiefergehende Differenzen traten nicht hervor. — Den zweiten Vortrag hielt Prof. Dr. Harnack aus Berlin über das Thema: „Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus.“ Zunächst legte er dar, daß der Glaube an eine heilige Function der Theologie vollständig verloren gegangen sei und zwar aus zwei Gründen, weil der Begriff der Wissenschaft und zumal der historischen ein anderer geworden, und weil sich das Verhältniß von Religion und Wissenschaft verändert habe. Das Kirchenrecht und die Weltgeschichte sind zuerst weltlich geworden, dann die Exegese des Alten und Neuen Testaments; sie sind in ihrem Betriebe von den specifischen Interessen der Kirche losgelöst. Ritschl mit seinem energischen Versuch, die Theologie wieder zur Grundlage des Kirchenwesens zu machen, ist vielleicht bis auf Weiteres der letzte protestantische Kirchenvater. Wenn nun in neuerer Zeit eine lebhafte Bewegung für das kirchliche Bekenntniß sich geltend mache, für Aufrichtung kirchlicher Ordnung, für Freiheit der Kirche, so bedeute dies im Wesentlichen die Aufrichtung der Hierarchie, und das sei katholisch. Zum Glück seien trotz der katholischen Tendenz zwei Hauptelemente des Protestantismus nicht verloren gegangen: die Religion als stetige Stimmung, die nicht des Raffinements und des beständigen Anreizes bedarf, und die Moral, die in Liebe und Selbstzucht besteht. Ritschls Verdienst ist es, diese beiden entscheidenden Punkte wieder ans Licht gestellt zu haben. Worin besteht nun unsere Aufgabe? 1. In der neuen Formulirung unseres Glaubens, 2. in einer elastischeren Ausbildung der Religionspädagogik, um den verschiedenartigen Bedürfnissen besser zu genügen. „Insbesondere müssen wir zurückgreifen auf die klassische Periode unseres Volkes und alles, was dort von religiösem, christlichem Gehalt in untheologischer Form zum Ausdruck gekommen ist, Goethe in seinen letzten zwanzig Jahren, Herder u. in Gebrauch nehmen.“ 3. Treu aushalten im Dienst der Landeskirche, um ein Gegengewicht gegen die katholisch-strebende Bewegung zu bilden; „gegenüber der Spielerei mit der Religion und dem Druck der Hierarchie müssen wir das Wesen der Religion betonen“. Es folgte eine vierstündige Debatte, an der sich theilnehmende Prof. Herrmann aus Marburg, v. Soden aus Berlin, Dr. Joh. Müller aus Darmstadt, Prof. Tröltzsch aus Heidelberg, Bornemann aus Magdeburg, Pfr. Köpcke aus Sangerhausen, Prof. Pred. Scholz aus Berlin, Gymn.-Dir. Evers aus Barmen, Prof. Gregory aus Leipzig, Pastor Göhre aus Frankfurt a. O., Prof. Kattenbusch aus Gießen, Pfr. Förster aus Frankfurt a. M., Prof. Ziller. Die Forderung einer neuen Formulirung des Glaubens wird lebhaft discutirt. Vielfach findet der Gedanke Zustimmung. Gregory betont, daß ein solches Bekenntniß nicht gemacht werden könne, sondern in der Geschichte werden müsse. Aber seine Wurzeln habe es schon in der heutigen Entwicklung, und diese wünscht er zu beschleunigen durch Aufstellung von Leitfäden, wozu eine Commission eingesetzt werden solle. Andererseits wird aber auch gegen Harnack vorgebracht, daß man niemand habe, der zur Aufstellung eines neuen Dogmas autorisirt sei. Besonders hebt Tröltzsch hervor, daß die Gegenwart sich nicht zu dergleichen eigne. Die ungeheure wissenschaftliche Revolution der letzten Jahrhunderte sei mit ihren Rückwirkungen auf die Theologie noch nicht beendigt. Der gesammte Supranaturalismus des kirchlichen Systems sei so stark ins Wanken gekommen, daß noch heute auch der erleuchtetste Dogmatiker nichts als Stüdmert bieten könne. Man müsse in dieser langandauernden Krisis sich damit begnügen, an der Selbstständigkeit der Religion und des christlichen Glaubens gegenüber aller Wissenschaft einen festen Ausgangspunkt zu besitzen. Ihm erwiderte in launiger Weise Kattenbusch, so sei also nun der Dogmatiker nicht bloß draußen, sondern auch unter den Dogmatikern selbst zum Brügellknaben geworden. Natürlich empfinde der

Dogmatiker am lebhaftesten die Schwierigkeit, als moderner Mensch Christ zu sein. Aber daß wir nichts wissen, brauchen wir denn doch nicht zu sagen. Zerbrochen ist nur eine bestimmte Form des Supranaturalismus, aber der qualitative Supernaturalismus ist dem Wesen des Christenthums unveräußerlich.

Leipziger Mission. Das Leipziger „Missionsblatt“ vom 15. November berichtet: Auf Grund einer aus Tanga eingelaufenen Depesche wird uns vor wenigen Tagen von dem Auswärtigen Amte in Berlin gemeldet, daß in der Nacht zum 20. October unsere beiden Missionare Dvir und Segebrod von räuberischen Kruscha- und Meru-Leuten am Meru überfallen und ermordet worden sind.

Die Duellfrage in Deutschland. Die „Evangelische Kirchenzeitung“ schreibt: „Zur Duellfrage hat die Sächsische Provinzialsynode nach einem Vortrage des Professors Hering dahin Stellung genommen, daß sie einstimmig erklärt hat, das Duell sei wider göttliches und menschliches Gebot. Zugleich hat sie dem Ausdruck gegeben, daß im Wege der Gesetzgebung ein wirksamerer Schutz der Ehre gegen Beleidigung geboten sei. Eben so erfreulich ist die gleiche Einmütigkeit der Brandenburgischen Synode in derselben Sache und das bei der Verhandlung gesprochene Wort des Synodalen Freiherrn von Manteuffel, auf die Einmütigkeit komme alles an, der Reichstag habe in dieser Frage völlig einig zusammengestanden, und die Synode dürfe nicht hinter den politischen Körperschaften zurückstehen. So wurde denn einstimmig beschlossen: 1) das Duell ist Sünde, 2) die Kirche hat die Aufgabe, mit allen Mitteln — das Gewissen ihrer Glieder zu schärfen und immer weitere Kreise mit dem Bewußtsein zu durchdringen, daß das Duell gegen Gottes Gebot verstößt und daher verwerflich ist.“ Wenn nur das Gewissen auch in Bezug auf die christliche Glaubenslehre sich etwas kräftiger regen wollte! J. P.

Römischer aus Spanien. In No. 24 des „Katholischen Volksblattes für Sachsen“ findet sich ohne Widerspruch, offenbar unter Billigung des Ganzen, folgende Mittheilung: Der unverwusste Körper des heiligen Isidor, des Patrons von Madrid, welcher seit 700 Jahren in der dortigen Kathedrale aufbewahrt wird, ist in der Zeit vom 15. bis 23. Mai d. J. öffentlich in der Kathedrale zur Verehrung ausgesetzt worden, nachdem zuvor unmittelbar auf eine unter Vorausstragung dieser kostbaren Reliquie veranstaltete Bittprozession der langersehnte Regen sich eingestellt hatte. Die ganze Winters- und Frühjahrszeit hindurch hat in Spanien eine außerordentliche Trockenheit geherrscht, sodaß der Verlust der ganzen Ernte befürchtet wurde. Sobald nun die Prozession die Mitte ihrer Bahn erreicht hatte, stiegen die erflehten Wolken am Himmel auf und in der Nacht darauf fieng ein ergiebiger Regen an sich auf die Fluren zu ergießen, welcher acht Tage anhält, sodaß die Ernte als gesichert angesehen werden kann. Der Leib des heiligen Isidor wurde bei der Prozession in einem kostbaren silbernen Sarge herumgetragen. Die Königin sprach den Wunsch aus, sie möchte gerne den Heiligen sehen, jedoch nur, wenn dies auch dem Volke gestattet würde. Deshalb ließ der hochwürdigste Bischof den heiligen Leichnam in einem gläsernen Sarge auf einer mit Blumen belegten Bahre in der Kathedrale unter einem prächtvollen Baldachin zur öffentlichen Verehrung ausstellen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend strömten die Menschenmassen von allen Seiten hinzu. Der Heilige — mit über die Brust gekreuzten Armen — ist sehr gut erhalten, wenn auch etwas braun und befleckt. Vier Ritter von Calatrava und zwei Geistliche knieten als Ehrenwache beständig zur Seite. — Hierauf folgen noch geschichtliche legendenhafte Mittheilungen über die beiden heiligen Isidore, die Spanien besitz, und insonderheit über die Wunder des regenmachenden Isidor.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

December 1896.

No. 12.

Lourdes.

Ein Beitrag zur Charakteristik der heutigen Pabstkirche.

Auch in den Vereinigten Staaten sind wir in der Lage, auf Schritt und Tritt gegen Rom kämpfen zu müssen. Um dies recht thun zu können, ist es nöthig, sich immer wieder Roms Lehre und Praxis zu vergegenwärtigen. So nur werden wir recht im Stande sein, den einzelnen Seelen, welche sich aus dem Pabstthum an uns um Unterricht wenden oder im Verkehr unsern Weg kreuzen, durch Gottes Gnade kundige Führer zu dem Licht des Evangeliums zu werden.

Ein charakteristisches Stück der papistischen Lehre und Praxis ist der Mariencultus mit seinem Anhang von Marienwallfahrten und Marienwundern. Die Pabstkirche gerade unserer Zeit entwickelt sich auch äußerlich immer mehr in der Richtung des Mariendienstes. Der gegenwärtige Pabst hat bei verschiedenen Gelegenheiten seinen „treuen Kindern“ eingeschärft, daß die Hoffnung der Kirche auf der Maria stehe, und zu treuer Marienverehrung ermahnt.

Unter den vielen Orten, an welchen in Folge angeblicher Erscheinungen der Maria die Marienverehrung in schauerlich großem Maßstabe getrieben wird, dürfte Lourdes in Südfrankreich noch immer der „berühmteste“ sein. Auch aus America haben sich größere und kleinere Pilgerzüge nach Lourdes gewendet, und wunderthätiges Lourdes-Wasser wird auch nach America versandt. Ueber Lourdes wollen wir daher im Folgenden eingehendere Mittheilungen machen. Wir entnehmen dieselben einem Artikel der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ (herausgegeben von Prof. Gustav Holzhauser in München). Der Artikel, von Delan Gustav Braun in Uffenheim verfaßt, beruht auf einem genauen Studium der einschlägigen, zumeist papistischen, Literatur. Wir citiren mit einigen Auslassungen.

In Lourdes, einem weltentlegenen Städtchen von 4—5000 Einwohnern, am östlichen Fuß der Pyrenäen, an dem wildrauschenden Bergbach

Gave, lebte ein armer Müller, Namens Soubirous. Seine älteste Tochter hieß Maria Bernard, genannt Bernadette, geboren 1844. Ihre Kindheit verbrachte sie in dem noch abgelegeneren, nur 400 Seelen großen Ort Bartrès bei einer gewissen Frau Lagües, welche dem armen Soubirous das Kind abnahm. Ihre dortige Erziehung ist sehr wichtig und bezeichnend für die Erklärung des Folgenden. Sie wuchs nur langsam und war immer krank; sie litt von frühe an nervösem Asthma, ist überhaupt ihr ganzes Leben kränklich, schwächlich, klein, zurückgeblieben an Geist und Körper gewesen. Sie besuchte nie die Schule und im Alter von zwölf Jahren konnte sie weder lesen, noch schreiben, war im Uebrigen gut und sanft und unverdorben. Man hatte große Mühe, ihr den Rosenkranz beizubringen. Aber als sie ihn wußte, sagte sie ihn beständig her; auch bei ihren Schafen, denn Viehhüten war ihre einzige Beschäftigung, traf man sie nur mit dem Rosenkranz in der Hand, denselben auf und ab betend; das war alles, was sie wußte. Ihre Pflegemutter hatte einen Bruder, welcher Priester war und manchmal wunderbare Geschichten vorlas von heiligen Männern und Frauen, von Erscheinungen des Paradieses auf Erden, während der halbgeöffnete Himmel den Glanz der Engel wahrnehmen ließ. In den Büchern waren auch Bilder. Bernadette zog die Bücher vor, in denen die heilige Jungfrau mit ihrem wohlwollenden Lächeln vorkam. War ihre Einbildungskraft erregt, so kostete es sie Mühe, einzuschlafen, besonders wenn Hergengeschichten erzählt wurden. Das ganze Volk dort war sehr abergläubisch. Ueberall sollte es spuken; Wehrwölfe, Zauberei, Gespenster und Hexen erfüllten die Phantasie der Leute und auch der kleinen Bernadette. Mit vierzehn Jahren sollte diese auf die erste Communion vorbereitet werden. Der Abbé Aber von Bartrès hatte sie besonders lieb wegen ihrer Frömmigkeit und kindlichen Unschuldb. Er soll gesagt haben, er könne sie nicht ansehen, ohne an die Kinder von Salette (bei Grenoble) zu denken. Von diesen Kindern Melanie und Maximin erzählte der Abbé in der Spinnstube, in der Kirche, wie der Schäferin Melanie vor zwölf Jahren (16. September 1846) die heilige Jungfrau erschienen sei, um ihr ein großes Geheimniß anzuvertrauen, und wie aus den Thränen der heiligen Jungfrau eine Quelle entstanden sei, welche seitdem Krankheiten heile, während das Geheimniß auf einem verschlossenen Pergament in Rom ruhe. Die heilige Jungfrau soll im Patois¹⁾ mit den Kindern geredet haben. Diese Geschichte hörte Bernadette voll Begierde, hegte und bewegte sie in ihrem Herzen, und ich glaube, wir werden in dem Späteren die Frucht erkennen von dem, was hier gesäet wurde. So war sie vierzehn Jahre alt geworden und hatte die erste Communion noch nicht empfangen. Sie hatte schwärmerische Augen; das wird von allen Schriftstellern besonders hervorgehoben. Außerdem war sie ein gewöhnliches, kleines, körperlich unent-

1) In der Mundart der Bauern.

widertes Mädchen, sehr unwissend und einfältig. Mit vierzehn Jahren kam sie wieder nach Lourdes ins Elternhaus zurück.

Am Donnerstag, den 11. Februar 1858, schickte die Mutter ihre zweite Tochter in den Wald, um Holz zu sammeln; Bernabette, die ältere Schwester, und noch eine Freundin begleiteten sie. Diese drei gingen das Ufer des Gave hinauf und kamen so ins Dickicht des Waldes, einem hohen Felsen, Massabielle genannt, gegenüber. Es war ein wilder Ort, wo oft die Hirten mit ihren Heerden bei plötzlichen Regengüssen Schutz suchten. Am Fuß dieses Felsens, unter Himbeersträuchern und wilden Rosen verborgen, befand sich eine sehr tiefe Grotte. Die beiden Gefährtinnen wateten durch den Mühlcanal, weil sie jenseits trockenes Holz sahen; Bernabette, die nicht so schnell gehen konnte, wollte folgen und war eben im Begriff, Schuhe und Strümpfe ausziehen; da bemächtigte sich ihrer — in Lourdes schlug es gerade zwölf Uhr — eine große Aufregung. Es brauste ihr so betäubend in den Ohren, daß sie einen Sturm zu hören glaubte; aber siehe: kein Blatt regte sich. Dann kam das Sausen über ihre Augen; sie sah die Bäume nicht mehr, sie war geblendet wie von einem weißen Schein, wie von einem grellen Licht, das sich oberhalb der Grotte an den Felsen zu drücken schien. Dann wurden nach und nach gewisse Umriffe sichtbar; sie glaubte, eine Gestalt zu erkennen, die in dem grellen Licht ganz weiß ausah. Aus Furcht, es könnte der Teufel sein, hatte sie sofort angefangen, den Rosenkranz zu beten. Nach den katholischen Schriftstellern soll gleich bei dieser ersten Erscheinung die volle Gestalt der heiligen Jungfrau hervorgetreten sein. „Es war“, heißt es da, „nichts Unbestimmtes und Nebelhaftes in dieser himmlischen Erscheinung, sie hatte nicht die unbestimmten Umriffe eines Trugbilds; es war ein lebendiger Körper“ 2c. Die Gestalt soll auch gelächelt und freundlich begrüßt, Haupt und Hände geneigt und das Zeichen des Kreuzes gemacht haben. Die Erscheinung habe zwanzig Minuten gedauert. Die Erzählung der Kinder erregte sofort Aufsehen und die Eltern verboten deshalb ihrer Tochter, noch einmal an den Felsen zu gehen. Aber den kindlichen Bitten mußte die Mutter nachgeben, und so ging Bernabette mit ihren Freundinnen am Sonntag, den 14. Februar, wieder an dieselbe Stelle vor der Grotte und zwar nahm sie eine Flasche Weihwasser mit, um zu sehen, ob man es vielleicht mit dem Teufel zu thun habe. Bernabette, als sie niederkniete und den Rosenkranz begann, sah wieder die Helligkeit der Gestalt, welche deutlicher hervortrat und lächelte, ohne Furcht vor dem geweihten Wasser. Am Donnerstag, den 18. Februar, ging sie wieder hin in Begleitung von zwei Frauen. Diesmal hatte die Glanzerscheinung die Gestalt einer Frau von wunderbarer Gestalt und Schönheit angenommen. Ihre Augen waren blau und sehr sanft, der Mund roth und lächelnd, das Gesicht von jugendlicher und mütterlicher Anmuth. Am Rand des Schleiers, der das Haupt bedeckte und bis auf die Knöchel hinabreichte, sah man kaum das herrliche blonde Haar. Das schneeweiße glänzende Gewand mußte von

einem auf der Erde unbekanntem Stoff sein, der wie aus Sonnenstrahlen gewoben schien. Der leicht geschlungene Gürtel von der Farbe des Himmels ließ zwei lange fliegende Enden herabhängen. Ihre Hände waren in frommer Andacht vor der Brust gefaltet und an ihnen hing ein Rosenkranz herunter mit milchweißen Perlen und Schnur und Kreuz von Gold. Und auf den nackten Füßen, siehe, da blühten zwei goldene Rosen, das mythische Symbol der unbefleckten Gottesmutter. Wer denkt bei dieser Beschreibung nicht an die Bilder, die Bernadette in den Büchern und Kirchen gesehen hatte? Ja, bei dieser dritten Erscheinung fing die Gestalt auch an zu reden, und zwar geschah es, wie Bernadette später sagte, immer im Patois. Die katholischen Schriftsteller geben an, Bernadette habe diesmal Papier und Feder mitgebracht, damit die wunderbare Frau darauf schreibe. Diese sprach jedoch: „Was ich dir zu sagen habe, brauche ich nicht zu schreiben; erweise mir die Freude, während vierzehn Tagen täglich hierher zu kommen.“ Auf die Zustimmung des Kindes fügte die Gestalt hinzu: „Und ich verspreche dir, dich glücklich zu machen, nicht in dieser Welt, aber im Jenseits.“ Es folgten nun rasch die nächsten Erscheinungen, die vierte am 19., die fünfte am 20. Februar. Bei jener sollen an fünfhundert Personen zugegen gewesen sein, bei dieser schon Tausende, die natürlich von der Erscheinung nichts sahen und hörten, sondern nur die verklärten Züge der Seherin beobachteten. Weidemale soll die Gestalt, von Strahlen umflossen, nur gelächelt und begrüßt haben, ohne ein Wort zu sprechen. Die sechste Erscheinung war am 21. Februar. Bei dieser weinte die Gestalt und sagte: „Betet für die Sünder.“ Am Montag blieb sie aus. Am Dienstag, den 23. Februar, erschien sie wieder und vertraute ihr ein persönliches Geheimniß, das nie bekannt werden durfte. Dann gab sie ihr den Auftrag: „Geh und sage den Priestern, daß hier eine Kapelle gebaut werden muß und daß man in Procession hieherziehe.“ Bernadette begab sich sogleich zum Pfarrer von Lourdes, Abbé Peyramale, und richtete den Auftrag aus. Dieser aber empfing sie kalt, verhörte sie streng und entließ sie mit den Worten: „Ich weiß nicht, wer jene Dame ist, und bevor ich auf ihre Wünsche eingehe, muß ich mich überzeugen, daß sie Ansprüche darauf hat. Bitte sie also, mir einen Beweis ihrer Macht zu geben.“ Als solchen forderte er, daß die Dame den dürren Rosenstrauch zu ihren Füßen jetzt im Winter grünen und blühen lasse. Als Bernadette bei der nächsten Erscheinung, am 24. Februar, dieses Verlangen vortrug, lächelte die Gestalt nur und murmelte dreimal: „Buße, Buße, Buße“, was das Kind wiederholte, indem es die Erde küßte. Die nächste, die neunte Erscheinung, am 25. Februar, ist besonders wichtig durch die Entstehung der Quelle. Vor dieser Zeit soll in der Grotte nichts von einer Quelle oder sonst von Wasser zu bemerken gewesen sein; nur zur Rechten des Eingangs sickerte bei Regenwetter Wasser herunter; der Hintergrund aber und die ganze linke Seite, heißt es bei den Lourdes-Freunden, war stets trocken. Da sprach nun bei der neunten Erscheinung die Gestalt: „Trinke

aus der Quelle und wasche dich daselbst.“ Bernabette, die keine Quelle sah, wollte zum Gave hinuntereilen; aber die Gestalt sprach: „Gehe nicht dahin, ich habe dir nicht befohlen, am Gave zu trinken; schöpfe vielmehr aus dieser Quelle.“ Damit deutete sie auf die Stelle zur Linken im Hintergrund der Grotte. Als Bernabette dort anfang mit der Hand zu graben, wurde die Vertiefung plötzlich feucht und füllte sich mit Wasser. Es war Anfangs schmutziges Wasser und nur mit Ueberwindung trank sie davon und benetzte ihr Gesicht damit. Die Zuschauer mußten sich die Sache nicht zu deuten. Bald aber lief das Wasser als dünner Faden fort und während Bernabette nach Hause ging, drängte die Menge hinzu, tauchte Tücher in das Wasser, schöpfte es, und je mehr man schöpfte, um so stärker floß die Quelle, bis nach wenigen Tagen das Wasser in der Stärke eines Rinderarmes hell und klar hervorquoll, täglich 122,400 Liter gebend. Auf's neue erschien die Gestalt am 27. und 28. Februar, 1., 2. und 3. März, die Befehle wiederholend und lächelnd das demüthige Mädchen betrachtend, das beständig den Rosenkranz betete und auf den Knien zur Quelle kroch. Bei der fünfzehnten Erscheinung, am 4. März, sollen 20,000 Menschen zugegen gewesen sein. Die Gestalt wiederholte nur die Forderung einer Kapelle und feierlicher Processionen.

Bisher hatte die Gestalt noch nicht ihren Namen genannt. Dies geschah nun bei der 16. Erscheinung am Donnerstag, den 25. März. Bernabette siehte wieder dringend: „O meine liebe Frau, wollen Sie doch die Güte haben und mir sagen, wer Sie sind und wie Sie heißen!“ Und siehe, gerade als man drinnen in Lourdes bei der Messe das „Ave Maria“ betete, sprach die Gestalt: „Ich bin die unbesleckte Empfängniß.“ Und dabei stand sie da, „mit andächtig gefalteten Händen und mit einem von glückseliger Wonne leuchtenden Antlitz, ein strahlendes Bild der verklärten Demuth! Sie öffnete ihre gefalteten Hände und ließ den schönen Rosenkranz auf den rechten Arm hinabgleiten. Dann senkte sie ihre Arme zur Erde nieder, als ob sie der ganzen Welt diese gnadenvollen Hände zeigen wollte“. Jetzt hatte die Erscheinung ihr Werk vollbracht und darum kam sie nur noch zweimal: am 7. April und am 16. Juni. Jene Erscheinung ist bezeichnet durch das „Wunder“, daß Bernabette mehr als eine Viertelfunde lang ihre Hand über eine brennende Kerze hielt, ohne Schmerzen zu fühlen und ohne eine Brandwunde zu bekommen. Bei der letzten Erscheinung nahm die Gestalt bloß Abschied ohne Wort mit einem letzten Gruß und Lächeln. Die Grotte war da bereits polizeilich abgesperrt und Bernabette konnte nur in weiter Ferne auf dem entgegengesetzten Ufer des Gave niederknien.

Das waren also im Ganzen 18 Erscheinungen. Seitdem hat sich die himmlische Jungfrau dort nicht wieder gezeigt.

In Lourdes und Umgegend entstand bald eine große Aufregung. Für und wider stritt man; aber das Für behielt die Oberhand, namentlich als bald auch Wunder sich einstellten. Das erste geschah gleich nach der 9. Er-

scheinung. In Lourdes war nämlich ein Steinbrecher Bouriette, der das Licht des rechten Auges fast ganz verloren hatte trotz ärztlicher Behandlung. Sobald der von der Quelle hörte, ließ er sich Wasser bringen, das noch ganz schlammig war, und wusch sein Auge damit und siehe, plötzlich konnte er wieder sehen! Nur noch ein leichter Nebel war vorhanden, der bei fortgesetztem Beten und Waschen ebenfalls verschwand; er war vollkommen geheilt! Gleichzeitig geschahen noch andere, immer größere und außerordentlichere Wunder. Mit Dankgefängen umlagerte man die Grotte und beleuchtete sie mit Kerzen; Schaaren von Gläubigen kamen von allen Seiten herbei. Man erinnerte sich, daß ein Schäfer vorausgesagt habe, bei dem Felsen von Massabielle würden sich noch große Dinge begeben. Kinder geriethen in Verzückung, ein Wahnsinnsrausch schien die ganze Gegend erfasst zu haben. Man suchte Bernadette auf, fragte sie aus, bestürmte sie mit Anliegen und Bitten. Schluchzen ertönte und ein Fanatismus bemächtigte sich der Seelen, wenn Bernadette vor der Grotte niederkniete, in einer Hand die brennende Kerze, in der andern den Rosenkranz. Man sah sie dann in der Ekstase sehr blaß werden, sehr schön und wie verklärt. Langsam kam Leben in ihre Züge; diese nahmen einen Ausdruck von Seligkeit an; die Augen füllten sich mit Glanz, der halbgeöffnete Mund bewegte sich. Ihre ganze Person schien voll Majestät; sie machte hoheitsvolle, ganz langsame Zeichen des Kreuzes, die den Eindruck hervorriefen, als sollten sie den Horizont umfassen. Viele sollen gerade durch diesen Anblick zum Glauben gebracht worden sein. Die benachbarten Thäler, Städte und Dörfer sprachen nur von Bernadette; der Zulauf ward immer größer.

Aber auch der Widerspruch oder, wie man sagt, die Verfolgungen blieben nicht aus. Der Pfarrer von Lourdes, Abbé Peyramale, ein rauher, aber gütiger und energischer Mann, weigerte sich, an die Geschichte des Kindes, das er noch gar nicht in der Christenlehre gesehen hatte, zu glauben. In der Folge wurde er freilich umgestimmt; aber klug und zurückhaltend wartete er die Entscheidung des Bischofs ab. Nicht so die weltliche Gewalt. Der Polizeicommissär ließ das Kind verhaften und wiederholt verhören. Bernadette blieb bei allen Verhören bei ein und derselben Aussage. Als der Zulauf und die Aufregung immer ärger wurde, ließ der Präfect auf Befehl des Ministers die Zugänge zur Grotte militärisch besetzen, den Besuch des Ortes verbieten, einen Zaun aus starken Pfählen herummachen. Es half alles nichts. Als der Präfect die Grotte, in welche bereits alle möglichen Dinge geworfen waren, ausräumen ließ, konnte der Commissär erst gegen Abend ein Mädchen finden, das ihm einen Karren dazu vermietete; siehe, zwei Stunden später fiel dieses Mädchen und brach sich eine Rippe entzwei. Ein Mann hatte eine Axt dazu geliehen; siehe, am andern Tage zerschmetterte ihm ein Stein den Fuß. Alle diese Dinge schürten die Flamme erst recht an. Die Gläubigen kamen immer mehr, knieten in der Ferne, schlichen durch die Ritzen, kletterten über die Hindernisse, nur um

Wasser zu stehlen. Man strafte mit Geld und vermehrte das Murren des Volks. Man versuchte es mit Vorstellungen und Belehrungen, sie waren in den Wind geredet. So dauerte der Kampf mehrere Monate. Da man aber nichts ausrichtete und zuletzt eine Empörung fürchten mußte, so gab einer nach dem andern nach. Zuerst der Bischof Lorenz von Tarbes. Dieser hatte Anfangs geschwiegen, als ob in Lourdes gar nichts vorginge. Aber nach fünf Monaten, am 28. Juli 1858, ernannte er eine Commission mit dem Auftrag der Untersuchung. Ferner ergab sich der Kaiser (Napoleon). Auch er hatte bisher geschwiegen, wie sehr hohe Persönlichkeiten, besonders Damen, ihn bestürmten. Endlich gab er den Befehl, den Zaun niederzureißen und die Grotte freizugeben. Man sagte, die Kaiserin habe vermittelt. Das gab nun einen Jubel. Es hieß: Gott hat gesiegt! Nachdem nun die bischöfliche Commission am 17. November ihre Thätigkeit in Lourdes begonnen, Bernadette verhört, dreißig wunderbare Heilungen und darunter fünfzehn als unzweifelhaft wunderbaren Characters festgestellt hatte; nachdem der Bischof zu mehrerer Vorsicht noch weitere drei Jahre zugewartet hatte, erließ er am 18. Januar 1862 den Hirtenbrief, worin er den Ausspruch that, „daß die Erscheinung der unbefleckt empfangenen Jungfrau und Gottesmutter in der Grotte bei Lourdes alle Merkmale der Wahrheit an sich trage und daß die Gläubigen berechtigt seien, daran zu glauben“. Er genehmigte zugleich die Verehrung „Unserer lieben Frau von Lourdes“ für den Bereich seiner Diöcese. Vorsichtiger Weise kaufte der Herr Bischof zugleich die Grotte, sowie die Felsengruppe von Massabielle sammt dem ganzen daran stoßenden Terrain von der Gemeinde Lourdes als kirchliches Eigenthum; ein Kauf, der sich rentirt hat.

Von da an begannen die großartigen Bauten. Der Bischof hatte sich, um dem Befehl der heiligen Jungfrau, eine Kirche zu bauen, nachzukommen, an alle Priester und Gläubigen seiner Diöcese, an ganz Frankreich und an alle frommen Marien-Verehrer der ganzen christlichen Welt mit der Bitte um Beiträge gewandt. Mit welchem Erfolg, das zeigen eben die Bauten, welche damit ausgeführt werden konnten. Die ganze Umgebung der Grotte wurde verändert. Der Mühlbach, der Gave selbst, erhielt ein anderes Bett, um Raum für eine schöne, breite Straße, für Alleen und große, freie Plätze zu schaffen. Nichts wurde gespart, um namentlich vor der Grotte einen freien Raum für viele Tausende zu gewinnen. Dann wurde die Grotte selbst eingerichtet mit einer Statue der heiligen Jungfrau aus carrarischem Marmor, darüber eine sogenannte Krypta erbaut und über dieser eine hochragende Basilika aus weißem Marmor, 2000 Menschen fassend, weithin leuchtend; des Weiteren noch eine größere Kirche, die sogenannte Rosenkranz-Kirche, welche allein 3¼ Millionen Francs kostete, zur Seite der Grotte, 50 M. lang und 15 M. breit mit 15 Kapellen und 6000 Pilger fassend, sich seltsam und schwerfällig hintauernd. Es wurde gebaut seitwärts der Basilika ein prächtiger bischöflicher Palast, ein Haus für die

Missions-Patres und sonst noch eine Reihe von Klöstern und Anstalten und Einrichtungen; wer kann alles aufzählen? Eine ganze neue Stadt entstand um die Grotte. Pilgerzüge lösten einander ab von nah und fern; Lourdes gestaltete sich immer mehr zum Weltheiligthum der katholischen Christenheit. Schon 1869 hatte Pius IX. in einem Breve an den Historiographen von Lourdes, den Advocaten Lasserre von Paris, diesem Glück gewünscht, daß er „die neueste Erscheinung der milden Gottesmutter mit solchen Zeugnissen nachgewiesen und belegt habe, daß nun selbst der Kampf der menschlichen Bosheit gegen die göttliche Erbarmung dazu dienen muß, die Wahrheit und Wunderbarkeit der Ereignisse desto klarer hervortreten zu lassen“. Jetzt aber, auf inständiges Bitten, erlaubte Pius IX. und beauftragte den Erzbischof von Paris, als apostolischer Delegat die feierliche Consecration der Basilika zu vollziehen, und den apostolischen Nuntius von Paris, die Statue der heiligen Jungfrau im Namen des Papstes zu krönen. Beides geschah am 2. und 3. Juli 1876, natürlich mit größtem Pomp, mit päpstlichem Ablass und Segen, wie mit Feuerwerk und Raketen, wo die Worte in Flammen strahlten: „Es lebe unsere liebe Frau von Lourdes!“ 35 französische und 7 auswärtige Bischöfe und 3000 Priester waren zugegen und die Menge der Pilger soll 100,000 oder darüber betragen haben. Endlich hat der Papst für den 18. Februar ein alljährliches officium sammt missa zu celebriren angeordnet. So war jetzt Lourdes mit allem versorgt, mit Gnaden und Bestätigung und Beglaubigung, und die Welt braucht jetzt nur zu kommen und zu nehmen, was dort bereitet ist.

F. P.

(Schluß folgt.)

Ueber Luthers Stellung zur Schrift.

Im achten Heft des laufenden Jahrganges der Erlanger „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ findet sich ein Artikel über „Luthers Stellung zur Heiligen Schrift, ihrem Werth und ihrer Autorität“. Der Verfasser ist ein Pastor R. Thimme. Inhalt und Tendenz seines Artikels gibt Pastor Thimme selbst so an: „Die folgende Ausführung will die zwiefache¹⁾ Stellung Luthers zur Heiligen Schrift darlegen und erklären, welche einerseits in seiner unbedingten Unterwerfung¹⁾ unter ihre Autorität zum Ausdruck kommt und andererseits in der weitherzigen Freiheit,¹⁾ die ihn so hoch über den äußerlichen Inspirationsglauben vieler seiner Nachfolger und Anhänger erhebt.“

Hauptsächlich zweierlei tritt dem Kundigen beim Lesen dieses Artikels entgegen. Erstens, daß Luthers theologische Stellung Pastor Thimme noch ein tief verborgenes Geheimniß ist. Daraus können wir ihm keinen

1) von uns hervorgehoben.

besonderen Vorwurf machen. Er ist ein Kind der modernen Theologie, und die moderne Theologie ist durch einen „tiefen Graben“ von Luthers Theologie geschieden. Zum Andern geht aus diesem Artikel hervor, daß Pastor Thimme Luther falsch citirt, indem er Luthers Worte aus dem Zusammenhang reißt, die wider die neuere Auffassung der Schrift sprechenden Sätze ausläßt, aus richtig citirten Worten Luthers falsche Schlüsse zieht zc. Auch daraus machen wir Thimme keinen besonderen Vorwurf. Diese Weise, Luther zu verwenden, ist bei den deutschländischen Theologen fast allgemeiner Brauch, wie wir in „Lehre und Wehre“ wiederholt nachgewiesen haben. Das falsche Citiren Luthers ist auch keineswegs immer beabsichtigter Betrug, sondern oft so zu erklären, daß man nicht Luther selbst liest, sondern in gutem Glauben von den Citaten Gebrauch macht, die ein Theologengeschlecht auf das andere forterbt. Als wir daher Pastor Thimmes Artikel lasen, hielten wir es nicht für nöthig, ein Wort dagegen zu sagen. Die meisten Stellen aus Luther, welche Pastor Thimme für des Reformators angeblich „weitherzige Freiheit“ in der Stellung zur Schrift citirt, sind nach und nach von uns in „Lehre und Wehre“ und sonst behandelt worden. Der Schreiber in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ liest offenbar „Lehre und Wehre“ nicht. Auch ist er mit der deutschländischen Literatur des letzten Jahrzehnts, die sich mit Luthers Stellung zur Schrift beschäftigt, wohl nur in beschränktem Maße bekannt. Sonst dürfte es ihm unmöglich gewesen sein, sich von Neuem z. B. auf Luthers Vorrede zu Links Erklärung der Bücher Moses¹⁾ zu berufen und darin einen Beweis zu finden, daß Luther Irrthümer in der Schrift für möglich halte.

Was uns dennoch veranlaßt, auf Pastor Thimmes Artikel hier mit einigen Worten zurückzukommen, ist der Umstand, daß die December-Nummer der Chicagoer „Biblical World“ einen Auszug aus dem Thimmeschen Artikel bringt, mit der Schlußbemerkung: „Der außergewöhnliche Werth (exceptional merit) dieses Artikels liegt darin, daß derselbe die Data liefert, auf welche hin über die Frage, welche Stellung Luther zur Schrift einnahm, ein Urtheil gefällt werden kann, da sowohl fortgeschrittene als conservative Kritiker Luther für sich in Anspruch nehmen. Daß man von Luthers gesunder Stellung auch für unsere Zeit viel lernen kann, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen. Des Verfassers Arbeit verdient ein sorgfältiges Studium.“ Der Schreiber dieser Empfehlung in der „Biblical World“ und der Verfasser des Auszuges ist „G. H. S.“ (Prof. G. H. Schodde von der Ohio-Synode?)

So wollen wir denn hier an einigen Beispielen kurz nachweisen, wie unverantwortlich leichtsinnig Pastor Thimme Luther citirt. Thimme sucht nachzuweisen, Luther urgire Christum als den Hauptinhalt der Schrift oder die Analogie des Glaubens in dem Maße, daß er Irrthümer

1) E. A. 63, 376 ff.

in nebensächlichen Dingen zugebe. Er schreibt S. 673: „Die Schrift bleibt ihm (Luther) immer des Heiligen Geistes Werk, ob sie auch durch die menschliche Geistesthätigkeit ihrer Verfasser zu Stande gekommen ist und in Dingen, die nicht zu den ‚rechten Artikeln unsers Glaubens‘ gehören, keineswegs von menschlichem Irrthum frei ist. Hiermit ist zugleich ein sicherer Maßstab zur Beurtheilung alles Einzelnen in der Schrift gegeben. Darauf müssen wir nun zum Schluß noch unser Augenmerk richten.“ Nachdem Thimme hierauf eine Anzahl Stellen angeführt hat, in welchen Luther sagt, daß Christus der eigentliche Inhalt der Schrift sei, fährt er fort (S. 673 f.):

„Dieser Maßstab“ (der Auslegung der Schrift nach der Analogie des Glaubens) „ist ihm (Luther) selbst dann noch entscheidend, wenn ihm die Gegner eine Schriftstelle entgegenhalten, die sich danach doch nicht erklären zu lassen scheint. Dafür ist eine Stelle seines Galatercommentars bezeichnend, in der er den Spruch Dan. 4, 24. bespricht: ‚Mache dich ledig von deiner Missethat durch Wohlthat an den Armen.‘¹⁾ Luther versucht erst die Erklärung, das ‚sich ledig machen‘ schließe der Glauben ein; scheint aber das Ungenügende derselben wohl zu empfinden (zugegeben, daß jene Lösung ungenügend sei, wiewohl sie durchaus gewiß ist²⁾). Dann fährt er fort: ‚Dennoch sei dieses das hauptsächlichste Argument . . . gegen alle Einwürfe, daß sie das Haupt, nämlich Christum, ergreifen. Ferner, mag es auch also sein, daß die Sophisten schärfer sind als ich und mich mit Argumenten für die Werke wider den Glauben so überschütten und umstriden, daß ich mich garnicht herauswickeln könnte (wiewohl ihnen dies unmöglich ist), dennoch will ich vielmehr dem einen Christus glauben, als durch alle Stellen mich bewegen lassen, welche sie wider die Lehre des Glaubens für die Aufrichtung der Gerechtigkeit der Werke hervorbringen könnten.‘ Wenn nun ein solcher Fall eintreten sollte, soll man nach Luthers Meinung dem Gegner einfach antworten: ‚Du beruffst dich auf den Knecht, das ist, die Schrift, und zwar nicht auf die ganze Schrift, noch auf ihren vornehmsten Theil. Diesen Knecht laß ich dir, ich berufe mich auf den H e r r e n, der ein König der Schrift ist, der mein Verdienst und mein Lösegeld zur Erlangung der Gerechtigkeit und Seligkeit geworden ist.‘ Ähnlich sagt Luther auch: ‚wenn die Gegner auch auf die Schrift sich berufen wider Christum, wir berufen uns auf Christum wider die Schrift.‘ Gen. 1, 539.“ (?) „So finden wir zum Schluß noch einmal mit paradoxer Schärfe festgestellt, was uns schon im Anfang bei Luthers Stellung zur Schrift entgegentrat. Nicht um ihrer selbst willen³⁾ hat ihm die Schrift Werth und Ansehen, sondern weil sie Christum enthält und bringt.“

So weit Pastor Thimme. In der That! wenn man nur diese Sätze aus Luther liest, die unser Artikelschreiber anzuführen für gut befindet, könnte man auf den Gedanken kommen, als ob Luther Christum und die Heilige Schrift in einen wirklichen Gegensatz zu einander brächte. Man könnte meinen, Luther halte es für möglich, daß Christus und die Schrift einander widersprechen, daß somit Irrthümer in der Schrift vorkämen, die man

1) Wir geben die lateinisch citirten Worte sogleich in deutscher Uebersetzung.

2) Luther macht also seinen bloßen Erklärungsversuch.

3) Von uns hervorgehoben.

aus Christo, als dem vorzüglichsten Theile der Schrift, corrigiren müßte. Aber diese Gedanken schwinden, sobald man die ganze Stelle liest. Luther selbst verwahrt sich ausdrücklich gegen eine solche Auffassung seiner Worte. Er sagt in dem Abschnitt, der zwischen den von Thimme angeführten Worten steht: „Darum wenn er (Christus) das Lösegeld für meine Erlösung ist, wenn er Sünde und Fluch geworden ist, daß er mich rechtfertigte und segnete, so gebe ich nichts auf Schriftstellen (nihil moror scripturae locos), wenn du ihrer auch unzählige (sexcentos) aufbrächtest für die Gerechtigkeit der Werke gegen die Gerechtigkeit des Glaubens und schrieest, die Schrift streite wider sich selbst; ich habe den Urheber und Herren der Schrift, auf dessen Seite ich lieber stehen will, als dir glauben, wiewohl es unmöglich ist, daß die Schrift mit sich selbst streite, außer bei den unsinnigen und verstockten Heuchlern. Bei den Frommen aber und Verständigen gibt sie Zeugniß für ihren Herren.“¹⁾ Diese Worte Luthers hat Pastor Thimme als nicht zur Sache gehörig ausgelassen, wiewohl sie, wie bereits bemerkt, zwischen den von ihm citirten Sätzen und auf denselben Seiten (S. 388. 389) stehen. Diese Worte Luthers werfen die ganze moderne Deduction, daß Luther Widersprüche in der Schrift für möglich halte, über den Haufen. Man schreibt leichtfertiger Weise Luther eine Stellung zur Schrift zu, gegen die sich Luther ausdrücklich verwahrt, ja, als die Stellung der „unsinnigen und verstockten Heuchler“ bezeichnet.

Weshalb aber redet Luther in den von Thimme citirten Sätzen so, wie er redet? Das zeigt der Zusammenhang ganz klar. Luther denkt sich

1) E. A. I, 388 sq.: Quare si ipse est pretium redemptionis meae, si ipse factus est peccatum et maledictum, ut me justificaret et benediceret, nihil moror scripturae locos, si etiam sexcentos producas pro iustitia operum contra fidei iustitiam, et clamites scripturam pugnare; ego auctorem et dominum scripturae habeo, a cuius parte volo potius stare, quam tibi credere, quamquam impossibile sit scripturam pugnare, nisi apud insensatos et induratos hypocritas. Apud pios autem et intelligentes dat testimonium pro domino suo. Dies hat Justus Menius so wiedergegeben — Menius' Uebersetzung hat Luther selbst vorgelegen — „Derohalben weil denn Christus selbst der Schaß ist, darum ich erkauf und erlöst bin, und darum zur Sünde und Fluch worden, auf daß er mich gerecht machte und segnete, frage ich gar nichts nach allen Sprüchen der Schrift, wann du ihr noch mehr wider mich aufbrächtest, die Gerechtigkeit der Werke damit aufzurichten und des Glaubens Gerechtigkeit danieder zu legen. Denn ich hab auf meiner Seiten den Meister und Herren über die Schrift, mit dem will ich's halten, und weiß, er wird nicht lügen, noch mich verführen, wenn er sagt: Wer an mich glaubt, der wird leben &c. Item, Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben &c., und dich immerhin feindlich lassen schreien, daß die Schrift wider einander sei, an einem Ort die Gerechtigkeit dem Glauben, am andern den Werken zuschreibe, wiewohl's unmöglich ist, daß die Schrift wider sich selbst sein sollt, ohne allein daß unverständigen, groben und verstockten Heuchlern also dünket. Bei den Gottseligen aber und recht Verständigen gibt sie Zeugniß für ihren Herren und hält's mit ihm.“ (Samuel Lucius' Separatabdruck. 1717. S. 313 f.)

einen einfältigen Christen, der von Sophisten mit Schriftstellen, die von des Menschen Werken handeln, bedrängt wird und nicht recht erkennen kann, wie diese Stellen mit jenen andern zusammenstimmen, welche die Seligkeit allein um Christi willen, ohne des Menschen Werke, verheißen. In solchem Falle gibt Luther den Rath, daß der Christ unbeirrt an den Schriftstellen festhalte, die Christum als die einzige Ursache des Heils verkündigen. Christus ist der eigentliche Inhalt der Schrift. Ihm muß alles, wie im Himmel und auf Erden, so auch in der Schrift dienen. Was die Schrift so klar von Christo sagt, kann durch nichts Anderes in der Schrift umgestoßen werden. Hält daher der Christ an dem fest, was die Schrift von Christo sagt, so kann er nicht irre gehen, wenn er auch nicht im Stande sein sollte, die Einwürfe zu widerlegen, welche aus Schriftstellen, die von den Werken des Menschen handeln, gegen die Gerechtigkeit des Glaubens geltend gemacht werden.

Es ist für Luther allerdings eine feststehende Wahrheit, die an Hunderten von Stellen bei ihm zum Ausdruck kommt, daß es in der Schrift im Grunde nur ein Geheimniß gibt. Das ist Christus, nämlich die Lehre, daß wir durch Christum, und nicht durch unsere Werke, Vergebung der Sünde haben. Wer dies im Glauben erkannt hat, der hat damit die ganze Schrift erkannt. Er braucht nicht zu beforgen, daß noch Geheimnisse dahinten seien, die er aufhellen müßte, um seines Glaubens gewiß und froh zu werden. Wollte Gott, daß diese Wahrheit — die eine Wahrheit der Schrift ist, nach 1 Cor. 2, 2. 7—10. 2c. — in allen Christen recht lebendig wäre. Es steht, leider! so, daß viele Christen, obwohl sie Christum, den Stern und Kern und das einzige Geheimniß der Schrift erkannt haben, dennoch jaghaft und blöde sind zur Beurtheilung geistlicher Dinge, in der Meinung, es möchten noch allerlei ihren christlichen Glauben wesentlich modificirende Geheimnisse in der Schrift verborgen sein. Daher lassen sie sich so leicht erschrecken von gelehrten und ungelehrten Geistern, die von allerlei Geheimnissen und Schwierigkeiten in der Schrift reden, die ein Christ sich erst noch aufhellen lassen müßte, ehe er seines Heils gewiß werden könne. Dem gegenüber schärft Luther auf Grund der Schrift jedem Christen ein: Hast du Christum aus der Schrift erkannt, so hast du die Wahrheit ergriffen, um welcher willen die Schrift gegeben ist. Alle Schwierigkeiten in der Schrift kannst du, unbeschadet deines Glaubens, auf sich beruhen lassen.

Von diesem Gedankengange Luthers aus sind auch seine Bemerkungen über scheinbar einander widersprechende Angaben der Evangelisten zu verstehen. Luther gibt auch hier den einfältigen Christen den Rath, solche Schwierigkeiten auf sich beruhen zu lassen und den Gelehrten zu befehlen. Dadurch gehe ihrem Glauben nichts ab. Aber nirgends sagt Luther, daß in den Angaben der Evangelisten Irrthümer sich fänden. Wir fordern alle Lutherforscher heraus, eine solche Stelle beizubringen. Wir haben eine

solche bisher noch nicht gefunden. Thimme beruft sich auf eine Predigt Luthers über Joh. 2, 13—16. Luther sagt hier: „Hier fragt sich's, erstlich, wie sich die zween Evangelisten, Matthäus und Johannes, zusammenreimen. Denn Matthäus schreibt, es sei geschehen am Palmentage, da der Herr zu Jerusalem ist eingeritten; hier lautet es im Johanne also, als sei es bald um die Ostern nach der Taufe Christi geschehen.“ Ueber diese Schwierigkeit bemerkt Luther: „Aber es sind Fragen und bleiben Fragen, die ich nicht will auflösen; es liegt auch nicht viel dran, ohne daß viel Leute sind, die so spizig und scharfsinnig sind, und allerlei Fragen aufbringen, und davon genaue Rebe und Antwort haben wollen. Aber wenn wir den rechten Verstand der Schrift und die rechten Artikel unsers Glaubens haben, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, für uns gestorben und gelitten habe, so hat es nicht großen Mangel, ob wir gleich auf alles, so sonst gefragt wird, nicht antworten können. Die Evangelisten halten nicht einerlei Ordnung; was einer vorne setzt, das setzt der andere bisweilen hinten; wie auch Marcus von dieser Geschichte schreibt, sie sei am andern Tage nach dem Palmtage geschehen. Es kann auch wohl sein, daß der Herr solches mehr denn einmal gethan hat, und daß Johannes das erste Mal, Matthäus das andere Mal beschreibt. Ihm sei nun, wie ihm wolle, es sei zuvor oder hernach, eins oder zwier geschehen, so bricht's uns an unserm Glauben nichts ab.“¹⁾ So weit Luther. Wo steht hier etwas von einem Irrthum der Evangelisten, den Luther — nach Thimme — hier „offen“ anerkennen soll? Die ganze Ausführung Luthers ist nur eine ernste Mahnung an die Christen, ihren Glauben an Christum und das Heil in ihm nicht von der Lösung einzelner Schwierigkeiten in der Schrift abhängig zu machen.

Diese Mahnung sollten auch die neueren Theologen zu Herzen nehmen, anstatt Luther verstümmelt zu citiren und durch falsche Schlüsse zu ihrem Gewährsmann machen zu wollen. F. B.

Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

(Fortsetzung.)

Verkommen des Glaubens.

Wie kann man denn in solcher Gemeinschaft ein gutes Gewissen behalten? Man warf sich auf die pietistische Ausflucht, die den Mönchen und Mystikern entlehnt war, man wolle, anstatt dem Feinde offen entgegenzutreten, sich in das Herz und Kämmerlein zurückziehen und von da aus Gebete zum Himmel und Apologien in die Welt schicken. Ein krankes, pietistisches Christenthum, das auch im Gebete das eigene Ich zur Haupt-

1) St. Louiser Ausg. VII, 1780, 1781.

sache macht, verkannte den wahren Christenberuf immer mehr. Ein Vereinswesen puzte die pietistischen Kirchlein in der Kirche nach neuer Mode auf. Die Vereine aber fielen oft genug wie der Gustav Adolf-Verein bald so tief in das Allermweltswesen hinein, daß jedermann sah, von Salz sei keine Rede mehr. Dr. Gollenperger sang ja von dem Gustav Adolf-Verein ganz wahr: „Als Mitglied tritt in den Verein ein Jeder ohne Weitzens ein, sobald er durch Certificat als Mensch sich ausgewiesen hat. Der Glaube kommt nicht in Betracht. Die Liebe ist's, die alles macht. Die Liebe ist das Schiboleth der neuen Weltfocietät. Der Pöschersch, der Hottentot, der Pöschersch mit dem Doppelgott, der Jude, Heide, Türke ist gebornes Mitglied wie der Christ. Die Menschenfresser nur allein, die müssen ausgeschlossen sein; denn Menschenliebe da nicht ist, wo einer noch den andern frißt.“ Die Apologien sollten auch so viel als möglich von der Schriftwahrheit aufgeben, um den Feind nicht zu reizen; sollten mehr Verleugnung als Zeugniß sein. „Immer bleibt es der Apologetik unveräußerlich, daß es diejenige theologische Wissenschaft ist, mittelst welcher im Organismus der gesammten Wissenschaften der Uebergang der Philosophie in die Theologie sich bewerkstelligt.“ (Delitzsch: System der chr. Apologetik. 1869. S. 30.) Sie baut die Kunststraßen zur Verbindung von Kirche und Welt. Sie bringt die Brücken vom Glauben zum Unglauben fertig. Die meisten Apologeten haben die Quelle des Heils, der Erkenntniß und Kraft des Geistes verlassen und kämpfen selbst gegen die göttliche Wahrheit. Es fehlt ihnen der feste Grund und Boden. Sie kennen das Schwert des Geistes, das gewisse Gotteswort der Apostel und Propheten und die gewisse Gnade Gottes in Christo selbst nicht, wie ein neuer Theologe bekennt: „Wir haben keinen jener alten Grundpfeiler mehr, und doch auch keinen neuen uns eigenthümlichen. Was wir mit den Alten gemeinsam haben, steht bei uns auf einem andern Boden, soweit wir überhaupt Boden besitzen.“ (Tröltzsch: Vernunft u. Dffbg. 1891. S. 213.) Von Luthardt's berühmten apologetischen Vorträgen urtheilt Lic. Ströbel: „Wir sagen frei heraus, diese Concessionen können den Gegner nicht befriedigen und müssen den Christen irre machen.“ (Ztsch. f. Theol. u. Kirche. 1865. S. 527.) Ihre gelehrte Sprache wird ihnen dabei nichts nützen, sondern eher noch schaden. Die populäre Calwer Apologetik sagt es sogleich in der Vorrede, daß sie aus Laodicäa kommt und ein Product der letzten Zeit ist. „Das scheint uns . . . ein Bedürfniß unserer Zeit zu sein“, meint sie ganz naiv, „daß dem Ungläubigen solche Brücken der Wissenschaft und der Bildung geschlagen werden, mittelst welcher er aus dem Gebiete des Unglaubens in das des Glaubens übertreten kann.“ (S. VI.) Die Feinde spotten nur darüber, wie jener jüdische Wigbold über die Abendmahlsfeier in einer unirten Kirche spottete, wobei das Sacrament bald nach lutherischem, bald nach reformirtem Ritus ausgetheilt wurde. „An den Altären der Evangelischen speißt man jetzt à la carte“, witzelte der Lasterer.

(*Corr.-Bl.* 1834. S. 280.) So schrieb Strauß auch über die von den Apologeten gebauten Brücken: „Die Ansichten und Darstellungen, die heutiges Tags zwischen dem streng kirchlichen und dem freiesten kritischen Standpunkte vermitteln möchten, sind aus allerlei Fesseln der verschiedensten Stoffe zusammengestrickt, die unmöglich in die Länge zusammenhalten können.“ (*Rzt.* 1861. S. 42.) Man erkennt des Feindes Hauptfesten nicht einmal; wie sollte man sie stürmen? Dem besten heutigen Apologeten muß man gewöhnlich noch sagen, was Pf. Seeger einem Amtsbruder sagte: „Du kommst mir vor wie ein Commandant, der vor einer Festung steht und sie gern einnehmen möchte, aber doch nicht das Herz hat, hineinzuschießen, sondern seine Stücke, Bomben und Karthaunen alle darüber hinausrichtet.“ (*Corr.-Bl.* 1827. S. 159.) Anstatt ihn mit entschiedenen göttlichen Zeugnissen niederzuschmettern, erkennt man den Unglauben erst an und macht ihn wichtig durch die Art, wie man sich mit ihm herumbalgt. M. Claudius schrieb: „Ueberhaupt ist nicht zu begreifen, wozu man sich mit den Freigeistern und Zweiflern so weitläufig in Demonstrationes abgibt und von ihrer Freigeisterei und Zweifelsucht so viel Aufhebens macht. Christus sagt ganz kurz: Wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei. Wer diesen Versuch nicht machen kann oder nicht machen will, der sollte eigentlich, wenn er ein vernünftiger und billiger Mann wäre oder nur heißen wollte, kein Wort weder wider noch für das Christenthum sagen; und ist er doch so schwach und eitel, daß er wie Voltaire und Hume *ıc.* sein bißchen Galanteriewaare zu Markt bringen muß, da könnte man ihn ungestört machen lassen und sich nach ihm nicht umsehen.“ (I, 61 f.) So können aber nur glaubensgewisse Christen thun; die Apologeten sind aber meist nichts weniger als das. „Jetzt stellt kaum jemand in Abrede, daß die Periode des Rationalismus die siegreich daraus hervorgegangene Kirche mit einem Niederschlag fortgeschrittener Erkenntniß befruchtet hat“, das heißt, mit solcher, wie sie Eva der Schlange abgelernt hat. (*Fr. Delitzsch: Der breite Graben.* S. 6.) Der Protestantenverein, der daraus erwachsen ist, „arbeitet, um den Augiasstall der Kirche zu reinigen“ von den letzten Brosamen des Wortes Gottes, wie ein Freigeist jubelt. „Er bildet die christliche Ueberlieferung bis in ihre entlegensten Theile um, . . . läßt selbst von der Bibel neun Zehnthelle als unbrauchbar fallen.“ Die Kirche sieht keine Gefahr. „Die Gleichgültigkeit ist die schwere Krankheit, an welcher sie leidet.“ (*Hieronymi: Strauß u. Benegg.* *der Ggw.* 1873. S. 15. 17. 85.) Hartmann spottet, sie säße auf einem Stuhle, dem die Beine abgesägt sind, und klammere sich noch an, um nicht zu fallen.

So ließ man die Gnadenzeit ungenützt verstreichen. Man wollte nicht mehr zu dem Glauben zurück, den Gott einmal den Heiligen vorgegeben hat. Die ersten Zeugen hatten eine entschiedene, glaubensfreudige Sprache geführt; aber eine Untreue gebar die andere. Es hingen ihnen ja noch Schladen an

und hatte jeder sein eigenes Lehrsystem. Es konnte ein Lengerke höhnen, sie sollten nur den Luther nicht wieder aufwecken, damit er ihre Bücher nicht ebenso verbrenne wie die rationalistischen. Läßt es Gott aber den Aufrichtigen nicht mehr gelingen, zur Klarheit der Erkenntniß durchzubringen? Durfte darum Hengstenberg im Jahre 1844 behaupten, man habe in dem schmutzigen Unionsstalle bleiben müssen, weil die Lutheraner ja auch noch nicht lutherisch waren? Er mußte im Jahre 1843 selbst gestehen, die Entschiedenheit der Gläubigen habe seit zehn Jahren immer mehr nachgelassen und an eine Ausfegung des Sauerteigs sei nicht mehr zu denken; die Theologie werde vom Gifte des Unglaubens durchfressen und der Baum des Rationalismus treibe neue Zweige in kirchlichen Kreisen. Wie es ist, kann's nicht bleiben, „oder Gott gibt seine Gemeinde auf“, sprach Claus Harms in seiner Auslegung der Offenbarung Johannis. Er selbst aber hörte auf zuzunehmen im Geiste und schwankte nicht bloß so, daß er der Obrigkeit wieder alle Macht in der Kirche zugestand (Kzt. 1829, S. 705 ff.), sondern es wie Schleiermacher für Schwachheit eines Predigers erklärte, wenn sich derselbe an seinen Text gebunden erachte. Die Bibel sei nur „ein anregendes, befruchtendes Princip neben dem auch außerhalb der Bibel vorhandenen, in der Kirche waltenden und selbst von Bibel und Kirche nicht ganz abhängigen, sondern auch seine eigenen Wege gehenden, wiewohl nimmer in einer der Bibel und der Kirche entgegengesetzten Richtung gehenden Gottesgeist“. (Kzt. 1855, S. 829.) Hatte man schon frühzeitig unter den „Gläubigen“ eine Lockerung der Verpflichtung auf die lutherischen Symbole gefördert, so dachte man je länger, je weniger an eine völlige Umkehr. „Was thun dann die Gläubigen?“ frug ein Christ in einem englischen Blatte vom Jahre 1829 die deutsche Kirche. „Welche Anstrengungen machen sie, um den Strom der Gottlosigkeit aufzuhalten, der alles überschwemmen will? Was ist mitten in der allgemeinen Fäulniß aus dem Salz geworden? Wo scheint denn das Licht in diesem mehr als cimmerischen Dunkel, in dieser Finsterniß, die man mit Händen greifen kann? Dies ist die große Frage; dies ist der Punkt, auf den alles ankommt. Will der Herr überhaupt seinen Arm in jenen Ländern offenbaren, so müssen wir hoffen, daß es durch die Gläubigen geschehen wird, und wie sie sich benehmen, darauf müssen wir sehen, wenn wir auf den Ausgang des Kampfes schließen wollen. Manche nun lassen auch hier den Muth sinken. . . . Das Volk des Herrn scheint sich zu fürchten, seine Stimme zu erheben gegen das Reich der Finsterniß und seinen Feinden entgegenzutreten. Eine Hauptursache dieser Feldflüchtigkeit ist der in Deutschland so verbreitete abgöttische Respect vor der Gelehrsamkeit der Ungläubigen. Diese falsch-liberale, armselige, furchtsame, halbherzige Stimmung muß, wo sie herrscht, die Verfechter der Wahrheit lähmen und aller Hoffnung, daß es besser werde, ein Ende machen.“ (Kzt. 1829, S. 270 f.) So mußte denn auch Hengstenberg, der damals noch gute Hoffnung hatte, im Jahre 1845 bereits bekennen: „Schon sind die

Hoffnungen derer, welche meinten, daß das Evangelium einen leichten Sieg über den absterbenden Rationalismus erringen werde, zu Schanden geworden.“ (Kzt. S. 440.) Die alte Bibel war eben den neuen Lutheranern selbst nicht mehr genug. Die Erlanger Zeitschrift hatte es immer mit Fortbildung der Lehre zu thun, ehe sie die alte lutherische Lehre gefaßt hatte, und erdreistete sich zu behaupten, das apostolische Gebot, sich von den Ungläubigen abzusondern, sei nur für die apostolische Zeit maßgebend gewesen. „Wie ganz anders ist nun die Stellung des Christenthums in unsern christlichen Ländern, in welchen das Heidenthum nicht erst zu überwinden, sondern seit Jahrhunderten überwunden ist; in welchen die ganzen Völker nicht mehr außerhalb der Kirche stehen, sondern die Hauptmassen ihrer Glieder ausmachen! Bei uns ist das Christenthum so fest gewurzelt, daß kein Greuel der Sittenverderbniß einzelner Glieder mehr im Stande ist, dasselbe zu erschüttern.“ — „Darum glauben wir auch, daß die lutherische Kirche außerhalb Deutschlands nie recht heimisch werden wird“, weil der deutsche Charakter ihr bester Träger sein soll. „Wenn wir Deutsche auch auf die Wege des nordamericanischen Schlandrians kommen, wer vollendet die Ausbildung des Dogma; wer erforscht die Echtheit der neutestamentlichen Schriften, wer entwickelt die wahre Theorie des christlichen Cultus und der Verfassung? O man möchte weinen, wenn man sieht, wie dieser große, herrliche Beruf der deutschen Kirche so verkannt und so leichten Kaufs preisgegeben wird!“ (12, 299 f. 313. 321.) Ach, die arme deutsche Theologie, die mit der Rainsunruhe noch nach dem Boden sucht, auf dem sie stehen kann, und dabei doch, wie W. Menzel sagt, an der Wissenschaftlichkeit leidet wie an der Wassersucht!

Wendepunkt.

Der sel. Dr. Walther sagte einmal, die erste Liebe und Kraft des neu aufblühenden Glaubenslebens habe höchstens bis zum Jahre 1840 gewährt. Freunde und Feinde stimmen mit diesem Urtheil überein. Prof. Fleck rühmte in seiner dem Dr. Neander gewidmeten Schrift vom Jahre 1842: „Die Vertheidigung des Christenthums“, nun habe die von Neander angekündigte „vierte Epoche in dem Entwicklungsgange des Christenthums“ begonnen. „Die neue Krisis, welcher die christliche Theologie nach Ablegung nun veralteter Formen zu einem verjüngten Leben des Gemüths, zu einem wahren Geistesfrühlinge entgegengeht.“ So jubelte der neu auflebende Rationalismus. Die Kirchlichen aber klagten um dieselbe Zeit: „Die gelehrten Theologen auf den Universitäten haben ihre Stellung in der Kirche verlassen; bei weitem die meisten von ihnen wollen auch heute noch von einem Dienste in der Kirche nichts wissen; eine freie, selbständige Wissenschaft wollen sie pflegen und in deren Nimbus glänzen; diese soll die Meisterin der Kirche und ihres Glaubens, die erziehende Mutter der Kirchendiener sein. Auf das Leben und die Zustände der Kirche in der Wirklich-

Zeit blicken sie nur aus der Vogelperspective des Ratheders.“ (Ztsch. f. Prot. u. R. 2, 279.) R u d e l b a c h, der sich der Auswanderung der sächsischen Lutheraner sehr widersetzte, bezog doch auf seine Zeit ein Wort Jung-Stilling: „Mir kommt unsere gegenwärtige Zeit vor wie ein schwüler Abend in den Hundstagen. Der ganze westliche Himmel ist eine einzige nachtschwarze Gewitterwolke. In der ganzen Natur ist alles still; kein erquickendes Lüftchen weht; die Fische schnappen nach Luft und das Vieh nach Kühlung. Die Menschen blicken immer schüchtern nach den Gewitterwolken hin und schauern, wenn sie sehen, wie sich die röthlichen Blitze bald da-, bald dorthin schlängelnd hinschleudern und dann ihr Ohr den furchtbaren Donner von fern großen hört.“ (Christl. Biogr. I, 189.) Er schrieb im Jahre 1842: „Daß eine Sichtung und Scheidung in der Kirche Christi begonnen habe, tiefer eingreifend und gewaltiger als irgend eine frühere, . . . ist aus allen Zeichen der Zeit kundbar. . . . gekommen ist der entscheidende Augenblick für die Völker, wo es sich entscheiden muß, ob ihr Verhältniß zum Worte Gottes wie früher ein wahrhaft organisches oder bloß zufälliges, ob sie in diesem Worte die wahre Macht des Lebens erkennen oder nicht, ob sie in die Kirche Christi wiederum eingehen werden oder nicht.“ (Ztsch. f. Theol. u. R. II, S. 65 ff.) Traurig aber sprach er es drei Jahre später in seiner Abschiedspredigt zu Glauchau in Sachsen aus, es sei seit seiner Amtseinführung anders geworden. „Der große Riß in den Gemeinden, der damals klaste, ist zu einem großen Abfall worden. Es konnte nicht anders kommen, wo die Welt- und Lügenkräfte sich zu entwickeln einen solchen Raum erhielten wie in unsern Gemeinden. . . . Siehe, Herr, es ist eine große Noth und Trübsal über diese evangelische Kirche hier im Heimathlande der Reformation eingebrochen, wie Luthers prophetischer Blick es bereits vor dreihundert Jahren kommen sah. Es wanken die Altäre; denn es wankt das treue Bekenntniß, die heilige Scheu vor dem Worte Gottes, das Dulden um deines Namens willen, Herr Jesu Christe! Die Lenker schwindelt es und die Regierer der Kirche werden schwach, weil sie das Wogen des Völkermeeres viel mehr fürchten als die Rechenschaft vor dem lebendigen Gott.“ (Der Abschied des Fremdling. S. 15. 26.) Franz Delitzsch klagte in einem Vortrage vom Jahre 1889: „Ich bin gewürdigt worden, eine schöne Zeit der Wiedererweckung christlichen Glaubens und Lebens, welche in eine großartige Verjüngung der kirchlichen Theologie auslief, mitzudurchleben; und nun bin ich mit wenigen aufbehalten geblieben, um mit anzusehen, wie der Aufbau eines halben Jahrhunderts eingerissen und was bisher feststand und auf die Dauer festgestellt schien, untergraben und umgestürzt wird.“ — „Zwischen alter und moderner Theologie liegt ein tiefer Graben, den jene überspringen mußte, um es dieser zu Dank zu machen, und den sie nicht überspringen kann, ohne sich der Sünde zu nähern, für die es keine Vergebung gibt weder in dieser noch in der zukünftigen Welt.“ — „Die moderne Theologie geht

von Vorurtheilen aus, welche es ihr unmöglich machen, das von einem Paulus oder Luther Erlebte nachzuerleben.“ — „Ich selbst bin hier im Mulden-thale als junger Mann Zeuge von Seelentämpfen und Geistesiegen gewesen, welche mir die Ueberschätzung der Wissenschaft für immer verleidet haben. Noch immer wurzelt mein Geistesleben in dem Wunderboden jener ersten Liebe, welche ich mit Lehmann, Zöpfel, Ferd. Walther, Büniger und Bürger durchlebt habe; noch immer ist mir die Realität des Wunders durch die Wunder der Gnade besiegelt, die ich in den Gemeinden des Mulden-thales mit eigenen Augen gesehen. Und der Glaube, den ich in meinen ersten Predigten bekannt habe, die ich in Niederfrohna und Lunzenau halten durfte, steht mir bis heute unveränderlich fest und unendlich höher als alles irdische Wissen.“ — „Ich habe mich von dem sel. Ferd. Walther, mit welchem zusammen ich die Wehen und Wonnen des neuen geistlichen Lebens-anfangs durchlebt habe, später nach manchen Seiten hin entfernt; aber in einem sind wir immer übereinstimmig geblieben, daß der Stand des wahren Christen ein übernatürlicher, ein in der erlebten Wiedergeburt wurzelnder sei. Dieser habitus practicus *θεωδοτικός*, wie er ihn nannte, läßt sich an der modernen Theologie vermissen. . . . Der Unterschied von Natur und Gnade ist in ihr verblaßt und verwaschen; und das ist der tiefe Graben, welcher uns scheidet.“ — „Der tiefe Graben bleibt; er wird bleiben bis ans Ende der Tage; keine Dentarbeit kann ihn ausfüllen.“ (Der tiefe Graben. S. 5 f. 10. 18. 12. f. 17.)

Hengstenberg meinte, es sei schon im Jahre 1830 der Wendepunkt für das christliche Leben gekommen. „Obgleich schon bald die Begeisterung erkaltete, der Abfall begann, so bildete doch das Jahr 1830 einen großen Abschnitt. Bis dahin hatte der Zeitgeist noch immer das sichtbare Streben, christliche Elemente in sich aufzunehmen. — Der Zeitgeist wurde wieder seiner vollkommen bewußt; wie ein unbequem gewordenes Gewand warf er die religiösen Vorurtheile ab, die er in sich aufgenommen. Die Leichtigkeit, mit der er dies that, zeigte, wie sehr das fremdartige Element auf der Oberfläche geblieben war. Die Zaubersprüche gegen das Christenthum, daß es vergangenen Jahrhunderten angehöre; daß bei dem gegenwärtigen Stande der Bildung die Rückkehr zu ihm unmöglich sei, ja, es noch ferner in seiner alten Gestalt geltend machen, heiße die Sünde wider den Heiligen Geist begehen, wurden wieder allgemein vernommen. Und die Einzelnen, welche solches redeten, waren sich so bewußt, Organe des Zeitgeistes zu sein, daß sie diese Instanz gegen das Christenthum als die gewichtigste betrachteten, ja oft jene andere für unnöthig hielten.“ (Kzt. 1836. S. 17 f.) In gewissen Kreisen war man eben um das Jahr 1830 bereits mit der neuen Gnadenzeit fertig. Allmählich kam man in allen Staatskirchen so weit, daß man nirgends mehr etwas Göttlich-Gewisses kannte, sondern nur noch von Ansichten, Standpunkten, Richtungen faßelte. „D, sie haben ein teuflisch kaltes Wort erfunden, mit welchem sie ihr un-

ruhiges Gewissen beschwichtigen“, rief Harleß in einer Predigt aus den vierziger Jahren aus. „Sie reden nicht mehr von Glaube und Unglaube, Liebe Christi und Feindschaft Christi, nicht mehr von Seligkeit und Verdammniß, sondern von Standpunkt. Da hat denn dieser seinen Standpunkt und jener seinen Standpunkt, und ein jeder hat ja nach seinem Standpunkt recht. Und da stehen sie denn neben einander auf ihren Standpunkten entweder kalt, hölzern, gleichgültig, lieblos oder verbissen, haberdastig, grimmig, giftig. Denn was kümmert sie des Nächsten Seele? Ein jeder streitet vielmehr für seinen Standpunkt. Das ist die eiskalte Glückseligkeit jenes Reichs der Lüge, welche sie an die Stelle des warmen Liebesreichs Christi unterschieben möchten.“ (Sonntagsweihe. II, 192.) Höhnend erinnerte D. F. Strauß die aufkommende Theologie daran, daß sie ja nichts Gewisses mehr habe und darum bankrott sei: „Für die alten Christen und das einfache christliche Volk noch jetzt ist die höchste Instanz, daß Christus etwas gelehrt habe, daß es in der Schrift stehe. Das alles aber macht jetzt, wenigstens auf die Gebildeten, nicht denselben Eindruck mehr. — Sich in die Zeiten des alten Glaubens zurückwünschen, ist nur ein phantastischer Anflug, mit dem es im nächsten Moment nicht mehr ernst ist. — Ein Theolog, der die Freiheit der neuern Wissenschaft geschmeckt hat, kann in klaren Augenblicken nicht wirklich wünschen, in den Gängelwagen des alten Inspirationsglaubens zurückversetzt zu werden.“ (Corr.-Bl. 1838. S. 180 ff.) Sie geben ihm jetzt recht, obgleich sie es einst eine Verleumdung nannten. Man braucht nicht mehr zu fragen, in welcher Lehre die heutige Theologie Deutschlands gegen Gottes Wort streite; man muß nur fragen, in welcher sie es nicht thue. Was Hengstenberg vom Protestantenverein sagte, gilt jetzt von der modernen Theologie überhaupt: „Das ist die bloße Carricatur des Wahrheitstriebes, der ruhelose ewige Jude, der sucht, aber nicht, um zu finden.“ (Rkt. 1854. S. 581.) Die Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“ ist die oberste Frage in den theologischen Facultäten, und auf den Kanzeln steht es nicht besser. Oberconfistorial-Rath Uhlhorn bekennet: „In der Landeskirche herrscht völlige Lehrwillkür, wir müssen das tragen, so lange es Gott zuläßt.“ (Herm. Freik. 1895. S. 75.)

An der Stellung der Schrift muß man eben, wie Bengel in der Vorrede zu seinem *Gnomon* mit Recht hervorhebt, prüfen und erkennen, ob die Kirche gesund oder krank ist. Wer von Gott ist, hört Gottes Wort. Alle Schäflein Christi hängen daran, forschen darin in heiliger Furcht und ergehen sich darin in heiliger Lust; denn, sagt Bengel, „es ist kein Winkelstein in der heiligen Schrift, das nicht seine Kraft und Bedeutung hätte“. Ja, nach dem Gesetz und Zeugniß! Werden sie das nicht sagen, so werden sie die Morgenröthe nicht haben. Jes. 8, 20. Das ist nun aber der Mangel, an dem die Gnadenzeit dieses Jahrhunderts, wie Hengstenberg wiederholt zeigte, von Anfang an krankte: man spielte zu viel mit der Schrift

und lebte zu wenig darin in heiliger Furcht. „Unter den Laien steht der Sinn für Schriftforschung in betrübendem Mißverhältniß zu der Ausdehnung der religiösen Erweckung; ein Mißverhältniß, das wohl kaum in ähnlicher Weise in der evangelischen Kirche vorgekommen ist und das mit andern Halbheiten . . . Hand in Hand geht und sie aus sich erzeugt. Wie selten bildet in Gesellschaften das Wort Gottes den Mittelpunkt! Wie selten tritt das Verlangen entgegen, in seine Tiefen eingeführt zu werden! . . . Gering ist leider unter den Geistlichen noch immer die Anzahl derer, die aus innerem Drange und ohne eine unmittelbare praktische Absicht in die heilige Schrift immer tiefer und bis in ihre verborgensten Tiefen einzudringen suchen; und doch erschließt sich die heilige Schrift wahrhaft nur einem solchen Streben; sie bleibt den Nützlichkeitsmenschen immer mehr oder weniger ein verschlossenes Buch. Nichts kann uns mehr zu solcher eindringenden Forschung antreiben, wie das Beispiel der heiligen Schriftsteller selbst. Das evangelische Schriftprincip bedarf keiner andern Stütze außer der, welche die heilige Schrift selbst darbietet. Es ist ergreifend und beschämend, zu sehen, wie ein David die Bücher Moses bis in ihre verborgensten Tiefen durchforscht hat; wie er überall sich auf sie gründet und an sie anschließt; wie die späteren Psalmsänger auf David ruhen; wie die Propheten alle an Moses und die späteren an den früheren hängen; wie der Herr selbst im Alten Testament einheimisch ist, daraus seine Waffen entnimmt gegen den Satan, aus ihm am Kreuze jagt und klagt und hofft, und noch mit seinem letzten Worte sich darauf bezieht; wie die Evangelisten und die Verfasser der Briefe überall aus dem Alten Testament schöpfen in einer Weise, welche zeigt, daß es der beständige Gegenstand ihres Sinnens war. Ebenso muß uns das Beispiel Luthers zur Beschämung dienen, welcher in den Tischreden sagt: Ich habe nun etliche Jahre her die Bibel jährlich zweimal ausgelesen, und wenn sie ein großer, mächtiger Baum wäre und alle Worte wären Aestlein und Zweige, so habe ich doch an allen Aestlein und Reislein angeklopft und gerne wissen wollen, was daran wäre und was sie vermöchten, und allezeit noch ein paar Aepfel oder Birnlein heruntergeklopft.“ (Ev. Kzt. 1845, S. 442 f.) Davon kommt der Jammer, daß jeder theologische Landstreicher jetzt der deutschen Kirche ihre Bibel abschwätzen und ganz oder zum Theil zweifelhaft machen kann: sie hat der heiligen Schrift nicht die volle Ehre gegeben, die ihr als Gottes Wort gebührt, sondern nach der „Wissenschaft“ und andern Blüthen des Fleisches geschickt. Den modernen Theologen ist alles fraglich geworden; die „gläubigen“ Theologen der Neuzeit haben die alte Inspirationslehre aufgegeben und stehen darum nicht mehr in gewissem Glauben auf dem ewigen Felsen, weil sie das feste prophetische und apostolische Wort nicht ihre einzige Erkenntnisquelle sein lassen wollten. „Wir sagen mit Fleiß: die reichste, nicht die einzige“ Quelle der Erkenntnis hat die Kirche an der heiligen Schrift, betonte die

Erlanger Zeitschrift (11, 36) schon frühe. Sie hat ihren Schatz nicht ganz in der Schrift gefunden; darum hat sie ihn ganz verloren. Wenn Luthardt sagen muß: „Das sind die beiden Hauptfragen der Gegenwart, die beiden bestrittensten Sätze der christlichen Lehre: die Frage von Christo und die Frage von der heiligen Schrift. Ist Christus der Sohn Gottes? Ist die Schrift das Wort Gottes?“ (Apolog. Bortr. II, 135.) — so hat er damit schon ausgesprochen, daß die Gegenwart, welche in diesen christlichen Grundlehren noch etwas Fragliches sieht, vom Glauben gefallen ist. Die „gläubige“ Theologie hat selbst Luthers Mahnung an die Rathsherrn verachtet: „Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Thüre ist! Sammelt ein, weil es scheint und gut Wetter ist! Braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist! Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen; aber hin ist hin; sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland; hin ist auch hin; nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn gehabt; hin ist hin; nun haben sie den Pabst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und die Verachtung werden ihn nicht lassen bleiben.“ Sobald die Theologen auf den Schleiermacher'schen Geist hörten, saßen sie nicht mehr in der Schrift, sondern daneben. Ebenso wie Adam und Eva den Geist Gottes verloren, sobald sie dem Geiste des Abgrunds Raum gaben, so mußten die Theologen auch das Verständniß für die Sprache des Heiligen Geistes verlieren, sobald sie nicht mehr an der Quelle des Geistes knieten, wie Dr. Höfling einem Rationalisten selbst entgegenhielt: „Ist die heilige Schrift wirklich das, wofür sie sich selbst ausgibt und wofür sie von jeher in der christlichen Kirche gehalten wurde, nämlich das Wort Gottes, das Werk des Heiligen Geistes, so versteht es sich von selbst, daß ihr wahres Verständniß nur denjenigen aufgehen kann, welche der Wirksamkeit dieses Geistes bei sich Raum geben, und daß es dagegen allen verschlossen bleiben muß, welche durch unheiligen Hochmuth, durch Unbußfertigkeit und trotzigen Selbständigkeitsdünkel den Heiligen Geist von sich abweisen.“ (Beleuchtg. des Daumer'schen Sendschr. 1832, S. 54 f.) Den offenen Feinden konnte er sagen: „Die wichtige Frage, um die es sich handelt, ist die, ob wir sie als das Buch der Bücher, als das Wort Gottes, als die untrügliche Erkenntnißquelle der einzig wahren Religion zu betrachten haben oder nicht.“ Er mußte ihnen aber auch bezeugen: Wäre es so, „daß vieles in der Bibel irrig, ungerheimt und unwürdig ist, könnten wir die heilige Schrift wirklich nicht mehr im Sinne älterer Zeiten für göttlichen Ursprungs halten, auf sie in Hinsicht der höchsten Interessen unsers Geistes unser unbedingtes Vertrauen setzen und sie als höchste Richterin in Glaubenssachen anerkennen, dann sähen wir in der That nicht ein, was sie uns noch mehr sein sollte als irgend ein anderes menschliches Buch und wie die positive Religion an ihr eine nur

einigermaßen haltbare Stütze noch haben könnte. Mit dem göttlichen Ansehen der Bibel steht und fällt das Christenthum.“ (S. 42.) Also kein Christenthum ohne Bibel und keine Bibel mit Irrthümern! Man kann ihre göttliche Rede aber nur inne werden, wenn man sich ganz von dem Geiste bearbeiten läßt, der durch sie redet. Wir müssen alles das, was Gott uns vorlegt, mit heiliger Furcht und Begier annehmen, nichts im eigenen Dünkel als unnütz wegschieben, sondern zusehen, wie in der Schrift Eines das Andere erklärt und bekräftigt, und sich das, was Gott an einzelnen Heiligen und was er an seinem ganzen Volke thut, wunderbar verflischt. Alle menschlichen Studien, selbst das Sprachstudium, dienen der Schriftklärung nur insoweit, als sie der Geist Gottes selbst in seinen Dienst nimmt, wie einst das homil.-lit. Corresp.-Blatt von den gelehrten Rationalisten schrieb: „Sie mögen hier und dort ein hebräisches Wurzelwort richtiger bestimmen als Luther und Melancthon; aber weh ihnen, daß sie die Wurzel Jesse, die Wurzel des ewigen Lebens nicht kennen! Sie werden vielleicht die Regel vom spiritus asper und lenis genauer inne haben als jene; aber den Geist, der da lebendig machet, den Heiligen Geist haben und begehren sie nicht. Sie wissen allenfalls besser, was Paulus für Sandalen getragen hat; aber der Sinn und Wandel des Mannes ist ihnen verborgen. Sie besitzen wirklich eine tiefere Einsicht in die Kräuterbrühe, mit welcher das Passahlamm genossen wurde; aber von dem Blut der Versöhnung ist ihnen nichts mehr bekannt. Sie können vielleicht sieben Dialecte zu Hülfe nehmen, um das Wort Hosianna radical zu erklären; aber sie rufen es nicht mehr dem Könige der Ehren zu, sondern nur etwa sich selbst unter einander. Sie sind etwa im Stande, einem Stein im Brustschildlein des Hohenpriesters einen richtigern deutschen Namen zu geben, aber das göttliche Licht und Recht, christliche Erleuchtung und Heiligkeit wohnt nicht in ihrer Brust. O, es ist etwas Armseliges, Klägliches und Schädliches um einen Ausleger der heiligen Schrift, um einen Magister der sieben freien Künste und Doctor der Theologie, der in der Schrift bloß Menschenwort und in dem Könige der Wahrheit und Richter der Lebendigen und der Todten bloß einen jüdischen Rabbiner sieht! — der wie ein Holzhacker nur ans Umhauen des heiligen Haines, wie ein Fleischer nur ans Abschachten des Lebendigen, wie ein Pseifer nur ans Produciren seiner eigenen Kunst, wie ein Taschenspieler nur ans Verbergen seiner Griffe und Kniffe, wie ein Kirchenräuber nur ans Ausleeren des Heiligthums denkt und die Weisheit seiner Nase höher anschlägt als das Wort des Heiligen Geistes! Es ist jammervoll anzusehen, wenn ein solcher sich breit auf seinen Ratheder hinpflanzt und anfängt, rechts und links aus dem Neste fallen zu lassen, die jungen Leute aber schnappen seinen Unrath mit ihren Hefen auf, als wären's eitel Goldstücke und Edelgesteine!“ (1830, S. 824 f.)

G. G.

(Schluß folgt.)

(Eingesandt.)

Dreiundzwanzig theologische Aphorismen.

(Walters Auffatz: „Die falschen Stützen der modernen Theorie von den offenen Fragen“ [L. u. W. XIV.], entnommen.)

1. Wo die Schrift redet, da redet die wahre Kirche.
2. Die Stimme der Schrift ist die Stimme der Kirche.
3. Das wahrhaft Kirchliche ist immer biblisch, und das wahrhaft Biblische ist immer kirchlich.*
4. Die lutherische Kirche ist ein Theil der alten Bibelfirche.
5. Unser ganzer Glaube ist nicht in den Symbolen, sondern allein in der Bibel zu finden.
6. Biblisch und lutherisch sind uns identische Begriffe.
7. Nicht jede wahre Bibellehre ist lutherisch-symbolisch, aber deswegen doch lutherisch-kirchlich.
8. So theuer und werth einem jeden Lutheraner die unvergleichlich herrlichen Bekenntnisse seiner Kirche sind, so läßt er sie sich doch nimmermehr zur Lutheranerbibel machen.
9. „Patres fuerunt lumina, non numina, indices, non iudices, ministri, non magistri.“ (Gerhard.)
(Die Väter waren Lichter, nicht Götter, Lehrer, nicht Richter, Diener, nicht Meister.)
10. „Quicquid in Cypriani scriptis sacrarum literarum auctoritati congruit, cum laude ipsius recipio; quod non congruit, cum pace ipsius rejicio.“ (Augustinus.)
(Alles, was in Cyprians Schriften mit der Autorität der heiligen Schrift übereinkommt, nehme ich mit seinem Lobe an, was nicht damit übereinstimmt, verwerfe ich mit seiner eigenen Erlaubniß.)
11. „Bibliothecae Patrum sunt perlustrandae oculo caritatis.“ (Kromayer.)
(Die Bibliotheken der Väter sind mit Liebeaugen zu durchmustern.)
12. „Du kannst nicht sprechen: Ich will christlich irren. Ein christlicher Irrthum geschieht aus Unwissenheit.“ (Luther.)
13. Die Norm aller Lehre sind nicht menschliche Schriften, sondern allein Gottes Wort.
14. Amicus Plato, amicus Socrates, amicus Lutherus, amicus Gerhardus, sed magis amica veritas, magis amica Scriptura Sacra.
(Lieb ist mir Plato, lieb ist mir Socrates, lieb ist mir Luther, lieb ist mir Gerhard, aber lieber die Wahrheit, lieber die Heilige Schrift.)
15. „Die Frage ist nicht vom Eventu, ob alle verdammt werden, die einen Irrthum hegen, sondern von der inneren Qualitate und ob dieser Irrthum an und für sich unter göttlicher Doctrinal-Verdammung liege.“ (E. B. Löscher.)

16. Die Dunkelheit der Schrift ist nicht eine objective, sondern subjective.

17. Die Schrift ist die vollständige Offenbarung des Weges zur Seligkeit.

18. „Man muß zwischen einer totalen und partiellen Dunkelheit der Heiligen Schrift unterscheiden.“ (Pfeiffer.)

19. „Die Schrift ist dunkel per accidens, nämlich dem erkennenden Subject, welches nicht recht disponirt oder ausgerüstet ist.“ (Pfeiffer.)

20. „Es gibt in der Schrift noch viele aufzuhellende Stellen.“ (Walthers, Lehre und Wehre XIV, 301. Luther V, 456—461.)

21. „Die Schrift hat nicht mehr denn Christum und christlichen Glauben in sich.“ (Luther.)

22. Nur ein Vorurtheil war ohne Zweifel die Wolke, die sich zwischen Johann Gerhard und die Schrift verdeckend einschob, was die Lehre vom Sonntag betraf. (Nach Walthers.)

23. Keine Glaubenslehre ist mißverständlich in der Schrift geoffenbart. —

Mit der Feder in der Hand habe ich den überaus herrlichen Aufsatz Walthers: „Die falschen Stützen“ 2c. gelesen. Beim Durchsehen meiner Notizen, bemerkte ich, daß ich eine ganze Anzahl geflügelter Worte, Axiomata, Aphorismen gesammelt hatte. Diese handlich zu haben und vielleicht andern Brüdern damit auch zu dienen, hat mich veranlaßt, sie unserer „Lehre und Wehre“ zu geben. Wie gut es ist, solche Aphorismen zu haben, sagte Dr. Walthers irgendwo einmal mit den Worten: „Man sammle sich insonderheit die zahllosen Axiomata, geflügelten Worte, Canones, Sprüche wörter u. dgl., die oft eine ganze Welt göttlicher Gedanken enthalten.“

Aug. Schöpfler.

Vermischtes.

„Der Kirchenvater des 19. Jahrhunderts.“ Schleiermacher wurde auch wieder auf der diesjährigen Brandenburger Provinzialsynode der Kirchenvater des 19. Jahrhunderts genannt. D. Flügel characterisirt diesen „Kirchenvater“ in einer Zuschrift an die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“ also: „Als Denker war Schleiermacher Atheist oder, wenn man es lieber hört, Pantheist. Der Pantheismus ist aber, wie H. Heine mit Recht bemerkt, ein verschämter Atheismus. Was Schleiermacher in seiner Dogmatik Gott nennt, ist nicht Gott im Sinne des Christenthums, sondern ist nur die Einheit der Welt, so wie der Begriff Getreide die Einheit ist von Roggen, Weizen, Gerste, Hafer 2c. Hinsichtlich der Unsterblichkeit ist Schleiermacher Materialist, der die Seele und deren persönliche Fortdauer leugnet.“

Als Moralist ist Schleiermacher Naturalist, der keinen absoluten Unterschied von Gut und Böse zuläßt, dem Physik und Ethik identisch ist. Will sich jemand überzeugen, durch welch logisch fehlerhaftes Denken Schleiermacher zu diesen Ergebnissen gelangt ist, der lasse sich nicht durch Schleiermachers Worte beirren und halte sich nicht an die gewöhnlichen Darstellungen seiner Lehre, sondern studire Thilo: Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie. Man wird dann finden, wie recht Laute (Religionsphilosophie II, 39) hat: „Schleiermacher hat ein dialectisches Zehrfieber in die christliche Theologie und Kirche gebracht, an welchem beide, falls das Princip herrschend würde, langsam sterben müßten.“ — So weit Flügel. Ein „Vater“ des 19. Jahrhunderts ist Schleiermacher allerdings. Nur ist er kein „Kirchenvater“, sondern ein Vater der moderneren Theologie, insofern diese die christliche Lehre nicht aus der Schrift entnehmen, sondern aus dem „frommen Subject“ zc. entwickeln will. Schleiermacher wollte alles aus dem frommen „Gefühl“ ableiten. Das ist der Grundirrtum auch der modernen „Lutherischen“ Theologie, wie sie von einem v. Hofmann, Frank und ihren Nachfolgern vertreten wird. Schleiermacher ist der Bahnbrecher für die Entwicklung des Christenthums aus dem „Ich“ des Theologen. Nicht mehr durch das objectiv gewisse Wort Gottes, wie es in der Heiligen Schrift vorliegt, hält das Christenthum seinen Einzug in die Welt, sondern — wie Böhl*) es ausdrückt — „das menschliche, fromme Bewußtsein ist die Thür, durch welche die göttlichen Gedanken ihren Einzug halten in die Welt. Alles, was sich in der heiligen Schrift für göttlich ausgibt, muß sich hier legitimiren“. Ob man dies falsche Princip der Theologie mit Schleiermacher „frommes Gefühl“, oder mit den moderneren Lutheranern „christliches Bewußtsein“, „erleuchtete Vernunft“, „wiedergeborenes Ich“, oder sonstwie nennt, verschlägt nichts. Es liegt ein principieller Abfall von der christlichen Weise, geistliche Dinge zu erkennen und zu lehren, vor.

F. B.

L i t e r a t u r .

Theological Quarterly. Published by the Lutheran Synod of Missouri, Ohio, and other States. Vol. I. No. 1. January, 1897. St. Louis: Concordia Publishing House. Preis: \$2.50 pro Jahr; für Abonnenten der „Lehre und Wehre“ \$2.00.

Wie die meisten Leser der „Lehre und Wehre“ wohl schon aus dem „Lutheraner“ gesehen haben, ist die theologische Zeitschrift in englischer Sprache, welche die letzte Delegatensynode herauszugeben beschlossen hat, nun zu haben. Sie erscheint vierteljährlich als Heft von 128 Seiten Großoctav und bietet somit in jeder Nummer Raum für die gründliche Erörterung wichtiger Fragen auf fast jedem Gebiete der Theologie. Die uns vorliegende erste Nummer bringt gleich unter der

*) Dogmatik. 1887. Vorrede, XXX.

Rubrik: "Doctrinal Theology" als ersten Artikel: "What is Theology?" Die zweite Rubrik: "Exegetical Theology" läßt einen Artikel mit der Ueberschrift: "The Genesis of New Testament Greek" folgen. In der Abtheilung: "Historical Theology" weist der Artikel: "Calvin and the Augsburg Confession" schlagend nach, daß Calvin in Straßburg nicht die Variata, sondern die ursprüngliche Augustana unterschrieben hat. Die vierte Abtheilung: "Practical Theology" bietet 38 Seiten Lesestoff, der sich vertheilt auf die drei Artikel: 1. "Public Worship in the Lutheran Church," 2. "A Short Exposition of the Small Catechism of Dr. Martin Luther," 3. "Outlines of Pastoral Theology." Der letztgenannte Artikel ist eine Uebersetzung der Paragraphen der Walthers'schen Pastoraltheologie und der vorlehte eine Uebersetzung des von unserer diesjährigen Delegatensynode angenommenen neuen Katechismus. Die fünfte Abtheilung: "Theological Review" enthält auf 38 Seiten lehrreiche Recensionen verschiedener theologischer Erscheinungen auf dem englischen Büchermarkt. Die letzte Rubrik: "The Pulpit" ist vertreten durch eine Predigt von G. A. R. über das Evangelium des sechsten Sonntags nach Trinitatis. Alle Artikel in den fünf ersten Rubriken hat Prof. Gräbner geschrieben. — Möge nun diese neue Zeitschrift, deren Inhalt ebenso interessant als gediegen und gesund ist, eine weite Verbreitung gerade auch innerhalb der rechtgläubigen deutsch-americanisch-lutherischen Kirche finden. Auch neben „Lehre und Wehre“ und andern Zeitschriften wird sie in unserer Mitte noch Raum und Gelegenheit haben, viel Segen zu stiften. Der eigentliche Zweck derselben wird aber dann am besten erreicht werden, wenn sie in die Hände vieler Theologen und Prediger englischer Synoden unsers Landes gelangt. Wer nun dazu beiträgt, daß dies geschieht, leistet der göttlichen Wahrheit, der Kirche des reinen Wortes und den wahrheitsarmen englischen Kirchengemeinschaften unsers Landes einen großen Dienst.

J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Ohio-Synode. Es liegt wieder eine Kundgebung über das ohio'sche Schiboleth, daß Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch von dem Verhalten des Menschen abhängen, vor. In der „Kirchenzeitung“ vom 7. November wird zugestanden, daß dieser Ausdruck bei einem früheren treu-lutherischen Lehrer wohl nicht gefunden werde. Das verschlage aber nichts. Neue Zeiten erfordern neue Ausdrücke. Es wird daran erinnert, daß Athanasius, jener bekannte Vater der Rechtgläubigkeit, zur scharfen Ausprägung der rechten Lehre von Christi Person dem Irrthum der Arianer gegenüber den bis dahin fast gar nicht gebrauchten Ausdruck „wesensgleich“ in Aufnahme brachte. So hat nun zu unserer Zeit Prof. Stellhorn von Columbus, der Vater der ohio'schen Rechtgläubigkeit, zur Bezeichnung der rechten Lehre von der Bekehrung den Ausdruck gebraucht, daß die Bekehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch vom Verhalten des Menschen abhängen. In diesem Sahe sammeln sich die Strahlen der ohio'schen Rechtgläubigkeit dem „missourischen Irrthum“ gegenüber. Mit diesem Sahe ist der ohio'sche pater orthodoxiae dem „versteckten, verfeinerten calvinistischen Irrthum“ „bis in die innersten Schlupfwinkel“ nachgegangen! — Es ist uns wahrlich herzlich leid, daß die Ohio-Synode auch fernerhin hinter der Stellhorn'schen Fahne einher marschiren will. Wir schämen uns, daß eine Synode, die doch noch den lutherischen Namen trägt, den ganz miserabeln, von jedem Christen sofort als irrig erkannten Sahe, daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade zc. abhängen, mit dem „wesensgleich“ parallelisirt und zum lutherischen Schiboleth unserer Zeit machen will. So entsetzlich bitter rächt es sich, wenn man

sich hat hinreißen lassen, wider die klar bezeugte Wahrheit zu streiten. Bei Prof. Stellhorn herrscht auch, abgesehen von seinem grundstürzenden Irrthum, eine völlige intellectuelle Verwirrung. Er sagt z. B. in dieser neuesten Rundgebung: „Der missourische ‚Lutheraner‘ und die missourische ‚Lehre und Wehre‘ haben dem gegenüber nichts anderes zu thun vermocht, als die alte Unwahrheit wiederholen, Ohio lehre, daß der Mensch sich selbst, wenigstens zum Theil, bekehren und selig machen könne und müsse.“ Wir fragen: Wie kann Missouri und irgend ein Mensch in der Welt zu einer andern Ansicht von Ohios Lehre kommen, da nach ohio’scher Lehre die Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch von dem Verhalten des Menschen abhängen soll? Wird das „allein aus Gnaden“ bei der Bekehrung und Seligkeit negirt, so bleibt nichts anderes übrig, als daß „der Mensch sich selbst, wenigstens zum Theil, bekehre und selig mache“. Tertium non datur.

F. P.

General Council. Der schottische Schriftsteller Dr. John Watson („Jan MacLaren“) will nebenbei auch einen Bund gründen, der von einem Glaubensbekenntniß gänzlich absieht und sich einzig und allein um ein „Lebensbekenntniß“ (life-creed) schaaren will. „It (the life-creed) can be adopted by any one who wishes to follow Christ, whatever his doctrinal belief.“ Dazu bemerkt Dr. Krotel im „Lutheran“ vom 17. December: „Wir glauben, daß auf eines Menschen Glaubensbekenntniß sehr viel ankommt. Kein Mensch hat ein Recht, in Bezug auf die Lehre gleichgültig zu sein. Der größte Theil des öffentlichen Amtes unsers Heilandes war dem Lehren gewidmet, und ein großer Theil seines Lehrens bezog sich auf den Glauben. Die Apostel hielten es für äußerst wichtig, Glaubenslehren in ihren Predigten und Briefen zu lehren, und immer und immer wieder lassen sie erkennen, daß sie darauf aus waren, ebensowohl die Menschen gesund im Glauben zu machen, als reich an Liebe und guten Werken. Christus und seine Apostel hätten sich viel Zeit und Arbeit sparen können, wenn sie ihr Lehren auf das Minimum Moral hätten beschränken wollen, womit manche Leute sich begnügen.“ (Vor allen Dingen: dann hätte Christus nicht für die Menschen zu sterben brauchen.) „Wie verkehrt ist all dies Gerede von einer Inszenirung, eines Kreuzzuges, um der Welt den wirklich lebenden Christus wieder zu geben!“

F. P.

Ueber „Synodal-Taxen“ schreibt das „Kirchenblatt“ von Philadelphia: Könen den Gemeinden Taxen auferlegt werden? Nimmermehr. Die Gemeinden müssen zu allererst für sich selber sorgen. Sie sollen für Pastor, Lehrer, Kirchendiener, für Kirche, Schule und Pfarrhaus und was ihnen sonst Gott der Herr zugewiesen hat, sorgen. Das ist ihre erste Pflicht. Dann aber sollen die Gemeinden nicht vergessen, daß sie auch außerhalb der eigenen Gemeinde Gottes Reich mit bauen helfen sollen. Da ist die Sache der Predigererziehung, die Waisen-, Wittwen- und Altenversorgung, die einheimische Mission und die Heidenmission. Eine einzelne Gemeinde kann diese Anstalten nicht im Gange halten, wohl aber können das die Gemeinden als ein Ganzes. Darum sollte jede Gemeinde willig und gern ihr Opfer bringen. Das Opfer jedoch erzwingen wollen, führt nicht zum Ziele. Solche Opfer mag der Herr gar nicht. Leider haben wir auf unsern Synoden Stimmen gehört, wonach man Pastoren und Gemeinden vorfordern und zur Rechenschaft ziehen will, wenn sie nicht die volle Summe der von einer Committee ihnen gemachten Auflage abliefern. Die Redner sprachen so deutlich, daß kein Mensch sie mißverstehen konnte. Statt die rechte Bekehrung zu geben, statt die Herzen warm zu machen, daß sie freudig opfern, wird ungefragt eine Taxe auferlegt. Dagegen

sträubten sich die meisten Pastoren und Gemeinden. Sie protestirten wohl nicht, aber sie griffen es practisch an: sie brachten die Summe nicht. Damit war auch die Sache abgemacht. Jetzt aber soll es ernst werden: man will die volle Summe nicht bloß verlangen, sondern die Pastoren zur Rechenenschaft ziehen. Gerade die Gesetzesgelehrten betonten dieses Recht der Synode. Wir bestreiten dieses Recht irgend einem christlichen Körper: erst eine Auflage zu machen und dann die Bezahlung zu fordern, ohne daß die Gemeinde darum befragt wurde. . . . Gewiß sollen die Pastoren und die Gemeinden ermuntert werden, Opfer zu bringen. Es könnte und sollte noch viel mehr geschehen. Auch die Professoren, die Anstalts-pfarrer und die alten Pastoren dürften mit in der Liste aufgeführt werden und jeder dürfte eine persönliche Gabe geben zur Aufmunterung Anderer, sei es wenig, wenn er arm ist, oder viel, wenn er reich ist. Aber Pastoren und Gemeinden sollten nicht „getarnt“ werden, sondern freiwillig ihre Auflagen selber machen.

General-Synode. Innerhalb der General-Synode ist ein neues deutsches Blatt, „Lutherischer Zion's Vote“, ins Leben gerufen worden. Der Hauptredacteur ist Pastor L. Neve. Hoffentlich macht der „Lutherische Zion's Vote“ dem lutherischen Namen mehr Ehre als der „Lutherische Kirchenfreund“. F. P.

Die Rechte der Frauen in der Kirche. Hierüber hat Prof. Loy von Columbus einen Tractat geschrieben, dessen Inhalt in die folgenden Sätze gefaßt ist: „1. in dem Reich der Gnade, der Kirche im strengen Sinne, als einer Gemeinschaft der Heiligen, sind die Rechte der Weiber dieselben wie die aller andern armen Sünder, die durch Jesu Blut erlöset und durch Gnade Gottes Kinder geworden sind durch den Glauben an seinen Namen. — 2. Wenn Gläubige sich zusammenthun, um eine äußere Organisation zu bilden, haben nicht alle gleiche Rechte bei dem Aufstellen und Durchführen ihrer Verfassung (in establishing and conducting its government), was nach göttlicher Ordnung nicht den Weibern und Kindern, sondern den Männern zusteht. — 3. Das Gebot (Injunction), welches Gott dem Weibe gibt, stille zu sein in der Kirche, bezieht sich auf jede öffentliche Thätigkeit, welche Männer zu lehren oder Herr derselben zu sein in sich schließt. — 4. Die practischen Schwierigkeiten, welche unter dieser göttlichen Ordnung eintreten mögen, müssen gelöst werden in ehrfurchtsvoller Unterwerfung unter ihre Bestimmungen, nicht in unehrerbietigem Versuche, dieselben aufzuheben oder zu umgehen.“ F. P.

Die Bibel in den Staatsschulen Wisconsin's. Einer hiesigen politischen Zeitung entnehmen wir die folgende Notiz: Aus Wisconsin's Staatshauptstadt melbet eine Correspondenz: Die Vertheilung der Steuern unter den Schulen des Staates wird für ungefähr fünfzehn Towns eine bittere Enttäuschung bringen, da in den Schulen dieser Ortschaften und Districte im vergangenen Jahre Religionsunterricht gegeben wurde und jene Schulen sich dadurch des Antheils an der Staats-Schulsteuer verlustig gemacht haben. Ein Gesetz des Staates verbietet, daß Religionsunterricht in den Volksschulen gegeben werde, und daß, wenn dies dennoch geschieht, jenen Schulen vom Staate keine Steuer-Unterstützungen zu Theil werden sollen. Diese Ortschaften sind in den Counties Bayfield, Columbia, Dane, Grant, Greene und Monroe gelegen. Es ist dies zum ersten Male in der Geschichte Wisconsin's, daß einer Volksschule die Staats-Unterstützung aus dem angegebenen Grunde verweigert wird, und es werden die davon betroffenen Towns wahrscheinlich einen erbitterten Kampf gegen diese Entscheidung des Staats-Schulsuperintendenten führen. Letzterer gründet seine Entscheidung auf ein Urtheil des Obergerichts des Staates in dem bekannten „Bibelfall“ und ist entschlossen, das Gesetz scharf durchzuführen. In dem Bibelfall hatte das Obergericht des Staates entschieden, daß das Lesen der Bibel in der Schule als confessioneller Unterricht zu erachten sei.

II. Ausland.

Fabrikarbeit und Dienstbotenstand. Das „Sächsisches Kirchen- und Schulblatt“ schreibt: „Gegenüber der in Sachsen alles verschlingenden Industrie, die einen tüchtigen Dienstbotenstand gar nicht mehr aufkommen läßt (zwei neue große Kammgarnspinnereien treten nächstens in der Zwickauer Gegend in Betrieb, eine ältere ist beträchtlich erweitert), hat Pfarrer Schiller in Friedrichsgrün seine Confirmandinnen für das Dienen zu gewinnen gesucht. Ein großer Theil der nächstjährigen Confirmanden und Confirmandinnen hat sich auch bestimmen lassen, Ostern 1897 möglichst in einem Ort der Ephorie Zwickau in Dienst zu gehen. Der evangelische Arbeiterverein in Friedrichsgrün hat eine Dienstvermittlungsstelle eingerichtet, bei der kostenlos Arbeitgeber (nur Dienstherren) und Arbeitnehmer (nur dortige Confirmanden) nachgewiesen werden. Wird es auch so werden, daß ein Theil der Mädchen nur kurze Zeit in dem Dienst bleibt und dann doch wieder in die Fabrik läuft, so werden solche Wege immerhin von großem Segen sein. Wir erblicken in dem Herabsinken unsers sächsischen Volkes zu einem fast vorherrschend der Industrie ergebenden Volke einen großen Schaden. Die zunächst uns schwer treffende Wahl McKinleys zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerica kann als ein Damm nach dieser Seite am Ende nur begrüßt werden.“

Ohne Pabst kein Pabstthum. Das „Sächsisches katholische Kirchenblatt“ schreibt: „Für uns Katholiken ist die ganze Idee der englischen Nationalkirche“ (die von dem letzten anglicanischen Kirchencongreß in Aussicht genommen worden ist) „weiter nichts als die neueste und hoffentlich letzte verzweifelte Anstrengung des englischen Protestantismus, ‚gegen den Stachel anzuschlagen‘. Es wird ein auf die Dauer vergebliches Bemühen sein. Außer Rom ist keine Einigkeit und ohne Einigkeit ist keine innere Festigkeit und ohne innere Festigkeit ist keine Weltkirche und auch nicht die britische Nationalkirche möglich. Insbesondere genügt dazu nicht die Nachahmung katholischer Gebräuche, welche in England an der Tagesordnung ist. So gut gemeint dieses Katholisiren auch sein mag, es bleibt eitel, so lange die Hauptsache fehlt, jene Selbstverleugnung, welche das Wesen des katholischen Bekenntnisses ausmacht, und welche sich äußert in der demüthigen Anerkennung der kirchlichen Autorität“ (das heißt, des Pabstes). „Ohne diese ist alles nur eine ‚ewige Lampe‘ ohne Sacrament.“ — So weit das katholische Kirchenblatt. Es hat von seinem Standpunkt aus ganz recht. Dem Pabstthum gegenüber gibt es nur ein Entweder — Oder. Entweder hat der Pabst mit seiner Förderung, daß ihm alle Christen unterworfen sein müßten, recht, und dann müssen ihm alle Christen den Pantoffel küssen, oder er hat nicht recht, und dann sprechen wir zu ihm: „Gott strafe dich, Satan!“ Compromisse kann man mit dem Pabste nicht schließen. Wenn die englische Staatskirche neulich bei dem Pabst um Anerkennung ihrer Weihen nachsuchte, so ist das eine unhaltbare Halbheit. F. P.

Was in der englischen Staatskirche möglich ist, trat bei dem diesjährigen Kirchencongreß, welcher in Shrewsbury versammelt war, wiederum zu Tage. Der Bischof von Lichfield erklärte als Präsident des Congresses in seiner Eröffnungsrede, daß die Kirche in unserer Zeit darnach streben müsse, das Gewissen gebildeter Leute zu befriedigen. Was für eine Bildung der Bischof im Auge hatte, geht daraus hervor, daß er Darwin als einen Mann hinstellte, dem die Kirche viel Dank schulde. Darwin habe die Weise zu deuten gewußt, wie der allmächtige Gott in seinem Werke vorgegangen sei. Hiernach ist der Bischof von Lichfield selber ein Darwinist, der weder einen Gott noch ein Gewissen kennt. F. P.

Ein Hindu und die Buddhismus-Schwärmeri in England. Die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“ schreibt: In England haben verschiedene antichristliche Gruppen, von der allgemeinen Freiheit Gebrauch machend, sich die Aufgabe gestellt, den Evangelisten entgegen zu arbeiten und darum in den öffentlichen Parks am Sonntag-Nachmittage Versammlungen und Ansprachen zu halten. Auch am 4. October fanden solche statt. Ein junger Hindu, Vicepräsident des Vereins christlicher junger Männer in Madras, ging im Hyde-Park spazieren. Er hörte einen Engländer mit großem Feuereifer die Vorzüge des Buddhismus vor dem Christenthum preisen. Nach Beendigung seiner Rede hat der Hindu ums Wort und erhielt die Erlaubniß, zu sprechen, nachdem er versichert hatte, daß er kein Prediger sei. Der junge Hindu begann damit, daß er sagte, man könne den Vergleich zwischen zwei Religionen am besten dadurch ziehen, daß man sie von dem dreifachen Gesichtspunkt ihrer Unterweisungen in der Lehre, ihrer philanthropischen Handlungen und ihres moralischen und geistlichen Einflusses aus betrachte. In Bezug auf die Lehre scheine ihm die christliche weit über der buddhistischen zu stehen. Im Punkt der Wohlthätigkeit habe keine einzige Religion die Werke der christlichen auch nur annähernd erreicht; was die Nicht-Christen in Indien jetzt darin leisten, seien Nachahmungen der christlichen Thaten, die sie niemals aus eigener Initiative unternommen haben würden. Was endlich die Bildung des Characters anbeträfe, so sei es keiner der in Indien herrschenden Religionen gelungen, solche ausgezeichneten Persönlichkeiten zu bilden, wie sie bei bekannten Christen zu sehen wären. Aus diesen Gründen, so schloß der Redner, glaube ich an die Göttlichkeit des Christenthums. Der englische Vertreter des Buddhismus war sichtlich überrascht durch dieses, dem seinigen so entgegengesetzte Zeugniß eines Hindu, der die Frage in seinem Heimathlande gründlich hatte prüfen und studiren können. So weit der Bericht der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“. Leider ist nicht angegeben, worin der junge Hindu den Vorzug der christlichen Lehre vor der buddhistischen fand. Darnach hätte man beurtheilen können, ob wir hier das Urtheil eines belehrten Christen oder eines nur aus Vernunftgründen dem Christenthum wohlgesinnten Hindu haben. J. P.

Die Baseler Mission in Westafrika. Die „D. E. R.“ berichtet: Die Baseler Mission hatte trotz ihrer schweren Verluste noch nie innerhalb Jahresfrist so viele Todesfälle zu beklagen als 1895—1896, seit ihrem letzten Jahresfest. Es starben eine Schwester, zwei im Hausach thätige, sechs der Missionshandlung zugehörige und zwei ordinirte Brüder, zusammen 11 Glieder des Geschwisterkreises auf der Goldküste, fünf von ihnen nach ganz kurzem Aufenthalt in Africa. Dazu kommt der Heimgang von Missionar Christaller, der nach zehnjährigem Missionsdienst auf der Goldküste, seit 1868 in die Heimath zurückgekehrt, für die Mission durch seine Arbeiten in africanischen Sprachen unermüdt thätig gewesen ist. Durch seine treffliche Uebersetzung der Bibel in die Tschisprache hat er der Mission einen unschätzbaren Dienst geleistet. Bei diesen schweren Verlusten der Baseler Missionshandlung auf der Goldküste hat die Committee in Basel mit großem Glaubensmuth doch beschlossen, auch diese Arbeit geduldig fortzuführen. Bei der Berathung darüber war die Erwägung ausschlaggebend, daß bei den verrotteten westafricanischen Zuständen schon die bloße Existenz eines Geschäfts, in welchem der Schnaps-handel und die berüchtigte europäische Unsittlichkeit verpönt sind, als ein mächtiges Zeugniß für das Christenthum wirkt. Auch der viel kleinere Kreis der Kamerun-Mission hat vier Glieder verloren. Der Gesamtzustand der Kamerun-Mission befindet sich aber in erfreulicher Entwicklung und Ausbreitung. Die Zahl der Missionsstationen beträgt jetzt sieben; es sollen noch zwei neue hinzukommen. Von einer Forschungsreise nach den südlichen Gegenden der Colonie wird berichtet:

„Unser Haupteindruck von der Reise war, daß die Thüren für unsere Missionsarbeit offen stehen und die Leute fast durchweg des alten Treibens überdrüssig sind und die Betrügereien der Fettschleute allgemein erkannt und verpöblich werden.“

Aus Japan. Von den in etwas mehr als zwei Jahrzehnten in Japan eingeführten Neuerungen kann sich der Reisende, der die Hafenstadt Yokohama erreicht hat, sofort überzeugen. Denn die Eisenbahn führt ihn in einer Stunde nach der japanischen Hauptstadt Tokio. Eisenbahnen und Telegraphenlinien durchziehen das ganze Land, in denen auch ein vorzüglicher Postdienst eingerichtet ist. Schornsteine von Fabriken, in denen die Maschinen neuester Erfindung arbeiten, ragen empor. Nicht nur in den kaiserlichen Palästen, auch in vielen Kaufläden, Werkstätten und Privathäusern leuchtet das elektrische Licht in den größeren Städten. Die Pferdebahn fährt neben den japanischen Gefährten, die von ein oder zwei Läufern gezogen werden, durch die von einer bunten und fröhlichen Menschenmenge, Männern, Frauen und jungen Mädchen (die in Gesellschaft spazieren gehen) belebten Straßen der Hauptstadt, zu deren beiden Seiten die zierlichen Holzhäuser stehen, die mit ihren Veranden und weit überhängenden Dächern an die Schweizerhäuser erinnern. Neben der Landestraße sieht man schon vielfach die europäische Kleidung, die z. B. der Beamte anlegt, sobald er sein Haus verläßt. Im Innern desselben ist noch die seit Jahrhunderten übliche Einrichtung. Die Bewohner sitzen auf den mit feinen Strohmatte belegten Fußböden, schlafen auf dem Rattenkissen, um die kunstvolle Frisur zu schonen, und essen mit Stäbchen ihren Reis. Aber bei der Petroleumlampe studiert die auf dem Boden kauende Jugend englische und deutsche Bücher. Americanisch und europäisch gebildete Aerzte practiciren in allen größeren Städten. Deutsche Gewehre und Kanonen und militärische Schulung verhalten den Japanern zu ihren glänzenden Siegen über die Chinesen. Handel und Industrie haben sich durch die westländischen Einrichtungen gehoben und die Einführung der abendländischen Wissenschaft hat Japan zu hoher Bildung gebracht. Leider sind mit ihr allerdings auch die materialistischen und atheistischen Ideen von Europa in das Inselreich Ostasiens gedrungen, und durch ihre modernen Kenntnisse erheben sich manche junge Japaner über die Alten und verletzen dadurch das bisher vorbildliche Pietätsverhältniß der Kinder zu den Eltern. Das Kriegsjahr mit seinen Aufregungen und Siegen und dem gesteigerten Ehr- und Nationalgefühl der Japaner hat, trotz der Massenverbreitung der Bibel in Japan, einen Rückgang in der Zahl der Christen und zum Theil vermehrte Feindschaft gegen das Christenthum zur Folge gehabt. Von 39,240 Communicanten ist im Jahre 1895 die Zahl auf 38,710 zurückgegangen und 30 Außenstationen haben vorübergehend aufgegeben werden müssen. Trotzdem gibt die Missionsstatistik über Japan erfreuliche Zahlen. Es muß nur bedacht werden, daß der erste evangelische Missionar Japan erst im Jahre 1859, also vor 37 Jahren, betrat. Und nun beträgt die Zahl der europäischen Missionare 231, die der unverheiratheten Missionsarbeiterinnen 225. Die Zahl der organisirten japanischen Christengemeinden beläuft sich auf 425, von denen bereits 80 sämtliche Kosten ihrer geistlichen Versorgung tragen.

(Missionsabl. für Christl. Bildung 2c.)